

# **Detektiv Nobody's**

**Erlebnisse und Reiseabenteuer.**

Nach seinen Tagebüchern bearbeitet

von

**Robert Kraft.**

10. Band.

## I. DAS GLASHAUS UNTER WASSER.

»Na, Sie alter Schwede, was machen Sie denn?«

Das waren die ersten Worte, die an Nobodys Ohr drangen.

Seinem wirklichen Erwachen war, wie es wohl immer ist, ein dämmerndes Halbbewußtsein vorangegangen, in diesem Zustande war ein seliges Behagen über ihn gekommen, er fühlte sich weich gebettet, er fühlte sich in Sicherheit, er fühlte – eine Tatsache, die wohl schon jeder einmal an sich erfahren hat, für die der Mensch aber wohl nie eine Erklärung finden wird – er fühlte es wie einen Hauch der Freundschaft auf sich übergehen, und das wirkliche Erwachen brachte darin auch keine Enttäuschung für ihn, das hatten ihm schon jene Worte gesagt, und als er nun die Augen aufschlug, blickte er in ein Gesicht mit Bartkoteletten, Stulpnase und wässerigen Froschaugen, auch der Mund war der eines Frosches; er wurde jetzt weit aufgesperrt, als wolle der menschliche Frosch eine große Fliege schnappen – und beim Anblick dieses Gesichtes, das sich über ihn beugte, wurde Nobody erst recht von einer seligen Empfindung erfüllt, er schlang gleich die Arme um den dicken Hals, auf dem dieses Froschgesicht saß.

»Cerberus Mojan – mein lieber, lieber Mojan!« flüsterte er mit seinem glücklichsten Lächeln.

Plötzlich veränderten sich die auf ihn blickenden Augen, sie füllten sich mit Wasser, zwei schwere Tropfen fielen auf Nobodys Gesicht, Mojan machte sich sanft frei und verschwand aus dem Gesichtskreis des im Bett Liegenden.

Und da kam Nobody die Erinnerung, er schlug die mit weißen Bandagen umwickelten Hände vor sein Gesicht.

»Jetzt weiß ich alles,« stöhnte er, »der Gendarm schoß auf mich – ich konnte mich nur noch bis in den Wald schleppen – dann verlor ich das Bewußtsein – wie ein wildes Tier hat man mich angeschossen – und es war ein Schrotschuß – und Gabriele – ach, meine armen Kinder!«

Minuten vergingen. Dann richtete sich Nobody im Bett zum Sitzen auf, ohne daß ihn etwas daran hinderte, auch kein Schmerz, und es waren ganz klare, prüfende Augen, welche sich umschaute.

Ein überaus kostbar ausgestattetes Gemach. Dabei alles ganz märchenhaft. Solch eine Einrichtung wenigstens hatte Nobody noch nie gesehen.

Es war ein origineller, selbsterfundener Stil, der in diesem Zimmer vorherrschte. Seestil, Wasserstil, Nixenstil – oder welchen Namen man nun diesem Geschmack des Besitzers oder Dekorateurs geben mag.

Von vornherein gekennzeichnet wurde dieser Stil durch vier menschliche Figuren in Lebensgröße, aus Porzellan oder farbiger Bronze, welche in den vier Ecken des Zimmers standen – oder auch keine menschlichen; denn die Figuren stellten Wassernixen mit Fischeschwänzen dar, und zu diesen Nixen paßte alles andere, was sich in diesem Zimmer befand.

Wir können weiter keine Beschreibung geben, als daß die Füße und Lehnen der Polstermöbel der Struktur von Wasserpflanzen nachgeahmt worden waren, und dies galt für alles und jedes, worauf das Auge auch fiel. So rankten sich an Nobodys Bett zu seinen Füßen herrliche Wasserblumen empor, in den buntesten Farben schillernd, und wenn es keine natürlichen waren, so mußten sie aus dem dünnsten

Blech getrieben sein, so fein, daß sie bei der leisesten Bewegung erzitterten – die Polster selbst, ebenfalls in allen Farben schillernd, waren mit echten Gold- und Silberstickereien bedeckt, gleichfalls Wasserblumen darstellend, dasselbe galt von der schwerseidenen Decke, die noch halb über Nobodys Bett lag, und es kann nur wiederholt werden, daß dies so bei allem und jedem war.

Als Nobody den Kopf wendete, sah er neben seinem Bett ein Nachttischchen stehen, darauf einen Leuchter, der die Form einer schlanken Wasserlilie hatte, als Streichholzbehälter diente eine große Wasserschnecke, welche die Fühlhörner ausstreckte, und so hätten die musternden Augen noch stundenlang studieren können. Eben eine Einrichtung für Wassernixen oder sonstige Wassermenschen.

Das Wunderbarste, Märchenhafteste aber war vielleicht die Beleuchtung, ein grünes Dämmerlicht, welches über das Ganze gebreitet lag.

Türen waren nicht zu sehen, von Fenstern konnte man nicht sprechen. Oder jede Wand war ein einziges großes Fenster, desgleichen die Decke, und diese mächtigen Fenster waren mit einem grünen Stoffe verhangen, stark genug, um draußen nichts erkennen zu lassen, aber doch Licht durchlassend.

Jedenfalls war alles danach beschaffen, um im Augenblick Nobody alles andere vergessen zu machen, und er hatte nur den Kopf gewendet, um seinen Freund Mojan zu suchen, und dort sah er ihn denn auch noch stehen, in seinem grau und weiß karierten Kostüm mit Kniehosen, gar nicht zu dieser Nixeneinrichtung passend.

»Wo bin ich?«

Mojan hatte eine letzte Bewegung gemacht, um mit einem roten Taschentuche seine Augen zu trocknen.

»Ja, wenn ich das wüßte!« lautete jetzt seine Antwort.

»Sie müssen doch wissen, wo ich mich befinde.«

»Keine Ahnung.«

»Sie wissen nicht, wo Sie sich selbst befinden?« durfte Nobody mit Recht immer mehr staunen.

»Keine Spur von einer Ahnung.«

»Na na! Nur immer sachgemäß. In England sind wir doch jedenfalls.«

»Das ist nicht durchaus gesagt, daß wir uns gerade in Europa befinden müssen. Es kann auch Amerika oder Afrika oder Asien oder Australien oder vielleicht auch ein sechster uns noch unbekannter Erdteil sein, wo dieses Haus steht, in das ich Ihretwegen hineinversetzt worden bin, ohne vorläufig wieder heraus zu können.«

Es läßt sich denken, daß Nobody nicht recht an seines Freundes Zurechnungsfähigkeit glauben konnte. Oder aber – es war eben Mr. Cerberus Mojan.

»Na, Mojan, jetzt lassen Sie einmal Ihre Witze.«

»Witze? Ich mache niemals Witze.«

In der Tat – das damals mit dem Käsefaß, dessentwegen er das ganze Schiff und das ganze Hotel und die ganze Droschke und noch manches andere gekauft hatte, das war im Grunde genommen doch kein Witz gewesen.

»Sie wissen selbst nicht, wo Sie sich befinden?«

»Nein.«

»Wie sind Sie denn hier hereingekommen?«

»Weiß ich auch nicht. Soll ich Ihnen erzählen, was ich von alledem weiß?«

»Aber natürlich!«

Mojan rollte einen Lehnssessel heran und setzte sich neben das Bett.

»Ich fasse mich so kurz wie möglich. Seit vier Monaten habe ich in London eine Wohnung, in Piccadilly. Wozu, an was ich bisher gearbeitet habe, davon später. Jetzt bleibe ich bei der Hauptsache. Heute mittag um zwölf sitze ich in dieser Wohnung bei meinem vierten Frühstück, lese gerade in der Zeitung den ausführlichen Bericht, wie Sie aus Newgate entschlüpf sind, wie Sie es jedenfalls gewesen sind, der den Sir Walter Bekham aus dem Bluthof des Towers entführt hat, da mit einem Male – schrum! – steht vor mir wie aus dem Boden gewachsen ein Mann, im schwarzen Gesellschaftsanzug, grinst so recht höhnisch, macht noch einen Schritt auf mich zu, wobei er den rechten Fuß nachschleift – na, was haben Sie denn, Nobody?«

Allerdings, und Nobody hatte auch allen Grund, den Erzähler mit weitaufgerissenen Augen anzustarren.

»Monsieur Sinclaire!« hauchte er dann.

Mojan nickte phlegmatisch.

»Well, er war es. Ich kannte ihn ja schon ...«

»Woher?«

»Von Ihnen nicht, Sie haben mir ja gar nichts von ihm erzählt, desto mehr damals auf der Argonauteninsel der lange Pieter.«

Richtig, auch Mojan konnte sehr gut eingeweiht worden sein, und er fuhr in bündiger Weise fort zu erzählen:

»Was ich zu der plötzlichen Erscheinung in meinem Zimmer dachte, darüber will ich schweigen. ›Sie sind Mister Nobodys Freund?‹ fragte er mich. Ich bejahte, und er offenbarte mir, was sich vor kurzem in Maidstone abgespielt habe, wie er Sie angeschossen und bewußtlos im nahen Walde

gefunden hätte, und wie er Sie in einen seiner Schlupfwinkel gebracht habe. Ob ich gewillt sei, Ihnen Gesellschaft zu leisten. Na und ob! Wir bestiegen einen unten wartenden Wagen, ich sollte mir die Augen verbinden lassen – warum denn nicht? – Mit der schwarzen Binde mußte es aber doch eine besondere Bewandtnis haben; denn kaum kam mit ihr meine Nase in Berührung, so verließ mich das Bewußtsein – als ich erwachte, befand ich mich schon hier, nur dort im benachbarten Zimmer. Sinclair war noch bei mir, führte mich hierherein, wo Sie lagen, sagte, Sie hätten einen ganz gesunden Schlaf, er hätte Ihnen ein paar Schrotkörner aus dem Leibe amputiert, hätte gar nichts zu sagen – wir sollten warten, bis er wieder zurückkäme, unterdessen stände das ganze Haus zu unserer Verfügung, nur sollten wir uns nicht bemühen, den Ausgang zu finden, das sei unmöglich – fort war er. Nun habe ich zwei Stunden hier neben ihrem Bette gesessen, bis Sie jetzt erwacht sind. Mehr weiß ich nicht zu erzählen.«

Hiermit konnte Nobody natürlich nicht zufrieden sein.

»Nein, mein lieber Mojan, da möchte ich, daß Sie doch etwas ausführlicher erzählen.«

»Das kann ich aber beim besten Willen nicht,« lautete die Antwort. »Als der hinkende Franzose mir sagte, daß Sie angeschossen seien und sich bei ihm befänden, als er mich fragte, ob ich Ihr Wärter sein wolle, da schluckte ich den Bissen, den ich gerade im Munde hatte, mit einem Ruck hinunter und hatte auch schon die Stiefel in der Hand.«

Das sah allerdings diesem Yankee ähnlich, und dann freilich würde Nobody auch nicht viel mehr aus ihm herausbekommen können.

»Und dann saßen Sie schon in der Droschke und bekamen gleich die bewußtlosmachende Binde vor die Augen?«

»So ist's gewesen.«

»Wie lange sind Sie bewußtlos gewesen?«

»Drei Stunden. Denn gleich nach zwölf fuhren wir von meiner Wohnung fort, jetzt ist es fünf Uhr, und zwei Stunden sitze ich schon hier neben Ihrem Bett und warte, bis Sie aufwachen.«

»Der Franzose sagt, aus diesem Hause gäbe es keinen Ausgang?«

»Das sagte er.«

»Haben Sie sich denn nicht nach einer Haustür und dergleichen umgesehen?«

»Ich habe mich nur überzeugt, daß, wie mir Monsieur Sinclaire mitteilte, hier nebenan eine wohleingerichtete Speisekammer ist, nichts weiter.«

»Hat sich kein Diener gezeigt?«

»Kein Mensch.«

»Und Sie wissen wirklich nicht, wo Sie sich befinden?«

»Nicht die geringste Ahnung.«

»Na, innerhalb drei Stunden kann man wohl nicht nach einem anderen Erdteil kommen.«

»Hören Sie,« meinte Mojan mit entsprechender Handbewegung, »diesem hinkenden Teufel ist alles zuzutrauen.«

»Ja, aber . . . gibt es denn hier gar keine Fenster?«

»Fenster genug.«

»Haben Sie denn noch gar nicht hinausgeschaut?«

»Gewiß habe ich das getan, nach allen Richtungen.«

»Na, können Sie denn da gar nicht erkennen, wo ungefähr dieses Haus steht, ob in einer Straße oder im Freien . . . «

»Blicken Sie doch einmal selbst zum Fenster hinaus, Sie brauchen dazu gar nicht erst aufzustehen.«

Mojan sprach's, erhob sich, zog an einer Schnur und . . .

Wenn Nobody jemals geglaubt hatte, in wachem Zustande zu träumen, so war es jetzt der Fall. An den Wänden, wie auch an der Decke hatten sich die grünen Vorhänge zurückgeschoben, große Glasscheiben zeigten sich, aber das durch sie hindurchdringende Licht blieb noch immer grün, und Nobody erkannte sofort das Element, welches sich außerhalb dieser Glasscheiben befand, erst ganz klar, aber in der Ferne immer undurchsichtiger werdend, und dann kam die eigentümliche Vegetation dazu, die dort draußen üppig wucherte, und wenn Nobody doch noch im Zweifel gewesen wäre, so wurde dieser durch einen Karpfen beseitigt, der sich soeben dem Bett näherte und mit seinen Glotzaugen neugierig in das Zimmer schaute; dort kam noch ein anderer Fisch hinzu, und über der Glasdecke schlängelte sich ein großer Aal in seinem feuchten Element.

»Bei Gott, wir sind in Indien!« stieß Nobody in hellem Staunen hervor. »Das kann nichts anderes sein als der unterseeische Glaspalast des Maharadschas von Pandschab!«

Nobody hatte während seiner Reisen durch Indien dieses Wunderwerk unterseeischer Baukunst nicht selbst gesehen, wohl aber mehrere ausführliche Berichte darüber gelesen. Der unermeßlich reiche Maharadscha von Pandschab hatte es sich vor etwa fünf Jahren in einem Gebirgssee seines Landes als Sommerwohnung anlegen lassen, also ein ganzes Glashaus unter Wasser, die Wände nur aus Glasscheiben bestehend, in Bleifassung zusammengekittet. Obgleich von englischen Ingenieuren erbaut, hatte der indische Fürst

doch mit Absicht alle technischen Erfindungen des modernen Europas dabei vermeiden lassen. So z. B. wird die Zufuhr der nötigen Luft nicht durch Pumpen oder durch sonstige Maschinerien bewirkt, sondern unter kolossalen Kosten ist von weither ein Wasserfall geleitet worden, der sich nun durch einen Schacht in einen Raum des unterseeischen Hauses ergießt; der Wassersturz reißt genug Luft mit sich, um alle Zimmer damit zu versehen. Sonstige Spielereien sind dabei ganz vermieden. Nicht genug aber wissen die Besucher von der überaus luxuriösen Einrichtung dieses Glaspalastes unter Wasser zu erzählen, eben einem indischen Fürsten entsprechend, und dieses Wunderwerk gehört nicht etwa der Vergangenheit an, sondern es existiert noch heute.

Heutzutage gibt es noch zwei ähnliche Glashäuser unter Wasser, jenem indischen nachgeahmt, beide in Europa, das eine wohl von keinem Rivierabesucher als Sehenswürdigkeit vergessen werdend. Doch davon später noch ein Wort.

Damals aber, zur Zeit unserer Erzählung, hatte das indische Wasserhaus noch kein Gegenstück gefunden, weder in Europa noch sonstwo in der Welt. Sonst hätte Nobody gewiß etwas davon gewußt.

Deshalb also, als ihm zum Bewußtsein gekommen, daß er sich in einem Glashause unter Wasser befand, war in ihm naturgemäß sofort der Gedanke entstanden, dies könne nur jener indische Glaspalast von Pandschab sein.

Aber er brauchte nur noch einen zweiten Blick in das grüne Element hinauszusenden, da freilich hatte er sofort seinen Irrtum erkannt.

»Nein, Mojan, nein – das sind ausgesprochen europäische Fischarten, die ich ausschließlich erblicke – das gilt erst recht von der Wasserflora, besonders von dem Moos –

kommt in Indien, in Asien gar nicht vor – in keinem anderen Erdteil, als nur in Europa – und zwar nur im nördlichen – – und dort, dort der kleine Salamander zwischen den Sternblumen – diese beiden Arten gehören speziell England an – jawohl, Mojan, wir befinden uns nirgends anders, als in einem stehenden Gewässer Englands!!«

Mojan sperrte einmal sein Maul auf und klappte es mit einem hörbaren Krach wieder zu.

»Nobody, Sie sind doch ein Luder – Sie kann man nicht betrügen!«

»Hat Ihnen denn Sinclair gesagt, daß wir uns hier in England befinden?«

»Nein, davon hat er gar nicht gesprochen. Und eben, weil auch ich schon von dem indischen Glaspalast gehört habe, dachte ich . . . «

»Haben Sie sich schon näher umgesehen?«

»Noch gar nicht. Nur bis ins Nebenzimmer bin ich gekommen, wo ein gedeckter Speisetisch stehen soll, und das stimmt auch, und was für ein feiner, sogar Bärenschinken . . . «

»Und es ist Ihnen kein Verbot wegen Besichtigung der Räume gegeben worden?«

»Im Gegenteil, das ganze Haus stände zu unserer Verfügung, und wenn wir . . . halt, halt, Nobody was machen Sie denn?!«

Mit gleichen Füßen war Nobody aus dem Bett gesprungen. Daß er zuerst etwas geprobt hatte, ob er dazu auch fähig sei, war kaum zu bemerken gewesen.

Er befand sich im Hemd – doch es war ein anderes, als was er zuletzt getragen – er untersuchte seinen Körper, fand

hier und da Pflaster aufgeklebt, besonders der linke Schenkel war mit Bandagen umwickelt.

»Mein Gott, Nobody,« schrie Mojan, »Sie sind doch ein Schwerkranker, Sie sind doch eben erst operiert worden!!«

Schon zwei Schritte, welche Nobody tat, zeigten, daß er sich aus dieser Verwundung und Operation wenig machte, und mehr noch sagten dann, seine Worte:

»Mojan, glauben Sie wirklich, ich würde mich abhalten lassen, einen unterseeischen Schlupfwinkel, den sich dieser geheimnisvolle Mann auch in England angelegt hat, gründlich zu untersuchen, und wenn ich auch nur auf Händen und Füßen kriechen könnte?«

Mojan gab denn auch seinen Widerspruch schnell genug auf.

»Na ja,« sagte er mit entsprechender stolzer Handbewegung, »uns beide genieren Kleinigkeiten nicht, umsonst sind wir doch nicht Indianerhäuptlinge geworden. Uebrigens sollen Ihre Verwundungen gar nicht so schlimm sein, die Schrotpatrone muß eine sehr schwache Pulverladung gehabt haben, sagte der Franzose, die Körner seien gar nicht tief ins Fleisch eingedrungen, desto tüchtiger geblutet hat's. Uebrigens hat er gleich ein Gewand für Sie zurechtgelegt, in der Erwartung, daß Sie aufstehen wollen.«

Es war ein weißes, weites, burnusähnliches Gewand, welches auf einem Stuhle lag. Nobody warf es um, und er brauchte nicht auf Händen und Füßen zu kriechen, seine Bewegungen zeigten nicht einmal die geringste Steifheit.

Dennoch hatte Mojan mit Recht von indianischen Beziehungen gesprochen. Der rote Krieger setzt seinen ganzen Stolz darein, sich nichts von einer Verwundung anmerken zu lassen, solange er sich nur noch aufrecht halten kann.

Vorhin der Zug an der Schnur hatte außer der Decke nur drei Glaswände enthüllt. Die vierte zeigte zwar ebenfalls einen grünen Vorhang, dahinter aber eine gepreßte Tapete mit einer Tür.

So bestand dieses unterirdische Glashaus nur aus einer einzigen Zimmerflucht, die einzelnen Räume hingen direkt aneinander; dies hier war auf der einen Seite das letzte, und diesem Schlafraum, also auf drei Seiten von Wasser umspült, widmete Nobody zunächst seine nähere Untersuchung.

Von den schon beschriebenen Möbeln ist nichts weiter zu sagen. Der Fußboden war nach italienischer Weise in steinernem Mosaik gehalten und zeigte, wie Nobody gleich konstatierte, eine leichte Neigung, was die Reinigung mit Wasser außerordentlich erleichtern mußte, zumal an der einen Wand eine Rinne angebracht war, in die das Wasser abfloß.

Als Nobody diesen Steinfußboden noch weiter untersuchte, fühlte er sich plötzlich von einem warmen Hauche getroffen, der aus einigen kleinen Löchern am Boden kam, und solcher Löcher, aus denen Luft strömte, fand er noch mehrere.

Das war also die Ventilation, welche für frische Luft sorgte, und gleichzeitig wurde diese auch geheizt, was jetzt im April auch nötig war, zumal bei solch einer Wohnung unter Wasser.

Woher kam die warme Luft? Das war erst noch zu ergründen. Doch immer eins nach dem anderen.

Nobody stieg auf einen Tisch, dann auch noch einem der Fischweiber auf die Schultern, um der gläsernen Decke nahe zu kommen, in der er ebenfalls schon Löcher entdeckt hatte.

Richtig, jetzt konnte er es erkennen – diese Löcher waren die Ausgangspunkte von Röhren, welche oben in großen Seelilien und Seerosen endigten, und diese Blumen befanden sich noch über dem Wasserspiegel, bis zu dem es von der Decke aus etwa noch einen Meter war. Auf diese Weise war eine vollständige Ventilation hergestellt.

Ferner konstatierte Nobody eine elektrische Lichtanlage, die Glühbirnen sinnig in Gestalt von durchsichtigen Wasserblumen, die Leitungsdrähte als Schlingpflanzen usw.

Nirgends wurde der Eindruck gestört, daß man sich in einem unterseeischen Nixenreiche befände; höchstens taten das die beiden Schienen, welche aus der Tapetenwand hervorliefen und dicht vor dem Bett endigten.

»Ach so, daß ich's nicht vergesse,« sagte Mojan, als er seinen Freund diese Schienen untersuchen sah. »Hierüber hat mir der schwarzbärtige Franzose noch eine Mitteilung gemacht – wenn Sie ein Bad nehmen wollen, so brauchen Sie nur hier auf diesen Knopf zu drücken, dann kommt dort aus der Wandöffnung auf den Schienen gleich eine Badewanne mit warmem Wasser herausgerollt, bis dicht vors Bett, Sie können gleich aus dem Bett in die Wanne steigen. Soll ich's einmal probieren, ob die Einrichtung . . . «

»Lassen Sie, lassen Sie,« wehrte aber Nobody ab, »erst will ich die anderen Räume untersuchen.«

Das Oeffnen der Wandtür bot keine Schwierigkeiten. Sie führte in einen Raum, in dessen Einrichtungsstil als Ornament und dergleichen der eßbare Meeresbewohner vorherrschte, außer verschiedenen Fischen besonders der Hummer und die Auster, zum Teil in Riesengröße ausgeführt, alles von vollendetem Kunstsinn, und das hatte seinen guten Grund; denn hier war das Speisezimmer, das sagte nicht nur

das luxuriöse Büfett, sondern auch gleich direkt der gedeckte Tisch, reich besetzt mit Flaschen und kalten Delikatessen aller Art.

»Na, da wollen wir mal,« meinte der an ewigem Hunger leidende Mojan und war bereit, sich auf einem der beiden vor dem Tische stehenden Sessel, auch wieder Meeresungeheuer darstellend, niederzulassen.

Aber Nobody wollte jetzt nichts von Essen wissen, und da er hier nichts besonders Beachtenswertes fand, schritt er schon der nächsten Verbindungstür zu . . . da erscholl hinter ihm ein gewaltiger Plautz.

Mr. Cerberus Mojan lag dort, wo der Stuhl gestanden, auf dem Rücken und reckte seine kurzen, dicken Beinchen in die Höhe, das Fischungeheuer von Stuhl stand weit hinter ihm.

Der Fischsessel ging einfach auf Rollen, der sich setzen wollende Mojan war unvorsichtig gewesen, hatte den Stuhl zurückgestoßen, hatte sich danebengesetzt.

So mußte Nobody wenigstens annehmen. Im nächsten Augenblick aber änderte sich seine Ansicht.

»So 'ne Gemeinheit!« schimpfte Mojan, erhob sich, zog den Stuhl wieder heran, wollte sich abermals setzen . . . plautz, da lag er schon wieder auf dem Rücken und reckte seine Bratwurstbeinchen gen Himmel.

Diesmal nun freilich hatte Nobody gesehen, daß der Fischsessel vor dem sich Setzenden allein zurückwich, und schnell hatte der Detektiv den Mechanismus auch herausgefunden.

In den Steinboden waren kaum sichtbare Schienen eingelassen, in diesen liefen die Rollen des Fisches, und sobald man auf eine bestimmte Platte des Mosaiks trat, um sich

zu setzen, wurde der Mechanismus ausgelöst, der als Sessel dienende Fisch rollte selbsttätig zurück.

Den eigentlichen Mechanismus allerdings untersuchte Nobody nicht, das hatte ja noch Zeit, es war ja auch nichts weiter als eine Spielerei, gar keine so harmlose, und gerade deswegen wurde Nobodys Kopf von ganz besonderen Gedanken beschäftigt, als er seinen Weg nach der zweiten Tür fortsetzte.

Wie, dieser übermenschliche Mephistopheles, dieser geistvolle Mann, der war zu solchen dummen Witzen fähig, in seinem Hause einen Sessel zu haben, der fortrollte, wenn sich etwa ein Gast daraufsetzen wollte? Darüber konnte er wirklich lachen?

Ja, das gab tatsächlich zu denken. Wenigstens für einen Nobody, der die Charaktere der Menschen professionell studierte.

In diesem Augenblicke aber beging Nobody doch einen großen Fehler. Nämlich insofern, als er selbst herzlich aufgelacht hatte, als der dicke Mojan zum zweiten Male vor dem zurückrollenden Fischstuhle auf den Rücken gepurzelt war, die dicken Beinchen so in die Höhe reckend. Freilich gehört dazu, daß so etwas gut abläuft, und das war ja bei dem gummiartigen Mojan, der bekanntlich auch als Clown hätte auftreten können, zum Glücke der Fall gewesen.

Der nächste Raum, auf den beiden Wasserseiten wieder mit durchsichtigen Glaswänden, hatte als Hauptsache in der Mitte ein großes Wasserbassin mit Fontäne, die jetzt aber nicht ging. Dann standen auch noch viele andere Möbel umher, nur mit dem Unterschied, daß die zum Sitzen einladenden keine Polster hatten; geschnitztes Holz oder Steinplatten mit Mosaik ausgelegt.

»Das ist der Baderaum,« meinte Nobody.

»Baderaum, wieso?« fragte Mojan. »Wegen des Basins mit der Fontäne? Ich glaube vielmehr, das ist das Wohnzimmer für die heißeste Jahreszeit, wenn jedes Polster beschwerlich fällt. Wie behaglich muß es sich nicht hier auf diesem Himmelstuhl sitzen, mit einer Zeitung, so eine gute Zigarre dabei im Munde ... «

Wieder ließ der quecksilberne Yankee dem Gedanken gleich die Tat folgen, er drehte sich also herum, um sich zu setzen, hielt aber diesmal vorsichtig den Stuhl bei den Armlehnen fest, damit er nicht wieder heimtückisch davonliefe; nun setzte er sich wirklich, schlug die dicken Beinchen übereinander und blickte vergnügt zu dem verzierten Dache empör, das den Lehnstuhl krönte.

»Famos! Hier nun bloß noch eine Zeitung und eine gute Zigarre ... «

Nein, ihm unter dem Leibe lief dieser Stuhl nicht fort, darauf war er nicht dressiert – aber plötzlich prasselte oben von dem Dache auf Mojan eine wolkenbruchartige Regendusche herab!

Und wieder mußte Nobody aus vollem Halse lachen. Der Hauptwitz dieser Situation lag nämlich darin, wie der kleine Dicke im karierten Anzug mit übereinandergeschlagenen Beinchen so noch einige Sekunden mitten in der Regentraufe sitzen blieb und mit weitaufgerissenem Rachen nach oben blickte; als hätte er es direkt darauf abgesehen, es sich dahineinregnen zu lassen.

Dann freilich sprang er schnell genug auf und schüttelte sich wie ein aus dem Wasser kommender Pudel.

»Weiß Gott, Nobody, Sie hatten recht – 's ist wirklich ein Badezimmer!«

Diese in dem nassen Raume so trocken gemachte Bemerkung konnte nur dazu dienen, Nobodys Lachlust noch zu verstärken.

Sofort begann sich Mojan zu entkleiden, riß sich die nassen Sachen vom Leibe, von oben beginnend, also erst die Jacke, dann die Weste, dann kam auch gleich das Hemd daran, schon kam der obere Teil des Indianerhäuptlings zum Vorschein, der auf seinem stattlichen Schmerbauche Sonne, Mond und Sterne eintätowiert hatte, und da konnte man auch schon erkennen, daß Mr. Cerberus Mojan für alle Fälle auf dem nackten Leibe immer eine rot und weiß gestreifte Badehose trug.

Nun mußten vor der Hose die langen, gelben Schnürstiefel darankommen, und diese machten, obgleich schon aufgeschnürt, dem Dicken Schwierigkeiten.

»Da müssen Sie mir helfen, Nobody, die kriege ich nicht allein auf. Reißen Sie, was Sie können. Warten Sie, ich setze mich dazu . . . «

Mißtrauisch musterte er die einzelnen Sitzplätze. Ein einfacher Schemel schien sein Zutrauen zu gewinnen, besonders, als er vorsichtig daran gerüttelt und ihn wie angenagelt gefunden hatte.

»Der ist fest und kann auch nicht von oben spucken, auf den werde ich mich setzen – so, nun kann's los . . . «

Nein, von oben spuckte dieser Schemel nicht – aber desto mehr von unten – der kleine Dicke wurde förmlich emporgeschleudert von der Wucht eines Wasserstrahls, der aus dem Sitzbrett herausspritzte, als sich Mojan kaum daraufgesetzt hatte.

Auf mehr Untersuchungen ließ sich Mojan in diesem Badezimmer nicht ein, er rannte, sich die herunterrutschenden Hosen festhaltend, hinaus, dem Schlafgemach zu, was er rennen konnte.

Nobody ließ ihn laufen. Er schritt der nächsten Seitentür zu. Dabei schüttelte er nur etwas den Kopf.

Gewiß, Duschen muß jedes komfortable Badezimmer haben. Man kann solche Duschen auch als Wasserkünste und Vexierspiele anbringen. Aber . . . sah so etwas diesem aller Menschheit weit überlegenen Mephistopheles ähnlich?

Ja, warum nicht? Erlaubte der sich nicht beständig solche Scherze? Ja, aber . . . es blieb eben immer bei diesem ›Aber‹.

Nein, diesem fast göttergleichen Manne sah so etwas denn doch nicht ähnlich, ebensowenig wie der fortrutschende Stuhl!

Der nächste Raum diente als Lese- und Arbeitszimmer. Die Auswahl der Bücher war gering, die der Zeitungen dagegen sehr groß, der Schreibtisch ein sehr kostbares Möbel.

Vor allen Dingen aber bemerkte Nobody, daß hier das unterseeische Glashaus zu Ende war. Die hinterste Wand war undurchsichtig, mit Zement bedeckt, ging viel weiter in die Höhe – durch die Glasdecke hindurch erkannte Nobody einen Turm, der oben über das Wasser ragte. Das war also der Eingang; in diesem Turm befand sich jedenfalls auch die Maschinerie für die Luftzufuhr, für das elektrische Licht und alles andere.

Diese Zementwand, allerdings mit künstlerischem Stuck verziert, zeigte wohl Fugen, aber keine eigentliche Tür, wenigstens nicht als solche durch eine Klinke gekennzeichnet.

Zunächst dachte Nobody an keine Untersuchung nach einer Türöffnung, so wenig wie er dem zwischen Schreibtisch

und Wand stehenden menschlichen Gerippe irgendwelche Beachtung schenkte – er ging vielmehr daran, den Inhalt der Bücher und der Zeitungen zu prüfen.

Da kam auch schon Mojan herein, nackt bis auf das Badehöschen, sonst in der ganzen tätowierten Pracht des letzten Cherokeesenhäuptlings glänzend.

»Na, was haben Sie unterdessen alles gefunden?«

»Nichts Besonderes. Die Bücher sind ganz gewöhnliche Unterhaltungslektüre; die Zeitungen sind eben die letzten Tagesblätter und einige illustrierte. Nun werde ich einmal den Schreibtisch untersuchen.«

»Da werden Sie wohl wenig Glück haben.«

»Wieso?«

»Weil der Schreibtisch verschlossen ist.«

»Woher wissen Sie denn das? Haben Sie es schon probiert?«

»Ich? Ich sagte Ihnen doch schon, daß ich noch gar nicht in diesem Zimmer gewesen bin.«

»Nun, wenn die Fächer auch verschlossen sind, ich werde sie schon aufbekommen.«

»Das werden Sie doch nicht tun!!« erklang es förmlich erschrocken aus Mojans Munde.

»O, in solchen Angelegenheiten bin ich wenig zartfühlend . . . «

Die ganze Unterhaltung war unnötig gewesen. Nobody hatte die Griffe der Hauptschublade gefaßt, er konnte sie herausziehen.

»Zurück, zurück!« schrie da Mojan in einer ganz unbegreiflichen Aufregung, sprang herbei und versuchte Nobody zurückzudrängen.

Aber das war bei Nobody nicht so leicht, seine mit Bandagen umwickelten Hände wühlten schon in Papieren, und da plötzlich erweiterten sich seine Augen.

Diese starke, nach links überliegende Handschrift sollte er doch kennen, und dann diese Rechnungen und Quittungen, alle von oder auf Mr. Cerberus Mojan ausgestellt . . .

Nobody wandte seine weitgeöffneten Augen dem nackten Indianerhäuptling zu, der plötzlich wie niedergedonnert stand.

»Was soll das? Wie kommen Ihre handschriftlichen Papiere in diesen Schreibtisch? In dieses unterseeische Glashaus?«

»Ich – ich –« stotterte der Indianerhäuptling wie ein armer Sünder. »Ach, ich Rhinoceros habe vergessen, gerade diese eine Schublade zu verschließen oder habe den Schlüssel verkehrt umgedreht.«

»Das ist Ihr eigener Schreibtisch! Dieses Glashaus ist Ihr eigenes! Ich befinde mich in Ihrer Wohnung! Nichtwahr?«

»Ja,« erklang es immer kleinlauter.

»Na, was soll nun diese Komödie? Nun einmal reinen Wein eingeschenkt!«

Mojan raffte sich empor, legte aber dafür den Kopf auf die Seite und faltete die Hände über dem bemalten Bauche.

»Ich habe es ja nur gut gemeint mit Sie – mit Ihnen – mit Sie,« erklang es noch in demselben kläglichen Tone.

»Mojan, Sie sind doch ein unverbesserlicher Harlekin. Aber Rechenschaft müssen Sie mir geben. Was ist das nun mit Monsieur Sinclair?«

»An alledem ist kein Wort wahr.«

»Was?« stutzte jetzt Nobody noch mehr denn zuvor.

»An dem ganzen Sinclaire ist kein Wort wahr, so weit, wie er warm ist.«

»Ich verstehe nicht . . . «

»Der Franzose ist mir gar nicht erschienen.«

»Sondern?«

»Ist überhaupt gar nicht bei mir gewesen.«

»Auch nicht hier in diesem unterseeischen Glashause?«

»I wo. Ich bin's gewesen, der Sie im Walde bei Maidstone bewußtlos gefunden und Sie gleich hierhergebracht hat, in dieses Glashaus unter Wasser, welches ich mir vor drei Monaten hier habe bauen und einrichten lassen.«

Es dauerte einige Zeit, ehe Nobody wieder Worte fand.

»Ja, wozu da in aller Welt diese Komödie, diese Märchen, die Sie mir erzählt haben?!«

Mojan legte den Kopf noch tiefer auf die Seite und machte so ein recht treuherzig-klägliches Gesicht.

»Ach, mein lieber, lieber Nobody,« erklang es entsprechend diesem Gesicht, »das kann ich Ihnen ja gar nicht alles erzählen – Sie mußten doch so traurig sein – und – und – ich kann's ja gar nicht sagen – Sie sind doch sonst so klug – wissen Sie denn nicht allein, warum ich Ihnen das alles erzählte?«

Ja, da mit einem Male begriff Nobody den Zweck dieser ganzen Komödie, und wie Sonnenschein flog es über sein Gesicht.

Versteht es der geneigte Leser? Der Zweck der Mystifikation ist nicht so leicht zu begreifen. An einem anderen Beispiele kann es erläutert werden.

Ein Unglück ist geschehen. In blühender Gesundheit hat der Mann seine Familie verlassen – eine Stunde später ist er eine verstümmelte Leiche. Das muß der Frau hinterbracht

werden. Und das ist ein gar schweres, ein schwieriges Amt. Dazu eignet sich nicht jeder Schutzmann. Es muß ein hochgebildeter Mann sein, der dies unternimmt, will das ihm gelingen, worauf es hier ankommt. Am besten vielleicht eignet sich dazu ein Geistlicher, aber mit tröstender Vorbereitung ist es dabei nicht abgetan, es gehört zu so etwas eine ganz eigentümliche Kunst, die man eine schauspielerische nennen möchte. Natürlich ist da auch jede Unwahrheit erlaubt. Nur ein kleines Unglück, der Mann liegt im Krankenhause, wird bald wieder hergestellt sein – usw. bis die Frau die ganze Wucht des Schlages nicht mehr empfindet.

Aehnlich war es hier. Und Cerberus Mojan, dieser Harlekin, hatte in dieser Beziehung ein Meisterstück geleistet.

Bald nachdem Nobody die verbrannten Ueberreste desjenigen, was sein Liebstes auf Erden gewesen war, gefunden und begraben hatte, ein gebrochener Mann, war er bewußtlos niedergesunken. Wie wir später erfahren werden, war es Mojan gewesen, der ihn gefunden hatte. Er hatte ihn hierher in dieses Glashaus unter Wasser gebracht, welches seit einiger Zeit das seine war.

Als Nobody erwachte, mußte sein erster Gedanke an Frau und Kinder sein, erst jetzt mußte das ganze Unglück über ihn kommen, wie es ja tatsächlich der Fall gewesen war.

Hätte Mojan ihn von den schwermütigen Gedanken etwa ablenken können, wenn er ihm gleich gesagt, daß er sich bei ihm befände und diese seine Wohnung sei ein Glashaus, das sich unter Wasser befand, und nun wolle er ihm dessen Einrichtung zeigen?

Nein, gewiß nicht. Aber Mojan wußte, wie tief jener rätselhafte Mann, der sich Mephistopheles oder Sinclair nannte, schon in das Leben seines Freundes eingegriffen hatte,

wie Nobody immer auf der Jagd nach diesem Rätsel gewesen war, und in diesem Sinne hatte er sich sein Märchen schon zurechtgelegt, verbunden mit Taten, freilich alles nach dem Geschmacke dieses bizarren, exzentrischen Yankees – aber hatte er sein Ziel nicht erreicht?

Der kleine, dicke Mann hatte die größten Zirkuswitze gemacht, war wie ein Clown auf den Rücken gefallen und hatte sich mit Wasser begießen lassen – aber was tut dies alles – der Zweck heiligt das Mittel – und es war wirklich in gewissem Sinne ein Meisterstück des Genies gewesen.

Fast eine Stunde lang hatte er seinen Freund, der eigentlich jetzt vor Jammer vergehen oder sich dem Trübsinn hingeben mußte, so hingehalten, ihm immer andere Gedanken eingeflößt, hatte ihn sogar mehrmals zum Lachen gebracht! Kann man mehr verlangen? Das nennt man eine Krisis, und mit Hilfe Mojans hatte Nobody sie glücklich überstanden.

Ja, jetzt allerdings verstand Nobody, er brauchte weiter keine Erklärung mit Worten, und wenn auch ein trübes Lächeln hervortrat, so blieb doch der Sonnenschein auf seinem Antlitz, als er jenem die Hand reichte.

»Mojan, Sie sind ein Engel – nein, Sie sind ein guter, ein braver, ein lieber Mensch – und ein kluger dazu. Was ich auch verloren haben mag, jetzt erst weiß ich, was ich an Ihnen gefunden habe. Nehmen Sie meine Hand!«

Da verwandelte sich auch das Häufchen Unglück wieder in den alten Cerberus Mojan, in den quecksilbernen Yankee, und er faßte Nobodys Arm.

»Na, da kommen Sie, da wollen wir uns zu Tisch setzen, und dabei erzähle ich Ihnen alles, und Sie werden nicht viel weniger Merkwürdiges zu hören bekommen, als wenn mir der Gottseibeius in eigener Person erschienen wäre.«

Arm in Arm schritten sie nach dem Speisezimmer zurück; unterwegs entnahm der nackte Indianerhäuptling einem Schranke einen Burnus und hüllte sich hinein, dann setzten sie sich vor den üppigen Speisetisch, ohne daß diesmal einer der Fischsessel zurückgewichen wäre.

»Also,« begann Mojan mit kauendem Munde. »Ich habe in Piccadilly wirklich eine Wohnung. In der sitze ich heute früh beim Kaffee und lese die Zeitung. Ist alles schon drin. Nobody, Nobody, Nobody. Nobody aus Newgate ausgebrochen, Nobody hat den Sir Bekham aus dem Tower vom Schafott heruntergeholt, Nobody hat ein Pferd gemaust, Nobodys Residenz in Maidstone ist heute total abgebrannt. Zuerst griff ich an meine Waden, ob die schon kalt waren. Denn bekanntlich fängt der Tod bei den Füßen an. Nein, ich lebe noch. Und wie ich lebte! Beim Aufspringen warf ich gleich den ganzen Kaffeetisch um. Frau, schreie ich, wenn jetzt Nobody irgendwo ist, dann ist er in Maidstone, am Brandherd; hin zu ihm!!! – Also meine Frau sofort . . . «

»Erlauben Sie, daß ich Sie unterbreche. Ihre Frau?«

»Meine Frau,« nickte Mojan gravitatisch.

»Ihre richtige Frau?«

»Yes. Wir sind richtig ehelich zusammengekuppelt.«

»Ach, gehen Sie weg!«

»Nee, ich bleibe hier.«

»Seit wann denn?«

»Schon seit vier Wochen und zwei Tage.«

»Mit wem denn?«

»Nu eben mit meiner Frau.«

»Wie sie heißt, meine ich.«

»Nu natürlich Mrs. Mojan.«

»Herrgott – – – was für eine Geborene es ist!!«

»Ursprünglich hieß sie Miß Hoppe – mit Vornamen Therese – als Jungfrau heiratete sie einen Schweinezüchter in Cincinnati, woher bekanntlich die meisten Schweine Amerikas, wenn nicht der ganzen Welt, kommen, ganz Cincinnati ist überhaupt ein einziger Schweinestall – tatsächlich, dort laufen die Schweine frei in der Straße herum, es ist polizeiliche Vorschrift, daß die menschlichen Passanten ihren vierbeinigen Brüdern ausweichen – überhaupt eine großartige Stadt, Cincinnati – ich sage Ihnen, Sie machen sich gar keinen Begriff davon, was dort für eine Schweinerei zu Hause ...«

»Aber ich bitte Sie – Sie sollen doch nicht von Schweinezucht erzählen, sondern von Ihrer Frau!«

»Na ja, der erste Mann meiner Frau war also in Cincinnati Schweinezüchter, sogar der allergrößte, z. B. hatte er einen Kontrakt, allein für Chicago alljährlich sechzigtausend Schweine zu liefern, sech-zig-tausend fette Schweine – – und das war nur so ein einziger Lieferungskontrakt – im ganzen hatte er jährlich so rund dreimalhunderttausend Schweine zu liefern, und außerdem machte er auch noch in Enten und Gänsen, abgesehen davon, daß er auch noch so nebenbei ...«

»Hören Sie, Mojan, wollen Sie mich eigentlich veralbern?«

»Ich? Sie? Nee.«

»Wollen Sie mir nun sagen, wie dieser erste Mann Ihrer jetzigen Frau hieß?«

»Ja, warum denn nicht? Ich habe durchaus keine Ursache, seinen Namen zu verschweigen, er ist immer ein Ehrenmann gewesen, und wenn einmal ein Schwein die Trichinose ...«

»Mojan, nun hört's aber auf!! Wie hieß dieser Mann?«

»Anton hieß er – das heißt, das war sein Vorname, und mit dem richtigen Namen, mit dem sogenannten Vatersnamen, hieß er – hieß er . . . Hackerle.«

Langsam erhob sich Nobody, um sich mit beiden Händen auf den Tisch zu stützen. So stand er weit vornübergebeugt da.

»Hackerle?«

»Therese Hackerle, gewesene. Seit vier Wochen zwei Tagen meine rechtmäßige Gattin. Na, was kieken Sie mich denn so an?«

»Therese – Hackerle?« kam Nobody noch immer nicht über diesen Namen hinweg. »Doch nicht – etwa – – ist sie sehr dick?«

»Rund und voll wie eine Tonne. Habe sie erst gestern gewogen. Zweihundertundelf einachtel Pfund – mit nüchternem Magen – überhaupt ganz netto – nur die Strumpfbänder hatte sie anstandshalber anbehalten. Und was für Strumpfbänder das sind, die meine Frau trägt. Höhööh! So! Ungelogen so! So ein Strumpfband können Sie Hering als Bauchbinde tragen. Höhööh!«

Leider läßt sich nicht wiedergeben, was das kleine, dicke Männchen, ein geborener Zirkusclown, dazu für ein Gesicht und für Handbewegungen machte.

»Mrs. Therese Hackerle ist Ihre Frau geworden?« mußte Nobody noch immer staunen. »Na, nun schlägt's aber dreizehn! Wie sind Sie denn zu der gekommen? Woher kennen Sie die denn überhaupt?«

»Sie vergessen wohl ganz die Geschichte damals, wie ich mich zu der Amazoneninsel anwerben ließ, wo ich mich ihr zuerst vorstellen mußte und . . . «

»Sie haben recht,« Nobody setzte sich gelassen nieder. »Wie die Ehe zusammengekommen ist, erzählen Sie mir dann wohl später. Jetzt möchte ich zunächst gern etwas über meine Person hören.«

»Sie haben ebenfalls recht. Bleiben wir bei der Hauptsache. Wo war ich stehen geblieben?«

»Als Sie den Kaffeetisch umwarfen.«

»Richtig. Der blieb liegen. Fahrplan zur Hand genommen – erst in einer Stunde – ein Zug – da war Wagen besser – Wagen deshalb, weil meine Frau mit wollte und Miß Laboche doch nun natürlich auch . . . «

»Was, Mademoiselle Laboche befindet sich bei Ihnen?!« rief Nobody wiederum in höchstem Staunen, und gleich stand vor ihm die seltsame Malerin mit dem Goethekopf, die ein Gerippe von einem Indianer ihren Liebhaber nannte. »Was, auch Mademoiselle Clarence Laboche hier?!«

»Nu allemal, die hat Ihnen doch die Bleikugeln aus'm Hintern geschnitten.«

Nobody erstarrte einen Moment zur Statue, glaubte nicht recht gehört zu haben, dann biß er sich auf die Lippen und nahm sich vor, den Erzähler nicht mehr zu unterbrechen.

»Erzählen Sie weiter. Ich wundere mich über nichts mehr.«

»Aber eigentlich hätten Sie allen Grund dazu. Weshalb, werden Sie gleich hören. Die Equipage mit meinen beiden Falben ist schon vorgefahren, wir drei rin, beim Einsteigen knöppte ich mir noch die Hosen zu. Ich nehme selber Zügel und Peitsche. Kennen Sie den trojanischen Wagenlenker von Tossani? Wie der seine sechs Gäule auskneifen läßt, was? Gar nischt gegen mich. Nur daß ich bloß zwei im Zügel hatte. Aber sonst, sage ich Ihnen – – meine Frau stand zweimal

kerzengrade auf dem Kopfe – über einen Sturzacker bin ich in Karriere gefahren. Na, kurz und gut, in zwei Stunden haben wir Maidstone und den rauchenden Brandherd in Sicht. Wie wir so durch den Wald sausen, da springt über den Weg ein Kerl, nur in Hemd und Hosen; hält mit beiden Armen ein blutiges Bündel umschlungen – – – Nobody, glauben Sie an Ahnungen?«

Nobody blieb die Antwort schuldig, zuckte nur die Schultern.

»Ich habe bisher nicht daran geglaubt, jetzt muß ich es. Wir erkannten eigentlich nichts weiter als ein blutiges Wäschebündel, was der Kerl da trug; aber eine Ahnung sagte mir: dieses blutige Wäschebündel ist kein anderer als Nobody, oder ich will doch gleich . . . Na, kurz und gut, ich hatte gar keine Zeit zum Denken, der Kerl wollte wieder im Walde verschwinden, da waren meine Gäule schon an seiner Seite, ich herunter vom Bock – – – weiß Gott, was der Kerl da trägt, ist der Nobody!«

Mojan, der nicht so einfach erzählte, sondern dabei mit Armen und Beinen zappelte, mußte tiefaufatmend eine Pause machen, die er dazu benutzte, ein großes Kelchglas mit Champagner zu leeren.

»Es geht doch nichts über ein Glas Sekt – – – über eine Ahnung, wollt ich sagen – das heißt, wenn sie richtig gewesen ist. Meistenteils ahnt man ja daneben. Diesmal aber war's ein Faktum. Nun ich wurde mit dem Kerl bald fertig. Er hatte den schönen Namen Pumpus – Emanuel Pumpus – war königlicher Gendarm, wollte es aber nicht mehr sein. Er war dazu kommandiert worden, Sir Alfred Willcox zu verhaften, falls Sie sich nach Maidstone gewendet hätten, denselben

Auftrag hatte ein zweiter Gendarm aus einem anderen Revier erhalten, die beiden trafen zusammen, bei Pumpus war es ganz selbstverständlich, daß Nobody unantastbar sei, diese Gesinnung setzte der brave Pumpus auch bei seinem Kameraden voraus; der aber dachte anders, hat auf Sie, als Sie auskniffen, geschossen, mit einer Schrotpatrone. Da hat Pumpus ihn verhaufen, dann hat er seinen Waffenrock ausgezogen, denn seine Stellung hatte er nun doch verloren, folgte Ihrer Blutspur, fand Sie besinnungslos im Wald liegen, hockte Sie auf, um Sie irgendwo in Sicherheit zu bringen. Da kam ich. Nun, mein lieber Nobody, ist das vielleicht kein größeres Wunder, daß gerade ich es sein mußte der zur rechten Zeit auf der Bildfläche erschien?«

»Ja, es war eine Fügung des Himmels,« sagte Nobody tief ernst, feierlich, »und ich glaube auch daran, daß noch immer Zeichen und Wunder geschehen, wir Menschen sind nur zu blind geworden, um dies zu erkennen. – Nun, und weiter?«

»Na, ich packte Sie eben in meinen Wagen und brachte Sie direkt hierher, wo ich mir in meinem See ein Glashaub habe bauen lassen.«

»Und was wurde aus dem Gendarmen?«

Mojan legte plötzlich Messer und Gabel hin und blickte mit eigentümlichem Gesichtsausdruck auf.

»Was aus dem wurde? Der ging eben seiner Wege.«

»Aber der Mann hatte doch seine Stellung verloren, und abgesehen davon, der wird jetzt verhaftet, jedenfalls ist es doch bekannt, daß er mir zur Flucht verholfen hat.«

Ganz aufgeregt hatte Nobody es gesagt, und da wischte Mojan seine fettige Hand am Burnus ab und hielt sie jenem hin.

»Nobody, daß Sie jetzt sofort an diesen Gendarmen denken, das gereicht Ihnen zur hohen Ehre . . . «

»Ach, lassen Sie doch, das ist doch ganz selbstverständlich . . . «

»Nein, das ist eben nicht ganz selbstverständlich,« fiel Mojan ihm energisch ins Wort. »Ganz selbstverständlich wäre es vielmehr, wenn Ihre nächste Frage gewesen wäre, wo sich dieser See mit meinem Glashause befindet, oder Sie haben auch noch genug über sich selbst zu fragen. Also nehmen Sie meine Hand.«

Und sie schüttelten sich die Hände, die beiden Männer, welche jetzt nicht mehr der Erdoberfläche angehörten.

»Im übrigen,« fuhr dann Mojan fort, »kann ich Sie wegen dieses Gendarmen beruhigen. Er hatte in dichter Nähe einen Freund wohnen, den wollte er nur aufsuchen, um sich mit Kleidung zu versehen, dann kommt er ebenfalls hierher, und es ist ein ganz geriebener Fuchs, der sich nicht fangen läßt. Sonst will ich Ihnen vorläufig nur noch mitteilen, daß Sie sich im See von Snaresbrock befinden. Ich habe ihn und das umliegende Land vor einem Vierteljahre als mein Besitztum käuflich erworben. Daß ich Sie gefunden und hierhergebracht habe, vermutet man schwerlich; wir sind nicht beobachtet worden, ich habe jede Spur sorgfältig verwischt, meinen Leuten kann ich trauen – es wäre ein unglücklicher Zufall, wenn wir deswegen einen Besuch bekämen, und auch dann wüßte ich mir noch mit Leichtigkeit zu helfen. – Nun aber müssen wir zu Ihnen selbst kommen. Haben Sie Fragen zu stellen?«

Und ob Nobody zu fragen hatte! Sein Gewissen wurde schwer belastet.

»Was weiß man von meiner Befreiung aus Newgate?«

Der kleine Dicke konnte ebenso kurz und sachgemäß sein, wie manchmal albern.

»Man schätzt die Zahl der Einbrecher auf fünf. Sie haben vom Nachbarhaus, in dem sie einen Kartoffelkeller gemietet hatten, mit unsäglicher Mühe einen Tunnel unter der Straße hinweg nach Newgate gebohrt, zuletzt eine Sprengung ausgeführt, nur so viel, um durch das entstandene Loch kriechen zu können. Dann drehten sie das Gas aus. Außer Ihnen sind noch drei andere Untersuchungsgefangene befreit worden – ich kenne ihre Namen ja zur Genüge: es sind Kapitän Flederwisch und die beiden Matrosen Anok und Jochen. Das Entweichen der Befreier wie der Befreiten aus Newgate war heute früh für die Zeitungen noch vollkommen in mystisches Dunkel gehüllt. Na ja, eben der Nobody brachte sie heraus, der Newgate wohl besser kennt als jeder andere. Aber den Weg, den er genommen, sucht man noch vergeblich.«

»Und was für Menschenleben hat das gekostet?«

»Kein einziges.«

»Nicht?!« stieß Nobody atemlos hervor.

»Kein einziges; nur ein Mann, der sich im Keller befand, um etwas zu holen, wurde niedergeschlagen, sonst ist niemand auch nur verwundet worden.«

»Mojan, Sie wollen mich nur beruhigen; deshalb verschweigen Sie mir die Wahrheit!«

»Ich lüge nur, wenn ich dabei Geld verdienen kann, und hierbei ist doch nichts zu verdienen,« lautete die naive Antwort des Yankees, und doch in einer Weise gesprochen, daß Nobody ihm Glauben schenken mußte, und ein Stein fiel von seinem Herzen.

»Es fielen doch Schüsse.«

»Von den Wachposten und Wärtern abgefeuert, die aber anscheinend, da man keinen Verwundeten und auch keine Blutspur fand, alle ihr Ziel verfehlt haben. Die Einbrecher selbst haben gar keinen Gebrauch von Schußwaffen gemacht.«

Dieses Fehlgehen aller Schüsse schrieb Nobody dem Einflusse des Lordmasters zu, der freilich nicht mit dieser fremden Hilfe gerechnet hatte; die war ja ganz unvermutet dazwischengekommen.

»Es erfolgte auch eine Gasexplosion?« erlaubte sich der vorsichtige Detektiv erst eine Zwischenfrage.

»Erfolgte in einem leeren Korridore, wo eine Petroleumlampe brannte.«

»Zieht man jetzt den Lordmaster of Newgate zur Verantwortung?«

»Das wird man wohl tun; aber der wird sich schon herausbeißen. Der war gestern nacht gar nicht in London, und so weit geht seine Verantwortung denn doch nicht. Was kümmern Sie sich überhaupt um den?«

Nobody sah keinen Grund, seinen Freund in diese Sache einzuweißen. Deshalb auch vorhin die vorsichtige Zwischenfrage, um sein Interesse zu verbergen.

»Haben die Morgenzeitungen in Verbindung mit mir vielleicht auch die Person des Marquis Somerset erwähnt?«

»Na und wie! Er war mit bei der Exekution im Tower, seine linke Hand wurde von einer Revolverkugel durchbohrt, die man dann abgeplattet an der Mauer liegen fand.«

Daß dieser Marquis den Scharfrichter gespielt hatte, schien Mojan nicht zu wissen, das kam eben nicht in die Oeffentlichkeit. Doch Nobody hatte ja auch nur eines herausgehört.

»Seine Hand ist ihm nicht zerschmettert?«

»Gott bewahre. Nur durchbohrt, in acht Tagen kann er sie wieder gebrauchen. Der Marquis ist so gesund, daß er noch mächtig auf Sie schimpfen kann, weil Sie ihm seinen Vollbluthengst totgeritten haben.«

Es war also nicht das Pferd eines Wachtoffiziers gewesen, welches sich Nobody angeeignet, sondern jene aristokratischen Herren waren nach dem Tower zu Pferd gekommen, und Nobody hatte gerade dasjenige des Marquis erwischt, den er auch körperlich geschädigt hatte.

Doch vor allen Dingen kam es hier nur auf eines an.

»So hat meine Befreiung und Flucht also durchaus keine Opfer gefordert?«

»Keine Maus hat deswegen ihr Leben gelassen. Na, und was wäre denn dagebewesen? – Doch nein, Sie haben recht – ich verstehe Sie.«

Es war nicht alles, aber doch gar viel, was jetzt von Nobodys schwerem Herzen wich. Sein Gewissen dagegen war nun vollständig entlastet.

»Trinken Sie aus,« ermunterte Mojan. »Wollen Sie sich nicht noch ein Stück Aal abschneiden? Nein? Dann nehme ich den ganzen. – Diese Angelegenheit wäre wohl erledigt. Nun möchte ich in gern auch etwas von Ihnen hören – Sie müssen doch in den Tower durch einen gefüllten Brunnen gekommen sein – und überhaupt, Nobody, Sie sind ja ein Luder ... «

»Hat man einen der fünf Einbrecher gefaßt?«

»Nicht einen einzigen. Alles in vollkommenes Dunkel gehüllt. Na, Nobody, wenn Sie wüßten, was für ein Hallo jetzt in London ist! Und diese fetten Bissen für die Zeitungen! – Doch lassen wir das jetzt alles. Wollens Sie nun etwas von mir hören?«

»Ich bin grenzenlos gespannt.«

»Ich hielt mich in New-York auf, als die Geschichte mit dem meuternden ›Manofwar‹ in die Oeffentlichkeit kam. Kaum vernahm ich, daß Sie nach London überführt wurden, verhaftet, als ich mich ebenfalls hierherbegab, um dem Prozeß gegen Sie in nächster Nähe beizuwohnen. Ich sage Ihnen: das englische Volk wurde geradezu ins Gesicht geschlagen. Nämlich weil niemand geahnt hatte, daß man so gegen Sie vorgehen würde. Was für grimmige Feinde Sie unter der englischen Aristokratie haben, davon will ich später erzählen. Diese siegten. Auch mir gelang es nicht, einen Platz im Gerichtssaal zu bekommen. Daß ich mein ganzes Vermögen als Sicherheit geboten habe, um Sie wenigstens während der Verhandlung auf freien Fuß zu bekommen, können Sie sich wohl denken . . . was wollen Sie mit Ihrer Vorderpfote?«

Wieder legte sich die bandagierte Hand in die fette Mójans.

»Papperlapapp! Selbstverständlich! Ich war ja nur einer von Hunderten, wenn nicht von Tausenden. Hören Sie, Nobody, und besonders die Weiber, die haben Sie für sich, darum beneide ich Sie. Vier erstklassige Ladies liegen Ihretwegen mit ihren hochwohlgeborenen Männern in Scheidung, und die sämtlichen Mädels der unierten Streichholzfabrik sind zur Verteidigung Ihrer Unschuld mit der weißen Flagge durch die Straßen gezogen, die tausend Schülerinnen einer Boardingschool haben Ihretwegen gestreikt und ihre Lehrerinnen verhauen, und so weiter und so weiter. Höööööhhh. Prost! Wegen Ihrer Befreiung ist viel versucht worden. Ein Resultat haben Sie ja gesehen. Ich selbst dachte nicht an so etwas. Weshalb nicht? Weil ich mir sagte: Wenn Nobody frei

sein will, dann braucht er uns Laffen nicht. Prost! Entschuldigen Sie, wenn ich nach und nach ins Saufen komme; es ist meine zweite Natur. Ja, also – ich wußte ganz bestimmt, was Sie wollten: sich verurteilen lassen. Nicht wahr?«

Nobody nickte nur tiefsinnig.

»Gut! Prost! Gut! Aber eins wollte ich mir doch nicht nehmen lassen. Und wissen Sie, was das ist?«

»Nun?«

»Die Rache. Jawohl. Rache! Racheee!! Racheeeeeeeee!!«

Leider läßt es sich nicht wiedergeben, wie Mojan das brüllte, dabei mit Händen und Füßen zappelnd.

Nobody mußte lächeln, und doch klangen seine Worte sehr ernst.

»Mein ist die Rache, spricht der Herr.«

»Nee!! Mein ist sie. Diesmal wenigstens sollte sie mein sein. Jawohl, die Rache ist dem Herrn – nämlich Herrn Cerberus Mojan, Schmieröl Schwefel Schokolade, Novellist und . . .«

»Warum wollten Sie denn eigentlich Rache nehmen?«

»Nu, weil man Sie ins Kittchen gesteckt hatte – das kann ja schließlich jedem einmal passieren, ich habe auch schon oft genug darin gesessen – – aber weil man den Prozeß gegen Sie auf diese niederträchtige, gaunerhafte Weise führte, gewissermaßen mit Ausschluß der Oeffentlichkeit, und das hatten nur diese hochwohlgeborenen Herren und Konsorten angezettelt, diese Mistkäfer, diese mit Jauche gefüllten Hefenklöße, diese Wiedehöpfe stinkigen . . .«

Das wäre wahrscheinlich noch eine Zeit weitergegangen, wenn nicht Mojan durch einen ungeschickten Handgriff den Mechanismus seines Stuhles ausgelöst hätte; das Fischungeheuer wich unter ihm zurück, und der kleine Dicke lag auf

dem Rücken und zappelte mit den Bratwurstbeinchen in der Luft herum.

Nobody mußte aus vollem Halse lachen. Doch als Mojan sich aufgerafft und seinen Stuhl zurückgeholt hatte, war er wieder ernst.

»Na na, beruhigen Sie sich nur wieder.«

»Bin's schon. Also Rache gegen diese Verdreher der Gerechtigkeit! Und wissen Sie, wie ich diese auf eine furchtbare Weise ausüben wollte?«

»Nun?«

Mojan beugte sich über den ganzen Tisch, stemmte den linken Ellenbogen in den Butterteller, den rechten in eine Schüssel mit Mayonnaise, legte die Hände trichterförmig vor den Mund, und so flüsterte er in leisestem Tone:

»Ich – habe – das – Perpetuum mobile erfunden.«

Natürlich hatte Nobody alles andere erwartet, nie so etwas. Mojan machte wieder einmal Witzchen.

»Das Perpetuum mobile?«

Wenn Mojan nur Witzchen machte, so nickte er doch geheimnisvoll mit furchtbar ernstem Gesicht.

»So eine Maschine, die immer geht, ohne daß sie jemals durch eine andere Kraft in Bewegung gesetzt zu werden braucht?«

Wieder das geheimnisvolle Nicken.

»Ja, aber geehrter Mister Mojan – wie wollen Sie denn mit solch einer Maschinerie, mit einem Perpetuum mobile Rache ausüben gegen Ihre oder meine Feinde?«

»Wer spricht denn von einer Maschine?«

»Nun ja, das Perpetuum mobile muß doch immer eine Maschine sein.«

»Nicht immer. Es gibt ein technisches oder physikalisches Perpetuum mobile – es gibt auch ein chemisches oder medizinisches Perpetuum mobile.«

»Ein chemisches oder medizinisches Perpetuum mobile? Davon habe ich, bei Gott, überhaupt noch gar nichts gehört!«

»Ja, ja, sehen Sie? Ich bin nicht so dumm, wie ich dick bin. Hier, hier,« – Mojan klopfte sich gegen seinen Dickwanst – »da sitzt Geist drin! Prost! Ja, ich habe etwas erfunden, wovon sich die ganze Welt überhaupt noch gar nichts hat träumen lassen. Doch ich will mich kurz fassen: ich habe ein absolut sicheres Mittel gegen Schlaflosigkeit erfunden – ein Schlafpulver.«

Jetzt mit einem Male verwandelte sich das Perpetuum mobile in ein Schlafpulver! Ein gottvoller Kerl!

»Also ein Mittel gegen Schlaflosigkeit?«

Wieder das geheimnisvolle Kopfnicken.

»Wirkt absolut sicher. Und wenn gar nichts nützt, Opium und Morphinum und alles nichts – nur eine kleine Dosis meines Pulvers, und sanft schlummert der Betreffende ein.«

»Für immer?«

Mojan fing wieder einmal mit Händen und Füßen zu zapeln an.

»Wo denken Sie hin!« rief er entrüstet. »Bin ich etwa ein Mörder? Bin ich ein Giftmischer? Nein, mein Mittelchen ist sogar absolut unschädlich, man erwacht wie ein neugeborener Mensch.«

»Dann erweisen Sie aber doch eigentlich mit dieser Ihrer Erfindung der ganzen Menschheit eine große Wohltat.«

»Hm. Aber jeder bekäm's von mir doch nicht.«

»Warum nicht?«

»Eine unangenehme Nachwirkung hat mein Schlafpulver doch – nicht gerade gefährlich – durchaus nicht – aber doch sehr unangenehm.«

»Welche Nachwirkung?«

»Am anderen Tage kriegt man eine scheußliche Diarrhöe danach.«

Mojan hatte das in einer Weise gesagt – Nobody bekam einen Hustenanfall, daß er bald erstickt wäre.

Und Mojan war noch lange nicht fertig, jetzt fing er erst richtig an.

»Eine Diarrhöe, sage ich Ihnen . . . « Mojan schnalzte dabei immer mit den Fingern, »Nobody, ich sage Ihnen – Sie kennen die Welt doch auch, sind weit herumgekommen – aber so etwas von Diarrhöe haben Sie noch nicht gesehen – ich sage Ihnen – eine französische Mitraillease – ach, was sage ich, Mitraillease – ein Maxingewehr – nee, so ein modernes Maschinengewehr – Sie wissen – bumbumbumbumbumbum pftschschsch buchbuchbuchbuch kladderadataschdatschdatschdatsch bumbumbumbumbum – in der Minute tausend Schuß – das ist immer noch eine harmlose Kinderspielerei gegen die Diarrhöe, die mein Schlafpulver am anderen Tage erzeugt.«

Auf den Vortrag kommt es an! Nobody kauerte schon längst am Boden und hatte Krämpfe.

»Mojan, Mojan,« brachte er endlich hervor, »Sie haben ja Ihren Beruf total verfehlt, Sie haben ja an der Menschheit ein Verbrechen begangen, daß Sie kein Komiker geworden sind!«

»Lassen Sie das. Mir ist es fürchterlicher Ernst.«

Schnell hatte sich Nobody wieder in der Gewalt.

»Na ja. Nun warte ich aber noch immer auf das Perpetuum mobile, wenn's auch ein medizinisches ist.«

»Das ist ganz einfach – das heißt, so einfach wie das Ei des Kolumbus. Ich habe nämlich auch ein Mittel gegen Diarrhöe erfunden. Doch schicke ich voraus, daß gegen die Diarrhöe, die mein sonst ganz unschuldiges Schlafmittel erzeugt, nichts anderes hilft, überhaupt gar nichts – da können Sie Opiate faßweise austrinken – nützt nischt, es wird weiter geschossen – und wenn Sie auch mit einem Schmiedehammer einen Faßspund in ... na, da feixen Sie doch nicht! ... es nützt nischt, sage ich Ihnen, das Maschinengewehr muß die letzte Patrone verschießen, und mit jedem Bissen, den Sie genießen, ist neue Munition vorhanden – bis das glühendheiß gewordene Schießrohr zerschmilzt. Da aber kommt sozusagen als rettender Engel mein Stopfmittel. Das gebe ich in Form von Pillen. Eine Pille genügt – höchstens bei ganz dünnen Fällen zwei – weg ist die Knallerei, alles wieder in Ordnung. Jawohl, das habe ich erfunden, ich, Mister Cerberus Mojan.«

Jetzt konnte sich Nobody beherrschen.

»Nun fehlt aber immer noch die Begründung, daß Sie Ihre Mittel mit einem Perpetuum mobile vergleichen.«

Mojan machte ein überaus schlaues Gesicht.

»Sie ahnen nichts?«

»Nein.«

»Auch diese Stopfpillen sind nicht so ganz unschädlich.«

»Aha.«

»Die erzeugen wieder etwas anderes.«

»Doch nicht etwa wieder ... «

Nobody bekam einen förmlichen Schreck, nämlich bei dem Gedanken, daß so etwas wirklich einmal möglich wäre.

Wieder nickte der kleine Dicke geheimnisvoll.

»Yes. Diese Stopfpillen erzeugen wiederum absolute Schlaflosigkeit. Um diese zu beseitigen, braucht man nur mein Schlafpulver einzunehmen, das hilft zwar, man bekommt aber dafür eine furchtbare DiarrhÖe, die wird wieder von den Stopfpillen beseitigt, die Schlaflosigkeit erzeugen, und ... das Perpetuum mobile ist fertig. Entweder wälzt man sich schlummerlos im Bett, oder man sitzt ächzend auf dem Klosett. Manchmal braucht man gar nicht erst dahin zu gehen, man kann die Geschichte gleich im Bett abmachen. Oooh, denken Sie ja nicht etwa, daß ich hier Witze mache! Allerdings habe ich schon in Piccadilly, einer der vornehmsten Hauptstraßen Londons, eine ganze Etage mit zehn Zimmern genommen, das sollen nämlich die Bureauräume werden – mit Kleinigkeiten lasse ich mich nicht ein, immer gleich alles großartig anfangen, und was ich einmal anfangen, setze ich auch durch, da pulvere ich hinein – ich stehe schon mit der größten Apotheke in Verbindung, mit Aerzten und Chemikern – ich spicke, wie hier in London wohl noch niemand, noch keine Zeitung gespickt worden ist – ich bin bereit, jede Woche 5000 Dollar für Reklame auszugeben – jede Woche! – und das brauche ich ja nur im Anfang – wer einmal ein einziges Schlafpulver von mir genommen hat, der gehört mir dann mit Seele, Leib und Eingeweiden – ja, mein lieber Nobody, das ist die Rache eines Yankees – und dabei werde ich mir auch eine neue, unerschöpfliche Goldquelle erschließen!«

Schon längst war Nobodys Lachen und Lächeln erstorben, fast scheu blickte er den Sprecher an, an dem jetzt nichts mehr von einem gutmütigen Harlekin zu bemerken war.

Ja, das war ein echter Yankee, ein echter Sohn des Landes der unbegrenzten Möglichkeiten, wo König Dollar sein Zep-ter schwingt und auch alles erreicht, was nur ein Mensch erreichen kann – und dann immer noch etwas mehr!

Hierbei sei noch etwas bemerkt. Mr. Cerberus Mojan be-wegte sich nicht etwa in Utopien. Heutzutage wird in Eng-land mit sogenannten ›Patentmedizinen‹, in denen die Pillen eine Hauptrolle spielen, ein Schwindel getrieben, wovon wir soliden Deutschen gar keine Ahnung haben, und was Mojan damals vorhatte, ist jetzt eigentlich schon erreicht.

Da gibt es Pillen gegen Verstopfung. Die Firma Beecham spielt dabei die führende Rolle. Und man kann sagen, daß hunderttausende Engländer von diesen Beecham-Pillen ganz und gar abhängig sind, sie können ohne diese Pillen überhaupt nicht mehr leben. Es ist tatsächlich so, und es ist auch ganz einfach zu erklären. Wer einmal diese Pillen ge-nommen, sich daran gewöhnt hat, muß sie immer wieder nehmen, sonst leidet er an permanenter Verstopfung, von der ihn allein wieder diese Pillen befreien.

Die Schachtel mit 36 Pillen kostet 2 Mark 50, Wert höch-stens 10 Pfennig, die Londoner Fabrik ist ein Riesengebäude von acht Stockwerken, diese Firma gibt tatsächlich wöchent-lich 20 000 Mark für Zeitungsreklame aus, ein Sohn dieses genialen Mannes für seine Jacht allein jährlich zwei Millio-nen. Von diesem Sohne, der ganz auf dem Wasser lebt, weil er am Lande unmöglich ist, kann der Schreiber dieses eini-ge hübsche Geschichtchen erzählen und wird es später noch tun.

Und dieser Beecham ist nur der eine Pillendreher, es gibt noch viele andere solche und Patentmedizinemänner, die sich

alle nicht minder glänzend stehen, so lange die Dummen in der Welt, welche betrogen sein wollen, nicht alle werden.

»Aber, mein Gott,« stammelte Nobody, so erschüttert war er von der vorgemalten Perspektive, und an der Wahrheit zweifelte er jetzt nicht mehr im geringsten, »aber, mein Gott, Sie können doch nicht alle Unschuldigen mitleiden lassen!«

»Na, da könnte ich sagen: Geschäft ist Geschäft. Aber, mein lieber Nobody, der beste Anwalt für die Unschuld ist und bleibt immer die gerechte Natur. Nur Müßiggänger und Leute mit bösem Gewissen leiden an Schlaflosigkeit, das sind eben diese hohen Herren, auf die ich es abgesehen habe. Zweitens hätte ich meine Leute mir auch wirklich angesehen, die meisten hätten für schweres Geld nur Brotpillen bekommen . . . doch lassen wir die ganze Geschichte. Seit Sie sich in Freiheit befinden, hat sich die Sache erledigt, ich mache es nicht mehr. Aber wie ernst es mir gewesen ist, ersehen Sie auch daraus, daß ich mich hier in England vollkommen niederlassen wollte. Selbst ist der Mann. Ich hatte mir in New-York gerade hier dieses unterseeische Glashaus bauen lassen, nach indischem Muster, wollte es in einem See, den ich im Staate New-York besitze, versenken – da kam Ihr Fall dazwischen – gleich ließ ich das ganze Glasgerümpel zusammenpacken und hier aufstellen, wo ich meinen Sommersitz nehmen wollte.«

»Nun sagen Sie aber mal, Mojan – wie sind Sie nur zu Mrs. Hackerle gekommen?«

»Die kam vielmehr zu mir, mit ihrer Freundin, der Made-moiselle Laboche. Vor zwei Monaten. Die wußten doch, daß ich Ihr guter Freund bin und wollten mich sprechen, was zu Ihrer Befreiung oder doch zum Ausbürgen zu tun sei. Nu,

wie es nun so zugeht in der Welt – da haben wir uns geheiratet.«

Nobody mußte ein Lächeln unterdrücken.

»Was wollten Sie tun?«

»Na, eben mit Geld bürgen. Die Frauenzimmer dachten sich die Sache ganz leicht. Meine Frau hat Pinkepinke, das ist nämlich die Witwe von dem Anton Hackerle, der in Cincinnati die größte Schweinezuchterei hatte; denn das ist Ihnen doch bekannt, daß Cincinnati die größte Schweinestadt der Welt ist, und allein für Chicago hatte Anton Hackerle jährlich sechzig . . . «

»Halt, halt, halt, halt, das haben Sie mir ja schon alles erzählt!«

»Na ja, und die Mademoiselle hat nicht minder Pinkepinke.«

Jedesmal, wenn Nobody den Namen der Französin hörte, sah er ganz deutlich den idealen Goethekopf vor sich, in weiblicher Ausgabe, und plötzlich wurde er von einer unangenehmen Empfindung befallen.

»Sagten Sie nicht, Mademoiselle Laboche hätte die Schrotkugeln aus meinem Körper entfernt?«

»Gewiß, neun Stück. Und dann haben Sie noch einen tüchtigen Streifschuß.«

»Versteht denn die Dame so etwas?«

»Ei gewiß! Na und wie! Die holte die Schrotkörner mit dem Messer heraus wie ich aus der Leberwurst die Trüffel. Das heißt, das hatte ich auch gar nicht vorher gewußt, daß sie so etwas kann, obgleich ich nun schon zwei Monate mit ihr zusammen lebe. Erst vorhin sagte sie, daß sie sechs Semester Medizin studiert hat, in der Schweiz. Chloroformieren wollte sie Sie nicht, es war auch gar nicht nötig, Sie

schlafen dabei weiter wie eine Ratze und . . . Herrgott, Nobody, was ist Ihnen? Sie werden ja plötzlich weiß wie ein Quarkkäse!!«

In der Tat, Nobody schien einen neuen Ohnmachtsanfall bekommen zu wollen. Er raffte sich zusammen, es gelang seiner Energie, aber die Schwäche blieb.

Nicht vor Schmerz, nicht vor Blutverlust war er nach dem Schusse im Walde zusammengebrochen – jetzt kamen die Folgen der furchtbaren seelischen Erregung zum Durchbruch, unter der er in der letzten Nacht, unter der er ein ganzes Vierteljahr gelitten. Hatte er in dieser ganzen Zeit doch keine Nacht richtig geschlafen. Es gehörte Nobodys Natur dazu, um dies zu ertragen, aber dann, als die Schlußkatastrophe vorüber, war seine Müdigkeit auch eine so große gewesen, daß ihn selbst das schneidende Messer nicht hatte wecken können, und das war noch nicht vorüber.

»Ja, mein lieber Mojan, ich möchte nochmals schlafen gehen,« sagte er mit müder Stimme.

»Kommen Sie, kommen Sie!«

Mojan war schon aufgesprungen und hatte seinen Freund unter den Arm gefaßt. Sie begaben sich in das Schlafzimmer hinüber.

»Wo befinden sich Ihre Gattin und Mademoiselle Laboche?«

»Drüben im Turm! Na, werden die sich freuen, wenn die Sie sehen – besonders meine Frau – bei der haben Sie nämlich einen Stein im Brette.«

»Entschuldigen Sie mich bei den Damen, ich hoffe, Sie noch heute . . .«

»Gewiß, gewiß. Aber erst schlafen Sie sich nur hübsch aus. Von meinem Schlafpulver brauche ich Ihnen doch

nichts einzugeben, Sie schlafen schon so, und dann ist es auch wegen der Wirkung – oder meinen Sie doch . . . «

Wie Mojan ihn dabei so dummpfiffig von der Seite ansah – Nobody war jetzt gewiß nicht zum Lachen aufgelegt, und doch mußte er wiederum aus vollem Halse lachen.

Dieser kleine, dicke Yankee war eben ein geborener, ein gottbegnadeter Komiker, seine unwiderstehliche Komik lag besonders in seinem Gesicht, in seinem ganzen, zappligen Wesen, und so etwas kann man eben schriftlich leider nicht wiedergeben.

»Legen Sie sich hübsch hin – so – so ist's recht – hier ist die elektrische Klingel, wenn Sie was brauchen – und wenn Sie ein Bad nehmen wollen, brauchen Sie nur hier auf diesen Knopf zu drücken, sofort rollt eine Badewanne mit warmem Wasser bis dicht vor Ihr Bett. Nu ja, ich weiß schon, mit Ihren Bandagen können Sie jetzt kein Bad nehmen – aber lassen Sie mich doch sprechen, diese Vorrichtung, daß die Badewanne auf Schienen gleich bis dicht vors Bett rollt, ist nun einmal mein Stolz, das habe ich selbst ausgetüfelt, habe das Patent schon in acht Staaten eingereicht – lassen Sie mich doch – wir wollen die Badewanne einmal erscheinen lassen.«

Mojan drückte auf den betreffenden Knopf.

Rrrrrrrrr – ging es, in der Tapetenwand entstand eine Oeffnung, durch diese kam eine rauchende Zinkbadewanne hereingerollt, immer unter einem Schnarren, bis sie dicht vor dem Bett stand – gleichzeitig aber auch ein weibliches Kreischen . . .

In der Badewanne saß gerade Mrs. Therese Hackerle, jetzt Frau Mojan, in ihrer ganzen Körperfülle von zweihundertundelf ein achtel Pfund, nicht einmal mit ihren Strumpfbändern bekleidet!

Tableau!

Was Nobody dazu sagte, und wie Mr. Mojan die Badewanne mit seiner paradiesischen Frau wieder hinausbugsierte, wollen wir nicht wissen. Wir lassen es bei dem Tableau!

---

Den Uebermüdeten floh der Schlaf. Was für Gedanken auf ihn einstürmten, sei hier nicht erörtert. Mit offenen Augen sah er Visionen.

Endlich erhob er sich, ging, ohne einen Menschen zu sehen, durch die Räume bis in das Bibliothekszimmer, um sich eine Lektüre zu holen. Vielleicht, daß dadurch seine Nerven beruhigt wurden.

Planlos griff er in ein Fach hinein, bekam eine kleine Broschüre in die Hand – ›Nobody‹, von Justus.

Seine eigene Verteidigungsschrift! Die mußte er doch einmal lesen. Sie sollte ja so vortrefflich geschrieben sein, sollte das ganze Volk entflammt, gegen seine Richter aufgewiegelt haben.

Wieder im Bett liegend, betrachtete er zunächst das Titelblatt.

Die Broschüre hatte auch ein vorangesetztes Motto:

*Quod Jovi, non bovi.*

Es ist dies ein lateinisches Sprichwort, welches wörtlich übersetzt lautet: Was dem Jupiter, nicht dem Ochsen – wobei ein *licet* zu ergänzen ist. Also: *Quod licet Jovi, non licet*

*bovi* – was dem Jupiter erlaubt ist, ist nicht dem Ochsen erlaubt – dasselbe, was unser deutsches Sprichwort besagt: Eines schickt sich nicht für alle. Der Lateiner weiß das aber mit seinem ›*quod Jovi, non bovi*‹ viel kürzer, vielleicht auch viel treffender auszudrücken, denn . . . ein gewisser Unterschied ist zwischen den beiden Sprichwörtern doch, man fühlt es heraus.

Wir können den Inhalt der ziemlich umfangreichen Broschüre natürlich nicht wiedergeben. *Quod Jovi, non bovi*. Das sagt ja auch schon genug. Der Jupiter war also Sir Alfred Willcox, Baronet von Kent, als Detektiv Nobody genannt, und der andere Teil, das war die menschliche Gesellschaft im allgemeinen, die ›erstklassige Gesellschaft‹, die ›oberen Zehntausend‹ im besonderen, und dieser ward mit schonungsloser Hand der Schleier vom Gesicht gerissen.

Alles, alles ward einmal ans Tageslicht gezogen, die ganze Hohlheit der gesellschaftlichen Verhältnisse mit ihren Lügen und Gemeinheiten, mit Faulheit und Niedertracht, mit ihrem Ringen auf Leben und Tod um Erbschaften und andere Vorteile, wo immer einer über seinen nächsten Verwandten rücksichtslos hinwegschreitet, mit ihren Ehebrüchen und geheimen Sünden – und dem gegenüber ward immer Nobody gestellt, sein ideales Familienleben ward geschildert und alles, alles aufgezählt, was er als Detektiv und als Mensch schon geleistet, und wie er sich in jedem einzelnen Falle benommen hatte.

Das war der Inhalt der Broschüre. Eins aber läßt, sich vor allen Dingen nicht wiedergeben. Das war die Sprache, der Stil dieser Broschüre.

Man könnte glauben, es sei eine Schmähchrift gegen die menschliche ›gute‹ Gesellschaft gewesen, auf Nobody eine Lobrede, sogar eine plumpe Lobrede.

Nichts von alledem. Der Verfasser beherrschte einen glänzenden Stil – einen geradezu Shakespeareschen, wie der Engländer sagt, wenn er einen Stil kennzeichnen will, der an Gewandtheit des Ausdrucks und Reichtum der Gedanken nicht mehr übertroffen werden kann – und nun war eine Wucht drin, jede Verteidigung war ein unwiderstehlicher Keulenhieb, jede Verteidigung eine göttliche Offenbarung – kurz und gut, diese Broschüre las sich trotz ihres zum Teil fürchterlichen Inhalts wie ein Heldenepos, in dem der gottbegnadete Dichter alle Saiten des menschlichen Herzens zum Erklingen zu bringen weiß.

Ja, jetzt begriff Nobody, wie diese Broschüre ein ganzes Volk gegen seine Richter hatte aufbringen können, unterlag doch er selbst dem gewaltigen, rätselhaften Einfluß dieser Lektüre, immer mehr röteten sich seine erst so bleichen Wangen – bis ihm das Buch aus der Hand glitt und er endlich in den ersehnten Schlummer versank.

Aber es war kein erquickender Schlaf. Wilde, unkontrollierbare Träume stürmten auf ihn ein, von deren Inhalt er sich dann nach dem Erwachen keine Rechenschaft ablegen konnte. Alle die unzähligen Personen, denen er in seinem so wechselreichen Leben begegnet war, kamen darin vor, alle die Gegenden und Landschaften, die er durchstreift, nur daß sich Person und Szenerie niemals zusammenreimen wollten, und immer wüster und wilder wurden die Traumgebilde. Nur zuletzt nahmen sie deutlichere Gestalt an.

»Ich bin deine Sabana, du bist mein Saban, du selbst hast es gesagt, wir gehören zusammen, und ich lasse dich nicht, ich lasse dich nicht!!«

Ein schwarzes Weib war es, welches diese Worte in leidenschaftlicher Glut zu ihm sprach, und in leidenschaftlicher Glut schlang sie ihre schwarzen Glieder um die seinen und wollte ihn mit ihren versengenden Küssen töten.

Diese Küsse schmerzten ihn wirklich, er fühlte im Traum die unerträgliche Feuersglut, die von diesen Lippen ausging, er stöhnte.

Plötzlich aber veränderten sich die Züge des Weibes, es wurden ganz andere, und die schwarze Farbe wurde eine weiße, und dann wurden die Lippen sanft und weich, die Küsse zärtlich und doch nicht minder . . .

Nobody erwachte. In diesem Augenblick des Erwachens kam ihm ganz deutlich zum Bewußtsein, daß er zuletzt nicht nur geträumt habe, sondern daß wirklich weiche Lippen zärtlich auf den seinen geruht hatten.

Doch wieder im nächsten Augenblick war diese erst so sichere Empfindung verschwunden, er sah nur die Dame, welche dort malend vor einer großen Staffelei saß, ihm seitlich zugekehrt.

Mademoiselle Laboche! Sie war es! Das war noch derselbe ideale Goethekopf, jetzt aber noch viel weiblicher als damals; denn jetzt präsentierte sie sich nicht in einem männlichen Kostüm, sondern sie trug ein einfaches und doch höchst elegantes Hauskleid. Wenn sie nicht wirklich etwas voller geworden war, so brachte diesen Eindruck eben dieses ihrem Geschlechte entsprechende Kleid hervor, und Nobodys erster Gedanke war ein verwunderter, nämlich daß dieses sonst doch so emanzipierte Weib auch ein Korsett trug,

was er mit solch einem Charakter sonst für unvereinbar gehalten hätte.

Im übrigen aber noch genau dieselbe! Wie sie so dasaß, die mit eleganten Stiefelchen bekleideten Füße übereinander geschlagen, wie die wunderbar schöne, feine, weiße Hand den Pinsel hielt, wie sie bedächtig malte, und der kühle Hauch der unerschütterlichen Seelenruhe, den Nobody förmlich von ihr ausgehen fühlte . . .

Da wendete sie den Kopf, die Blicke der beiden begegneten sich.

»Sie sind erwacht?!«

Mit diesen Worten erhob sie sich, legte den Pinsel beiseite und trat an sein Bett.

»Geben Sie mir Ihre Hände.«

Während sie es ruhig und kühl wie immer gesagt hatte, legte Nobody seine Hände mit einem aufwallenden Gefühl der Freundschaft in die ihren – und dabei hatte sie mit dieser Aufforderung einen ganz anderen Zweck beabsichtigt, sie begann nämlich sofort, die Bandagen abzuwickeln.

Es zeigte sich, daß die Brandwunden gar nicht von Bedeutung gewesen waren, oder aber die aufgetragene Salbe hatte eine ausgezeichnete Heilwirkung.

»Es ist nicht nötig, daß ich wieder Bandagen umwickele, ziehen Sie nur diese Handschuhe hier an, sie gestatten Ihnen mehr Freiheit der Hände. Wie geht es Ihnen sonst?«

»Nein, an mir ist es, zuerst diese Frage zu tun. Ach, wenn Sie wüßten, wie oft ich unterdessen an Sie gedacht habe!«

»Und ich nicht minder an Sie.«

Wieder begegneten sich ihre Blicke, plötzlich zog sie mit auffallender Hast ihre Hände aus den seinen und kehrte an die Staffelei zurück, setzte sich und griff gleich wieder zum

Pinsel, und Nobody wurde von einer ihm sonst ganz fremden Verlegenheit befallen.

»Wie ist es Ihnen immer gegangen?« eröffnete er dann das Gespräch.

Sie malte schon wieder, sich genau so benehmend wie damals im Koloradotale, da Nobody sie zum ersten Male an der Staffelei beobachtet hatte; während des Sprechens machte sie oft lange Pausen um gedankenvoll zum Fenster hinauszusehen, nur daß sie hier nicht Wald und Prärie, sondern von Fischen und Seepflanzen bevölkertes Wasser sah. Doch soll diese Eigentümlichkeit in ihrer Redeweise hier nicht mehr angedeutet werden.

»Bis vor zwei Monaten haben wir uns alle, die Sie uns damals kennen lernten, immer noch im Koloradotale befunden, auch die Brisbys sind noch dort, einige andere Damen, die unsere Ideen verstehen, sind dazugekommen – sonst ist dort alles noch genau dasselbe. Vor zwei Monaten also drang auch in unser entlegenes Tal die Kunde von Ihrer Verhaftung, der ganze Sachverhalt – Mrs. Hackerle, jetzt Mrs. Mojan, und ich wurden als Bevollmächtigte der Frauenkolonie nach England geschickt, um zu Ihrer Unterstützung zu tun, was möglich sei. Alles andere hat Ihnen ja wohl schon Mr. Mojan erzählt.«

»Ich danke Ihnen,« sagte Nobody mit überquellendem Herzen.

»Wofür?« klang es kühl wie immer zurück. »Daß wir unseren Freund, dem die ganze Kolonie so viel, ihre ganze Existenz zu verdanken hat, nicht in Stich ließen, ist doch selbstverständlich. Erreicht haben wir ja nichts. Als unsere Bürgschaft wie alle anderen, um Sie wenigstens vorläufig auf freien Fuß zu bringen, abgewiesen wurde, erkannten

wir sofort unsere Ohnmacht. Dann hatte ja auch bereits ein Mann das Menschenmöglichste getan, was überhaupt für Ihre Sache zu tun war.«

»Was war das?«

»Sie fragen noch? Nun, eben der Verfasser jener Broschüre, die ich dort auf Ihrem Bett liegen sehe, und die Sie doch jedenfalls gelesen haben.«

»Allerdings, eben vorhin.«

»Und ich sage Ihnen: Sie machen sich wohl schwerlich einen Begriff, was diese Ihre Verteidigungsschrift für einen kolossalen Erfolg gehabt hat. Nach Recht und Gesetz hätten Sie allerdings verurteilt werden müssen, Sachverständige sprachen von fünfzehn bis fünfundzwanzig Jahren Zwangsarbeit – aber ebenso gewiß war auch, daß das ganze englische Volk dann einstimmig Ihre Begnadigung, Ihre vollständige Amnestie gefordert hätte, und man hätte nachgeben müssen, oder es wäre zu einer allgemeinen Revolution gekommen.«

Wieder wurde Nobody von einem fast beschämenden Gefühl erfüllt, wie er nämlich hatte glauben können, er habe in England nur noch Feinde, keinen einzigen Freund mehr. Dann aber mußte sich ihm vor allen Dingen eine Frage aufdrängen.

»Und wer ist nun dieser Verfasser, der sich hinter dem Pseudonym Justus versteckt?«

Diesmal wandte die Französin ihr Gesicht nicht dem Fenster, sondern dem Frager zu.

»Wie, das wissen Sie wirklich nicht?« erklang es erstaunt.

»Nein.«

»Hat es Ihnen denn Mr. Mojan vorhin nicht gesagt?«

»Kein Wort.«

»Nun, der Verfasser ist kein anderer als Mr. Cerberus Mojan selbst!«

Nobody fühlte sich plötzlich wie aus den Wolken gefallen. Sie mußte es auf seine Aufforderung noch mehrmals versichern, ehe er es glauben konnte, und dann tauchten in ihm noch immer andere Zweifel oder doch andere Vermutungen auf.

»Nein, nein!! Sagen Sie meinetwegen, daß Mojan die Anregung dazu gegeben hat, solch eine Verteidigungsschrift für mich zu veröffentlichen; aber ein anderer hat sie geschrieben, ein gottbegnadeter Schriftsteller – ja, ich glaube sogar, daß sie aus Ihrer Feder stammt!«

»Aus meiner? Gott bewahre! Ich habe gar nichts damit zu tun gehabt. Als wir nach London kamen und Mr. Mojan aufsuchten, war die Schrift bereits fertig, er legte nur noch die letzte Feile an. Ja, allerdings – wenn Sie wüßten, was für einen Fleiß Mr. Mojan auch darauf verwendet hat! Wohl zehnmal hat er das Manuskript im Konzept neu bearbeitet und immer wieder mit eigener Hand abgeschrieben – ein wahrhaft bienenartiger Fleiß – ich habe die Berge von Manuskripten mit seiner schrägen Handschrift gesehen.«

»Cerberus Mojan – der Verfasser dieser Broschüre!« konnte Nobody nur immer wieder staunen.

»O, wenn Sie Mr. Mojan für den Charakter halten, für den er sich ausgibt, wie irren Sie sich da in diesem Mann! Doch freilich, in diesem Irrtum muß sich ja jeder befinden, der Mr. Mojan kennen lernt. Mir ist es ja auch nicht anders gegangen. Mr. Mojan hat eben seine eigene Lebensphilosophie, er betrachtet das ganze Leben, eben weil es so ernst

und manchmal auch so traurig ist, nur als ein Spiel, als eine Komödie; er selbst übernimmt darin die Rolle des Komikers, um nicht gleich zu sagen die Rolle des exzentrischen Clowns, während er im Grunde genommen ein tief veranlagter Mensch ist, dabei ein gar geistreicher Kopf . . . «

So sprach sie noch weiter. Nobody hörte es nicht mehr. Uebrigens hatte ihm ja damals auf der Argonauteninsel Mojan selbst einmal sein Glaubensbekenntnis offenbart.

Nun aber sah Nobody vor seinen geistigen Augen wieder den Harlekin in dem gestreiften Rock mit der Pfauenfeder auf der Narrenkappe, der sich als Novellist fühlte, wie er einen achtbändigen Roman schreiben wollte, jeder Band zu achthundert Seiten, die Seite zu vierzig Zeilen, die Zeile zu zwanzig Silben – und wie er dann diktierte – unterdessen, unterrrrrdessen – – rrrrr pftsch pftsch bruch kladderadatsch – – und dann seine Hulda, die sich mit der Gabel beide Augen aussticht – usw. usw. – – und nun mit einem Male hier der Verfasser dieser Broschüre, ein gottbegnadeter Dichter, der mit zweischneidigem Schwerte schreibt, an Schönheit der Sprache seinesgleichen suchend . . . wirklich, Nobodys Gefühl, wie aus den Wolken gefallen zu sein, war gerechtfertigt.

»Wie ich von Mr. Mojan erfuhr,« hörte er dann die Französin wieder sprechen, »hat Mr. Mojan eine Hauptfrage ganz vergessen.«

»Welche?«

»Nach dem Verbleib Ihres Freundes, des Kapitäns Flederwisch, sowie der beiden Matrosen und des Leutnants Sir Bekham.«

»Hierüber kann ich Sie beruhigen, wie ich beruhigt bin,« entgegnete Nobody. »Nach menschlichem Ermessen, und

wenn Sie heute nicht schon etwas anderes gehört haben, befinden sich die vier bereits in Sicherheit. Sie wissen doch, daß Kapitän Flederwisch früher starken Schmuggel getrieben hat, auch nach England. Er selbst erzählt es ja jetzt noch mit Stolz. Nun, da weiß er an der englischen Küste manches Versteck; in einem solchen liegt die Wetterhexe, alles nach Verabredung. Ich brachte die vier noch aus dem Tower ins Freie, dann haben sie sich sofort nach diesem Versteck gewendet, wohin auch ich mich begeben wollte, nachdem ich ...«

Vielleicht zum ersten Male wieder ward Nobody vom schmerzlichsten Gefühle erfüllt – zum ersten Male wieder dachte er an das entsetzliche Schicksal seiner Frau und Kinder, an sein eigenes Unglück – aber seltsam, nur ein Blick auf die Französin, und ebenso schnell war dieser Gedanke mit all seinem Jammer wieder verschwunden.

»Haben Sie etwas von einer Festnahme oder Verfolgung dieser vier gehört?« konnte er gleich fortfahren.

»Nein, gar nichts.«

»Dann müssen sie sich auch schon an Bord der Wetterhexe und damit in Sicherheit befinden. Das Torpedoschiff liegt gar nicht weit von London entfernt – an der Südküste – sonst kann ich Ihnen das unauffindbare Versteck nicht näher beschreiben.«

»Und auch Sie wollten sich dorthin begeben?«

»Ja, so hatten wir es ausgemacht,« entgegnete Nobody, ohne jetzt noch durch den Gedanken an die nun fehlende Familie gestört zu werden.

»Und wenn Sie nun nicht kommen?«

»Bis morgen Mitternacht wartet die Wetterhexe auf mich, dann geht sie in See.«

»Wohin?«

»Das weiß auch ich nicht. Doch werden wir uns immer zu finden wissen.«

»Und was werden Sie tun?«

Einige Zeit blieb Nobody die Antwort schuldig, und dann erklang es leise:

»Ich werde bis morgen Mitternacht an Bord der Wetterhexe sein.«

Ruhig arbeitete der Pinsel, ein langer Blick nach dem Fenster hinaus, und dann hatte auch die Malerin die Antwort gefunden.

»Ihre Verwundungen sind auch wirklich zu geringfügig, als daß ich Ihnen als Ihr Arzt solch eine Reise verbieten müßte, zumal da Sie ... « – diesmal soll solch ein minutenlanger Blick zum Fenster hinaus erwähnt werden – »... den Namen Nobody führen. Und was werden Sie dann weiter tun?«

Diese beiden geistvollen Menschen brauchten nicht viele Worte, um sich zu verstehen.

»Ich hoffe, mich immer jeder Verfolgung entziehen zu können, und werde dabei immer der Detektiv bleiben, zu dem mich ein weiser Gott durch Verleihung besonderer Fähigkeiten ausdrücklich bestimmt hat.«

»Wohlgesprochen,« wurde drüben an der Staffelei beifällig genickt. »Haben Sie als Detektiv schon die Lösung einer Aufgabe vor sich?«

»Nicht daß ich wüßte.«

»Nicht wahr, während Ihrer Untersuchungshaft ist gar keine Kunde von der Außenwelt in Ihre Zelle gekommen?«

»Nicht die geringste, ich war wie lebendig begraben.«

»So können Sie auch nichts von der abessinischen Gesandtschaft wissen, welche sich bis vor acht Tagen in London aufhielt.«

»Eine abessinische Gesandtschaft?« horchte Nobody hoch auf, und in diesem Augenblicke erinnerte er sich wieder seines Traumes, plötzlich fühlte er wieder die schwarzen Glieder sich um die seinen winden, fühlte die schmerzhaft brennenden Küsse – ein seltsamer Zusammenhang zwischen Traum und Wirklichkeit!

»Ja, und nur Ihretwegen war sie nach London gekommen.«

»Meinetwegen?« stutzte Nobody natürlich nur immer mehr.

»So ist es. Kennen Sie den ersten Minister des Negus Menelik . . . «

»Ras Saglu Kasai!«

»Ja. Dieser führte die Gesandtschaft.«

»Bitte, erzählen Sie ausführlich.«

»Das kann ich auch am allerbesten. Die abessinische Gesandtschaft wollte Sie in Ihrer Residenz zu Maidstone aufsuchen, wußte noch nichts von Ihrer Verhaftung, begehrte Sie dann im Untersuchungsgefängnis zu sprechen, der Ras setzte alle Hebel in Bewegung, um das zu erreichen – vergebens, jede Unterredung mit Ihnen wurde ihm verweigert, und das um so mehr, da er nicht verriet, was er mit Ihnen verhandeln wollte. Die ganze Gesandtschaft hüllte sich ins tiefste Schweigen, obgleich ich Ihnen die Versicherung geben kann, daß sich die gewieftesten Männer abgemüht haben, den braunen Abessiniern den Grund ihrer Mission abzulocken. Auch wir wurden neugierig. Was wollte die abessinische Gesandtschaft von unserem Freunde? Es gelang uns,

eine Unterredung herbeizuführen. Ras Saglu selbst besuchte uns in unserer Wohnung, wir offenbarten uns ihm, schließlich vertraute er sich uns an. Mr. Nobody, daß Sie sich längere Zeit in Abessinien aufgehalten haben, wußten wir bereits, Sie selbst haben ja eine Erzählung darüber veröffentlicht – aber neu ist uns, daß Sie sich damals mit einer abessinischen Prinzessin verlobt hatten.«

Furchtbar zuckte Nobody zusammen.

»Es – ist – nicht – wahr!« hauchte er.

Dann aber lachte er, und es war ein ungekünsteltes Lachen.

»Darf ich Ihnen die Geschichte dem wahren Sachverhalte nach erzählen?«

»Ich bitte sehr darum.«

Nobody tat es. Wir brauchen es nicht zu hören, wir wissen alles bereits ausführlich. Das heißt, Nobody erzählte jetzt nur den ersten Teil der Geschichte, in welcher die Fadinah von Godscham eine Rolle spielt, also bis zu seiner Flucht von dem Rassamharrah, dem Tafelberge.

»Die Fadinah hatte ein Wort gebraucht, welches ich nicht kannte,« schloß Nobody, »ich wußte ja gar nicht, was ein Saban ist, doch wenn die Fadinah dem Fremden gegenüber behauptete, ich sei ihr Saban, sie meine Sabana, so blieb mir ja gar nichts anderes übrig, als das zu bestätigen. Nun, habe ich da in meiner Unkenntnis etwa ein Eheversprechen gegeben und dann nicht gehalten?«

Ruhig hatte die Französin während der Erzählung weiter gemalt, nur manchmal einen sinnenden Blick nach dem Fenster richtend.

»Nein, das haben Sie allerdings nicht,« entgegnete sie jetzt. »Aber man muß die Sache auch von einer anderen

Seite betrachten. Die Fadinah hat offenbar geglaubt, daß Sie die Bedeutung dieses Wortes kannten.«

»Sicher. Doch was kann ich . . . «

»Warten Sie erst. Die Hauptsache ist nämlich die: die Fadinah hat Sie doch offenbar geliebt.«

Die Französin wandte ihr edles Gesicht ausnahmsweise statt nach dem Fenster dem im Bett Liegenden zu, und über Nobodys Antlitz zog sich ein leises Rot.

»Ja, ich glaube . . . «

»Sie glauben nur? Haben Sie Menschenkenner das nicht alsbald mit Gewißheit erkannt?«

Vor Nobodys geistige Augen trat deutlich wieder jene Szene, wie er die badende Fadinah in ihrer schwarzen Gliederpracht beobachtet hatte, wie sie ihn dann angeblickt, mit diesen Augen, mit den zitternden Nasenflügeln – und er stand offen:

»Ja, die Fadinah hat mich vom ersten Augenblick an geliebt, da sie mich gesehen.«

»Und das gibt für mich den Ausschlag; denn ich bin ein Weib und Urteile als Weib. Wie ich das meine, davon später. Nun kann aber Ihre Erzählung noch nicht vollendet sein; denn der Ras Saglu berichtete noch über ganz anderes. Sind Sie der Fadinah nicht noch einmal wieder begegnet?«

»Doch,« gestand Nobody, und mit ungeschminkter Wahrheit erzählte er seine Abenteuer im Serail, soweit die Fadinah darin vorkam – nicht minder aber auch der Hofmagier, mit seinem italienischen Namen Anselmo Montecagni.

»Aha! Nun wird mir manches klar, was ich mir in dem Bericht des abessinischen Gesandten bisher nicht zusammenreimen konnte.«

»Wie lautete dieser Bericht?«

»Ich werde ihn Ihnen in Kürze wiedergeben. Wie Sie selbst mir nun schon erzählten, hatte die Fadinah also ihre Heimat verlassen, um Sie in England aufzusuchen, weil sie entweder wirklich der Ueberzeugung war, Ihre erklärte Braut zu sein, oder sich dies doch einredete – jedenfalls von echter Liebe getrieben. Sie gaben sich ihr im Serail nicht zu erkennen, wenigstens nicht direkt, wohl aber wurde sie durch Ihre Vermittlung von dem Basch-Kiatibi befreit. Wissen Sie nun, was aus den beiden geworden ist?«

»Nein. Ich hatte inzwischen noch keine Gelegenheit, mich danach zu erkundigen.«

»Gut. Hier also setzt die Erzählung des Ras Saglu ein. Ich fasse mich so kurz wie möglich. Fast ein Jahr ist es her, da kam die schon als Tote beweinte Fadinah nach ihrer Heimat zurück. In ihrer Begleitung befand sich ein Faringi, ein weißer Fremder, also jener Anselmo Montecagni. Die Fadinah erklärte ihn ohne weiteres für ihren Gemahl, den sie sich draußen in dem fremden Lande . . . zugelegt hatte, hätte ich beinahe gesagt . . . erwählt hatte. Wohl erregte dieses Bekenntnis bei der eingeborenen Bevölkerung allgemeines Staunen, einen weißen, fremden Herrscher sollten sie bekommen, aber einmal waren die Leute von Godscham ihrer Fürstin von jeher in treuester Liebe ergeben, und zweitens . . . Sie kennen wohl die in Abessinien herrschende Regierungsform.«

»Es ist eine absolut monarchische, und zwar in jedem einzelnen Fürstentum. Die einzelnen Fürsten leisten dem Negus nur für den Kriegsfall den Eid der Treue, sonst hat jeder einzelne Fürst eine unbeschränkte Macht, die selbst noch die des russischen Kaisers übertrifft.«

»So ist es. Die Fadinah befahl, ihr Volk hatte einfach zu gehorchen, und, wie schon erwähnt, es gehorchte gern. Ihr Gatte kann nur Saban oder Prinzgemahl werden, was sich aber noch mehr ändert, wenn sie ihm ihre ganze Vollmacht überträgt, was hier denn auch geschah.

»Die Fadinah erhob ihren Gatten also durch einen Ukas zum unumschränkten Herrscher über ihr Land, sie selbst zog sich darauf in ein Kloster zurück, um aus diesem nicht mehr zum Vorschein zu kommen, während ihr Gatte in ihrem Namen nach Willkür regiert.

»Und Ungeheuerliches soll seitdem im Reiche Godscham geschehen sein und soll noch heute geschehen. Mit dem weißen Fremden war ein böser Geist im Lande eingezogen. Sein erstes war, daß er seine Macht dazu mißbrauchte, die uralten Traditionen der hochheiliggehaltenen Geistlichkeit über den Haufen zu werfen. Die Klöster mußten ihm geöffnet werden, er entwendete die Heiligtümer und brandschatzte die Bibliotheken, raubte die kostbarsten Handschriften, um alles in einem Gebäude aufzuspeichern, das er sich als seine Residenz hatte bauen lassen. Wohl begann es im Volke zu gären, jetzt aber trat der Italiener in noch anderer Weise auf. Nämlich als Zauberer. Der Ras Saglu erzählte mir von seinen Künsten schier Unglaubliches, doch nachdem Sie mir erklärt haben, daß dieser Italiener bisher Hofmagier im Serail des Sultans gewesen ist, außerdem mit der Hypnotik umzugehen weiß, ist mir nichts mehr unerklärlich. Ist es z. B. mit Hilfe der Hypnose möglich, einen Toten wieder zum Leben zu erwecken?«

»O ja. Das heißt scheinbar. Es ist nichts weiter als Gaukelei.«

»Auf welche Weise geschieht das?«

»Nun, man kann einen Hypnotisierten in einen Zustand versetzen, den selbst ein Arzt nicht so ohne weiteres vom wirklichen Tode zu unterscheiden vermag, da muß er ihn schon sehr lange beobachten. Dann nur ein Stichwort des Hypnotiseurs, und der vermeintliche Tote wird wieder lebendig. Von skeptischen Gelehrten ist sogar schon wiederholt die Vermutung ausgesprochen worden, daß auch Christus die Geheimnisse der Hypnotik kannte und sie anwandte, so bei der Auferstehung des Lazarus, und das hat auch etwas für sich, weil man nichts davon weiß, wo sich Christus während ungefähr dreißig Jahren aufgehalten hat, jedenfalls ist er damals in Indien gewesen, der Heimat der Hypnotik. Ich aber kann mich dieser Ansicht nicht anschließen, weil ich jenen Christus nicht für fähig halte, Gaukelei zu treiben, um Anhänger zu gewinnen.«

»Bei diesem Italiener aber ist das der Fall,« fuhr die Französin fort. »Er tritt als neuer Heiland auf, als neuer Prophet, den Gott gesandt hat, noch über Jesus oder Esau stehend, läßt sich schon mehr als Gott selbst anbeten. Das zu erreichen, war diesem in allen Gaukelkünsten bewanderten Hofmagier bei dem ungebildeten, in Aberglauben versunkenen Volke der Abessinier ja auch ein leichtes. Er kann, wenn auch nur scheinbar, alle Wunder wiederholen, welche jemals in der Bibel geschildert sind, von Moses' Stecken an, die er in eine Schlange verwandelte, Wasser in Wein, bis zu der Totenerweckung des Lazarus. Und er kann noch viel mehr. Sollten da die ob der Klosterschändung erst aufgebrauchten Abessinier dann nicht in gläubiger Ehrfurcht zu diesem fremden Manne aufblicken?«

Wenn dies eine Frage war, so blieb Nobody die Antwort schuldig.

Eine unheimliche Ahnung überkam ihn plötzlich, er wagte den aufsteigenden Gedanken gar nicht auszudenken.

»Und was sagt die Fadinah dazu?« fragte er nur leise.

Immer an einem Fleckchen in ihrer bedachtsamen Weise herumpinselnd, hob Mademoiselle Laboche die schöngeformten Schultern.

»Was soll die dazu sagen? Sie wissen doch am allerbesten, in welchem Zustande die sich befindet. Ihre Zurückgezogenheit im Kloster ist nur scheinbar eine freiwillige, ihre ganze Stimmung ist eine gezwungene. Ihre Seele befindet sich in der Macht dieses dämonischen Mannes. Sie sollten lieber fragen, was der Negus und das übrige Volk dazu sagt.«

»Nun?«

»Der Negus Menelik ist ein gar aufgeklärter Kopf. Wenn er es nicht mit Bestimmtheit weiß, so ahnt er doch, daß hinter alledem nur eine betrügerische Gaukelei steckt. Zunächst hat er das Reich Godscham für abgeschlossen erklärt, von keiner Seite darf die Grenze überschritten werden. Der Magier ist in jedem anderen Lande vogelfrei. Da sonst nichts in Güte zu erreichen ist, wird der Negus demnächst Godscham mit Krieg überziehen, um den falschen Propheten und seine Anhänger mit Feuer und Schwert auszurotten. Das Schlimmste von alledem aber ist vielleicht, daß England diese innere Zwietracht in Abessinien jedenfalls benutzen wird, um die eigenen Annektionsgelüste zu befriedigen. Wie England es seit altersher macht, ist ja zur Genüge bekannt. Erst bietet es seine Hilfe an, sie muß überhaupt angenommen werden . . .«

Mehr brauchte Nobody nicht zu hören. Ja, er kannte Englands blutige Politik und Taktik! Wo ist das Land, über welches noch nicht grenzenloser Jammer gekommen ist, nach

welchem einmal England seine unersättliche Hand ausgestreckt hat?

»Mein Gott, mein Gott!!« stöhnte er. »Und dies alles meinewegen; denn dies alles habe nur ich verschuldet!«

Mit einem Ruck wendete sich die Französin da ihm zu. Sie konnte auch nicht mehr malen; denn es ward in dem unter Wasser befindlichen Raume plötzlich sehr dunkel.

»Ja, sehen Sie ein, daß alles dies nur Sie verschuldet haben?« erklang es in etwas scharfem Tone.

Nobody antwortete nicht, er brauchte es auch nicht, er hatte es ja schon zugegeben.

»Wenn auch ich,« fuhr sie dann fort, »bereit gewesen wäre, Sie mit List oder Gewalt auf freien Fuß zu bringen, so nur deswegen, damit Sie sich nach Abessinien begeben könnten. Oder ich wollte Ihnen wenigstens auf irgendeine Weise den Bericht des Elias Saglu zugehen lassen, wie dieser mit Einverständnis des Negus nach England gereist ist, in der Hoffnung, daß Sie der Mann sind, das schöne Abessinien von dem schrecklichen Zauberer zu befreien, der Unglück über Unglück über das ganze Land heraufbeschwören wird. Nun sind Sie frei, und ich . . . «

»Und Sie irren sich auch nicht,« erklang es mit fester Stimme vorn Bett her, »die Wetterhexe wird mich sofort nach Abessinien bringen und dann . . . «

Er brach plötzlich ab, und unsicher klang seine Stimme, als er fortfuhr:

»Nur eins ist zu bedenken.«

»Was?«

»Die Fadinah.«

»Nun?«

»Selbst wenn es nur nötig wäre, die Macht dieses Tauschspielers zu brechen – also gar nicht nötig, auch die Fadinah aus ihrem Wahne zu reißen, um sie wieder als eigentliche Herrscherin einzusetzen – – – ich muß es doch tun ...«

Immer dunkler ward es in dem Raume, dabei hatte die Dunkelheit noch einen ganz eigentümlichen grünlichen Schimmer, und immer stockender ward Nobodys Stimme, er brachte die Worte kaum noch heraus.

»Weshalb müssen Sie es dennoch tun?«

»Mein Gewissen – ach, mein Gewissen – es ist schon so häufig erwacht – aber ...«

»Und Sie haben der Stimme Ihres Gewissens nie nachgegeben?«

»Ich war verheiratet ...«

»Nobody – – Jupiter – – was einem Jupiter erlaubt ist, schickt sich nicht für jeden – – hielten Sie es wirklich für unmöglich, die Liebesehnsucht jenes Weibes zu stillen?«

Es waren unzusammenhängende Worte, welche die beiden in der Dunkelheit da wechselten, und doch verstanden sie sich so gut.

»Wissen Sie, an was für einem Gemälde ich jetzt arbeite?« sprang die Französin plötzlich auf ein ganz anderes Thema über.

»Ich habe es vorhin nicht zu Gesicht bekommen.«

»St. Georg, wie er den Drachen tötet – aber in modernem Stile gehalten – es soll eine Allegorie sein – der Drache ist die öffentliche Meinung ...«

»Ich verstehe,« flüsterte Nobody.

»Und wissen Sie, wessen Züge dieser St. Georg trägt?«

»Wie soll ich es wissen? Oder sind es die von Ispanje, dem Häuptling der Arrapahos?«

»Ispanje ist tot,« erklang es mit tiefer Stimme von der Staffelei her.

»Tot?!« echote Nobody bestürzt. Sie hatte ihm ja das eigenartige Verhältnis offenbart.

»Schon seit zwei Jahren. Er starb einen heldenhaften Tod im Kampfe mit einem Nachbarstamme. Es sind Ihre Züge, die dieser mein St. Georg trägt.«

»Meine Züge?«

»Ja, und ich brauchte kein Bildnis von dir; denn vom ersten Augenblick an, da ich dich gesehen, waren mir deine stolzen und doch edlen Züge unauslöschlich eingegraben; denn vom ersten Augenblick an, da ich dich gesehen, habe ich dich stolzen Mann geliebt . . . «

Immer näher war die Stimme in der Dunkelheit an das Bett herangekommen, immer leidenschaftlicher hatte sie geklungen, und plötzlich fühlte sich Nobody von zwei weichen Armen umschlungen, und jetzt wußte er bestimmt, daß es dieselben Lippen waren, von denen er vorher geträumt, die sich jetzt in Wirklichkeit auf seine Lippen preßten, und es mußte auch schon vorhin Wirklichkeit gewesen sein!

Aber das kam dem grenzenlos Ueberraschten im Augenblicke nicht zum Bewußtsein, daß es dasselbe stolze Weib war, das sich ihm jetzt als Geliebte anbot, welches von ihm forderte, daß er auch die schwarze Prinzessin im fernen Abessinien als seine rechtmäßige Gattin heimführen solle – und vielleicht noch weniger kam ihm zum Bewußtsein, daß er erst heute eine geliebte Frau verloren hatte, um statt ihrer gleich zwei zu bekommen.

*Quod Jovi, non bovi!*

## II. NOBODYS MEISTERSTÜCK.

Ein Chaos von undurchdringlicher Finsternis, tosendem Sturm und salzigem Wassergischt.

Dieses Chaos wird von einer sonoren, männlichen Stimme durchdrungen.

»Wir sind am Ziel!! Bückt euch etwas, wir kommen an einen niedrigen Gang!!«

Und mit einem Male befanden sich die Menschen, denen dieser Zuruf galt, außerhalb der wütenden Elemente, mit denen sie seit einer halben Stunde gekämpft hatten, sich dabei Hand in Hand haltend, sich dabei nicht sehen könnend, dem Zuge des unsichtbaren Führers folgend. Die tiefste Stille und der Frieden der Nacht herrschten plötzlich um sie her, sie waren den entfesselten Elementen entrückt.

»Herrjesens, Herrjesens,« ließ sich da eine helle, weibliche Stimme vernehmen, »das war awwer enn Spazierchen, will ich awwer glücklich sin, wenn ich erscht in der Falle liege. Ham mersch denn nu noch weit bis zum Schiff?«

»Dieser Gang, der uns in die Grotte führt, in welcher die ›Wetterhexe‹ liegt, ist sechsundfünfzig Schritte lang, ich muß die Schritte zählen und eine gewisse Weite genau einhalten, denn Licht darf ich noch nicht machen, sonst aber sind wir in vollkommener Sicherheit. Also wollen die Damen etwas größere oder schnellere Schritte nehmen, die Hände noch nicht loslassen, sonst immer geradeaus.«

»Autsch, mei Gobb!!«

»Ja, das Bücken nicht vergessen! Der Gang wird noch niedriger. Doch auf den Knien zu kriechen brauchen wir nicht.«

»Mir ist es unbegreiflich, Alfred,« ließ sich wieder eine andere Stimme vernehmen, ebenfalls einem Weibe angehörend, aber viel tiefer und voller als die vorige klingend, »wie du dich durch diese sturmgepeitschte Finsternis zwischen den Klippen nur hierhergefunden hast.«

»Und dabei habe ich diesen Weg nur einmal gemacht, an einem sonnigen Tage. Aber das genügt mir, um ihn immer wieder zu finden, auch mit verbundenen Augen. Fertig zum Abmarsch? Dann beginne ich mit dem Zählen der Schritte.«

»*All right, capt'n, all people on bord*, Jan, lange mir mal die Teerzange her,« sagte eine andere Männerstimme, tief, aber mit einem fettigen Beigeschmack, die Bereitschaft mit einem beliebten Matrosenwort erklärend, dessen Ursprung man wohl niemals finden wird.

Der Abmarsch fand statt. Der Führer zählte seine Schritte hörbar.

»Halt! Noch ein Schritt, und ich stürze ins Wasser, das draußen vom Meere hierhereinspült.«

»Nee nee, tun Se das man ja nich, das ham Se doch auch gar nicht neetj, bleim Se doch hibsich ruhj schtehen! Wo sin wir denn jetzt?«

»Vor uns öffnet sich die Grotte, in der laut Verabredung die ›Wetterhexe‹ bis heute mitternacht auf mich warten wollte, und es fehlt noch eine Viertelstunde daran.«

»Ja, awwer wo isse denn nu, ich kann doch gar nischt sehen? Nu, das wäre enne scheene Geschichte, wenn die jetzt schon absegelt wäre!«

»Ich halte das für ganz ausgeschlossen. Bei diesem stürmischen Wetter kann sie ihr Versteck überhaupt nicht verlassen.«

»Awwer ich gann doch gar nischt von sie sehen?«

»Therese,« sagte der Hintermann mit der fettigen Stimme, »ich habe überhaupt schon mehrmals die betrübende Beobachtung gemacht, daß du im Finstern viel schlechter siehst als im Hellen.«

Ein eigentümlich trillernder Pfiff erscholl, der Führer dieser Gesellschaft mußte ihn ausgestoßen haben, und plötzlich ward es vor den Harrenden laut und lebendig. Erst ein Schritt, der auf Eisenplatten hallte, dann mehrere eilige Schritte, dann auch Stimmen.

»Das war ein Pfiff!«

»Das war das Signal des Masters!«

»Nobody – Alfred!!«

Jetzt blitzten Lichtchen auf, vorsichtig verdeckt, aber sie genügten, um das schwarze Deck eines Schiffes und Menschen erkennen zu lassen.

»Bleibt noch hier stehen,« sagte der Führer, »für euch muß erst eine Treppe angelegt werden, das Deck befindet sich ziemlich tief unten.«

Er selbst sprang mit gleichen Füßen hinab, eilte auf eine hohe Männergestalt zu, und er wurde sofort erkannt.

»Alfred!!«

»Flederwisch – mein lieber, lieber Flederwisch!!«

Die Freunde lagen einander an der Brust, und ringsherum wurden aus rauhen Matrosenkehlen Freudenrufe laut, daß der Master doch endlich gekommen sei, und trotz aller anderen Gedanken, die auf ihn einstürmten, fühlte Nobody deutlich, wie man hinten seine Kleider küßte, und es konnten nur die Lippen eines tabakkauenden Matrosen sein.

Ein Augenblick der Freude des Wiedersehens genügte für diese beiden Männer.

»Jochen – Anok – schon gut, schon gut – ich bin wieder bei euch – – und wir wollen zusammenbleiben. Alles in Ordnung, Flederwisch?«

»*All right*. Heute können wir nicht mehr hinaus, die Brandung ist zu stark.«

»Ist Leutnant Bekham noch hier?«

»Nein, der hat uns heute früh verlassen.«

»Gut.«

»Und wo bist du inzwischen . . . «

»Laß jetzt. Später erzähle ich ausführlich. Ich bringe Gesellschaft mit.«

»Was? Wen?«

»Den einen kennst du sehr gut. Von den beiden Damen hast du wenigstens schon genug zu hören bekommen. Laß ein Laufbrett anlegen.«

Was war das? Warum plötzlich ringsherum ein Schluchzen und Augenwischen, warum schloß Flederwisch den Freund nochmals sanft in seine Arme, anstatt sofortiges Interesse für die fremden Gäste zu haben?

»Armer, armer Alfred!«

»Du weißt . . . ?«

»Alles, alles! Ich verschaffte mir heute früh eine Zeitung, eine, zweite, um die Berichtigung des Entsetzlichen zu lesen – o Gott, o Gott, armer, armer Freund . . . «

Nobody machte sich aus den Armen frei.

»Ich habe die Toten begraben,« sagte er mit tiefer, aber fester Stimme. »Laß eine Laufplanke anlegen.«

Es geschah, die drei tiefenden Gestalten kamen herab, ein Wiedersehen, eine Vorstellung fand statt, und letztere mußte wiederholt werden, als eine andere weibliche Gestalt

aus der Kajüte hervorgestürzt kam – Turandot, Flederwischs Gattin.

Doch die ehemalige russische Prinzessin, deren Charakter wir im ersten Teil dieser Erzählung zur Genüge kennen gelernt haben, schien Nobody ganz zu übersehen; sie beschäftigte sich ausschließlich mit den drei anderen Neuangekommenen.

»Nee, nischt essen,« entschied die ehemalige Mrs. Hackerle und jetzige Frau Mojan sehr schnell, »erscht ins Bädde, ich bin miede wie e junger Hund, der die ganze Nacht im Regen rumgeloofen is, un mei Mann muß mit, un wenn er erscht was essen will, mag er'sch ins Bädde mitnehmen, un de Bulle ooch.«

Stewards nahmen die Gäste in Empfang, um sie nach ihren Kabinett zu geleiten.

»Mir hamm doch eene mit zwee Bädde?« fragte Mrs. Mojan vorsichtig, ehe sie sich fortführen ließ. »Denn mein'n Mann lass'ch nich alleene schlafen, das sag'ch glei.«

»Wir haben auch eine zweischläfige Koje,« entgegnete der wohldressierte Steward, ein ehemaliger Hotelkellner, den Flederwisch einmal vor dem Galgen errettet hatte.

»Jawohl, das is mir noch lieber. Awwer feste muß se sin, sonst krach'n mir durch.«

Die beiden verschwanden mit ihrem Führer in der Finsternis.

»Ich habe erst noch eine Unterredung mit dem Kapitän,« sagte Nobody, als er Mademoiselle Laboche zum Abschied die Hand küßte.

In der elektrisch erleuchteten Kajüte, deren runde Fenster aber durch die Metallplatten geschlossen waren, so daß kein Lichtstrahl nach außen dringen konnte, saßen die drei: Nobody, Flederwisch und Turandot.

Man konnte der letzteren kaum ansehen, daß sie schon zweimal Mutter geworden, es war noch genau derselbe mutwillige, lebenslustige Charakter, als den wir den ›Kosaken‹ zum ersten Male und dann noch mehrmals kennen gelernt haben – nur nicht jetzt, da sie mit so scheuen Augen auf den Mann blickte, der sinnend den blauen Wölkchen seiner Zigarre nachsah. Und genau dasselbe tat Flederwisch.

Schon seit Minuten saßen die drei so da, und es wollte zu keiner Unterhaltung kommen.

»Ja.«

»Ja, ja,« seufzte ebenso der andere.

War die Anwesenheit Turandots an dieser Schweigsamkeit schuld? Hatte Nobody die Unterredung nur mit Flederwisch haben wollen?

»Ja,« begann da Nobody wieder, doch nur im Anfang seufzend, dann einen gleichgültigen Konversationston annehmend, »ich bin gestern angeschossen worden.«

»Angeschossen?!«

»Von einem Gendarmen. Ohne Bedeutung. Die Schrotkörner konnten mit leichter Mühe entfernt werden. Fühle schon gar nichts mehr davon.«

»Aber bitte, erzähle doch!«

Nobody tat es, immer im gleichgültigsten Tone, mehr mit seiner Zigarre beschäftigt.

Doch er fing seine Erzählung damit an, wie er von dem einen Gendarmen gefunden worden war, dann von Cerberus Mojan, in dessen Wohnung er wieder zu sich kam. Er blieb

nur bei der Hauptsache, erwähnte nicht einmal etwas von einem Glashause unter Wasser, sprach nur von der ›Wohnung‹, und noch weniger deutete er auch nur mit einem Wort die Katastrophe an, der seine Frau und Kinder zum Opfer gefallen waren.

Dabei also drehte er immer an seiner Zigarre herum, das Deckblatt klebend, während Turandot ihre Augen mit ängstlicher Scheu auf ihn geheftet hielt und Flederwisch ebenso beharrlich die Gebilde seiner mächtigen Rauchwolken studierte.

»In derselben Nacht noch, also in der gestrigen bin ich auch zum Einbrecher geworden.«

»Ach!«

»Ja, besonders mein Taschenmesser und mein letztes Tagebuch, das man mir bei der Verhaftung abgenommen hatte, lagen mir sehr am Herzen, diese Sachen habe ich mir gleich wiedergeholt. Natürlich mußte ich dazu einige Gitterstäbe durchsägen und eine Fensterscheibe eindrücken.«

»So.«

»Ich wußte, wo die Sachen immer aufbewahrt werden.«

»Das mußt du natürlich am besten wissen.«

»Sie werden sofort nach der Visitation des Verhafteten nach Scotland Yard gebracht, in die sogenannte Universität der Detektivs.«

»Ja ja.«

»Ich fand sie sofort.«

»So so.«

»Alles glückte. Ehe der Morgen graute, befand ich mich schon wieder in Mojans Wohnung.«

»Ach!«

»Doch am Tage durften wir sie natürlich nicht verlassen.«

»Natürlich nicht.«

»So habe ich mich den ganzen Tag in Mojans Wohnung versteckt gehalten.«

»Aha!«

»Als es dunkel wurde, sind wir aufgebrochen.«

»Hm.«

»Mr. Mojan begleitete mich, desgleichen seine Frau und ... Mademoiselle Laboche. Daß Mr. Mojan die ehemalige Mrs. Hackerle geheiratet hat, weißt du doch.«

»Ach nee!!«

»Ich habe sie dir doch vorhin als seine Gattin vorgestellt.«

»Ja ja,« bestätigte jetzt Flederwisch, aus vollem Herzen seufzend.

Plötzlich warf Flederwisch seine halb gerauchte Zigarre mit einer heftigen Bewegung von sich. Es war ihm zur Erkenntnis gekommen, daß es auf diese Weise nicht weitergehen könne.

»Alfred – die Vergangenheit liegt hinter uns – blicken wir festen Auges in die Zukunft – wohin wenden wir uns jetzt?«

Wie ein Ruck ging es durch Nobodys Glieder, und dann wendete er seinen Blick festen Auges ... nicht in die Zukunft, sondern auf Turandot, und doch sprach er aus, was sein Freund von ihm zu hören beehrte.

»Ja, ich habe ein Ziel im Auge,« sagte er energisch.

»Welches?«

»Eine Pflicht zu erfüllen, die ich bisher versäumt habe.«

Natürlich hatte Flederwisch etwas ganz anderes zu hören erwartet, etwa die Angabe eines Hafens.

»Was für eine Pflicht?« fragte er wiederum.

Nobody beugte sich etwas vor, jetzt dämpfte er seine Stimme.

»Turandot, verzeihe mir, wenn ich dich bitte, mich mit deinem Manne allein zu lassen.«

Ohne weiteres erhob sich die Prinzessin, um die Kajüte zu verlassen.

Aber sie war noch nicht bis an die Tür gekommen, als Nobody mit einem jähen Rucke aufschnellte.

»Halt!!« rief er mit starker Stimme. »Es war eine Feigheit von mir, diese Bitte an dich zu richten. Bleibe, Turandot, Gattin meines Freundes und auch meine Freundin – und da ich für eine heilige Pflicht erachte, was ich zu erfüllen habe, so soll es auch die ganze Welt erfahren, und weshalb da nicht du als die erste weibliche Person, die über mich zu richten hat. Bleibe, Turandot!!«

Sie kehrte einfach auf ihren Platz zurück, jetzt freilich nur mit noch scheueren Augen den Mann betrachtend, der solch ungereimte Worte sprach.

»Flederwisch,« wandte sich dieser jetzt direkt an seinen Freund, »welche Kabine hast du Mademoiselle Laboche angewiesen?«

Natürlich hätte jetzt Flederwisch wiederum alles andere erwartet als solch eine Frage.

»Die dritte auf Backbordseite.«

»Die mit der blauen Garnitur?«

»Jawohl.«

»Sind da noch die zwei Kojen drin?«

»Selbstverständlich. An Bord der ›Wetterhexe‹ ist nichts geändert worden.«

»Nicht wahr,« mischte sich jetzt zum ersten Male Turandot ein, »das ist die Malerin aus dem Koloradotale, von der du uns schon so viel erzähltest, Alfred? Die immer mit anderen

Farben malt, deren wirklicher Ton erst später zum Vorschein kommt, dafür aber auch ganz haltbar wird?«

Turandot glaubte, Nobody wollte etwas von dieser Dame erzählen, er bedürfe einer Einleitung, deshalb erst die Frage nach ihrer Kabine, sie wollte dem Zögernden zu Hilfe kommen.

Da nahm Nobody phlegmatisch die Zigarre aus dem Munde, blies noch eine Rauchwolke vor sich hin, und dann sagte er in ruhigstem Tone:

»Ja, das ist sie, und seit gestern ist sie meine Frau.«

Das Toben des Unwetters drang nicht bis hierherein, hier hatten die Elemente ihre Macht verloren – und doch war es, als wäre soeben in die stille, trauliche Kajüte ein Blitz herniedergeschmettert, so saßen die beiden wie gelähmt da.

»Deine . . . Frau?! Es ist nicht möglich!!!«

Schon hatte Nobody wieder die Zigarre im Munde, und er nahm sie beim Sprechen nicht heraus, als er in demselben phlegmatischen Tone fortfuhr:

»Und warum nicht möglich? Gestern nacht hat mir Clarence ihre Liebe gestanden, die sie schon immer für mich gehegt hat, und auch sie war mir immer äußerst sympathisch. Ja, diese Sympathie hat sich bei mir sogar mit einem Schlage in wahre Liebe verwandelt. Oder ist es nicht möglich, weil ich mich an demselben Tage mit ihr vermählte, da ich meine erste Frau und meine Kinder verlor? Ja, ich habe viel durchgemacht, aber . . . vor dem Herrn ist ein Augenblick die Ewigkeit, und die Ewigkeit ist ihm ein Augenblick. Nicht wahr, so ungefähr heißt es? Ich bin nicht sehr bibelfest. Nun, auch die Menschen haben solche Augenblicke, da dies zutrifft. Ich habe die Richtigkeit dieses Wortes begriffen. Gestern oder vorgestern war es – da habe ich tausend

Jahre gelitten – und doch war es nur eine Stunde. O, Paul, o, meine liebe Turandot – ich habe in diesen gestrigen tausend Jahren gar viel, viel, viel durchgemacht. Und dann umarmte ich Clarence als mein Weib.«

Waren es diese mystischen, tiefsinnigen Worte, wirklich Worte von unendlich tiefer Bedeutung, oder war es diese Ruhe, wie eine solche eben nur von einem Nobody ausgehen konnte, was solch eine merkwürdige Wirkung hervorbrachte?

Mit einem Male fand Flederwisch das Unerhörte recht wohl möglich, und auch Turandot sah es jetzt plötzlich mit ganz anderen Augen an, ohne weiteres stellten sie mit einem Male ganz ruhige, sachgemäße Fragen, einer löste dabei den andern immer ab, was hier nicht stets erwähnt werden soll.

»Sooo!! Welcher Geistliche hat die Trauung vollzogen?«

Also alles fanden die beiden bereits in vollkommener Ordnung. Und Nobody konnte schon wieder lächeln.

»O nein, so ist es nicht. Ihr vergeßt wohl ganz, daß ich auch mit Gabriele formell gar nicht getraut war.«

»Richtig! Das hätten deine Richter nur wissen sollen, dann wäre man noch ganz anders über dich hergezogen.«

Da hatte Flederwisch allerdings ein sehr wahres Wort gesprochen! Es sei nur erwähnt, daß Nobody als Baronet von Kent niemals in die Lage gekommen war, die Legitimität seiner Ehe zu beweisen. Er hatte Gabriele doch als Wüstenräuberin oder richtiger, als Wüstenräuber kennen gelernt, in der Wüste gab es keinen Priester, auf den Schwefelinseln auch nicht – – dann hatten die beiden die eigentliche Trauung so nach und nach vergessen. Außerdem nebenbei bemerkt: man darf versichert sein, daß die Hälfte aller in England oder doch in London lebenden Ehepaare weder

kirchlich noch standesamtlich getraut worden sind – (und man sagt, daß diese Ehen die glücklichsten seien). Allerdings muß man hierbei mit englischen Verhältnissen rechnen, so z. B. kann deshalb die Legitimität der Kinder niemals angefochten werden.

Allerdings alles mit Ausnahmen. Nobody jedenfalls hätte nichts zu fürchten gehabt.

»Nun,« sagte Turandot, »und wenn die Richter es gewußt und dir vorgeworfen hätten, so hätte wohl auch deine Verteidigungsschrift darauf Bezug genommen. *Quod Jovi, non bovi.*«

»Du hast jene Broschüre gelesen?«

»Ei gewiß! Herrlich, göttlich!!«

»Und weißt du, wer sie verfaßt hat?«

»Nun? Clarence selbst, nicht wahr?«

»Mr. Cerberus Mojan.«

»Es – ist – doch – nicht möglich!!!«

Die beiden hatten es genau so gerufen, mit denselben Augen, wie damals Nobody, als er die Tatsache von Clarence erfuhr.

Nobody wußte ihnen die Wahrheit zu versichern, noch mehr des Rühmenswerten von dem verrückten Yankee erzählend, seinen Charakter ihnen aufklärend.

»Und ein ähnliches Charakterrätsel liegt bei dieser Französin vor, die ich jetzt mein Weib nenne, nur freilich in ganz anderem Sinne – aber doch immer ein Rätsel, uns anderen sterblichen Menschen unerklärlich. Ich habe euch doch genug von ihr erzählt, ihr Verhältnis zu dem Häuptling der Arrapahos . . . «

»Richtig, was ist nun mit Ispanje?« fielen die beiden hastig ein, durch das Merken dieses ungewöhnlichen Namens mehr ihr Interesse als ihr gutes Gedächtnis verratend.

»Ispanje starb im Kampfe mit einem Nachbarvolk den Heldentod!«

»Ach!« erklang es bedauernd.

»Clarence hat sich mir in langer Aussprache erklärt,« fuhr Nobody fort. »Wenn nicht im ersten Augenblick, da sie mich gesehen, so hat sie mich doch während meines mehrtägigen Aufenthalts im Koloradotale und dann während unseres gemeinschaftlichen Rittes lieben gelernt. Sie faßte, gesteht sie mir offen, eine undefinierbare Leidenschaft zu mir. Undefinierbar? Das nennt man eben die Liebe. Aber sie gehörte schon einem anderen, und wenn dieser andere auch nur ein armseliger Indianer war, sie hatte ihm ihr Wort gegeben, das mußte sie halten, sie mußte, sie mußte . . . «

»Aber erlaube mal,« fiel Flederwisch ein, »der Häuptling war ihr damals doch mit einer anderen durchgebrannt.«

»Schadete nichts, Clarence kannte nur eine Pflicht – sie mußte ihm nach, um ihn wiederzugewinnen – da mußte sie mich aus ihrem Herzen reißen – nur der Tod kann solch ein Verhältnis lösen – oder gegenseitige Uebereinstimmung – und Ispanje handelte unter fremdem Willen. Seht, das ist der Charakter dieser Französin, die man sich, in anderer Weise geschildert, als ein emanzipiertes Weib vorstellt, in Männersachen eine Zigarette rauchend, die Beine übereinandergeschlagen und über alles, was sonst dem Menschen heilig ist, in leichtem Tone spottend. Diese Französin, die ich jetzt mein Weib nenne, ist ein Charakter – zu hoch, zu edel für diese Welt.«

»Ich will zu ihr, ich will zu ihr!!« rief Turandot und eilte hinaus, wobei die junge Frau wieder einmal ihre ganze mädchenhafte Lebendigkeit entwickelte.

»Gut, daß wir allein sind!« sagte Nobody, sich in aller Seelenruhe eine neue Zigarre anzündend. »Ich habe dir noch verschiedenes andere mitzuteilen, was ich doch nicht in Gegenwart Turandots aussprechen möchte, obgleich sie eine verheiratete Frau und Mutter ist. Ich habe dir doch damals, als wir mit der Wetterhexe nach der Südsee-Insel fuhren, ausführlich meine Abenteuer erzählt, die ich im Serail des Sultans erlebte.«

»Das hast du, und ich entsinne mich auf alles.«

»Auch auf meine Begegnung mit der Fadinah?«

»Ganz gewiß, auf alles.«

»Nun, Flederwisch, ich habe damals ein großes, großes Unrecht begangen . . . «

»Allerdings hast du das,« fiel ihm Flederwisch lebhaft ins Wort, »und das hast du schon damals begangen in Abessinien, als du die Fadinah zum ersten Male sahst. Das schwarze Weib war rasend verliebt in dich, du hättest ihre Sehnsucht stillen sollen.«

»Laß das,« sagte Nobody mit abwehrender Handbewegung. »Und doch, in gewissem Sinne hast du recht. Freilich von einem ganz anderen Standpunkte aus betrachtet, als von deinem leichtsinnigen. Ich bin, offen herausgesagt, sehr keusch veranlagt, es ist dies . . . «

»Ja, du warst von jeher ein keuscher Jüngling, ein wahrer Ausbund von Tugend!« sagte Flederwisch mit leichtem Spott.

»Laß deinen Spott!« entgegnete Nobody ernst. »Was du verspottest, ist vielleicht das Höchste, was der Mensch besitzt, und alle anderen Tugenden verblassen gegen diese eine. Doch du weißt, daß Eigenlob mir ganz fremd ist. Es ist eben bei mir eine Charakteranlage. Und in der Tat, in einem Alter, da wohl jeder junge Mann schon seine Braut oder doch seine heimliche Liebe hat, stand ich dem weiblichen Geschlecht noch so fremd gegenüber wie ein unschuldigtes Kind; das Adlernest auf unersteigbarer Klippe reizte mein Verlangen mehr als das niedrige Kammerfenster der schönsten Maid, und ich glaube, daß in der Verachtung, die ein so gearteter Charakter dem weiblichen Geschlecht entgegenbringt, etwas Gesundes liegt, sogar etwas Heroisches. Ich wenigstens möchte keinen Jungen haben, der gern mit Mädchen spielt.«

Ohne irgendwelches Zeichen von Niedergeschlagenheit hatte Nobody etwas erwähnt, was ihn an das schreckliche Ende seiner Familie erinnern mußte. Er schien dies in zwei Tagen schon vollkommen überwunden zu haben. Und hatte er nicht auch von ›tausend Jahren‹ des grenzenlosesten Jammers gesprochen?

»Genug davon,« fuhr er ebenso ruhig fort. »Und doch noch eins: nie, niemals hätte ich meiner Frau die Treue gebrochen! Und du kannst wohl glauben, daß ich gar oft der Versuchung ausgesetzt bin, gerade in meinem Berufe; ach, was bin ich mit Anträgen verfolgt worden, seitdem ich Detektiv bin, von jener unglücklichen Marguérite an, aber . . . niemals! Für mich ganz undenkbar! Ich hätte meiner Gabriele nicht mehr ins Auge sehen können.«

Nicht einmal hier machte Nobody eine Pause, seine gelassene Stimme änderte sich nicht, als er gleich fortfuhr:

»So kreuzte auch jene abessinische Fürstin meinen Weg, als ein Weib, das mich mit ihrer Liebe verfolgte. Daß sie wirklich glauben durfte, mich als ihren Bräutigam oder gar schon Gatten betrachten zu können, beruhte auf einem Mißverständnis. Jedenfalls war ich daran ganz unschuldig. Ich hatte die Bedeutung des arabischen Wortes ›Saban‹ nicht gekannt. Außerdem mußte ich . . . doch genug, ich fühlte mich wirklich ganz unschuldig. Im Serail des Sultans sah ich sie wieder, ich selbst in unsichtbarer Gestalt. Sie hatte sich nach England begeben wollen, um ihren Saban, um mich aufzusuchen, um ihre vermeintlichen Rechte geltend zu machen. Meine Verlegenheit war groß. Doch ich habe immer Verlegenheiten als Annehmlichkeiten betrachtet. Verlegenheiten sind dazu da, um sich mit List und Geschick von ihnen zu befreien. Nur in Sachen der Liebe sind sie mir weniger angenehm. Ich hatte mit jener Marguérite schon zu traurige Erfahrungen gemacht. Da kam mir der Hofmagier, der sich mir offenbaren mußte, wie gerufen. Entsinnst du dich noch dieses Mannes?«

»Jawohl, Anselmo Montecagni hieß der Kerl.«

»Ich bewundere dein Gedächtnis, und so . . . «

»Das ist auch unumgänglich notwendig, wenn man als professioneller Schmuggler . . . «

»Halt's Maul,« unterbrach Nobody ihn in seiner alten Weise, wenn er sich mit seinem Freunde unterhielt, was selten ernst ablief, ». . . und so wirst du dich auch erinnern, was mir der Basch-Kiatibi offenbarte.«

»Ich weiß alles noch. Er wollte die Geheimnisse der koptischen Klöster Abessiniens kennen lernen, hatte es besonders auf die alten Handschriften abgesehen, und zu alledem

konnte ihm am besten die Fadinah verhelfen, die sich jetzt ja in seiner Gewalt befand.«

»Ja, aber dazu mußte er sie erst herausbringen.«

»Und dann sie hypnotisieren, daß sie ihn heiratete. Der Kerl fragte dich auch noch, ob du schon etwas von der Hypnotik gehört hättest, hahaha!«

»Und ich gab zu alledem meine Einwilligung.«

»Natürlich, da warst du ja dieses schwarze Frauenzimmer mit einem Male los. Ich hätte sie übrigens doch lieber genommen, wenn auch nicht für immer, aber so einmal . . . «

Flüsternd hatte der unverbesserliche Flederwisch die letzten Worte gesprochen, dabei scheu nach der Tür blickend, durch welche seine Frau die Kajüte verlassen hatte.

Nobody blieb tiefernt, hatte diesmal auch keinen Vorwurf.

»Und weißt du auch, was dieser Mann, die personifizierte Wißbegier, ein Dr. Faust, der seine Seele dem Teufel verschreibt, wenn er nur alle Weisheit dieser Erde erlangen kann – was dieser Mann getan hat, um sich als Hofmagier Zutritt in das Serail des Sultans zu verschaffen?«

»Du hast es mir ja erzählt – er hat sich vorher entmannen lassen oder es wohl gar selbst getan.«

»Und ist das nicht fürchterlich?«

»Na, ich wenigstens tät's nicht.«

Das war es nun freilich nicht, was da Flederwisch in seiner genial-leichtfertigen Weise von sich abwies, was Nobody gemeint hatte.

»Und ich habe geduldet, daß dieser entmannte Magier das liebeglühende Weib als seine Frau an sich fesselte, daß sie ihm mit Geist und Seele untertänig sein muß!!«

Jetzt allerdings begriff Flederwisch den Grund der Erschütterung seines Freundes, hatte aber auch gleich eine Antwort bereit.

»Daran hättest du aber doch gar nichts ändern können, der hätte sie doch auch ohne dich aus dem Serail gebracht und sie auch ohne dich hypnotisiert, es wäre eben alles auch ohne dich so gekommen.«

»Sprich nicht, Flederwisch!« sagte Nobody streng. »Oder tue nicht so, als ob du nicht verständest, wie ich eine Schuld auf mir ruhen fühle. Denn wohl hätte ich dies verhindern können, und es war meine unabweisbare Pflicht, es zu verhindern, sobald ich die Pläne des Magiers erfuhr! Ja, diese meine Schuld habe ich stets gefühlt. Wenigstens dunkel. Sobald ich einmal an Theodora dachte, beschlich mich stets ein unangenehmes Gefühl, zunächst, ohne daß ich mir recht klar bewußt wurde, warum eigentlich. Und nun verstehe ich die Kunst, jeden unangenehmen Gedanken, der sich mir aufdrängen will, zurückzuweisen. Es ist dies eine Kunst, die sowohl zum Segen gereichen kann, als auch zum Fluche der Sünde. Bei mir war es eine Sünde. Meine einzige Entschuldigung ist die, daß mir diese Sünde eben niemals voll und ganz sofort zum Bewußtsein kam. – Weißt du, Flederwisch, wie mich in London eine abessinische Gesandtschaft aufsuchen wollte?«

Nein, davon wußte Flederwisch noch nichts, er hatte zu jener Zeit ebenfalls das Untersuchungsgefängnis mit seiner langen Person geziert.

Nobody erzählte ihm davon, hauptsächlich den Zweck wiedergebend, wie es der Ras Saglu der Mademoiselle Laboche offenbart hatte, hauptsächlich die jetzt in Abessinien

herrschenden Verhältnisse schildernd, wie der Italiener sie herbeigeführt hatte.

»Hierüber weißt du genug,« fuhr Nobody dann fort. »Und nun begann Clarence zu mir zu sprechen! Und wie sie sprach! Die politischen und religiösen Verhältnisse in Abessinien gingen mich schließlich nichts an, aber die schwarze Fürstin aus ihrem suggerierten Wahne zu befreien, sie als selbständige Fürstin ihrem Vaterlande zurückzugeben, das sei meine heilige – oder wir wollen wie Männer Deutsch zusammen sprechen – – das sei meine verdammte Pflicht und Schuldigkeit – – – und sie sprach noch weiter, und da erkannte ich meine Schuld oder doch meine Unterlassungssünde voll und ganz – – – und so beantworte ich dir hiermit deine vorige Frage, was jetzt unser Ziel sei: es ist Abessinien!«

»Hm, einverstanden!« brummte Flederwisch. »Nun mußt du mir aber erst noch einige Fragen beantworten.«

»Frage!«

»Du willst also die Fadinah von ihrer suggerierten Liebe zu dem Magier heilen?«

»Das will ich. Sie überhaupt aus ihrem Wahne reißen, der Magier braucht ihr ja nicht gerade Liebe eingeflößt zu haben.«

»Denkst du auch daran, daß sich die Fadinah dann gleich in alter Liebe zu dir hingezogen fühlen wird?«

»Ist alles erwogen.«

»Hast du das auch deiner ... der Mademoiselle Laboche gesagt?«

»Sprich es nur ruhig aus: meiner Frau. Clarence ist jetzt mein eheliches Weib, auch ohne Segen des Priesters. Ich

brauchte es ihr nicht zu sagen, sie hatte selbst von vornherein daran gedacht, wie ich die überhaupt über die Hypnotik nicht belehren kann.«

»Nun, und?«

»Nun, und was?« fragte Nobody entgegen.

»Deine Frau begleitet dich doch.«

»Nach Abessinien.«

»Dann will sie wohl die Sache in die Hand nehmen und dem schwarzen Weibe die Liebe austreiben? Na, ob ihr das gelingen wird?! Ich kenne diese Schwarzen in allen Schattierungen.«

»Ganz im Gegenteil. Clarence hat mich bestimmt, daß ich diese schwarze Fürstin, wenn sie noch darauf besteht, wirklich zu meinem Weibe nehme.«

Erst machte Flederwisch ein höchst erstauntes, dann ein höchst ungläubiges Gesicht.

»Das ist doch nicht möglich!!«

»Und warum nicht?«

»Deine – deine Frau – oder Geliebte – deine Frau – – kurz und gut, die liebt dich doch – – und da will sie, daß du eine andere heiratest? Das ist doch nicht möglich!«

»Und warum nicht?« wiederholte Nobody, und dann verließ ihn der bisherige ruhige Ton, er sprach mit Begeisterung, als er fortfuhr:

»O, lerne erst Clarence näher kennen, diese reine, edele Seele, himmelhoch erhaben über die Schwestern ihres Geschlechtes, über ihre ganze Mitwelt, und mögen ihre Ansichten über Liebe und Ehe und über noch vieles andere der anderen Welt auch fluchwürdig erscheinen, sie ist doch rein wie ein Engel . . . «

Und Nobody fuhr fort in seiner begeisterten Verteidigungs- oder richtiger Lobrede.

Wir können dieselbe hier nicht wiedergeben. Es ist auch nicht nötig. Wer da weiß, worauf es hierbei ankommt, wer sich die Bedeutung des Wortes ›Ueberweib‹ in idealem Sinne auszulegen vermag, frei von allem zynischen und emanzipierten Beigeschmack, der begreift es sofort, und wer dies nicht kann, dem würde auch die Wiedergabe dieser ganzen Rede keine andere Ansicht beibringen.

Flederwisch verstand es. Einen sich ihm aufdrängenden Gedanken, seinem Charakter entsprechend, hielt er vorläufig noch zurück.

»Und wenn dich Theodora zu ihrem Saban wirklich erwählt, so will Clarence dennoch in Liebe bei dir ausharren?«

»Sie will.«

»Unbegreiflich!«

»Ja, für dich. Ich habe dir Clarences Ansicht über Liebe und Ehe doch nun schon zur Genüge offenbart. Das Weib muß dem erwählten Manne die Treue unbedingt halten, nicht der Mann der Frau – – oder vielmehr, er kann seine Liebe und Treue vielen Frauen zugleich versprechen.«

»Mohammedanische Grundsätze.«

»Ja. Das heißt, der Mohammedaner hat diesen Grundsatz annektiert. Clarence rechtfertigt dieses Prinzip als Naturgesetz. Denn vom naturalistischen Standpunkte aus betrachtet gehört der Mensch zum Herdenvieh, und daß es so ist, zeigt die menschliche Gesellschaft zu jeder Stunde, am Biertisch und im Ballsaal und im Klub und allüberall, und die natürlichen Folgen davon sind die zahllosen Ehebrüche und die noch zahlloseren anderen Fälle, die sich im Verborgenen abspielen. Und wenn man dies erkannt hat, dann ist

man berechtigt, sich auf eine höhere Stufe zu stellen, gelegen in einer reinen, keuschen, idealen Sphäre – und was man früher als Sünde empfunden hat, das tut man jetzt mit dem Bewußtsein, ein göttliches Naturgebot zu erfüllen – – nicht immer mit Neigung. Denn wohl schwer wird es Clarence, furchtbar schwer, an meiner Seite noch eine andere zu sehen, mit dieser teilen zu müssen – – aber es muß sein; denn erst kommt die Pflicht! – Und diese meine Pflicht ist, daß ich jetzt die Fadinah von ihrem Wahne heile – dadurch werde ich sie gewinnen – aber töricht wäre es, wenn ich Clarence deshalb verlieren sollte. Und ihr Gewissen bleibt rein – und mir hat sie die Ueberzeugung beigebracht, daß sie recht hat.«

Wohl hatte Flederwisch diese Worte von gewaltigem Inhalt verstanden, und er hütete sich, seinem redegewandten und geistig weitüberlegenen Freunde etwas abstreiten zu wollen.

»Hm. Und wenn nun die schwarze Prinzessin mit solch einer Teilung der Liebe nicht einverstanden ist?«

»Ich denke, das wird sich sogar sehr leicht machen lassen. Obgleich die Abessinier Christen sind, haben sie doch auch sehr viel von den Mohammedanern mit herübergenommen, so auch die Vielweiberei. Es ist bekannt, daß Negus Meneik eine äußerst strenge und eifersüchtige Frau hat, aber sie duldet dennoch am Hofe eine ganze Menge von konzessionierten Konkubinen, deren Kinder sie als ihre eigenen anerkennt, und das mit Stolz.«

Da kam bei Flederwisch jener Gedanke zum Durchbruch, den er schon vorhin gefaßt hatte.

»Du meinst, deine Frau, Clarence meine ich, wäre damit einverstanden, daß du dir auch noch ein ganzes Dutzend Nebenweiber hieltest?«

»Wenn es sein müßte, sicher.«

»Donnerwetter!!!«

Und Flederwisch sprang auf und rannte fingerschnalzend in der Kajüte hin und her.

»Donnerwetter, wenn mit so etwas auch Turandot einverstanden wäre!! Donnerwetter!! Da muß ich doch gleich einmal meine weiße Prinzessin fragen, ob ich mich auch der konzessionierten Vielweiberei in die Arme werfen darf.«

Er rannte hinaus – freilich sicher nicht, um an seine Frau solch eine Frage zu stellen. Denn wir haben schon oft genug gesehen, was für einen gewaltigen Respekt dieses lange Laster, das sich sonst weder vor Gott noch vor dem Teufel fürchtete, vor seiner kleinen Frau hatte.

Auch Nobody verließ die Kajüte, um seine Kabine aufzusuchen – die mit der blauen Garnitur, die dritte an Backbordseite.

---

Heftige Regengüsse hatten das aufgewühlte Meer schnell wieder beruhigt. In der nächsten Nacht steuerte die Wetterhexe unter Kapitän Flederwischs kundiger Hand aus der versteckten Grotte hinaus in die offene See. Freilich gehörte dazu die Erfahrung des alten Schmugglers; kein seemännischer Bewohner der Küste, wenn er auch jede Klippe kannte,

hätte dieses Kunststück fertig gebracht, das große Panzerfahrzeug unbeschädigt aus diesem Wirrsal von Riffen herauszubringen, zumal kein einziges Bordlicht die mondlose Nacht erhellen durfte.

Denn die Wetterhexe war samt ihrer Besatzung seitens der englischen Regierung für vogelfrei erklärt worden. Es stand in allen Zeitungen, an allen Straßenecken zu lesen.

Schon wer dem Seeamt meldete, wo er das auffällige Torpedoschiff innerhalb der letzten vierundzwanzig Stunden gesehen hatte, erhielt zehn Pfund Sterling Belohnung, und wer diese Nachricht innerhalb einer Stunde einbringen, die geographische Ortsbestimmung angeben und die Wahrheit seiner Meldung beweisen konnte, dem wurden gar hundert Pfund zugesprochen. Kriegsschiffe erhielten allerdings keine Belohnung, aber daß sie alle, soweit sie durch Depeschen erreichbar, angewiesen waren, die ›Wetterhexe‹ aufzubringen, d. h. festzunehmen, ist wohl selbstverständlich, und ebenso sämtliche englischen Häfen der Welt, die ›Wetterhexe‹ wohl einzulassen, aber nicht wieder heraus. Nur in fremden Häfen konnte man ihr nichts anhaben – aber auch die durfte man nicht anzulaufen wagen, denn da hätten sich sofort ein oder mehrere englische Kriegsschiffe zum Abfangen davorgelegt, außerhalb der neutralen Wasserzone.

Da hieß es auf der Hut sein. Der ehemalige Schmugglerkapitän hatte schon so manches Schiff unkenntlich maskiert, aber bei diesem zigarrenähnlichen Torpedojäger verließ ihn seine Kunst. Die Wetterhexe besaß nur einen Maststumpf zum Signalisieren, Flederwisch konnte hohe Masten mit Takelage anbringen – die lange Zigarre blieb immer erkenntlich. Und ein hoher Schanzaufbau war ebenso unmöglich,

der hätte doch nur aus Holz sein können, und die Wetterhexe ragte so wenig über das Wasser empor, daß der leichteste Seegang das hölzerne Maskenkostüm wieder abgerissen hätte.

Man mußte sich eben auf seine flinken Beine verlassen, d. h., auf die Maschinen, welche dem Fahrzeug eine Schnelligkeit bis zu vierundzwanzig Knoten in der Stunde verliehen, und da mußte es eben ein anderer Torpedojäger sein, der diesem hier zu folgen vermochte, und so haufenweise sind die Torpedojäger denn doch nicht gesät. Ein kleines Torpedofahrzeug darf sich gar nicht so weit auf die hohe See hinaus wagen, und ein solches konnte auch mit den Zehnzentimetergeschützen vom Leibe gehalten werden.

Als Ballast führte die Wetterhexe außer Trinkwasser und Proviant nur noch Kohlen, und dies alles genügte, um Absinien erreichen zu können, ohne unterwegs einen anderen Hafen anzulaufen, obgleich es dabei um das Kap der guten Hoffnung herumgehen mußte. Denn den Suezkanal durfte man natürlich nicht passieren!

Also immer so flink wie möglich, immer mit voller Kraft! Bei Nacht war das nicht einmal nötig, wenn dieselbe nicht gerade zu hell war. Oder es brauchte ja auch nur immer alles in Bereitschaft gehalten zu werden, um die Maschinen bei Bedarf sofort ihre volle Kraft entwickeln zu lassen.

Damit sich ja kein bedenklicher Zwischenfall ereignen könne, sollte der Torpedojäger jedesmal vor Anbruch der Helligkeit stoppen, um die Maschinerien und allen anderen Mechanismus aufs sorgfältigste untersuchen zu können.

So hatten Nobody und Flederwisch verabredet, ehe die Wetterhexe die Fahrt ins offene Wasser antrat.

Aber es gab doch noch etwas anderes zu erwägen, in dieser Hinsicht war Flederwisch keineswegs leichtsinnig.

»Und wenn wir nun doch einmal auf offener See von einem englischen Kriegsschiff gestellt werden? Wenn etwa einmal die Maschine versagt?«

Nobody kannte die Bedeutung dieser Frage, aber er ließ sich nicht darauf ein, er machte eine abwehrende Handbewegung.

»Sprich nicht davon, ich will diese Möglichkeit gar nicht in Betracht ziehen.«

»Und doch muß es sein! Ich habe nur die vier Zehnzentimetergeschütze an Bord, mit denen kann ich es wohl mit einer ganzen Flotte von arabischen oder chinesischen Seeräubern aufnehmen, aber gegen ein großes, modernes Kriegsschiff ist mit diesem Kaliber nicht viel auszurichten, es braucht gar nicht gepanzert zu sein; das macht einfach die Schotten dicht, da dauert es lange, ehe jede wasserdichte Kammer ihr Loch hat, und das Kriegsschiff hat doch ebenfalls Geschütze an Bord, und zwar noch ganz andere, und ich führe noch immer keine Torpedos, an so etwas dachte ich damals nicht, als ich . . . «

Aber Nobody wollte von solch einer Möglichkeit absolut nichts wissen, solch einen Gedanken nicht ausdenken — er wandte dem Freunde den Rücken und ließ ihn stehen.

Und der so unangenehme Gedanke sollte dennoch ausgedacht werden müssen!!! Gleich am ersten Tage.

Langsam verließ die Wetterhexe die geheime Grotte, hauptsächlich deshalb ohne Lichter, um das Versteck nicht zu verraten. Als man die gefährlichen Riffe hinter sich hatte, zwischen denen hindurch sich nur ein Flederwisch zu finden wußte, und als man sich schon ziemlich weit ab von

der Küste befand, erst dann wurden die üblichen ›Lichter und Feuer‹ ausgesteckt.

Mit Volldampf ging es nach Südosten. Nur erst einmal aus den englischen Gewässern heraus! Hier war natürlich die Gefahr am größten, von einem Kriegsschiff gestellt zu werden.

Um vier Uhr ließ Flederwisch die Maschinen stoppen, um sie schmieren und nachsehen zu lassen.

Immer mehr verlangsamte sich die Fahrt. Also man ließ die Schrauben nicht rückwärts gehen, wodurch das Schiff fast im Moment zum Stillstand gebracht werden kann, sondern man ließ die Maschinen sich ausarbeiten, um eben bei dieser langsamen Bewegung aller Teile den allgemeinen Gang des Getriebes beobachten zu können.

Da ein Ruck, ein leises Knirschen ... wie ein Wahnsinniger stürzte Flederwisch nach dem Signalapparat und gab Volldampf rückwärts, der Maschinist war auf seinem Posten, auch die Maschinen gehorchten ... alles zu spät, das Torpedofahrzeug legte sich etwas nach Steuerbord über, saß fest!

»Ein unbekanntes Riff,« schrie Flederwisch in heller Verzweiflung, »und das gerade bei der höchsten Flut!!!«

»Jammere nicht, preise lieber das Glück, daß wir gerade stoppten, sonst wären wir mit voller Fahrt daraufgerannt und hätten keine festen Planken mehr unter den Füßen,« sagte Nobody, der bei jedem Unglück noch ein Glück herauszufinden wußte, mit philosophischer Ruhe.

»Morgen früh gegen drei tritt der Mond in Quadratur mit der Sonne,« setzte der erste Steuermann noch hinzu, »die Springflut macht uns unter allen Umständen wieder frei.«

»Na also! Immer Glück muß der Mensch haben. Da warten wir einfach bis morgen früh um drei.«

Aber Flederwisch gab sich nicht so leicht zufrieden, dazu war er zu sanguinisch.

»Und wenn wir bis dahin nun von einem Kriegsschiff gesichtet werden?!« schrie er. »Oder wenn die Wetterhexe nun ein Leck hat?!«

»Höre, Paul: wenn ich der Mann wäre, der das Wenn und das Aber erfunden hat, dann hätte ich schon längst Gold gemacht und alte Weiber wieder jung. Du kennst doch die Geschichte. Nu, sonst noch was?«

»Zentnergranaten und Torpedos – wenn ich die nur hätte!!« fluchte Flederwisch noch einmal, allerdings sehr bedeutungsvoll, und dann faßte er wieder die Sachlage kalt ins Auge.

Am Himmel standen die Sterne, nach ihnen wurde zunächst eine geographische Ortsbestimmung gemacht. Nein, ein falscher Kurs war nicht gesteuert worden, d. h., bisher waren alle auf der Seekarte als gefährlich bezeichneten Stellen vermieden worden, gerade auf diesem Punkte hier war kein warnendes Kreuz eingetragen – man war auf eine noch unbekannte Untiefe oder auf ein Riff oder auf sonst etwas aufgelaufen, worüber eben ein Seeschiff nicht hinweg konnte. Ein gesunkenes Wrack war es nicht, das war Stein, auf dem der Kiel geknirscht, das hatten die Seemannsohren sofort herausgehört.

Erst zwanzig Meilen von der englischen Küste entfernt, in einem der befahrensten Gewässer, und ein unbekanntes Riff!!

Ja, du lieber Gott! Neunundneunzigmal hat der Bauer sein Feld umgepflügt, und beim hundersten Male legt die Pflugschar einen Totenschädel oder einen Topf mit Geld von

Anno dazumal bloß. (Ein Topf mit Geld soll dem Bauer lieber sein als ein Totenschädel.) Der Gegenstand hat niemals tiefer gelegen, ist nicht mit der Zeit höher gekommen – nein, eben gerade beim hundertsten Male mußte das Eisen des Pfluges die Erde so emporheben, daß endlich der Totenschädel oder besser noch der Topf mit Geld oder gar die noch volle Kriegskasse zum Vorschein kommt.

Mag dieses Gegenstück genügen. Das Meer ist eben viel, viel größer, als wie's im Schulatlas aussieht. Ach, ist da eine Menge Wasser drin!

Solche noch unbekannte Riffe und anderswie gefährliche Stellen werden ja täglich entdeckt, mitten in den belebtesten Fahrstraßen. Neunhundertundneunundneunzig Schiffe sind schon dicht daran vorübergefahren, das tausendste endlich rennt einmal darauf fest und kann seine Entdeckung zum Segen der Menschheit dem nächsten Seemannsamte mitteilen.

»Flederwisch,« sagte Nobody, schon im Skaphanderanzuge, ehe er den Taucherhelm aufschraubte, »wenn du als Pirat auf dem Fallbrett des Galgens stehst, vergiß nicht, dieses Riff erst anzugeben, dann läßt man dich aus Gnade vielleicht schon beim ersten Schlage des Sterbeglöckchens fallen, und dein Leichnam genießt unsterblichen Ruhm.«

Auch Flederwisch hatte sein Skaphanderkostüm angelegt, und, mit großen Glühbirnen versehen, die durch isolierte Drähte vom Schiff aus mit Elektrizität gespeist wurden, stiegen die beiden zur Untersuchung hinab in die Flut.

Ein Kalkfelsen, zuvor eine Barriere, über welche das schlanke Fahrzeug hinweggeschusselt war, dahinter wieder eine Barriere, dazwischen saß die »Wetterhexe«, der scharfe

Kiel hatte sich in den weichen Kalk ziemlich tief eingegraben.

Hoffnungslos fest! Wenigstens für dreiundzwanzig Stunden. Dann trat eine Springflut ein, welche in dieser Gegend um einen Meter höher ging als die gewöhnliche Flut, die jetzt herrschte, und das genügte, um die ›Wetterhexe‹ wieder flott zu machen, während das Auswerfen sämtlicher Kohlen das Fahrzeug noch nicht genügend gehoben hätte, woran natürlich gar nicht zu denken war.

Als sich die beiden Taucher wieder an Deck befanden und ihre Helme losschraubten, begann der Morgen zu grauen. In ziemlicher Nähe befand sich ein Fischkutter, dessen Licht man schon während der Nacht in letzter Zeit gesehen hatte.

»Jetzt sehen die uns – die lange schwarze Zigarre. Da – da – die wenden schon die Segel, um schnellstens der Küste zuzustreben, die wollen sich die zehn Pfund verdienen! Soll ich ihnen den Spaß mit einer kleinen Granate versalzen? Für diese hölzernen Planken reichen zehn Zentimeter vollkommen aus.«

»Wehe!« sagte Nobody auf diesen Vorschlag Flederwischs, weiter nichts.

»Na, dann können wir wenigstens ein paar unserer Jungen in Booten hinschicken, wir nehmen die ganze Besatzung fest und behandeln sie einstweilen als unsere Gäste.«

»Es hat keinen Zweck,« entschied Nobody ohne Besinnen. »Erstens haben wir von diesem Fischer gar nichts zu fürchten, ehe der die Küste bei diesem Winde erreicht, sind wir schon wieder flott . . . «

»Der erzählt es dem ersten Dampfer, dem er begegnet.«

». . . und zweitens werden wohl noch genug andere Fahrzeuge kommen, die uns erblicken und erkennen, und sie alle

unschädlich machen können wir doch nicht, was überhaupt ganz ausgeschlossen ist, wenn es ein Dampfer oder auch nur ein größeres Segelschiff ist.«

»Also gefangen wie die Ratte in der Falle!«

»Nur vorläufig. Wir wollen das Beste hoffen.«

Ach, da kamen noch gar viele Fahrzeuge und große Schiffe in Sicht, Segler und Dampfer, und sie alle änderten beim Anblick der träge daliegenden Riesenzigarre sofort ihren Kurs, allerdings nicht immer wieder der englischen Küste zu, etwa um sich die zehn oder gar hundert Pfund Sterling zu verdienen, bei größeren Fahrzeugen spielt solch eine Prämie ja auch gar keine Rolle – – nein, nur dem für vogelfrei erklärten Torpedojäger wollten sie aus dem Wege gehen, dessen Kapitän Flederwisch war, der einstige Meisterschaftsschmuggler der Welt; denn diesem und seiner zahlreichen Mannschaft, die sich untätig an Deck aufhielt, war jetzt doch alles zuzutrauen, das waren jetzt Desperados, und sicher hatten die doch auch Geschütze an Bord, und nicht nur Nebelböller und weit entfernt ist sicher vorm Schuß!

»Als wäre mein braves Schiff der leibhaftige Popanz,« sagte Flederwisch, »und wenn die nun erst wüßten, daß sich gar der entsprungene Nobody hier an Bord befindet!«

Nobody sagte nichts, er nagte an seiner Unterlippe.

So kam die zehnte Morgenstunde heran.

»Das ist die Takelage eines Kriegsschiffes,« sagte da ein Matrose mit ausgestreckter Hand.

Das im Süden auftauchende Schiff wurde beobachtet, und in dem allgemeinen Schweigen lag etwas Unheimliches.

»Ja, und zwar ein englisches, ich kann die Flagge erkennen, eine gedeckte Korvette von wenigstens fünfzig Geschützen, und sie hat auch uns bereits erblickt, sie macht mehr Dampf auf. No, nu adjüs.«

Flederwisch sprach's und schob sein Fernrohr zusammen. Dann wandte er sich seinem Freunde zu.

»Na, Alfred, wollen wir nun endlich einmal darüber sprechen?«

»Worüber ist da zu sprechen?«

»Ich danke! Wir sitzen fest. Wollen wir uns wie die eingesalzenen Heringe aus dem Fasse nehmen lassen?«

Die Antwort blieb ziemlich lange aus.

»Nein,« stieß dann Nobody kurz hervor, nachdem er lange genug wieder an seiner Unterlippe genagt hatte.

»Können wir uns nicht in Booten noch rechtzeitig in Sicherheit bringen?« fragte Clarence, die mit Mojan und dessen Gattin näher getreten war.

»Ausgeschlossen!« erklärte Flederwisch. »Bis zur Küste ist es gar weit, die Korvette würde Jagd auf uns machen und ein Boot nach dem anderen auffischen, die anderen Fahrzeuge würden sich daran beteiligen – – – nein, ich danke dafür, mich zu solch einer Hasenjagd herzugeben. – Verrrdammt noch einmal!!«

Flederwisch hatte seine Gemütsruhe verloren, er stampfte dabei mit dem Fuße auf.

»Bitte, fluchen Sie nicht in meiner Gegenwart,« sagte Clarence ebenso ernst wie offen.

»Pardon. Zum Beten habe ich aber auch keine Lust, und ich denke, es würde ebensowenig helfen. Außerdem, was mich selbst anbetrifft, ich lasse meine ›Wetterhexe‹ auf keinen Fall im Stich.«

»Ick och nich.«

»Ick och nich.«

So erklang es im Chor der Matrosen, und Anok bekräftigte die allgemeine Ansicht noch mit einem unwiderruflichen ›ja ja, nee nee‹.

»Holt jur Mul,« blieb Flederwisch auch in dieser kritischen Lage noch immer der unnahbare Kommandant. »Ihr habt einfach zu machen, was ich mache. – Ja, meine Herrschaften, und vor allen Dingen du, Alfred – dann kenne ich nur noch einen ehrenvollen Rückzug aus dieser Klemme.«

»Nun?«

»Gen Himmel.«

Prompt blickte Mojan zum Himmel empor, natürlich mit weitaufgesperrtem Rachen, und dann wandte er sich an Flederwisch.

»Gen Himmel? Haben Sie zufälligerweise einen gefüllten Luftballon bei sich?«

»Leider nicht, und wenn ich zufälligerweise einen gefüllten Luftballon in der Tasche hätte, würde ich ihn doch nicht benutzen; denn die ganze ›Wetterhexe‹ könnte ich doch nicht mitnehmen, und die lasse ich, wie schon gesagt, auf keinen Fall im Stich. Aber eine Dynamitpatrone habe ich, auf die setze ich mich, nehme die brennende Zigarre aus dem Munde und halte sie gegen mein Unterteil – auf geht's gen Himmel.«

»Dann bleibt Ihre ›Wetterhexe‹ doch immer noch zurück, die können Sie dabei doch nicht untern Arm nehmen,« mußte der präzise Yankee immer wieder einschalten.

»Nun, dann halte ich's lieber mit der Pulverkammer, die ist wohlgefüllt; einen Pistolenschuß hinein – puff!! – dann

nimmt gleich die ganze ›Wetterhexe‹ direkten Kurs gen Himmel, mit allem, was darauf ist – die dort haben das leere Nachsehen.«

Cerberus Mojan machte mit beiden Händen eine Bewegung wie ein alter polnischer Jude, der mit einem Handel nicht einverstanden ist.

»Hören Sie, mein Lieber – wenn Sie auf diese Weise puffen wollen – puffen Sie gefälligst alleine – aber mich lassen Sie dabei aus dem Spiele – und meine Frau auch – wir beide sind noch in den sogenannten Flitterwochen – die wollen wir erst noch ein bißchen genießen, und zwar nicht im Himmel, sondern hier auf der Oberfläche der Erde.«

»Ja, das ist es eben,« fuhr Flederwisch sehr ernst fort. »Ich bin fest entschlossen, mich nicht zu ergeben, mich nicht fangen zu lassen, auch mein braves Schiff nicht ohnmächtig in den Grund schießen zu lassen. Da ziehe ich vor, mit der ›Wetterhexe‹ in die Luft zu fliegen. Wer Lust hat, kommt mit – wem sein Leben lieber ist, kann ja vorher in die Boote gehen. Ich aber gehe in die Pulverkammer . . . «

»Warte mal, Paul,« wurde er von Nobody unterbrochen, »mit welchem Rechte willst du denn die ›Wetterhexe‹ in die Luft sprengen? Die gehört doch überhaupt mir. Du hast sie mir doch noch gar nicht bezahlt.«

Flederwisch begnügte sich damit, sich hinter dem Ohr zu kratzen. Nobody hatte die Wahrheit gesprochen, und wir kennen ja aus der ersten Serie dieser Erzählungen das eigentümliche Verhältnis dieser beiden Freunde. Die ›Wetterhexe‹ war tatsächlich Nobodys Eigentum, der Besitzwechsel war so ohne alle Abmachung vor sich gegangen – an solche Kleinigkeiten dachte der geniale Kapitän Flederwisch eben nicht.

Die Hauptsache bei Wiedergabe dieser Unterhaltung aber ist, zu zeigen, mit welcher Gelassenheit, der sich sogar ein gut Teil Humor beimischte, all diese Männer dem englischen Kriegsschiff entgegensahen, welches in der nächsten Viertelstunde über ihr Schicksal entscheiden würde. Und jetzt veränderte sich auch Flederwischs Gesicht, auf dem bisher noch immer der geniale Leichtsinn gethront hatte.

»Nun einmal im Ernst, Alfred – – wie denkst du uns aus dieser Patsche zu ziehen?«

Es war ein gar großes Wort, welches da Flederwisch ausgesprochen hatte. Diese Frage verriet einmal das felsenfeste Vertrauen, welches all diese Männer zu Nobody hatten; denn Flederwisch sprach im Namen aller Matrosen, waren doch auch aller Augen auf ihn gerichtet, und man las ihr unerschütterliches Vertrauen aus ihren Augen.

Nein, dieser Mann, Nobody, ließ sich nicht fangen, wenn er es nicht wollte, und der ließ auch keinen anderen in Stich, den er seinen Freund nannte, und wenn es auch der geringste Matrose war – und dieses englische Kriegsschiff dort mit seinen fünfzig Kanonen? Nun, wenn der aus dem Untersuchungsgefängnis gekommene Nobody noch derselbe war, dann würde er mit dieser Panzerkorvette wie die Katze mit der Maus spielen – oder es war eben nicht mehr derselbe Nobody!

Und Nobody, die Arme über der Brust verschränkt, blickte unentwegt nach dem großen Kriegsdampfer, welcher schnell näherkam, direkt auf das hilflose Torpedoschiff zuhaltend.

»Ist das nicht Ihrer Majestät Panzerkorvette ›Hellas‹?« fragte er plötzlich.

»Yes, Sir, ich habe selbst sechs Monate darauf gedient,« sagte ein englischer Matrose.

»Ah, vortrefflich. Ist das nicht ein sehr altes Schiff, Ned?«

»Mindestens zwanzig Jahre alt. Es sollte schon damals ausrangiert werden, das war vor vier Jahren, und es ist immer noch aktiv.«

»Ah, vortrefflich! Wieviel Mann an Bord?«

»In Friedenszeiten 300, im Kriegsfall ist es für 500 designed.«

»Wieviel Geschütze?«

»Zweiundfünfzig, einschließlich vierzehn kleiner Revolverkanonen.«

Der Matrose konnte alle Kaliber geläufig herzählen, wozu Nobody ihn aufforderte.

»Torpedos?«

»Ein Lancierrohr unter Wasser.«

»Ueber Wasser nicht?«

»Zu meiner Zeit war keins vorhanden.«

»Wer ist gegenwärtig Kommandant?«

Das konnte niemand sagen. Der damalige war sicher nicht mehr drauf.

»Ist es auch unter Wasser gepanzert?«

Auch dessen konnte sich Ned nicht mehr erinnern, er glaubte es nur, und im Dock hatte die ›Hellas‹ noch niemand gesehen.

Jetzt wandte sich Nobody an Flederwisch.

»Wieviel und was für Geschütze hast du an Bord, Paul?«

Bei dieser Frage, ganz gelassen gestellt, ging es wie ein elektrischer Schlag durch die Reihen der umstehenden Matrosen. Ganz unwillkürlich, aber doch wie auf Kommando, krepelten alle die Aermel in die Höhe, dann bückten sich

alle gleichzeitig wie ein Mann, um auch die Hosenbeine hoch emporzukrempeln – die Toilette zum Geschützexercieren.

»Wie gesagt,« entgegnete Flederwisch, dessen Gesicht plötzlich einen ungeheuer gespannten Ausdruck annahm, »vier Zehnzentimeterkanonen.«

»Gebt Feuer auf den Bauch, und unten auch,« sang dort hinten ein Matrose, ganz leise, und doch klang es wie wilder Jubel.

Nobody beachtete weder diese Vorbereitungen zum Gefecht noch dieses Lied.

»Die nützen uns nichts,« entgegnete er. »Also auch keinen Torpedo?«

»Nein.«

Das Kriegsschiff war schon in Hörweite gekommen; jetzt hörte man einen langgezogenen, trillernden Pfiff sämtlicher Bootsmannspfeifen, der an Bord eine große Bewegung hervorrief. Die Matrosen, die sich schon aufgestellt hatten, verließen ihre Posten und nahmen andere ein, plötzlich ein allgemeines Bücken, dann ein schnelles Aufrichten – genau dasselbe, was vorhin hier diese Matrosen ohne Kommando getan hatten – dann standen die meisten wie die Statuen da, meist nahe an der Bordwand, dort, wo die Geschütz-mündungen so drohend hervorlugten, andere ließen etwas wie ein Netz über die Reling gleiten.

»Das war klar zum Gefecht,« sagte Nobody leise, »und sie wissen, mit wem sie es zu tun bekommen, mit Desperados – sie unterlassen keine Vorsichtsmaßregel, selbst das Torpedonetz werfen sie aus!«

Dann wandte er sich wieder an Flederwisch.

»Hast du noch von meinen Saugpatronen an Bord?«

Diesmal ging es auch durch Flederwischs hünenhaften Körper wie ein elektrischer Schlag; plötzlich leuchtete seine Augen in wilder Freude auf.

»Ja! Ja!!« stieß er atemlos hervor. »Davon habe ich noch genug! Und alle in tadellosem Zustande! Nobody – Alfred – willst du ...«

Eine geringe und doch alles bezwingende Handbewegung schnitt ihm das Wort ab.

»Die SignalfLAGgen klar. Ich will erst versuchen mich mit dem Kriegsschiff in Güte auseinanderzusetzen.«

Einige Matrosen lachten geradezu. Bei den meisten aber hielt die furchtbare Erregung an, die sich ihrer bemächtigt hatte, ebenso wie vorhin ihrem Kapitän, als sie nur das Wort ›Saugpatronen‹ vernommen hatten.

»Saugpatronen, was sind das?« fragte Mojan einen Matrosen.

»Das sind Dynamitpatronen, eine eigene Erfindung Nobodys, vorn mit einer gewölbten Gummifläche, so daß sie überall haften bleiben, wo man sie andrückt, daß man also nicht erst, wie es jetzt sonst noch sein muß, Bohrlöcher zu machen braucht – und hinten ist ein Zeitzünder, der bis zur Sekunde eingestellt werden kann. Wir haben sie nur einmal erst gebraucht, Nobody selbst, er wollte ein treibendes Wrack sprengen, auch ein großer, eiserner Dampfer – er tauchte unter – dann fünf Minuten – puff, weg! – wie weggeblasen. Und dabei sind es nur ganz kleine Dinger.«

Mojan machte ein unbeschreibliches Gesicht – als sähe er mit seinen Froschaugen den heiligen Geist in eigener Person, der ihm eine göttliche Beleuchtung brächte.

»A-a-a-a-a-ach nee!! U-u-u-u-und wawawawas wi-wiwiwill er nun mit der Sau-sau-saug-papapapatrone anfangen?«

»Na, der schwimmt jetzt hin und sprengt die ganze Korvette in die Luft.«

Da sagte Mr. Cerberus Mojan nichts mehr, konnte auch nicht mehr stottern, er sperrte nur seinen Rachen auf, so weit er ihn aufsperrn konnte, und so blieb er stehen, um ihn nicht so bald wieder zu schließen.

In einer östlichen Entfernung von 600 Metern stoppte die ›Hellas‹, die Backbordseite mit 26 großen und kleinen Feuerschlünden der Wetterhexe zugekehrt.

Der Kriegswimpel flatterte im Winde am Mittelmast, an der Heckstange die englische Kriegsflagge.

Jetzt gingen am letzten Maste eine Reihe bunter Lappen in die Höhe, sie meldeten, daß dies Ihrer Majestät der englischen Königin Kriegsschiff ›Hellas‹ sei, Kommandant Kapitän zur See Spurgeon, und gleich darauf wurde durch andere Flaggen die Frage gestellt: was für ein Schiff das sei.

»Dumme Frage!« knurrte Flederwisch. »Als ob die das nicht wüßten.«

»Antwort!« kommandierte Nobody.

Mit jener Gedankenschnelle, die schon einmal beschrieben, wurde sie durch Flaggen gegeben: Name des Schiffs, des Kapitäns und des Heimathafens – des Heimathafens, den die vogelfrei erklärte Wetterhexe auf den bereits von England mit Beschlag belegten Schwefelinseln gar nicht mehr besaß.

»Seid ihr aufgelaufen?« lautete die nächste Frage des Kriegsschiffs.

»Bravo!« lachte da Nobody; und er konnte wirklich noch belustigt lachen. »Das ist so echt englisch! Erst das Geschäft oder doch das Nützliche – dann erst die Pflicht und alles andere!«

Wirklich erkundigte sich das Kriegsschiff erst ganz genau, was für ein unterseeisches Riff das sei, ob es schon durch Taucher untersucht sei usw. Nobody ließ bereitwilligst Aufschluß über alles geben.

Neue Flaggenreihen kletterten drüben empor.

»Paßt auf, jetzt schlagen die einen anderen Ton an – erst läßt sich der Gerichtsvollzieher Feuer für seine Zigarre geben, dann pfändet er die ganze Streichholzschachtel. Richtig: Ihr befindet euch noch in englischem Gewässer. – Das war Nummer eins, jetzt kommt Nummer zwei: Im Namen Ihrer Majestät der Königin von England, ich belege die Wetterhexe mit Beschlag und verhafte euch. Sir Spurgeon, Kommandant I. M. S. Hellas.«

»Nummer 26,« sagte Nobody, die Nummer der betreffenden Flagge nennend, nur einer einzigen, die gehißt werden sollte.

Die Matrosen lachten, als sie die gelbe Flagge mit dem blauen Kreuze hißten. Sie bedeutet ›Danke‹.

Drüben schien man ob dieses ›Danke‹ etwas perplex zu sein. Doch schnell ging es weiter, neue Flaggenreihen kletterten empor, Flederwisch entzifferte sie, meist gleich aus dem Kopfe.

»Verlaßt sofort euer Schiff, geht in die Boote, begeben euch an Bord der ›Hellas!‹«

»Wir bitten um Bedenkzeit,« ließ Nobody zurücksignalisieren.

Drüben kamen nicht gleich neue Flaggenreihen, die Offiziere schienen sich zu beraten, und diese Verzögerung benutzte Nobody, um sich an Flederwisch zu wenden, schnell, aber ohne Hast.

»Mein Entschluß ist fertig. Ich schwimme im Skaphander unter Wasser hin, bringe die Korvette zum Sinken, zwar sehr schnell, aber daß womöglich alle Leute sich noch retten können. Ich hefte die Patronen an Vorder- und Hinterteil und unten an den Kiel, daß sich sofort der Kielraum mit Wasser füllt. Die nächste Antwort auf unsere Bitte um Bedenkzeit wird entscheiden, wie ich den Zünder einstelle. Ich gebrauche zum Durchschwimmen der 600 Meter höchstens zehn Minuten, fünf weiterer, um die Sprengpatronen anzuheften. Wie die Antwort also auch ausfallen mag – du gehorchst! Ihr geht in die Boote! Aber ihr dürft innerhalb von 20 Minuten die Korvette nicht erreichen. Erreichen überhaupt nicht. Nach 15 Minuten, nachdem ich abgeschwommen bin, müßt ihr noch mindestens 100 Meter von dem Schiffe entfernt sein. Verstanden?«

»*All right.*«

»Wie du eine nötige Verzögerung arrangierst, das ist deine Sache.«

»O, das will ich schon fertig bringen.«

»Ganz unauffällig.«

»Na, selbstverständlich.«

»Und haltet euch bereit, sofort die im Wasser schwimmenden Mannschaften in die Boote zu nehmen, rüstet euch mit allen Rettungsapparaten aus.«

»Besser wäre es, wir ließen die Kerls alle ersaufen.«

Nobody machte eine Bewegung des Unwillens.

»Und ich will nicht, daß auch nur ein einziger durch mich sein Leben verliert!« sagte er streng. »Ich will Engländer bleiben und hoffe bestimmt, dereinst wieder in allen Ehren in dem Lande aufgenommen zu werden, wo meine arme ...«

Er brach ab. Er hatte wieder einmal an seine Frau und Kinder gedacht, die er unter der Linde begraben. Und drüben war die Beratung zu Ende, eine Flaggenreihe ging hoch.

»Keine Bedenkzeit! Uebergabe auf Gnade und Ungnade! Pakt zusammen, was ihr mitnehmen wollt, nur keine Waffen, und wenn ihr innerhalb von zehn Minuten nicht in den Booten seid, schieße ich die Wetterhexe in den Grund. Sir Spurgeon. Gegeben elf Uhr vierzehn Minuten.«

Durch das Fernrohr sah man, wie der Kommandant, ein vollbärtiger Mann, gleichzeitig seine Uhr zog, um pünktlich elf Uhr vierundzwanzig Minuten den ersten Schuß abfeuern zu können.

»Zehn Minuten Zeit,« sagte Nobody, »das ist schon ein bedeutender Vorsprung, da brauchst du dann gar keine absichtliche Verzögerung herbeizuführen. Nun vorwärts!«

Und schon war Nobody in die Kajüte gesprungen, um in der nächsten Minute, mit dem Skaphanderkostüm bekleidet, wieder zum Vorschein zu kommen, und da ihm Flederwisch gleich gefolgt war, hatte ihn dieser sicher auch schon mit den verlangten Saugpatronen versehen.

Sich etwas bückend, schlich Nobody hinter die Kajütenwand und glitt auf der dem feindlichen Schiffe abgekehrten Seite an einem Tau über die Bordwand, war im Wasser verschwunden.

Es war kein besonderer Befehl gegeben worden, daß niemand ihm in auffälliger Weise nachblicken solle, so intelligent waren die an Bord der Wetterhexe befindlichen Leute von ganz allein, auch hatte Nobody keinen Abschied genommen, ehe er die gewagte Tour antrat, nicht einmal der, die er jetzt seine Gattin nannte, hatte er auch nur einen einzigen Blick geschenkt, er war gegangen, wie man in ein anderes Zimmer geht – – und doch wußten alle nur zu gut, was seine Entfernung zu bedeuten hatte; er war verschwunden, um ein mächtiges Kriegsschiff mit dreihundert Mann Besatzung in die Luft zu sprengen oder vielmehr zu versenken, so schnell, daß man dort drüben keine Zeit mehr haben sollte, auch nur einen Schuß abzufeuern, daß man höchstens eben noch die Rettungsboote klar machen konnte – und ein banges Schweigen herrschte, die Erwartung von etwas Furchtbarem, das sich in der nächsten Viertelstunde vor ihren Augen abspielen mußte.

Dieses bange Schweigen sollte durch eine humoristische Szene unterbrochen werden.

Zunächst war es ein lauter Krach. Mr. Cerberus Mojan hatte seinen Rachen wieder zugemacht – zum ersten Male, seitdem er ihn vorhin, als ihm der Matrose gesagt, Nobody wolle hinschwimmen und die ganze Korvette in die Luft sprengen, geöffnet hatte. Mit diesem offenen Rachen hatte er bis jetzt wie eine Statue dagestanden, allerdings höchstens fünf Minuten, länger hatte die ganze Unterhaltung mit den Flaggen nicht gewährt, aber das ist gerade lange genug, um dabei die Maulsperre zu bekommen.

Daß es sich nicht um ein Indieluftsprengen, sondern um ein Versenken handelte, mußte er unterdessen gehört haben.

»Nee,« fing er jetzt an, dabei nicht ruhig stehen bleibend, sondern hin und her laufend und in seiner quecksilbernen Weise mit Armen und Beinen zappelnd, »nee, dieser Nobody – so ein Teufelskerl – schwimmt hin, um einfach die ganze Panzerkorvette zu versenken – weil's ihm nicht paßt, daß sie uns in den Grund schießt – da schwimmt er so ganz einfach hin – – nee, findet der Mensch Worte – – i, da könnte man doch gleich einen Roman schreiben von vierundzwanzig Bänden, den Band zu . . . nee, da reicht kein Roman aus, das muß auf die Bühne komm . . .«

Plötzlich erstarrte das zappelnde Männchen, sank wie ein Sack auf einen Boller nieder, schlug die Bratwurstbeinchen übereinander, stützte den Ellenbogen aufs Knie und den Kopf in die Hand, und so blieb er sitzen, dabei ein möglichst gedankenvolles, geistreiches Gesicht machend.

»Therese – ich hab's. Jetzt endlich habe ich meinen wahren Beruf erkannt. Ich gehe zur Dramaturgie über. Jawohl, ich werde Dramatiker. Ich schreibe Theaterstücke. Das erste habe ich schon. Der Titel, was beim Theaterstück die Hauptsache ist, ist schon fix und fertig. Nobody, oder der Tiger der Nordsee und der umliegenden Ozeane, großes Drama in vier Akten und zwölf Bildern von Cerberus Mojan mit Musik, Ballett und kriegerischen Evolutionen zu Wasser und zu Lande. Pft pft pft pft pft.«

Weshalb die Matrosen, die jetzt doch tiefe Niedergeschlagenheit hätten an den Tag legen müssen, wenigstens zum Schein, sich vor Lachen wälzten, das läßt sich schriftlich eben nicht wiedergeben, muß der Phantasie des Lesers überlassen bleiben. Die unwiderstehliche Komik lag in der ganzen Ausdrucksweise, die mit dem letzten ›pft pft pft‹ nur zum kleinsten Teile angedeutet werden kann. Dann auch

erst dieses Zappeln, dann plötzlich dieses tiefernste Dasitzen mit dem Dichtergesicht – pft pft pft – es war eben von unwiderstehlicher Komik.

»Na, Männer, awwer bei dir piept's wieder einmal im Gobe,« ließ sich Mrs. Mojan verwitwete Mrs. Hackerle vernehmen.

Als wenn dies ein Stichwort gewesen wäre und der eiserne Boller plötzlich glühend, so schnellte Mojan empor und griff sich gleich an die Waden.

»Ja, Therese, ich habe wieder Blutandrang nach den Waden – Wasser, Therese, Wasser – eine Dusche!!«

Und mit einem Male stand das kleine, dicke Männchen im karierten Anzuge kerzengerade auf den Händen, und da hatte Frau Therese auch schon einen Holzeimer mit Wasser ergriffen, der zufällig neben ihr gestanden, kletterte auf den Boller und gab ihrem Manne eine Dusche über die emporgereckten Füße, wo das Wasser natürlich nicht verharrete.

Dies alles war so präzis geschehen, daß das Ehepaar diese Prozedur unbedingt schon oft vorgenommen haben mußte.

Dann stand der triefende Mojan wieder auf seinen Füßen, griff sich noch einmal an die unverschämt dicken Waden.

»Aahh, nichts ist besser, als so eine Kopfdusche von unten nach oben.«

Er rannte nach dem Kajüteneingange, verschwand darin, steckte aber erst noch einmal den triefenden Kopf heraus.

»Herr Kapitän – ich nehme jetzt mein drittes Frühstück ein – – wenn dort drüben das Schiff auf den Grund sackt, bitte, wollen Sie mich gefälligst an Deck rufen lassen.«

»Aber wir müssen in zehn Minuten, in acht Minuten in den Booten sein!« lachte Flederwisch.

»Na, dann habe ich ja noch acht Minuten Zeit zum Frühstück.«

Sprach's und zog die Kajütentür hinter sich zu.

Während die ganze Mannschaft der Wetterhexe scheinbare Vorkehrungen trifft, ihre Kleidersäcke zu packen, begleiten wir Nobody auf seinem unterseeischen Wege. Denn über Wasser durfte er sich natürlich nicht blicken lassen. Als er festen Grund erreicht hatte, ging er um den Kiel der Wetterhexe herum, blickte auf den am Gürtel hängenden Kompaß und begann ein schwebendes Rennen, so wie es schon früher bei Nobodys Tauchversuchen im Skaphander geschildert wurde, nur daß er jetzt ein Eiltempo anschlug.

Der Kalkgrund senkte sich erst sanft, dann steil hinab, und bei zwanzig Meter Tiefe verzichtete Nobody darauf, noch weiter Boden unter seinen Füßen zu haben.

Wir wissen, daß sich der Taucher auch seitlich fortbewegen kann, ohne sich mit den Füßen immer abstoßen zu müssen, es ist ein im Wasser schwebendes Gehen, jetzt ein vollkommenes Schweben. Eine große Uebung gehört allerdings zu dieser Fortbewegung, und außerdem bringt es den Taucher auch sehr langsam vorwärts.

Nobody wußte ein anderes Mittel. In wagerechter Lage konnte er in diesem Kostüm nicht schwimmen, die schweren Bleisohlen zogen die Füße immer hinab. Doch der von ihm selbst konstruierte Taucheranzug hatte keine einfachen Bleisohlen, das war für solch einen Fall schon alles vorgesehen.

Nur ein Griff und ein Druck, und er hatte die eine Lage der Bleiplatten von den Füßen abgelöst, mit zwei weiteren Griffen waren diese Platten an den Unterarmen befestigt, jetzt war das Gleichgewicht wiederhergestellt; denn

beschwert waren die Füße noch immer, aber nur noch zur Hälfte ihrer früheren Last, und so konnte jetzt Nobody richtige Schwimmbewegungen machen, und er kam mit einer Schnelligkeit vorwärts, welche der eines Championschwimmers im Adamskostüm wohl nur wenig nachgab.

Mit mächtigen Stößen strebte er vorwärts, doch nur der einen Hand sich bedienend, weil er mit der anderen immer den Kompaß vor Augen hielt. Daß er dabei nicht zu hoch oder zu tief kam, das sagte ihm allein schon das über ihm schimmernde Licht.

Jetzt hob sich wieder der Boden unter ihm, und über ihm, dort in dem grünen Licht der schwarze Streifen mit den verschwommenen Konturen, das konnte nur der Kiel der Panzerkorvette sein.

Nobody befestigte die Bleiplatten wieder an den Füßen, um stehen zu können, dann prüfte er Manometer und die wasserdichte Uhr.

Zum Durchschwimmen der sechshundert Meter hatte er acht Minuten gebraucht. Wenn er sich noch zwei Minuten an Bord der Wetterhexe aufgehalten hatte, nach Geben der Aufforderung, so setzte man dort jetzt eben die Boote aus. Das heißt, schon dieses Manöver ließ sich sehr verzögern, da konnten die Matrosen noch immer an Deck hin und her laufen.

Jedenfalls zeigte man doch seine Bereitwilligkeit, die Boote zu besteigen und sich als Gefangene an Bord des Kriegsschiffes zu begeben, und solange diese Bereitwilligkeit zu sehen war, durfte das Kriegsschiff doch auch nicht auf das mit Menschen besetzte Torpedofahrzeug schießen.

Hierüber hatte Nobody beim Anlegen des Skaphanders mit Flederwisch noch einmal gesprochen.

Was Nobody sonst beabsichtigte, haben wir aus seinem eigenen Munde gehört. Er wollte die Explosivpatronen so anbringen, daß das Wasser nur in sogenannte tote Teile des Schiffes eindrang, also leere, in denen sich niemals Menschen befinden, wie vorn und hinten, die sogenannten Kollisionskammern, und dann der Kielraum.

Wurden die Zeitzündler gleichmäßig eingestellt, so explodierten die Dynamitpatronen auch gleichzeitig bis zur Sekunde. Jede riß ein Loch, schnell mußte das Schiff wohl sinken, aber doch nicht so schnell, daß sich nicht auch die im Heizraum beschäftigten Leute noch hätten retten können. Freilich, noch einen Schuß abzufeuern, daran würde an Deck dann wohl niemand mehr denken. Dann gab es nur noch einen einzigen Gedanken: klar bei den Booten!

Allen würde es kaum gelingen, in ein Boot zu kommen, die wurden dann von den zu Hilfe kommenden Booten der Wetterhexe, deren Besatzung bis an die Zähne bewaffnet war, aufgenommen und . . . dienten als Geiseln!

Das war Nobodys wohldurchdachter Plan.

Was zeigte das Manometer an? Eine Tiefe von dreizehn Metern.

Dann war das Kriegsschiff nicht einmal für England verloren. Es konnte mit leichter Mühe wieder gehoben werden, oder, da es ja doch schon längst zum alten Eisen geworfen werden sollte, man konnte wenigstens die Geschütze und was man sonst noch begehrenswert fand, wieder bergen.

Ja, Nobody ging sehr bedachtsam vor. Der zum Desperado gewordene Detektiv, der noch vor kurzem eine der höchsten Ehrenstellen bekleidet hatte, wollte es durchaus nicht mit England verderben.

Einem am Gürtel hängenden Säckchen eine Handvoll Dynamitpatronen entnehmend, schwebte er empor. Er blickte hinauf; gerade über ihm war der dunkle Kiel; jetzt gewahrte er auch das unterste Ende des einschließenden Torpedonetzes, jetzt ...

Da, was war das?!

Unwillkürlich stoppte er seinen Aufstieg.

Er traute seinen Augen nicht!

Plötzlich tauchte über Nobody in dem grünlichen Schimmer etwas Großes auf, es schoß durch das Wasser – ein Meeresungeheuer – wenigstens drei Meter lang – aber kein Fisch – durch seine Dicke ungeheuerlich aussehend – richtig, ein riesiger Seehund – nein, ein Seelöwe! – und jetzt hatte er den vorderen Teil des Kieles erreicht – er schwamm, noch etwas oberhalb des Kieles, an dem Schiffsrumpf entlang, den Kopf dabei dicht an die Planken geschmiegt – und unter Wasser, das bekanntlich ein noch besserer Schalleiter ist als die Luft, hörte Nobody einen eigentümlichen Ton, ähnlich dem Schnarren einer Radsäge – – – so strich der Seelöwe bis nach dem Hinterteile des Schiffes – – – und plötzlich senkte es sich in dem grünlichen Schimmer wie ein schwarzer Vorhang herab, mit der Schnelligkeit eines im Wasser versinkenden Steines ...

Und da schoß unserem Nobody blitzähnlich die Erkenntnis durch den Kopf:

»Der rätselhafte Seelöwe!!! Er hat das ganze Schiff aufgeschlitzt!!! Gott sei den unter Deck befindlichen Menschen gnädig!«

Wir versetzen uns zurück an Bord der Wetterhexe.

Wohl traten Matrosen und Heizer mit ihren Kleidersäcken an, aber diese waren leer, wurden nur aufgebauscht gehalten. Dagegen waren die Patronenkammern ihrer Revolver gefüllt, die sie unter der Jacke verbergen mußten.

Dann noch einige Instruktionen, und Flederwischs Uhr sagte, daß es Zeit sei, die Boote auszusetzen.

Es geschah, nicht gerade ungeschickt, das hätte man den unter dem Kommando eines Kapitäns Flederwisch stehenden Matrosen doch nicht zugetraut, das wäre auffällig gewesen — aber auch nicht eben mit militärischer Schneidigkeit, und auf jedem Kriegsschiff kann auch einmal etwas passieren, etwas hapern, und als ein schon vorher dazu präpariertes Seil riß und das größte Boot, schon zur Hälfte bemannt, ins Wasser stürzte, das hielt das Manöver schon lange genug auf.

Der eiserne Bestand der Wetterhexe war sechsundvierzig Köpfe, dazu kamen noch die drei Gäste, und wie als letzter Cerberus Mojan einstieg, mit noch kauendem Munde, konnte die Fuhre abgehen.

Es waren sechs Boote, und mit Ausnahme der drei Gäste war kein einziger unbeschäftigt, selbst der Schiffsarzt Dr. Wolfram hatte ein Boot zu steuern, wobei zu bedenken, daß allein die Pinasse, das größte Boot, sechzehn Ruderer brauchte, und es waren Seeboote, bei denen die Ruderer nur als Nebenwerk die treibende Kraft spielen sollen, die also hauptsächlich zur Aufnahme von noch anderen Menschen bestimmt sind.

So gingen allein in die Pinasse nicht weniger als noch sechzig erwachsene Menschen hinein, ohne sie zu überfüllen, immer noch fähig, jeden Seegang zu bestehen — das

alles ist ja vom Seemannsamt genau vorgeschrieben, jedes Boot wird behördlich ›abgenommen‹, d. h. auf seine Leistungsfähigkeit geprüft oder doch begutachtet und daraufhin geeicht – – und alle sechs Boote zusammen konnten 125 Passagiere aufnehmen. Durch die aufgebauchten Kleidersäcke hatten sie trotzdem ein gefülltes Aussehen bekommen.

Die rückwärts rudern den Matrosen konnten ja das Ziel nicht sehen, nur die Steuernden und Gäste, und mit fiebriger Spannung blickten sie nach der großen Korvette, auf der die ganze Mannschaft noch immer in Gefechtsposition stand, die dazu abgeteilten Matrosen wie die Statuen neben den Geschützen.

Flederwisch hatte immer seine Uhr in der Hand. »Langsam, nicht so durchholen,« ermahnte er die eifrigen Ruderer, wohl zum ersten Male in seinem Leben, »die Riemenblätter recht tief ins Wasser tauchen. Da – da . . . «

Es war ihm gewesen, als ob sich die Korvette etwas senke.

Doch nein, Nobody konnte sein Werk noch nicht vollbracht haben. Die Explosion der Dynamitpatronen, wenn sie auch unter Wasser geschah, mußte hörbar sein, Wasserstrahlen mußten emporspritzen, mindestens heftige Strudel bemerkbar sein.

So dachte Flederwisch in dem Moment, als er glaubte, daß sich die Korvette etwas senke, er hielt es für einen Irrtum – – und zu einem Gedanken gehört eben nur ein Moment – – und im nächsten Moment hatten Flederwisch und alle anderen, welche das Schiff sehen konnten, eine Vision.

Wie auf der Bühne des Theaters eine Kulisse, die etwa einen ganzen Wald darstellt, herunterklappt, besonders

durch die Lautlosigkeit ganz unnatürlich wirkend, so versank plötzlich die mächtige Panzerkorvette im Wasser.

Weg war sie!!! Mehr kann nicht gesagt werden – höchstens, daß Flederwisch ganz bestimmt glaubte, er träume nur, er habe eine Vision.

»Wawawawawas . . . « fing Cerberus Mojan an.

Und da mit einem Male erkannte Flederwisch, daß er nicht nur eine Vision gehabt hatte. Das sagte ihm der furchtbare Wasserstrudel, der jetzt dort kochte und schäumte, wo soeben die Korvette gelegen hatte.

»Pult, Jungens, pult aus!!!« brüllte er. »Nobody hat sein Zerstörungswerk zu gut verrichtet!«

Und die blauen Jungen legten sich hintenüber, daß sie unter den Duchten verschwanden, und unter ihren nervigen Armen verwandelten sich die so plump aussehenden Seeboote in befiederte Pfeile, die von der Sehne abgeschneit worden waren. In zwei Minuten hatten sie die sechshundert Meter durchheilt, dann ein Kommando, und mit einem Ruck lagen sie still, dicht vor der Stelle, wo die Katastrophe geschehen, jetzt einem wütenden Meere gleichend, bis auch sie von dem Wellenschlage ergriffen wurden.

An Deck eines Kriegsschiffes gibt es kaum etwas, was nicht befestigt ist. Man sagt, wenn ein Kriegsschiff wegsackt, und nur eine Streichholzschachtel treibt auf dem Wasser, dann habe dieses Schiff seinen Untergang verdient, dann habe an Bord eine liederliche Wirtschaft geherrscht.

An Bord der ›Hellas‹ hatte musterhafte Ordnung geherrscht. Nicht ein Spahn war zu erblicken. Die Menschen freilich sind nicht festgelaht. Und schon wimmelte es in der aufgeregten Flut von Schwimmern, und immer noch

mehr Köpfe mit vor Schreck entstellten Gesichtern tauchten tiefatmend aus der Flut empor.

Hierbei muß bemerkt werden, daß über die Gefährlichkeit des Strudels, den ein schnell untergehendes Schiff erzeugt, viel gefabelt wird. Gewiß, der abwärtsgehende Strudel reißt den Menschen mit hinab, aber bis auf den Grund, das ist Unsinn. Sobald sich das Wasserloch oben wieder geschlossen hat, ist die Zugkraft vorbei, und der Mensch, der spezifisch leichter ist als das Wasser, treibt von ganz allein wieder nach oben, ohne eine größere Tiefe erreicht zu haben, die er durch Anhalten des Atems nicht hätte aushalten können. Der Physiker kann diese Tiefe mit Zahlen berechnen, sie ist gar nicht so schlimm, und im kleinen kann man dasselbe Experiment mit einem großen Stein machen, den man im Wasser neben einem viel kleineren, oben schwimmenden Gegenstand versenkt.

Wer freilich nicht schwimmen kann, der ersäuft, mit wie ohne Strudel.

Es wurde gefischt. Ein Glück, daß der Mensch die Gabe, welche er in seinem Urzustande sicherlich wie jedes Tier – ausgenommen den Affen – besaß, die er aber durch seine Entwicklung zum höchsten Wesen wunderbarerweise verlernt hat, nämlich das Schwimmen, unwillkürlich ausübt, nachdem er sich diese Gabe einmal wieder angeeignet hat.

Denn wäre dies nicht der Fall, machte man nicht unwillkürlich Schwimmbewegungen, sobald man ins Wasser fällt – – diese Menschen hier wären trotz aller Schwimmkunst samt und sonders ertrunken.

Es waren galvanisierte Leichen, die man in die Boote zog. Bis auf die unwillkürlichen Schwimmbewegungen hatte der

Schreck sie vollständig gelähmt. Man stelle sich nur die ganze Situation vor, um das begreiflich zu finden. Wenn ein Boot umkippt, das ist etwas ganz anderes. Das Boot kann kentern, dessen ist sich jeder Insasse immer bewußt. Das größte Schiff kann in den Grund geschossen werden, es kann auflaufen, bersten, überhaupt sinken – – aber hier, die große Korvette, ein schwimmendes Haus, ruhig lag sie da, ruhig standen die Matrosen an Deck und die Offiziere auf der Kommandobrücke – – – plötzlich klappt die Kulisse herunter – weg ist alles wie ein Phantom, plötzlich befindet man sich unter der Wasseroberfläche – – – genug, man begreift wohl die Ursache des lähmenden Schreckens.

Die aus dem Wasser gezogenen Menschen stierten die fremden Matrosen wie Erscheinungen aus dem Jenseits an.

Ein junger Offizier brach plötzlich in ein helles Lachen aus.

»Nein, Lizzy, erzähle mir doch nicht solche Märchen!« lachte er im heitersten Tone.

Freilich schnell genug erstarb ihm das Lachen. Ein verstörter Blick um sich geworfen, dann schlug er die Hände über dem Kopf zusammen.

»Allmächtiger Gott!!!« stöhnte er.

Der glaubte, er hätte nur etwas geträumt, eine weibliche Person namens Lizzy hätte ihm ein Schauernmärchen erzählt. Er mochte auch tatsächlich geträumt haben. Man weiß ja, daß man in solchen Situationen der Todesgefahr, wenn sie auch nur einen Moment währen, manchmal noch sein ganzes Leben wieder durchträumt. Besonders in Gefahr des Ertrinkens Gewesene können davon erzählen.

Erwähnt sei noch, daß mehrere kleine Handelsschiffe in Sicht waren, welche die Katastrophe gesehen haben mußten. Doch keines schickte ein Boot zu Hilfe. Einmal mochten auch diese Besatzungen vor Schreck ob des unerklärlichen Vorganges noch wie gelähmt sein, dann lag dort die allbekannte Wetterhexe, die man noch gar nicht gesehen zu haben brauchte, um sie sofort zu erkennen, dieses Desperado-Schiff war doch ganz sicherlich schuld an dem Untergang der englischen Korvette, dort wurde sicher Krieg ›gespielt‹ – also lieber nicht! – und außerdem leisteten ja schon die Boote der Wetterhexe die tatkräftigste Hilfe, wie man es von jedem Feinde verlangt, wenn die Schlacht vorüber ist.

Flederwisch hatte sich schnell ins kleinste Boot hinüberbegeben und leitete von hier aus mit kaltem Kopfe die Rettungsarbeiten. Wo einem Schwimmenden die Kräfte verließen, da war er zur Stelle, nahm den Erschöpften wohl einstweilen in sein Boot, gab ihn aber sofort wieder ab, um die Bewegungsfreiheit seines Bootes nicht zu hindern.

Dabei ertönte unausgesetzt seine machtvolle Stimme, den eigenen Leuten Kommandos wie den Schwimmenden Anweisungen gebend.

Die vollen Boote nach der Wetterhexe. Gleich wieder zurück. Alles, was noch schwimmt, die Richtung nach dem Torpedojäger einschlagen. Die Mannschaften kommen ins Kabelgatt, die Offiziere in die Kajüte . . .

Hierbei zeigte sich einmal, was für ein geborener Feldherr dieses lange Laster war, der mit einem Blicke die ganze Schlacht übersieht, jede Kleinigkeit im Auge behält. Und etwas von einem Schlachtenlenker muß jeder Seemann an sich haben, der ein Schiff führen will.

Flederwisch vergaß nichts, auch nicht das geringste. Während er mit eigener Hand einen Schwimmenden am Hosensbund wie ein Kind in sein Boot hob, gab er dem Steuer- mann eines zweiten Bootes Instruktionen, wie die Geretteten zu behandeln seien: als Gefangene, durchaus, die Waffen wurden ihnen abgenommen, sie wurden bewacht – – aber sonst die anständigste Behandlung!

»Daß gegen die an Bord Befindlichen kein gewaltsames Vorgehen nötig ist, dafür haften mir Sie!«

»Und wenn es dennoch nötig sein sollte? Die Ueberzahl ist gar zu groß.«

»Es ist eben unmöglich! Dennoch wird niemand gebunden. Verstanden? Hier, nehmen Sie den noch mit. Fort!«

Da tauchte vor Flederwischs Boot abermals aus den Fluten ein Kopf auf, ein sehr verspäteter, und auch ein ganz unförmlicher, von einem großen Kupferhelm umhüllt.

»Alfred!«

Nobody hörte nicht, machte sich nicht verständlich – vor ihm kam noch der Oberkörper eines Mannes zum Vorschein, den er in seinen Armen hielt und dessen rußiges Gesicht das Salzwasser nicht rein gewaschen hatte.

Er wurde ins Boot gezogen, und es wäre nicht nötig gewesen, daß der im Wasser bleibende Nobody besondere Arm- bewegungen machte, man wußte, was hier vorlag, an dem Bewußtlosen wurden sofort Wiederbelebungsversuche an- gestellt, mit Erfolg.

Schon war der Taucher wieder verschwunden, noch drei- mal kehrte er zurück, das letztemal gleich zwei rußige Ge- sellen mitbringend, die so still in seinen Armen lagen – fünf hatte er aus dem Innern des Schiffes herausgeholt, und nur

zwei von ihnen erwachten zum Leben — und da kehrte Nobody nicht mehr nach dem Wrack des gesunkenen Schiffes zurück.

---

Nobody befand sich wieder an Bord der Wetterhexe. Als er den Taucherhelm abgenommen hatte, prallte Flederwisch vor ihm zurück.

Denn es war ein geisterhaftes Gesicht, das er erblickte, gar nicht mehr als das seines Freundes zu erkennen.

»Himmel, Alfred, was ist mit dir los?!«

Nobody antwortete nicht, er trocknete sich den perlenden Schweiß von der Stirn.

Doch schnell hatte sich Flederwisch wieder beruhigt. Er war an Tod und Kriegsleben zu sehr gewöhnt, als daß er an etwas anderes denken konnte als an eine Ueberanstrengung.

»Du hast das Versenken der Korvette sehr gründlich besorgt, Alfred.«

»Ja, sehr gründlich,« kam es mit leisem Aechzen von den bleichen Lippen.

Kein Wort der Erklärung, kein Wort der Entschuldigung, jetzt nicht und niemals, wenigstens nicht gegen Flederwisch, gegen den es doch am angebrachtesten gewesen wäre. Weshalb Nobody die ganze Schuld schweigend auf sich nahm, das werden wir später hören.

»Wie kam denn das nur so furchtbar fix? Ich hörte doch auch gar keine Detonation und gar nichts.«

»Weiß nicht! Ist der Kommandant gerettet?«

»Ja, und alle Offiziere, das habe ich schon herausgebracht. Elf Stück sind's.«

»Wo ist der Kommandant?«

»In der Kajüte. Du mußt dich aber erst erholen, Alfred, du siehst schrecklich . . . «

»Unsinn!«

Und Nobody begab sich nach der Kajüte.

In dieser befanden sich die elf Offiziere, in denen der Kommandant mit eingeschlossen ist. Man hatte ihnen den Degen abgenommen, sie nach sonstigen Waffen gefragt, sie hatten daraufhin, keine bei sich zu haben, ihr Ehrenwort geben müssen, sonst waren sie frei.

An der Tür standen ein Matrose und ein Bootsmannsmaat, mehr zur Bedienung denn als Wächter, denn sie zeigten keine Waffen. Umsonst aber hatte der Maat seine silberne Pfeife wohl nicht so handbereit auf der Brust hängen, und draußen die Matrosen an Deck waren alle bis an die Zähne bewaffnet, hatten auch Entersäbel umgeschnallt.

Mit immer noch verstörten Gesichtern blickten die Offiziere dem Eintretenden entgegen.

»Kapitän Sir Spurgeon?«

Der Kommandant trat etwas vor. Es war ein schon bejahrter Mann, er hatte keine Karriere gemacht.

»Nobody.«

Ganz ruhig hatte der Mann mit dem geisterhaften Gesicht es gesagt – auf die Offiziere aber mußte das leise gesprochene Wort wie ein Donnerschlag gewirkt haben. Einige streckten gleich wie abwehrend die Hände vor.

Am schnellsten hatte sich der Kommandant gefaßt.

»Dann sind nur Sie es gewesen, der meine Korvette versenkt hat!« rief er.

Es war ein furchtbares Lob, eine furchtbare Anerkennung, die der alte Mann da aussprach.

»Ich tat es,« war die ruhige Antwort.

»Ungeheuer!!«

Nobody wippte nur leicht mit der Fußspitze auf den Boden, als er sonst ebenso gelassen entgegnete:

»Kapitän Sir Spurgeon – im Jahre 1861, damals schon englischer Seeoffizier, stellten Sie sich, wahrscheinlich auf höheren Befehl, in den Dienst der amerikanischen Südstaaten. Sie bekamen das Kommando über den konföderierten Kreuzer ›Heliopolis‹. Mit diesem schossen sie am 22. Juli das unierte Truppentransportschiff ›Matamoros‹, mit fast tausend Mann an Bord, in den Grund, und es gelang nicht, von diesen tausend Mann auch nur . . . «

»Ja, das war Krieg!!« rief der Kommandant aufs heftigste.

»Gewiß.«

Jetzt aber hob Nobody den Arm mit geballter Faust.

»Und – wir – sind – im Kriege!!« sagte er wuchtig.

»Im Kriege mit wem?«

»Mit mir!«

»Sie sind keine Macht.«

»Daß ich die Macht besitze, ein Kriegsschiff zu versenken, habe ich Ihnen soeben bewiesen.«

»Ich meine, Sie sind kein Staat, keine anerkannte . . . «

»Nicht?! Was ist das, ein Staat? Ein leeres Wort. Aber Macht, das ist kein leerer Schall. Wohl denn: ich habe keine Heimat mehr – man hat sie mir genommen – unschuldig! – jetzt ist dieses Schiff hier meine Heimat, mein Reich, mein Staat, über den ich herrsche – und diese meine Heimat verteidige ich – nicht als Desperado, sondern als freier, stolzer Mann, der sich seiner Unschuld bewußt ist – – und da Sie

diese meine Heimat und meine Freiheit bedrohten, führte ich mit Ihnen Krieg – er ist bereits vorbei, ich bin Sieger geblieben und Sie sind mein Gefangener – – und von jetzt an schweigen Sie, bis ich Sie fragen werde.«

Ein Todesschweigen herrschte. Es läßt sich nicht definieren, weshalb diese Herren alle wie niedergeschmettert waren. Nobody hatte sich eben einmal in seiner ganzen imponierenden Persönlichkeit gezeigt. Und trotzdem war er dabei ganz ruhig geblieben.

So ging er auch jetzt sofort an einen Wandschrank, um Schreibmaterialien zu holen, mit denen er sich an den Tisch setzte.

»Wollen mir die Herren Namen und Rang sagen.«

Mit drei Ausnahmen waren es nur adlige Namen, darunter auch zwei untadelhafte Lords. In England muß eben jeder Aristokrat mindestens einmal Offizier gewesen sein. Man denke nur an den Burenkrieg, was für hochklingende Namen da unter den toten, verwundeten und gefangenen Offizieren waren! Fast die Hälfte davon waren Lords, Barone und Baronets.

»Wie stark war die ›Hellas‹ bemannt?«

Mit 318 Menschen. Denn wir wollen hier, wo es sich um solch eine Katastrophe handelt, keinen Unterschied zwischen Gemeinen machen; wenn der Tod anpocht, sind sie alle Menschen, wie bei der Geburt.

Wie sich Nobody gleich weiter erkundigte, befanden sich an Bord der Wetterhexe 286 Menschen, die man aufgefischt hatte, inklusive dieser Offiziere, – so hatten zweiundzwanzig ihr Leben eingebüßt – ausschließlich solche vom

Heizer- und Maschinistenpersonal, die keinen Ausweg gefunden hatten. Hierbei aber muß erwähnt werden, daß darunter auch einige Offiziere waren, nämlich Ingenieure, welche gleichfalls Offiziersrang einnehmen, während mit den vorigen nur die richtigen Seeoffiziere, die immer an Deck sind, gemeint waren, aber wiederum nicht zu verwechseln mit Deckoffizieren, deren Rang nur dem des Feldwebels entspricht.

Die Namen dieser Verunglückten festzustellen war Nobodys nächste Aufgabe, dann erhob er sich.

»Mylords, Esquires und Gentlemen! Sie sind meine Gefangenen. Selbstverständlich werden Sie Ihrem Range nach behandelt – wollte sagen: wie ich jeden anständigen Menschen behandle. Die Kabinen, so weit sie nicht verschlossen sind, stehen zu Ihrer Verfügung – dort ist eine Klingel – was das Schiff Ihnen bieten kann, wird Ihnen geboten. Nur kann ich leider nicht so zartfühlend sein wie der mich vertretende Kommandant dieses Schiffes, genannt Kapitän Flederwisch – an Stelle dieser beiden Türhüter werden vier bewaffnete Matrosen treten, mit der strikten Order, von ihren Waffen Gebrauch zu machen, falls es nötig sein sollte.«

Eine Verbeugung, und Nobody schritt der Tür zu.

»Wie lange sind wir Ihre Gefangenen?« wagte ein junger Leutnant nachzurufen.

»Bis ich die Herren wieder freilasse,« entgegnete Nobody, und draußen war er.

Sein nächster Gang war nach dem Kabelgatt, wo alle anderen untergebracht waren.

Hier sagte er etwas, wovon Erwähnung zu tun er den Offizieren gegenüber nicht für nötig erachtet hatte.

»Ihr werdet an Bord des nächsten Dampfers gebracht, der nach einem englischen Hafen geht und den wir anhalten können. Bis dahin verhaltet euch ruhig.«

Dann suchte Nobody seine eigene Kabine auf, in der Clarence ihn schon erwartet zu haben schien.

Bei ihrem Anblick brach der eiserne Mann plötzlich zusammen.

»Ein Mächtigerer ist mir zuvorgekommen!«

Mit diesen Worten sank er stöhnend auf einen Stuhl nieder.

Aufmerksam prüfend und mit leisem Staunen blickte die Französin ihn an.

»Ein Mächtigerer, sagst du? So war das schnelle Sinken der Korvette wohl gar nicht dein Werk? Ist das Schiff etwa gar von einem scharfen Riff durchschnitten worden?«

»Ja – nein,« stieß Nobody hervor, bei dem erst jetzt die furchtbarste Aufregung hervorbrach, »ich habe den Tod dieser zweiundzwanzig Menschen nicht auf meinem Gewissen – und dennoch ist es so – es war meine Absicht – und vor Gott ist der Gedanke schon eine Tat – und auch außerdem – es geschah nur für mich – nur meinerwegen wurden diese Menschenleben geopfert – wenn auch unverlangt . . . «

»Bitte, Alfred, beruhige dich erst, und dann sprich zusammenhängend,« sagte die sonore und doch so sanfte Stimme der Französin, und wirklich hatte sich Nobody schnell wieder gefaßt.

»Am gestrigen Tage, als wir uns untätig in dem Glashause aufhalten mußten, habe ich viel von meinem Verhältnis zu dem rätselhaften Manne erzählt, der sich Mephistopheles nennt. Nun will ich dir noch ein wundersames Abenteuer schildern, welches ich an einer Insel der Südsee erlebte.«

Doch wir lassen, um der Erzählung nicht vorzugreifen oder später nicht wiederholen zu müssen, die beiden allein. Uebrigens kann sich der Leser wohl denken, wovon Nobody erzählte – von dem rätselhaften Seelöwen. – –

Nobody saß wieder allein in der Kabine, rastlos glitt seine Goldfeder über das Papier, Seite füllte sich nach Seite. Nach zwei Stunden war er fertig, er las das Geschriebene noch einmal durch, hatte nichts zu korrigieren. Kein Wort zu streichen.

»Jochen Puttfarken! Anok Skaltsen! In die Kabine des Masters!«

Die durch das Sprachrohr Gerufenen erschienen.

Nobody wandte sich ihnen im amerikanischen Drehstuhle zu und musterte sie mit langem Blick, zuletzt weilte dieser am längsten auf den isländischen Matrosen.

»Anok, bist du schon vorbestraft?«

Bei dieser verfänglichen Frage bekam Anok plötzlich einen ganz roten Kopf, wurde die Verlegenheit selbst.

»Na, gib der Wahrheit die Ehre! Mir kannst du es doch anvertrauen – bist du schon einmal bestraft?«

»Ja ja, nee nee – ja ja, nee nee . . . «

»Entweder ja ja oder nee nee – bist du schon vorbestraft?«

»Ja ja, nee nee, ich hab's ja schon gesagt – jawohl ja, nu allemal, ei gewiß doch.«

Nobody machte ein recht betrübtes Gesicht.

»Wo bist du schon bestraft worden? In deiner Heimat?«

»In Hamborg.«

»Was für eine Strafe hast du da abgesessen? Doch nicht etwa gar Zuchthaus?«

»A – ach nee – zehn Fenje mußte ich zahlen.«

»Was?!« staunte Nobody. »Mit zehn Pfennig bist du bestraft worden?«

»Ja ja, nee nee.«

»Das ist doch nicht möglich, so eine Strafe gibt es ja gar nicht.«

»Ja ja, nee nee, zehn Fenje mußte ich bezahlen.«

»Was hattest du denn da begangen?«

»Na, gar nischt. Ich konnte gar nischt dafür. Ich hatte ein Mädchen, die hatte mir einen Brief geschrieben, und da hatte sie zu wenig Briefmarken draufgeklebt, und da mußte ich zehn Fenje Strafporto zahlen.«

Nobody konnte doch noch lächeln. Wie er sich dann vergewisserte, hatte der isländische Matrose sonst keine einzige Strafe – er hatte sich wahrscheinlich niemals erwischen lassen. Anders bei Jochen Puttfarken, und das wußte Nobody auch schon. Wieviel Geldstrafen der Nasenkönig schon bezahlt hatte, konnte er nicht mehr zusammenrechnen, und an Freiheitsstrafen brachte er so zwei Jährchen zusammen, abgesehen in aller Herren Ländern, sogar auf der weltverlassenen Insel Ascension hatte er an der Wand einer Haftzelle seinen Namen verewigt – wegen Keilerei, wegen Trunkenboldenhaftigkeit, hauptsächlich wegen loser Streiche. Zur hohen Ehre schon war ihm anzurechnen, daß er niemals deswegen bestraft worden, weil er von Bord gelaufen war, was einen Kontraktbruch bedeutet, schließlich aber doch nur mit einer Polizeistrafe geahndet wird, auch mit Geld abzumachen ist.

»Das meinte ich nicht,« sagte Nobody. »Ich hatte mich vorhin falsch ausgedrückt. Polizeistrafen zählen nicht mit.«

»Zählen nicht mit?!« wurde er frohlockend von Zwergnase unterbrochen. »Da kann ich ja gleich . . . «

»Still! Wegen dieser Polizeistrafen seid ihr noch ehrliche Menschen geblieben – das heißt, ich meine nur dich. Jochen – – du giltst als einwandfreier Zeuge, kannst deine Aussagen beschwören. Ich will euch jetzt etwas vorlesen.«

Er griff nach einem besonderen Bogen und las vor. Nobody hatte seine Erlebnisse mit dem Unterseeboote und besonders mit dem Seelöwen geschildert. Das heißt, es war keine Abenteuerbeschreibung. Das Betragen des Seelöwen war protokollartig geschildert, und dazwischen kam wieder, wie der Mechanismus des Delphins einmal versagte und dann plötzlich wieder funktionierte.

»Entspricht dies alles der Wahrheit?« fragte Nobody, als er geschlossen hatte.

»Nu gewiß doch – – ja ja, nee nee.«

»So setzt euren Namen darunter – hierher.«

Einer nach dem anderen nahm den Federhalter zwischen die schwieligen Finger und malte seinen Namen hin.

»So, ich danke euch. Dieser Bericht mit eurer Unterschrift als Zeugen der Wahrheit geht an Ihre Majestät die englische Königin.«

Die beiden Matrosen schienen plötzlich einen gemeinsamen Hexenschuß bekommen zu haben, so warfen sie plötzlich die Oberkörper vor, um sich – zwei Seelen und ein Gedanke – ihre Hände am Hinterteil abzuwischen, und es waren fast die gleichen Worte, die sie bestürzt hervorbrachten.

»Ach – ach – das hätten Sie doch gleich sagen sollen – ich habe so schlecht geschrieben – ich kann meinen Namen noch viel besser schreiben – radieren Sie's doch wieder heraus – ich kann sogar lateinisch schreiben, ja ja, nee nee.«

»Schon gut, schon gut,« lächelte Nobody, »das Schönschreiben tut's nicht, sondern die Hand, welche geschrieben

hat, ob die ehrlich ist. Geht jetzt! Wie immer, was ich mit euch spreche – Stillschweigen!«

Sie gingen, kamen aber nur bis zur Tür, wo sie nach einem geflüsterten Wechselwort zögernd stehen blieben und zurückblickten.

»Master.«

»Nun?«

»Wir haben auch so manchmal unsere Gedanken gehabt und darüber geschwätzt, das heißt, natürlich nur, wenn niemand uns hören konnte.«

»Ueber was?«

»Ueber das Biest, über den Seelöwen.«

Nobody drehte seinen Stuhl weiter herum.

»Nun?«

»Ich habe zwar draufgesessen, habe Haut, Speck und Atem gefühlt; aber – aber – Anok meint's auch ... «

»Was meint er?«

»Daß da jemand dringesteckt hat – das war auch nur so ein künstliches Vieh – und dann, wie der Delphin nicht mehr so schnell laufen wollte – da war vorher gerade niemand drin gewesen – und dann ging er wieder mit der alten Schnelligkeit – und da hatten wir den Delphin vorher wiederum alle verlassen gehabt – und Ihr meintet doch auch, es müßte jemand Fremdes im Delphin gewesen sein – und wenn da nun der Seelöwe, der uns immer begleitete, gar nicht ein richtiges Vieh gewesen ist – wenn da jemand drin auf dem Bauche gelegen hat – und – und – freilich, 's ist Unsinn, nicht wahr?«

Lange Zeit hielt Nobody seinen Blick starr auf den stockenden Sprecher gerichtet, dann machte er eine hastige Bewegung, als wolle er wieder nach Papier und Feder

greifen, um etwas Neues zu schreiben, besann sich, tat es nicht.

»Geht! Ich werde euch ein andermal eine Erklärung geben. Sprecht nicht darüber, denkt gar nicht mehr daran.« —

Am späten Nachmittage wurde ein westwärts gehender deutscher Postdampfer gesichtet und durch Signale aufgehalten; er änderte seinen Kurs und kam näher an das stillliegende Torpedoschiff heran, wohl in dem Glauben, es sei ein wrackes Kriegsschiff. Das Motorboot der Wetterhexe fuhr ihm entgegen, einige Erklärungen, die an Bord des deutschen Dampfers nicht geringe Bestürzung hervorriefen, und noch in derselben Stunde wurden die 275 Männer, welche bisher im Kabelgatt beherbergt worden, in Booten hinübergebracht, woran sich auch die Besatzung des Postdampfers beteiligte.

Nobody kümmerte sich gar nicht darum, er hatte nur einen eingeschriebenen Brief mitgegeben, worüber ihm die Quittung zurückgebracht wurde.

Und wieder eine Stunde später tauchte in der halben Sonnenscheibe, die noch über dem Horizonte stand, wie ein drohendes Gespenst mit vielen Armen abermals die Takelage eines Kriegsschiffes auf — und noch eine — und immer und immer noch eine — ein englisches Geschwader von vierzehn Schiffen, lauter Panzerkolosse nur erster und zweiter Klasse, es hatte an der Küste manövriert und hatte Kunde bekommen von der festgesessenen Wetterhexe und von der Katastrophe des Schwesterschiffes, und als die Dämmerung der Nacht wich, da hatte dieses Geschwader um den Torpedojäger einen weiten Kreis gebildet.

»Nun sind wir injespundt,« sagte Flederwisch resigniert. »Ueber vierzehn Saugpatronen verfüge ich gar nicht mehr, und ob wir bei Dunkelheit durch . . . da – – natürlich, es konnte ja auch gar nicht anders kommen.«

Plötzlich wurde die Wetterhexe von einem blendend weißen Lichte übergossen, das von dem größten Koloß ausging, von dem mit den vier Schornsteinen, der am Top die Admiralsflagge führte.

Zuerst signalisierten die Schiffe untereinander. Natürlich nicht mit Flaggen, die wären nicht mehr zu erkennen gewesen, sondern mit farbigen Lichtern.

Jedes Kriegsschiff besitzt an einem Masttop eine Vorrichtung, ähnlich der, wie sie die Eisenbahn bei Nacht verwendet, also Laternen mit verschiedenfarbigen Gläsern. Das Licht ist elektrisch, die Erleuchtung wird von unten aus auf einer Art von Klaviatur besorgt. Geht schon das Signalisieren mit Flaggen sehr schnell, so dieses durch Lichter noch viel, viel schneller. Auch die Wetterhexe war mit solch einer Vorrichtung versehen.

Was die vierzehn Schiffe untereinander signalisierten, war ungereimtes Zeug – nämlich für den Uneingeweihten – die Kriegsschiffe bedienten sich der englischen Geheimsprache – oder vielleicht einer Geheimschrift, welche nur die Schiffe dieses Geschwaders unter sich ausgemacht hatten.

Sie veränderten etwas ihre Stellung, kamen noch näher an das Torpedoboot heran, also den Kreis verengernd; aber die Wetterhexe immer vom Scheinwerfer beleuchtet lassend, und dann zuckte mehrmals am Top des Admiralschiffes ein weißes Licht auf, welches unbedingt auffallen mußte, und dann blieb eine Reihe bunter Lichter stehen.

»Das ist für uns und bedeutet: Ergibt euch! Admiral – das andere muß ich buchstabieren – Lord Cunningham.«

»Lord Cunningham,« wiederholte Nobody leise.

»Nun, was soll ich antworten?«

»Zu welchen Bedingungen?«

Mit farbigen Lichtern kann ja auch jedes Handelsschiff und jede Privatjacht signalisieren, muß es können – es brauchen ja nur einfache, buntfarbige Laternen mit einem Kerzenlicht zu sein, die der Reihe nach immer an einem Seil befestigt und emporgezogen werden. Die Wetterhexe hatte es also bequemer, und die fragstellende Antwort wurde gegeben.

»Auf Gnade und Ungnade,« kam zurück.

»Das blaue Licht!« befahl Nobody kurzerhand.

Es war ein einfaches ›Nein‹, welches die Wetterhexe zeigte.

Drüben spielten die bunten Lichter, und sie bedeuteten:

»Ich schieße die Wetterhexe in den Grund, in fünf Minuten fällt der erste Schuß. Gegeben 8 Uhr 51 Minuten. Admiral Lord Cunningham.«

»Wir haben elf gefangene Offiziere von der ›Hellas‹ an Bord.«

»Ich weiß es. Noch vier Minuten.«

»Sollten die wirklich auch ihre Kameraden, darunter, die angesehensten Söhne Englands, in den Grund schießen?« meinte Flederwisch.

»Ja, ich kenne die Engländer, und ich kenne hauptsächlich diesen Lord Cunningham,« erwiderte Nobody. »Doch noch gebe ich die Hoffnung nicht auf, Zeit müssen wir wenigstens gewinnen.«

Und er gab Anweisung, was weiter signalisiert werden sollte.

»Ich bitte um eine mündliche Unterredung, Kapitän Flederwisch.«

»Wozu? Noch drei Minuten.«

»Unbedingt notwendig.«

Drüben ein Verzögern der Antwort, und dann kam diese ohne nachfolgende Angabe, wie lange noch Frist sei, ehe der erste Schuß abgefeuert würde.

»Ich erwarte Sie auf meinem Schiffe, welches Sie unter den Scheinwerfer nimmt. Admiral Lord Cunnington.«

Aber an Bord der Wetterhexe war man hiermit noch nicht zufrieden.

»Ich komme nicht selbst, ich schicke einen Parlamentär. Kapitän Flederwisch.«

»Angenommen. Ich warte bis 9 Uhr 30 Minuten. Ist Ihr Parlamentär nicht bis dahin auf dem Admiralschiff, fällt der erste Schuß.«

»Das Verstanden- und Schlußzeichen,« sagte Nobody.

»Soll ich denn nicht erst fragen, ob die Person das Parlamentärs unverletzlich ist?«

»Nein. Lord Cunnington weiß, was ein Parlamentär zu bedeuten hat, und ich kenne Lord Cunningtons Charakter. Mach die kleine Jolle klar.«

»Du selbst willst hinübergehen?«

»Selbstverständlich. Du legitimierst mich als deinen Parlamentär.«

Während die Jolle klar gemacht wurde, begab sich Nobody nach dem einsamen Hinterdeck der Wetterhexe, welches

von dem Lichtstrahle des Scheinwerfers nicht mehr getroffen wurde, dort blieb er an der Bordwand stehen und blickte hinab in die dunkle Flut.

Was für Gedanken waren es, die durch seinen Kopf gingen? Sie verwandelten sich in gemurmelte Worte, unverständlich auch für den, der dicht neben ihm gestanden hätte, aber sie wurden zuletzt verständlich, und wie eine wilde Verzweiflung klang es, was Nobody da in die dunkle Flut hinabflüsterte.

»Weiche von mir, Satanas, du Fürst der Hölle – ich brauche dich nicht – ich verachte dich – und ich will dich nicht – ich will nicht, will nicht . . . «

»Was willst du nicht?« erklang hinter ihm Flederwischs Stimme.

Wild fuhr Nobody herum.

»Ich will nicht, daß du mir nachschleichst!!« herrschte er den Freund grimmig an.

Von Nobody konnte Flederwisch nicht gekränkt werden, und er wußte ja, was in diesem bedauernswerten Manne jetzt vorging, in welchem seelischen Zustande er sich befinden mußte.

»Ich wollte dir nur melden, daß die Jolle klar ist. Hier ist auch gleich deine Vollmacht, Alfred, korrekt, gestempelt und alles.«

»Ich danke dir, Paul,« sagte Nobody sanft, als er das Papier in Empfang nahm.

Er begab sich dorthin, wo die Jolle ausgeschwungen war. Noch in den Davits hängend, saßen die vier nötigen Matrosen schon auf den Duchten, desgleichen der Steuermann, auch Nobody konnte gleich hier oben einsteigen, um dann erst mit dem ganzen Boote hinabgelassen zu werden.

Auch Mojan hatte sich mit seiner Gattin an dieser Stelle eingefunden, dagegen nicht die Französin, die überhaupt manchmal ein überaus phlegmatisches Temperament zur Schau trug.

»Sie wollen als Parlamentär hinübergehen?« fragte Mojan.

»Ja.«

»Was wollen Sie denn parlamentieren?«

»Das . . . weiß ich selbst noch nicht so genau. Das werden die Verhältnisse bestimmen.«

»Wenn man nun den Parlamentär drüben festnimmt und behält?«

»Ich bin doch unverletzlicher Parlamentär.«

»Unverletzlicher? Haben Sie das schriftlich bekommen? Die Engländer haben in dieser Hinsicht schon viel Faxen gemacht.«

»Hören Sie, Mojan – ich habe England meine zweite Heimat genannt und will noch immer Engländer bleiben. Sie beleidigen mich.«

»Das wollte ich nicht. Aber ich kenne diesen Lord Marcel Cunnington. Jetzt wohl ist er ein Mann von unerschütterlichem Pflichtgefühl, ein Mann, der jedes Wort auf die Wage legt, und er wird bei Gott die elf englischen Offiziere opfern, ehe er die ›Wetterhexe‹ aus dem Ringe seiner Schiffe wieder herausläßt . . . aber dieser selbe Mann birgt auch noch einen anderen Charakter. Lord Cunnington ist einst der verwegenste Abenteurer Englands gewesen, im amerikanischen Bürgerkrieg trieb er Kaperei auf eigene Faust, schon mehr See- räuberei, bald kämpfte er auf unierter, bald auf konföderierter Seite, und dabei so schlau – so schlau, daß das Recht immer auf seiner Seite war. Seine Schlaueit war damals in

ganz Amerika sprichwörtlich. Dieser Marcel Cunnington ist trotz all seiner Ehrlichkeit der schlaueste Fuchs, den es gibt, damals wurde er denn auch nur der Seefuchs genannt, und eben schon dadurch, wie er solch ein biederer, und zwar ehrlich biederer Auftreten mit der raffiniertesten Schlauheit zu verbinden weiß, schon dadurch zeigt er . . . «

»Genug der Worte!« unterbrach Nobody den Sprecher. »Sie sagen mir nichts Neues, Mr. Mojan, auch ich kenne diese seltsame Mischung von Aufrichtigkeit und Pflichtgefühl, mit Abenteuerlust und Abenteuerlist, aber ich werde mit ihm fertig werden. Denn,« Nobody legte dem kleinen Dicken vertraulich die Hand auf die Schulter, »ich habe mich wohl auf dem Transport nach England in Eisen legen lassen, ich habe ein Vierteljahr in der Untersuchungszelle von Newgate gesessen – eben weil ich es wollte – aber das kann ich Ihnen versichern: dort auf jenem Schiffe soll niemand mich festhalten! Eben weil ich diesmal nicht will! Also deshalb machen Sie sich keine Sorge. Auf Wiedersehen! Nobody geht, Nobody kommt auch zurück. Es sei denn, um alle Möglichkeiten zu erwägen, ich finde drüben meinen Tod oder werde tödlich verwundet.«

Der ins Boot steigen wollende Nobody wurde von Mojan am Rockzipfel festgehalten.

»Halt – halt – nur noch ein Wort, Nobody.«

»Nun, was gibt's noch?«

Das kleine, dicke, zapplige Männchen, sonst die Verrücktheit selbst, hatte vorhin einmal recht vernünftige, zusammenhängende, wohlgesetzte Worte gesprochen. Das schien aber auch zu viel für Mr. Cerberus Mojan gewesen zu sein, das mußte ihn gewissermaßen erschöpft haben, nun mußte

er gleich wieder ein Register ziehen, ohne nachträgliche Albernheit konnte dieses originelle Männchen wahrscheinlich nicht ruhig schlafen.

»Hören Sie, Nobody – entweder tot oder tödlich verwundet – nur in diesem Falle kommen Sie nicht zurück – immer präzis, das liebe ich. Ein anderer hätte theatralisch gesagt: nur der Tod kann mich an Bord des feindlichen Schiffes zurückhalten! Daß er auch einen Schuß in den Bauch bekommen kann, wo man noch immer mit den Lungen atmen kann, das hätte er vergessen. Sehen Sie, ich bin auch so präzis wie Sie, und noch viel mehr, ich erwäge immer erst sämtliche Möglichkeiten. Da hatte mir meine Frau aus einem anderen Stadtteil ein Telegramm zugeschickt: Gehen wir heute abend ins Olympia-Theater? Ich warte auf telegraphische Antwort, Hotel Glasgow. – Ich sofort zurücktelegraphiert, kurz und bündig: Ja, meine liebe Therese, jawohl, ich komme, mit Ausnahme, ich finde unterdessen meinen Tod, oder ich bekomme eine tödliche Verwundung – sehen Sie, genau wie Sie, aber ich dachte noch weiter als Sie – oder ich trete aus Versehen in eine Fuchsfalle und kann nicht wieder heraus, oder es schließt mich jemand ein, oder ich werde sonst auf eine Weise mit List oder Gewalt festgehalten, oder ich bekomme unstopfbares Nasenbluten oder einen unstopfbaren Durchf. . . «

»Ach, gehen Sie weg, Sie unverbesserlicher Hanswurst,« sagte Nobody und sank mit seinem Boote hinab ins Wasser; es strebte dem Admiralschiffe zu.

Fünf Minuten später erstieg Nobody das Fallreep desselben und befand sich an Bord, stand in der Kajüte vor dem kommandierenden Admiral des englischen Nordseege schwaders Lord Marcel Cunnington.

Wir überspringen die Schilderung aller Details, um uns dafür etwas mit diesem Admiral zu beschäftigen, welcher noch tief in das Leben unseres Nobodys eingreifen sollte, der aber nicht minder dem Historiker ein Rätsel aufgegeben hat, das bis heute noch nicht gelöst ist. Es handelt sich dabei um eine Episode aus Englands Politik, wie sie wohl einzig in der Welt dasteht, verursacht durch diesen Lord Marcel Cunnington. Hier hat sich hinter den Kulissen des englischen Parlaments etwas abgespielt, was niemals ans Tageslicht gekommen ist und wohl niemals kommen wird; so viel aber ist gewiß, daß dieser Detektiv Nobody erst die Veranlassung zu der ganzen Episode gegeben hat, wenn auch unbewußt, nicht mit Absicht, und ist überhaupt eine Erklärung des ganzen, rätselhaften Vorgangs möglich, so kann sie nur aus Nobodys Tagebuch heraus gemutmaßt werden.

Lord Marcel Cunnington war ein geborener Lord, aber ohne Vermögen. Durch Protektion konnte er in die Marine eintreten, was nämlich in England für den zukünftigen Offizier gar nicht so leicht ist. Vor allen Dingen gehört Geld dazu. Schon als Midshipman, als Kadett, zeichnete sich Lord Marcel sowohl durch strengste Pflichterfüllung als durch den tollsten Wagemut aus. Aber nicht etwa lose Streiche! Ein Wort sagt alles: Lord Marcel war ein Streber, einer von der hartnäckigsten Sorte. Bei allem, was er tat, hatte er seinen Vorteil im Auge. Durch irgendein tollkühnes Wagnis verletzte er die Disziplin – wußte aber dabei schon im voraus, daß er nicht bestraft würde, sondern Anerkennung und Ehre dafür erntete. Und dabei tiefernt, schweigsam, jedes Wort abzählend – ein psychologisches Rätsel. Daß dieser junge Mann dereinst die höchsten Stufen erklimmen würde, war für alle, die ihn beobachteten, selbstverständlich.

»Oder er wird als Abenteurer jämmerlich zugrunde gehen,« sagten andere, die noch tiefer zu blicken verstanden.

Als der amerikanische Bürgerkrieg ausbrach, nahm der achtzehnjährige Leutnant seinen Abschied. Er ging, wie damals alle Engländer, zur Konföderation über, zu den Südstaaten. Doch nahm er keine feste Stellung an, sondern wußte sich einen guten Segler zu verschaffen, ließ sich einen Kaperbrief ausstellen, trieb konzessionierte Seeräuberi, d. h., er kaperte Handelsschiffe der Union.

Es genügt wohl, wenn gesagt wird, daß Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre über diesen Lord Marcel Cunnington, genannt der Seefuchs, in der englischen Sprache eine eigene Literatur existierte. Sie ist jetzt vergessen, übertroffen worden. Damals aber war der Seefuchs der Held des Tages, mindestens der Held der englischen Jugend.

Von seinen kühnen und listigen Handstreichern während dieser Kaperperiode sei nur ein einziger erwähnt.

Lord Marcel hatte sein Schiff verloren, sah sich nach einem neuen um, ohne es bezahlen zu müssen. Er erfuhr, daß die Kriegsleitung der Union soeben in Boston einen starkgebauten, englischen Dampfer, der sich recht gut als Kriegsschiff eignete, gekauft hatte. Aber der englische Dampfer hatte schon Ladung für New-York eingenommen oder nahm sie noch ein – kurz, er hatte noch einen Kontrakt zu erfüllen, den großen Gewinn wollte er sich auch nicht entgehen lassen, und nach New-York, wo er als Eigentum der Union in Empfang genommen werden sollte, mußte er ja sowieso.

Der Entschluß des Kaperkapitäns war sofort gefaßt. Diesen Dampfer mußte er haben.

Am Tage der Abreise, wie der Dampfer aber noch Ladung einnimmt, kommt an Bord ein zigeunerhaft aussehender

Mann, er ist ein Schausteller, hat ein Wachsfigurenkabinett – ob der Kapitän für Geld und gute Worte seine Wachsfiguren mitnimmt, verpackt in dreizehn Kisten.

Gewiß, warum nicht? Die dreizehn langen Kisten kommen an Bord, der Schausteller hilft beim Verstauen selbst mit, ist natürlich ängstlich besorgt um den zerbrechlichen Inhalt.

Der Dampfer geht ab. Daß sich der Schausteller manchmal in den Laderaum hinabbeigt, fällt niemandem auf, der hat eben Angst um seine zerbrechlichen Wachsfiguren.

Wie der Dampfer auf hoher See ist, stürmen an Deck dreizehn bis an die Zähne bewaffnete Kerls – lebendig gewordene Wachsfiguren – wer von der Besatzung an Widerstand denkt, wird niedergemacht – Lord Marcel war ohne weitere Unkosten in den Besitz eines ganzen Dampfers gekommen.

Das Merkwürdigste aber dabei ist wohl, daß er mit demselben Dampfer dann gleich zu der Union übertrat, ohne daß ihm sein Besitz jetzt streitig gemacht wurde. Das war eben wieder ein diplomatischer Handstreich, in welchem der junge Lord Marcel schon damals ebenso groß gewesen sein sollte, wie in der seemännischen Praxis.

Er hatte Glück gehabt in den zwei Jahren, oder es war sein Verdienst – als er wieder nach England zurückkehrte, konnte er auf der Bank seine Ersparnisse in der Höhe von fast hunderttausend Pfund Sterling oder zwei Millionen Mark abheben. Denn Geld haben die Kaperkapitäne damals verdient, da ist mancher ein schwerreicher Mann geworden – – wenn er die Beute nicht immer verpraßte, oder wenn er nicht vorher gehangen wurde oder sonst sein Leben verlor.

Lord Marcel trat wieder in die englische Marine ein – in einem Alter von erst vierzig Jahren war er schon Admiral. Er

hatte es verdient. Für den nächsten Krieg prophezeite man in ihm den englischen Moltke zur See. Die Schweigsamkeit teilte er wenigstens schon mit dem deutschen Schlachtenlenker.

Doch wirklich, Lord Marcel Cunnington war auch in Friedenszeiten schon ein außerordentlicher Mann. Erstaunlich war seine Manneszucht. Er führte das Kommando mit eiserner Strenge – und dennoch gingen die Matrosen für ihn durchs Feuer, und Bestrafungen kamen an Bord seines Schiffes überhaupt nicht vor. Wie ist das möglich? Ja, das ist eben die Kunst! Einmal ging er mit gutem Beispiel voran, am strengsten war Admiral Cunnington gegen sich selbst, und dann wußte er eben die Leute trotz Strenge wie ein liebevoller Vater zu behandeln. Erwähnt sei als Beispiel nur, daß er, um die Matrosen während ihrer Freizeit von ausschweifenden Vergnügungen abzuhalten, immer Sportwettspiele aller Art veranstaltete, wozu er die Prämien aus seiner eigenen Tasche stiftete.

Mit dem wilden Kaperkapitän war es natürlich vorbei. Admiral Lord Marcel Cunnington, immer noch Junggeselle und es wohl auch bleibend, war der solideste, nüchternste Mann geworden.

So urteilte die Welt. Nobody aber hatte einmal bei Gelegenheit ein ganz anderes Urteil gefällt.

»Dieser Admiral ist noch immer die ausgesprochenste Abenteurernatur, die er nur durch seine kolossale Energie zu beherrschen weiß, und die Quelle dieser Energie ist ein grenzenloser Ehrgeiz. Aber einmal kommt seine eigentliche Natur doch wieder zum Durchbruch, es fehlt nur die Gelegenheit.«

Jetzt stand Nobody vor dem Gewaltigen der Nordsee.

Lord Marcel Cunnington war ein mittelgroßer, gedrungener Mann mit sehr langem, hellblondem Vollbart, mit energischen Zügen, kalten, grauen Augen, die hohe Stirn von tiefen Furchen durchzogen.

Mit allem Zeremoniell war der Parlamentär von Offizieren empfangen worden, sobald er das Deck betreten; in der Luxuskabine aber befand sich der Admiral ganz allein, hier fiel auch jede Zeremonie weg.

»Sie sind der Parlamentär der ›Wetterhexe‹?«

»Ja.«

»Beglaubigung!«

Nobody gab das gestempelte Papier, ein Blick hinein, der Admiral gab die Vollmacht zurück, ein zweiter Blick nach dem Wandchronometer, dessen elektrisch betriebener Zeiger sprungweise vorrückte.

»Neun Uhr achtzehn Minuten. Ich gebe Ihnen fünf Minuten Zeit. Nun?«

»Mein Name ist Nobody.«

Kaum ein merkliches Zucken der Gesichtsmuskeln, nur ein klein wenig wurden die kalten, grauen Augen größer. Nobody hatte sich geirrt, wenn er glaubte, auf diese Weise eine längere Frist zu gewinnen.

»So. Sie befinden sich an Bord der ›Wetterhexe‹?«

»Es ist sogar mein Schiff, mein Eigentum.«

»So. Und?«

»Zu welchen Bedingungen geben Sie uns frei?«

»Zu gar keinen. In vier Minuten haben Sie mein Schiff zu verlassen, neun Uhr dreißig gebe ich den ersten Schuß auf die ›Wetterhexe‹ ab.«

»An Bord der ›Wetterhexe‹ befinden sich elf gefangene Offiziere von der ›Hellas‹.«

»Weiß ich.«

»Auch der Kommandant, ferner Lord . . . «

»Ich kenne die Namen.«

»Auch sie werden ihren Tod finden.«

»Kann ich nicht ändern.«

»Vielleicht aber sprengten wir uns vorher selbst in die Luft.«

»Kann ich nicht ändern.«

Wieder machte der Zeiger einen Sprung – noch drei Minuten.

»Ich würde diese elf Offiziere doch gern erst freigeben.«

Jetzt allerdings änderte sich etwas in dem Admiral. Das erkannte Nobody wenigstens in den Augen. Denn was er tun konnte, um das Leben dieser Offiziere zu retten, das mußte der Admiral natürlich tun – dann konnte der Zeiger ruhig auch noch zehn Minuten weiterspringen. Es hat alles seine Grenzen.

»Zu welchen Bedingungen?«

»Ich möchte Ihnen eine Wette anbieten.«

»Wie das?« klang es im gleichgültigsten Tone zurück.

»Wenn Sie diese Wette annehmen, bringe ich die elf Offiziere an Bord Ihres Schiffes.«

»Um was geht die Wette?«

Daß der Admiral auf so etwas überhaupt nur einging, das zeigte schon, wie richtig Nobody diesen Charakter zu beurteilen verstanden hatte. Man denke sich so etwas einmal bei dem Kommandanten eines deutschen Kriegsschiffes – der feindliche Parlamentär bietet ihm zur Freigabe von Gefangenen eine Wette an – – – – nun aber hinaus!

»Um was geht die Wette?«

»Morgen früh um drei Uhr einige Minuten haben wir Springflut.«

»Ja.«

»Die macht die ›Wetterhexe‹ frei.«

»Glaube ich.«

»So wette ich, daß ich mit der Springflut mit der ›Wetterhexe‹ durch den Ring ihrer Schiffe schlüpfe, ohne daß Sie mich daran hindern können.«

»Nicht möglich.«

»Ich wette eben.«

»Um was?«

»Es ist keine reguläre Wette, nur ein Vergleich. Ich bringe also die elf gefangenen Offiziere hier auf das Admiralschiff, oder wohin Sie sonst wünschen. Dafür versprechen Sie mir, nicht eher als bis zum Eintritt der Springflut gegen meine ›Wetterhexe‹ feindlich vorzugehen.«

»Bis drei Uhr vier Minuten.«

»Ja.«

»Angenommen! Und?«

»Und dann bloß noch, daß Sie keinen Gebrauch von den Geschützen machen, sondern die ›Wetterhexe‹ in Booten entern lassen, von so viel Booten, wie Sie wollen.«

Eine halbe Minute der Ueberlegung ob dieses seltsamen Vorschlags, und dann plötzlich blitzte es in den sonst so kalten Augen wie Feuer auf.

»Sie scheinen also einen regelrechten Seekampf provozieren zu wollen?«

»Allerdings. Ich habe schon so viel von dem Seefuchs gehört, dessen Stärke ja das Entern gewesen sein soll, und . . . mein Name ist Nobody. Sie verstehen wohl, was ich hiermit

sagen will – ich bin auch ein Freund von ... etwas gefährlichem Sport. Auf einen Geschützkampf kann ich mich natürlich nicht einlassen, mit keinem einzigen Ihrer Panzer, ich habe nur ein paar kleine Zehnzentimeter an Bord – aber ein Enterangriff in Booten, zumal wenn die ›Wetterhexe‹ schon wieder manövrierfähig ist – ich möchte doch einmal sehen, wie der ehemalige Seefuchs und jetzige Admiral Cunnington solch einen Enterangriff zu leiten versteht, denn ... ich bin nämlich in so etwas auch ziemlich gut bewandert.«

Noch mehr flammten die schon glühenden Augen auf.

»Sie wollen sich also mit mir messen?«

»Allerdings.«

Plötzlich erstarrten die lodernden Augen wieder – – aber nicht das innere Feuer, nur das äußere war bezwungen.

»Well. Wieviel Boote?«

»Soviel Sie wollen.«

»Mit vier Booten.«

»Wie Sie wollen.«

»Mit achtzig Entersäbeln.«

»Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich selbst über sechsundvierzig Männer verfüge.«

»Nur? Dann genügen vierzig Entersäbel. Allerdings ist alles erlaubt, und der Angriff findet mit umwickelten Riemen noch in finsterner Nacht statt.«

»Sicherlich.«

»Ich hingegen werde die ›Wetterhexe‹ nicht mehr unter den Scheinwerfer nehmen.«

»Wie Sie wollen.«

»Und das Handgefecht findet innerhalb des Ringes statt. Das heißt, sobald Ihr Schiff entflieht, außerhalb des von

meinen Schiffen gebildeten Ringes kommt, wird es beschlossen.«

»Angenommen.«

»Well.«

Mit einer Handbewegung war der Parlamentär verabschiedet.

Der Leser wird noch die Hauptsache bei dieser Abmachung vermissen.

Und wenn nun der Enterangriff von der Wetterhexe abgeschlagen wurde? War dann die Wetterhexe frei? Denn sonst fehlte doch jeder Gewinn.

Nun, jeder war eben seiner Sache ganz sicher, deshalb wurde hieran gar nicht gedacht. Der Admiral wenigstens war fest überzeugt, daß er die Wetterhexe nehmen würde, und Nobody wiederum . . . nun, der hatte vielleicht noch etwas anderes vor.

Fünf Minuten später befand sich Nobody wieder an Bord der Wetterhexe.

»Nun?« empfing ihn Flederwisch, und es läßt sich denken, mit welcher Erwartung die Augen aller an Nobodys Munde hingen.

»Ich habe mit dem Admiral eine Wette abgeschlossen.«

»Eine Wette?«

»Ja. Welches Pferd beim nächsten Derby siegt. Gewinnt meins, können wir morgen früh abdampfen – gewinnt dem Admiral seins, müssen wir uns dem Geschwader freiwillig ausliefern. Was für Pferde das sind, darf ich nicht verraten.«

»Mach keine Witze, Alfred – das ist doch überhaupt der pure Unsinn, wie könnt ihr denn heute Nacht wissen . . .«

Flederwisch brach ab – es war ja eben der pure Unsinn.

»Du wirst schon erfahren, was für eine Wette wir abgeschlossen haben. Du weißt doch, ich spreche niemals über etwas, bevor ich den Erfolg in der Tasche habe. Daher der Name Nobody. Jetzt mache den Kutter klar, die Offiziere werden nach dem Admiralsschiff hinübergebracht.«

»Was, du willst die Offiziere nicht als Geiseln . . . «

»Den Kutter klar!!«

Flederwisch gehorchte. Daß aber dies der Preis für die Freigabe der Wetterhexe sei, daran konnte er nicht glauben, dazu kannte auch er Lord Cunnington zu gut, und umsonst hatte Nobody doch auch nicht von irgendeiner Wette gesprochen.

Die elf Offiziere erhielten ihre Degen zurück, waren frei, wurden hinübergebracht.

»Mr. Mojan,« wandte sich Nobody an diesen, »darf ich einmal mit Ihrer Gattin sprechen?«

»Jawohl, warum denn nicht? Der habe ich das Sprechen doch nicht verboten?«

»Unter vier Augen, meine ich, in meiner Kabine.«

Jetzt machte das dicke Männchen wieder einmal ein unbeschreibliches Gesicht.

»Meine Frau – allein – Sie allein mit ihr zusammen in Ihrer Kabine?«

»Ja, ich möchte ihr etwas sagen.«

»Was denn?«

»Etwas, was – was – was keine fremden Ohren hören dürfen.«

Jetzt fuhr das Männchen aber auf, mit Beinen und Armen zappelnd.

»Nee – is nich, is nich – mit – meiner Frau zusammen alleine in Ihrer Kabine – nu, weiter fehlte nischt! – Ich bin

selber im Serail Eunuche gewesen und kenne so was – und schon jetzt, da ich noch in den sogenannten Flitterwochen bin – da müssen Sie später wieder mal anfragen – nee, is nich . . . «

»Aber Sie können ja auch mitkommen,« lächelte Nobody, natürlich die künstliche Entrüstung gleich erkennend.

»Ach, ich kann auch mitkommen? Jaaaa, das hätten Sie gleich sagen sollen. Aber hypnotisieren lasse ich mich nicht etwa!«

Mojan verschwand mit seiner Gattin in Nobodys Kabine. Was die drei drinnen trieben, war für alle ein Rätsel.

Nach etwa zehn Minuten kam Mojan mit seiner dicken Therese wieder zum Vorschein, Nobody blieb drin.

Eine Stunde später wurde Jochen gerufen. Als er zum zweiten Male Nobodys Kabine betrat, hatte er ein kleines Bündel unter dem Arm, das er drin ließ.

»Was macht er denn drin?« wurde Jochen von einem Kameraden gefragt.

Der krummbeinige Nasenkönig wackelte mit Ohren und Rüssel, war ganz außer sich.

»Mir hat er's gesagt – und wenn er das fertig bringt – heiliger Klabaوترmann – dann – dann dann ist unser Master mehr wert als die ganze englische Flotte . . . «

»Nun, was hat er denn gesagt?« fragte der nähertretende Flederwisch. »Was hat er denn vor?«

Jochen schlug die Hacken zusammen, so weit seine polizeiwidrigen Säbelbeine es erlaubten.

»Der Master hat mir verboten, darüber zu sprechen,« meldete er, und er ward nicht mehr gefragt.

Es war gegen ein Uhr, Flederwisch befand sich gerade in dem Gange, von dem die einzelnen Kabinett ausgingen, als

er, wenn er sich auch sonst nicht vor Geistern fürchtete, vor einem pechscharzen Popanz zurückschreckte, der da plötzlich vor ihm auftauchte.

»St, ich bin es, Nobody.«

»Um Gottes willen, Alfred, was . . . «

»Na, hast du mich denn noch niemals in diesem Kostüm gesehen?«

Es war ein trikotartiges Kostüm aus schwarzem Stoff, das wie Oel glänzte, sicher auch mit Oel eingefettet war – die Hände mit schwarzen Handschuhen bekleidet, über dem Kopf eine schwarze Kappe – alles pechscharz.

Ja, nun konnte Flederwisch es sich denken.

»Du willst hinüberschwimmen?«

»Ja.«

»Wieder Saugpatronen . . . «

»Dazu brauchte ich doch nicht dieses schwarze Schattenkostüm, an dem kein Wasser haftet!«

»Du willst direkt an Deck hinauf?«

»Ja, auf das Admiralsschiff.«

»Was hast du vor?«

»Du weißt, ich spreche nicht zuvor darüber. Es genügt, wenn dir bekannt ist, daß ich mich von Bord entferne. Auf Wiedersehen, Paul!«

Ohne irgendwelche weitere Erklärung zu geben, benutzte Nobody eine kleine Luke, um das hintere Deck zu erreichen, welches nicht mehr von dem Scheinwerfer getroffen wurde, hier glitt er über Bord.

Sein Ziel war das Admiralsschiff. Nach zehn Minuten hatte er es erreicht. Das Fallreep hing noch herab. Nobody lauschte, dann kletterte er hinauf.

Es hätte jemand dicht danebenstehen, auf ihn herabblicken können, er hätte nichts von der schwarzen Gestalt gesehen, die in der mondlosen Nacht vollkommen verschwand, und an dem geölten Anzug, der überhaupt aus einem besonderen Stoff bestand, war auch nicht ein Tröpfchen Wasser haften geblieben.

Vorsichtig lugte er über die Bordwand. Die Gelegenheit war günstig. An Deck standen oder patrouillierten einige Wachtposten, doch nicht hier in der Nähe. Im nächsten Augenblick lag der schwarze Popanz im Schatten einer Kanone.

Wir können nicht schildern, wie Nobody seinen Weg fortsetzte, lauschend, lugend, schon ein dickes Tau als Deckung benutzend.

Es gelang ihm, sein Ziel zu erreichen. Nach einer weiteren halben Stunde lag er unter einem Diwan, der in der Kommandantenkajüte stand. Von hier gingen mehrere Türen ab, und jede Tür muß an Bord ihre Bezeichnung tragen.

Dort die Tür, hinter welcher manchmal ein Räuspern erklang, zeigte durch Aufschrift an, daß es die Kabine des Kommandanten war.

Lord Cunnington befand sich drin, und daß er jemanden bei sich hatte, war ausgeschlossen, und einmal würde er doch heraustreten, dann war hoffentlich in der Kajüte gerade kein Steward oder . . .

Da sprang es schon wie ein schwarzer Panther unter dem Diwan hervor, zwei Hände hatten die Gurgel des Admirals umklammert, der eben die Tür zurückgeschoben hatte, er lag auf dem Sofa – mit der einen Hand ein schon bereitgehaltener Schwamm auf die Nase gedrückt – stumm und regungslos lag er da.

Nun die noch offene Tür erst wieder geschlossen und verriegelt, dann entkleidete Nobody den Betäubten und als dies geschehen war, wurde der Bewußtlose auch noch an Händen und Füßen gebunden, sein eigenes Taschentuch ihm in den Mund gepfropft.

Jetzt machte Nobody Toilette. Er zog die Admiralsuniform über sein dunkles Kostüm, nachdem er noch aus der Gummihose ein kleines Päckchen genommen hatte.

Bald stand er als englischer Admiral da, mit Schärpe und Degen umgürtet. Aber Admiral Lord Marcel Cunnington war er noch nicht. Bald in den Spiegel blickend, bald die Züge des Bewußtlosen studierend, massierte er in seinem Gesicht, dann entnahm er dem wasserdicht eingehüllten Päckchen eine blonde Perücke; ein mächtiger, prachtvoller Vollbart von derselben Farbe, das Haar stark gekräuselt, folgte nach, angeheftet, noch etwas massiert, bis die Furchen in der Stirn besser zum Ausdruck kamen, die Glieder gereckt, die linke Schulter ein wenig sinken lassen – und Admiral Lord Marcel Cunnington war fertig!

Welche Zeit? Gleich zwei Uhr. Noch eine Stunde Frist, ehe das Entergefecht losging. Diese eine Stunde wollte aber auch ausgenützt sein.

Nachdem Nobody sich noch einmal von der Sicherheit der Banden des noch immer Bewußtlosen überzeugt hatte, verließ er die Kabine, schloß mit dem draußen steckenden Schlüssel ab, begab sich ohne Zögern an Deck hinauf, betrat sogar die Kommandobrücke, auf der sich sieben Offiziere befanden, welche die hellerleuchtete Wetterhexe beobachteten. Ein achter saß im Kartenhaus vor einer Klaviatur, er hatte die Signallichter zu bedienen. Warum sollte sich Nobody auch nicht auf die Kommandobrücke begeben? Jetzt war

absolut keine Gefahr mehr vorhanden, er hätte sich nicht einmal mehr im Schatten zu halten brauchen. Sollte einmal jemand auf den Gedanken kommen, dies sei nicht der Kommandant, sollte einmal einer der Offiziere den Kommandanten ansprechen! Ganz ausgeschlossen! Da kommen eben die Bordverhältnisse in Betracht. Der Kommandant ist der liebe Gott, und ein Lord Cunnington war erst recht einer.

Freilich durfte auch Nobody jetzt nicht Fragen stellen, etwa um herauszubringen, was für Instruktionen der Kommandant schon gegeben habe.

Doch Nobody kannte ja diesen schweigsamen Charakter schon zur Genüge.

Er war fest überzeugt, daß noch keiner dieser Offiziere eine Ahnung von dem Enterangriff hatte, den Lord Cunnington für um drei Uhr auf die Wetterhexe beabsichtigte, wahrscheinlich selbst mit in ein Boot gehen wollend.

Das verkündete er erst kurz vorher, vielleicht auch gar nicht, er kommandierte einfach selbst die Matrosen, die er auswählte.

Nobody begab sich zurück in die Kommandantenkabine. Lord Cunnington war erwacht, stierte den Eintretenden wie ein Gespenst an. Nobody kümmerte sich nicht darum, er behandelte den Gebundenen wie eine Gelenkpuppe, pfpfote ihm nur das Taschentuch noch etwas tiefer in den Schlund hinein.

Eine halbe Stunde verweilte Nobody noch in dieser Kabine, ohne durch etwas gestört zu werden. Wer sollte den Kommandanten auch stören? Da mußte schon etwas sehr Wichtiges passieren.

Die Uhr zeigte zwölf Minuten vor drei, als er sich wiederum auf die Kommandobrücke begab.

»Offizier der Wache!«

»Mylord?«

»Das ganze Geschwader – – Anker lichten!«

»Das ganze Geschwader Anker lichten,« wiederholte der Wachthabende, selbst schon Korvettenkapitän, aber vor dem Geschwaderchef einfach eine Dienstperson.

»Kurs Nordost zu Ost.«

»Kurs Nordost zu Ost.«

»Volldampf!«

»Volldampf!«

»Das ganze Geschwader – – im Kielwasser folgen!«

»Das ganze Geschwader folgt im Kielwasser.«

»Abnehmen!«

»Ist abgenommen!«

Geschwaderchef Nobody legte die Hand an die Mütze und stieg, die linke Schulter etwas hängen lassend, die Treppe wieder hinab, alles andere kümmerte ihn jetzt nicht – – und in diesem Augenblicke klingelte auch schon der Signalapparat, schrillten schon die Bootsmannspfeifen, blitzten schon am Masttop die bunten Lichtchen auf, in der Ferne gaben dreizehn Panzerschiffe das Verstandenzeichen, rasselten sogar schon die Ankerketten.

Unter diesem Geräusch betrat Nobody wieder ›seine‹ Kabine. Lord Cunnington stierte seinen Doppelgänger noch immer wie ein Gespenst an – natürlich!

»Wissen Sie, wer ich bin?«

Es blieb bei dem Stieren.

Zunächst entkleidete sich Nobody wieder, legte Perücke und Bart ab, als schwarzer Popanz beugte er sich wieder über den Admiral.

»Sagt Ihnen jetzt nicht eine Ahnung, wer ich bin?«

Es blieb noch immer bei dem Stieren.

»Nobody!«

Da freilich ging ein krampfhaftes Zucken über das ganze Gesicht.

»Aus dem Entergefecht wird nichts, wenigstens heute nicht. Vielleicht ein andermal. Sie fahren jetzt nach Spitzbergen, ich in wärmere Gegenden. Nichts für ungut – leben und schlafen Sie wohl!«

Mit diesen Worten preßte er Cunnington wieder den Schwamm vor die Nase, diesmal längere Zeit, dabei aber auch den Pulsschlag beachtend.

»So, das genügt, der schläft bis morgen abend, und wenn er auch schon in zehn Minuten gefunden werden sollte – schadet nichts, in zehn Minuten ist die Wetterhexe schon wieder flott, und dann soll einmal einer dieser schwerfälligen Panzer dem Torpedojäger folgen!«

Unbemerkt, wie er gekommen, gelang dem schwarzen Popanz auch wieder der Rückzug bis an das Heck des schon fahrenden Schiffes, wo er über die Schraube hinweg wieder einmal seinen Hechtsprung ausführte, auf den er nun schon trainiert war. – –

An Bord der Wetterhexe beobachtete man mit höchstem Staunen, wie dem Signalwechsel der allgemeine Aufbruch des Geschwaders folgte, das, ein Schiff hinter dem anderen, einen nordöstlichen Kurs einschlug.

Erst als es plötzlich finster wurde, weil das Fahrzeug nicht mehr von dem Scheinwerfer getroffen wurde, gewahrte man, daß die Wetterhexe bereits wieder lustig schaukelte. Die Springflut war schon eingetreten.

»Ja, wo ist aber nun Nobody?«

»Hier,« sagte ein schwarzer Popanz.

»Teufelskerl, wie hast du das nun wieder gemacht?!«

Sie erfuhren es alle. Ihr Staunen war natürlich grenzenlos, mehr noch ihre Bewunderung. In seiner Eigenart ist es wohl auch das gewagteste Stückchen gewesen, das Nobody je fertiggebracht hat, wie er das ganze englische Geschwader düpierte, einfach fortschickte.

So war dieses zweite Zusammentreffen, das eines ganzen Geschwaders mit der Wetterhexe, weit harmloser verlaufen als das erste mit der einzelnen Korvette.

Nur eine einzige Person hatte dabei Haare lassen müssen: Mrs. Therese Mojan verwitwete Hackerle – die hatte nur noch einen Tituskopf – Nobody hatte ihr das hellblonde Haar abgeschnitten, um sich daraus mit Fleiß und Geschick jenen prachtvollen Vollbart zu kräuseln.

Und Lord Marcel Cunnington? Dem sollte Nobody wiederbegegnen, eben bei jener in der Weltgeschichte einzig dastehenden Episode, die noch heute dem Historiker ein unlösbares Rätsel ist.

### III. WIEDER IN ABESSINIEN.

Durch das mannshohe Gras der afrikanischen Steppe bewegten sich vier Kamelreiter, von denen einer noch ein fünftes, hochbepacktes Kamel am Leitseil führte.

Dieser letzte Mann in der Reihe war ein tiefschwarzer Neger, nach seinen Zügen einem westlichen Stamme angehörend, während er sich jetzt im äußersten Osten Afrikas befand. Der dritte Reiter war ein tiefdunkelbrauner Araber, während die beiden ersten, welche nebeneinander ritten, obgleich ihre Hautfarbe mit der des Arabers an dunklem

Braun wetteiferte, ihre kaukasische, ihre germanische Abstammung nicht verleugnen konnten – nur, daß sie verschiedenen Geschlechts waren: ein Mann und ein Weib.

Doktor Felix Burkhart hatte den dunklen Erdteil schon zweimal durchquert, als begleitender Arzt von großen Forschungsexpeditionen. Dies hier war seine dritte Durchquerung, und zwar machte er diese auf eigene Faust, auf eigene Kosten, die er mit dem Gelde bestritt, das ihm seine Frau eingebracht hatte – eine Lebensgefährtin im buchstäblichen Sinne des Wortes, sie begleitete ihren Mann sogar durch Afrika.

Abgesehen davon, daß Fräulein Ida Pfeiffer, eine Holländerin, eine ganz hervorragende Afrikaforscherin gewesen ist – sie wurde auch ein Opfer ihres wissenschaftlichen Berufs, wurde von Duallahs ermordet – gibt es noch genug andere Frauen, die ihre Männer auf Forschungsreisen begleitet haben. So z. B. hat auch Livingstone seine ersten Reisen durch Afrika stets in Gemeinschaft mit seiner Gattin gemacht.

Die jetzige Gertrud Burkhart war als Mädchen eigentlich zu einer deutschen Hausfrau geboren gewesen, hatte dies auch in den ersten Jahren der Ehe, die Burkhart nach seiner letzten Reise mit ihr geschlossen, bewiesen.

Nur die Kinderlosigkeit, welche auch bleiben würde, hatte das Glück dieser Ehe etwas getrübt. Und vielleicht gerade dadurch war die Wanderlust in dem noch jungen, deutschen Arzte wieder erwacht. Und da war die kinderlose Gattin trotz aller ihrer häuslichen Veranlagung sofort entschlossen gewesen, den geliebten Mann durch das dunkle Afrika zu begleiten.

Weshalb auch nicht? Frau Gertrud war körperlich und gesundheitlich imstande, jede Strapaze zu ertragen, der ihr

sogar sehr zart gebauter Mann gewachsen war, und in geistiger Beziehung konnte und sollte sie ihm sogar eine unersetzliche Hilfskraft werden.

Doktor Burkhart war also Mediziner. Bei seinen bisherigen Afrikareisen hatte er seine eigenen Zwecke, nur immer die Ethnologie im Auge gehabt, hauptsächlich hatte er die Sprachen und Idiome der einzelnen Negerstämme studiert, und dies sollte auch der Zweck der jetzigen Durchquerung sein, die ihn mit Stämmen in Berührung brachte, zu denen noch kein Europäer gekommen ist, von deren Sprache bisher also auch noch gar nichts bekannt war. Und Frau Gertrud Burkhart besaß ein außerordentliches Talent – das man aber gerade bei dem weiblichen Geschlechte nicht so selten antrifft – sich eine fremde Sprache anzueignen. Ein Monat in einem fremden Lande genügte ihr, um sich in der betreffenden Sprache vollkommen unterhalten zu können, ohne eine Grammatik, ohne ein Wörterbuch jemals benutzt zu haben.

Vor fünfzehn Monaten waren die beiden von der Mündung des Niger aufgebrochen, mit demselben Araber und demselben Neger, und schon gestern waren vor ihnen im Osten die Gebirgsketten und Tafelberge Abessiniens aufgetaucht.

Da die beiden mit ihren Dienern in unserer Erzählung nur eine untergeordnete Rolle spielen, brauchen wir auch bei ihrer Durchquerung Afrikas nicht zu verweilen. Nur einige Andeutungen.

Sie hatten bei dem Kamelritt von fünfzehn Monaten nichts weiter zu beklagen als den Verlust ihrer beiden Hunde. Die Kamele hatten sie allerdings häufig wechseln müssen, manchmal auch keine gehabt. Gefahren genug, auch

Fieber, Wasser- und Hungersnot, doch aus allem siegreich hervorgegangen.

Mehr als durch Geld, Kauris, Perlenschnüre und Messingdraht, hatte sich Dr. Burkhart immer als Arzt durchzuhelfen gewußt. Das Begleittier war hauptsächlich mit Medikamenten belastet. Besonders durch die diesen Negerstämmen unbekannt Kunst des Punktierens, d. h. das Abzapfen bei Wassersucht, hatte der reisende Arzt überall Wunder bewirkt, und die Elephantiasis, nämlich das unförmliche Anschwellen der Beine durch Wasser, ist die in Afrika verbreitetste Krankheit, doch fast nur unter den Großen und Reichen, welche durch Schlemmerei und Faulheit dazu gelangen, so etwa wie bei uns die Gicht.

Doktor Burkhart hatte in den fünfzehn Monaten Hunderten das Wasser abgezapft, hatte Hunderte von Beinen wieder normal und gebrauchsfähig gemacht, und diese Beine hatten fast immer Häuptlingen oder deren Weibern oder Ministern oder anderen reichen Fettwänsten mit schwarzer Haut angehört. Der Ruf des Wundermannes eilte ihm stets voraus, und da ist es begreiflich, daß er überall mit Freuden aufgenommen wurde. Die Heilung war freilich stets nur eine vorübergehende, das Wasser kam nach einiger Zeit wieder – dann aber war die kleine Karawane immer schon weit entfernt. Dafür eben sorgte Doktor Burkhart, und ebenso geschickt verstand er es durch diplomatische Kunst, zu vermeiden, daß er etwa von einem Häuptling als Hofarzt aus Lebenszeit engagiert oder gar als solcher mit Gewalt festgehalten wurde.

Für uns ist eigentlich die Hauptsache, zu wissen, daß der deutsche Forschungsreisende sich als Mohammedaner

ausgab – eine verzeihliche Verleugnung seiner Religion, derer sich wohl alle Afrikareisende vor ihm bedient haben, es ist eben sonst schwerlich möglich, ungehindert durch die bewohnten Gebiete zu kommen, es sei denn, man hat, wie Stanley, eine ganze Heeresmacht hinter sich. In Afrika herrscht eben überall der mohammedanische Araber, und wenn der christliche Reisende den Löwen und Schlangen der Wildnis entgangen ist, würde er in den kultivierten Gebieten mit Sicherheit dem fanatischen Mohammedanismus zum Opfer fallen.

Seit gestern schon also hatte die Karawane ein hohes Kammgebirge vor Augen, über dem sich noch abgeplattete Berge mit jäh abfallenden Wänden erhoben. Und der Gelehrte brauchte keine geographische Ortsbestimmung zu machen – das konnten nur die Tafelberge Abessiniens sein, der sogenannten afrikanischen Schweiz, doch sollte man richtiger sagen: der sächsischen Schweiz Afrikas.

Ebensowenig brauchte Burkhart jetzt in den mitgenommenen Handbüchern über Abessinien nachzulesen. Er hatte von vornherein beabsichtigt, die östliche Küste des schwarzen Erdteils in Abessinien zu erreichen, so hatte er sich schon zuvor über dieses Gebirgsland und seine Bewohner orientiert. Frau Gertrud hatte seit einigen Wochen unterwegs oder doch an jedem Lagerfeuer eifrig Aethiopisch getrieben, als Lehrbuch eine Bibel in äthiopischer Sprache benutzend.

So wußten die beiden schon, daß die Bevölkerung Abessiniens aus den eigentlichen Aethiopiern oder Itjopjavans und aus wollköpfigen Gallas besteht, daß man ihnen rohes Fleisch vorsetzen würde, daß diese Tafelberge Ambas, zu

Burgen umgewandelt, aber Samharras heißen, daß in Abessinien die christlich-koptische Religion herrscht, in welcher Jesus den Namen Esau führt und Gott den arabischen Namen Allah bekommen hat – und alles andere, was wir im siebenten Hefte dieser Serie erfahren haben.

»Doch wir geben uns nicht als Christen aus,« sagte jetzt Burkhart zu seiner Frau, »sondern nach wie vor für Mohammedaner.«

»Warum das?« fragte Gertrud. »Ich muß gestehen, daß mir diese Verstellung nie gefallen hat. Bei der Durchquerung Afrikas war es ja unbedingt nötig, sonst hätte der Fanatismus der Araber, die sich überall vorfinden, die Neger auf uns gehetzt – auch unter uns mußten wir vorgeblich den mohammedanischen Allah anrufen, eben weil Ali und auch der wollköpfige Achmed Mohammedaner sind – aber jetzt, da wir in ein christliches Land kommen – wollen wir die Maskerade nicht lieber aufgeben?«

»Nein, wir dürfen es nicht, eben wegen dieser unserer mohammedanischen Diener. Auch in Abessinien ist das arabisch-mohammedanische Element stark verbreitet, ist geduldet, hat eine gewisse Macht, und wenn unsere Diener merken und verraten, daß wir die Namen Allah und Mohammed gemißbraucht, nur mit dem Munde, nicht mit dem Herzen ausgesprochen haben, dürften wir, wenn nicht einen offenen Fanatismus, so doch einen hinterlistigen Racheakt zu fürchten haben. Und was ist denn weiter dabei? Du kommst als Weib für den Mohammedaner ja gar nicht in Betracht, du brauchst gar nicht zu beten, das tut dein Vater oder dein Bruder oder dein Gatte für dich, und wenn ich auf meinem Gebetsteppich niederknie und Allah anrufe, so meine ich Gott damit, den Schöpfer Himmels und der Erden,

und es ist tatsächlich derselbe Gott, den auch die Mohammedaner haben, und Mohammed – nun, an den denke ich gar nicht, und muß ich seinen Namen andächtig aussprechen, so ist es doch nur eine leere Formel.«

Frau Gertrud Burkhart hatte alle Strapazen der Reise ertragen, ohne einmal geseufzt zu haben – bei diesen Worten des Gatten aber zitterte ein leiser Seufzer von ihren Lippen.

Gewiß, er hatte recht, es konnte nicht anders sein, aber ... es war ihr doch von jeher gewesen, als ob sie eine Sünde beginge.

Wenn die beiden echten Mohammedaner jeden Morgen und Abend auf ihren kleinen, abgeschabten Teppich niederknieten, um mit Inbrunst Allah und seinen einzigen Propheten anzurufen, so glaubte sie stets um den Häuptern dieser unwissenden beiden Männer einen Heiligenschein schweben zu sehen, während ihr Gatte in derselben Situation, mit bloßen Füßen auf seinem Gebetsteppich kniend ... jedenfalls war dies das einzige, was ihren Gatten, für den sie sonst als Pionier der Wissenschaft wie überhaupt als Menschen eine bewundernde Hochachtung hatte, in ihren Augen um eine Stufe herabsetzte.

Noch schmerzlicher vielleicht war es ihr, wenn er seinen Heiland, in dessen Namen er getauft war, direkt verleugnete, was stets geschehen mußte, wenn er, wie üblich, von einem Araber als Fremder begrüßt wurde, wobei man stets das Glaubensbekenntnis abfordert.

»Allah el Allah!«

»E Mohammed el ra Allah!« lautete dann stets der zweite Teil der Formel – und Mohammed ist Allahs Prophet – von dem Fremden ausgesprochen – von einem Christen!

Und doch, es mußte ja sein! Aber wenn er nur wenigstens gar nicht darüber zu ihr gesprochen hätte!

»Im christlichen Abessinien herrscht genau dieselbe Sitte,« erklärte Dr. Burkhart jetzt, sich immer der deutschen Sprache bedienend. »Auch hier beginnt derjenige, der den anderen als Fremden betrachtet, die Begrüßung mit den Worten: Allah el Allah – und der andere legitimiert sich nun entweder als Mohammedaner, durch die arabische Formel, oder als koptischer Christ mit den Worten: e Esau el ben Allah – und Esau, also Jesus, ist Allahs, Gottes Sohn. Zur Verstärkung wird auch Esau Christos gesagt. Wir also, oder vielmehr nur ich – ich halte es wegen unserer Diener noch immer mit dem alten Mohammed.«

»Und wenn der Frager nun ein Christ ist, während sich der Fremde als Mohammedaner legitimiert hat?«

»So legt auch der erste gleich sein Glaubensbekenntnis ab, indem er sagt: e Esau el ben Allah.«

»Und Christ und Mohammedaner vertragen sich?«

»Gewiß. Der koptische Abessinier ist eben sehr tolerant, und er hat die Macht, da müssen die arabischen Mohammedaner klein begeben. Außerdem ist das ja alles Erziehung; die in Abessinien lebenden Araber kennen es nicht anders.«

Frau Gertrud lenkte, um ihr das so unangenehme Thema abzubrechen, ihre Aufmerksamkeit auf den Gebirgskamm, der in untaxierbarer Entfernung eine gleichmäßige Linie ohne jede Unterbrechung bildete.

»Ich glaubte, die abessinische Gebirgsformation sei, abgesehen von den zahlreichen Tafelbergen, ausschließlich eine terrassenförmige.«

»Ist sie auch.«

»Von Terrassen ist dort aber nichts zu bemerken; das Gebirge steigt jäh empor, das kann man auch von hier aus deutlich unterscheiden.«

»Ja, aber nur auf der westlichen Seite. Hier bildet das Gebirge eine unübersteigbare Schutzmauer, nur selten von einem Engpaß unterbrochen, der von einer Handvoll Leuten gegen eine ganze Armee verteidigt werden kann. Deshalb auch hat sich Abessinien gegen das ganze andere Afrika wie gegen seine nächsten Nachbarn so isoliert erhalten können. Nach der östlichen Seite dagegen fällt dieses Gebirge in Terrassen ab, die aber ebenfalls nur auf Leitern erstiegen werden können.«

»Solch einen Einschnitt müßte man doch schon von hier aus unterscheiden können.«

»Das ist nicht unbedingt nötig. Es sind eben sehr schmale Engpässe.«

»Werden diese auch bewacht?«

»Ja, aber in ganz unauffälliger Weise. Auf den Terrassen liegen die koptischen Klöster, jeder Engpaß wird von mindestens einem Kloster bewacht.«

»So werden wir wohl gar Schwierigkeiten bei unserem Durchzug haben?«

»Schwerlich. Negus Menelik, ein sehr aufgeklärter Kopf, will, trotz aller sonstigen Abgeschlossenheit Abessiniens, ein offenes Land haben. Jeder Fremde darf unbelästigt einziehen, muß sich dann später, wenn er von irgendeiner Behörde aufgehalten wird, legitimieren, kann höchstens wieder ausgewiesen werden. Zöge aber ein ganzes Heer heran, wollte solch einen Engpaß benutzen, dann freilich würden die wachenden Mönche schnell genug das ganze Land alarmiert haben, würden selbst den Engpaß verteidigen.

Diese koptischen oder richtiger abessinischen Mönche sind überhaupt vollkommen zu Kriegern ausgebildet, die Verteidigung des Vaterlandes gegen einen Feind ist ihre heilige Pflicht. Ihre Klöster gleichen Burgen, in den Terrassen soll keine einzige Treppe eingehauen oder sonstwie angelegt sein, das gilt als Frevel, als Landesverrat – man bedient sich nur primitiver Leitern.«

Die Kamele fielen von selbst in Trab.

»Sie wittern frisches Wasser. Es wird der Bahr el Arrek sein, ein Nebenstrom des Nil, welcher die eigentliche Grenze Abessiniens nach Osten bildet. Ja, wenn wir nur erst diesen Strom hinter uns hätten, der macht mir jetzt die größte Sorge.«

Größere Flüsse hatten den Reisenden auch schon wiederholt schlimme Sorgen gemacht. Nämlich wegen der Kamele. Das Kamel kann wohl schwimmen, d. h., es schwimmt, wenn es einmal durch irgendeinen Zufall in tiefes Wasser kommt, noch öfter auf der Flucht vor einem großen Raubtiere – aber am liebsten geht es überhaupt nicht ins Wasser. Es ist ja auch ein Wüstentier.

Stets hatte Burkhart ungeheuerere Schwierigkeiten gehabt, seine Tiere durch einen Fluß zu bringen. Bis zum Hals durfte das Wasser nicht gehen. Und verlor das Kamel den Boden unter den Füßen, dann war es überhaupt vorbei, es drehte mit Schrecken um und war nicht wieder hineinzubringen. Dazu nun auch noch die instinktive Furcht vor Krokodilen.

So mußten oft die größten Umwege nach der seichtesten Furt gemacht werden, zweimal hatte Burkhart alle seine Kamele deshalb zurücklassen müssen, um erst nach langer Zeit auf der anderen Seite neue zu bekommen. Und der Bahr el Arrek ist ein großer Strom, der wegen seiner gleichmäßigen

Tiefe ausgezeichnet für die Schifffahrt geeignet wäre – nicht aber zum Passieren von Kamelen.

Noch in früher Vormittagsstunde erreichten sie den Strom. Hätten die Kamele das Wasser nicht gewittert, die Reiter hätten keine Ahnung davon gehabt, bis sie dicht davorstanden. Denn ungeheuer wucherte hier das Gras, vermischt mit dem abessinischen Bambus – und dann plötzlich das breite, träge fließende Wasser, ohne sumpfigen Uebergang und ohne Baumbestand zwischen festen Sandufern. Auf der anderen Seite genau dasselbe Bild, bis zwei oder drei Kilometer weiter östlich plötzlich die Felswand jäh emporstieg.

Und die Befürchtung sollte in Erfüllung gehen. Von einer Kultur und von Menschen keine Spur zu sehen. Also hieß es, sich selbst eine Furt zu suchen. Aber wie? Die zahlreichen Wildfährten nützten nichts. Wegen der Krokodile schwamm Wild gar nicht hinüber, es kam hier nur zur Tränke.

So mußte man einfach probieren. Ali, der Araber, ritt das wasserfrommste Kamel, hatte es am besten in seiner Gewalt. Viele dutzendmal trieb er es in den Strom, um immer wieder umkehren zu müssen, weil das Wasser zu tief wurde, und dann konnte auch Ali sein zitterndes Tier nicht mehr vorwärtsbringen.

Als sich die Sonne dem Horizonte näherte, war die Karawane eine Meile weiter südlich gekommen, aber östlich keinen Schritt vorwärts.

»Dann morgen!« sagte Dr. Burkhart ungebeugt.

»Einmal müssen wir in diesem durchaus nicht öden, sogar wildreichen Gebiet doch auf einen hier geborenen Menschen stoßen, der wissen wird, wo es eine Furt gibt – und

gibt es überhaupt keine, so müssen wir die Kamele abermals opfern.«

Es wurden Vorbereitungen zum Nachtlager getroffen. Der Rücken des Lastkamels gab zwei Zelte her, einiges Dornestrüpp die Nahrung zum Feuer; schon knallte Achmeds Büchse, seine Kugel hatte eine Gabelantilope erlegt.

Die Sonne berührte den Horizont. Die beiden echten Mohammedaner breiteten ihre Gebetsteppiche aus, knieten darauf nieder – – dasselbe tat der falsche Mohammedaner, nur daß er keine Suren aus dem Koran betete – wieder von der am Feuer hantierenden Gattin betrachtet mit jenen gemischten Empfindungen. Oder lieber blickte sie gar nicht hin.

Einen desto schärferen Beobachter hatte der betende Gelehrte von einer anderen Seite.

Hinter einem Dornbusch, auch noch gedeckt durch das hohe Gras, stand schon seit längerer Zeit ein Mann, ange-tan mit einer groben, braunen Wollkutte, die an den Hüften durch einen Strick zusammengehalten wurde, an den nackten Füßen Sandalen. Sein Alter war nicht zu taxieren. Er mochte noch jung sein, das verriet schon der muskulöse Hals, während das bartlose, schwarzbraune Gesicht von tiefen Furchen durchzogen war. Sonst wohl eisern, malte sich jetzt, als er den betenden Gelehrten beobachtete, dann den Blick nach der am Fenster beschäftigten Frau hinüberschweifen lassend, ein leises Staunen wider.

Fast gleichzeitig waren die drei Beter fertig, zogen wieder ihre Fußbekleidungen an, rollten den kleinen Teppich zusammen.

»Allah el Allah!« erklang da eine fremde Stimme.

Groß war natürlich die Ueberraschung beim Anblick des unvermutet Hervortretenden – sie schwankte zwischen Freude und Mißtrauen.

Am schnellsten hatte sich Dr. Burkhart gefaßt, und ihm allein stand auch zu, den Gruß zu erwidern und sein Glaubensbekenntnis abzulegen, seine Diener kamen nicht in Betracht.

»E Mohammed el ra Allah.«

Das Gesicht des Kuttenträgers war wieder von Stein geworden, das Staunen wiederholte sich auch nicht mehr.

Die beiden standen sich gegenüber.

»E Esau Christos el ben Allah,« entgegnete der Kuttenträger, also ohne den Mohammedaner etwa verbessern oder belehren zu wollen.

»Ah, du bist ein koptischer Mönch!« rief Burkhart erfreut, und die Kleidung hätte ihm das gleich sagen sollen.

»Nein.«

»Du bist kein koptischer Priester?« fragte der Gelehrte, sich der arabischen Sprache bedienend, nochmals.

»Nein.«

»Du trägst die Kleidung eines solchen.«

»Nein.«

Der deutsche Gelehrte wurde etwas verwirrt. Es war ein seltsamer Mann, der da vor ihm stand – dieses asketische Gesicht – und nun gar diese kalten Augen, die sich trotzdem wie Feuer gleich bis ins innerste Herz brannten!

»Ich gestehe, daß ich allerdings nicht in den Trachten der koptischen Mönche und Priester bewandert bin.«

»Ich bin ein christlicher Pilger, der keinem religiösen Orden angehört.«

»Ah so!«

»Und in dem Lande,« fuhr der Pilger fort, »in dem ich geboren worden bin, dürfte dieselbe Sprache gesprochen werden, wie in Ihrer Heimat.«

Wie elektrisiert fuhr der deutsche Gelehrte empor: Frau Gertrud ließ einen Antilopenziemer ins Feuer fallen und eilte herbei – der fremde, schwarzbraune Mann hatte sich nämlich der deutschen Sprache bedient.

»Ein Deutscher – als abessinischer Mönch ist es möglich!!« riefen die beiden wie aus einem Munde.

Nur der Kuttenträger blieb unbeweglich.

»Nicht doch. Ich erklärte schon, kein abessinischer Mönch zu sein – ich stehe nicht im eigentlichen Dienste der Religion – habe mit Abessinien gar nichts zu tun – ich sage nur, daß ich ein Christ bin – und auf dieser Erde ein Pilger.«

Da plötzlich ging dem Gelehrten eine Ahnung auf – es fiel ihm ein, daß auch Livingstone möglichst immer sein geistliches Ornat getragen hat.

»Ah, Sie sind Forschungsreisender?!«

»Nehmen Sie es an. Allerdings erforsche ich in Abessinien etwas, wenn auch nicht auf wissenschaftlichem Gebiete. Darf ich um Ihren Namen bitten?«

Doktor Felix Burkhart stellte sich und seine Gattin vor.

Sie mutete seltsam an, diese förmliche Vorstellung; denn schwer konnte man sich diesen schwarzbraunen Mann in der Mönchskutte als hochentwickelten Germanen vorstellen.

Und der Pilger blieb derselbe, der er zuerst gewesen, trotz der Höflichkeit, mit der er um die Namen gebeten hatte. Es war doch eigentlich selbstverständlich, daß er jetzt auch

seinen Namen nannte – er tat es nicht – er hüllte sich überhaupt in Unnahbarkeit, trotz aller Höflichkeit und späteren Mitteilsamkeit.

»Sie kommen von Westen? Doch nicht gar von der westlichen Küste?«

Während Frau Gertrud weiter der Zubereitung der Abendmahlzeit oblag, erzählte Dr. Burkhart von seiner Reise, bis die Gattin zur Mahlzeit rief.

»Frau Doktor, ich bewundere Ihre Kühnheit, Treue und Aufopferung, mit welcher Sie Ihren Gatten durch ganz Afrika begleitet haben,« sagte der Kuttenträger, als er sich wie die anderen gleichfalls mit untergeschlagenen Beinen niederließ, um einen primitiven Holzteller in Empfang zu nehmen.

Das war aber auch das einzige, was er mit den Mohammedanern gemein hatte, und anders als mit gekreuzten Beinen konnte man sich auch nicht gut niederlassen, wenn man dabei essen wollte.

Das gebratene Fleisch war für die mohammedanischen Esser schon mundbereit in kleine Stücke zerschnitten worden, Doktor Burkhart langte bereits zu, die Bissen mit den Fingern zum Munde führend, doch nur mit der rechten Hand – die linke Hand ist des Teufels – und außerdem jedesmal den Mund so weit wie möglich aufmachend, denn auch die Lippen darf der Mohammedaner nicht mit der Speise in Berührung, bringen.

Der christliche Pilger, wie er sich selbst nannte, hatte hingegen sofort aus einem Schlitz seiner Kutte ein Futteral hervorgezogen und diesem Messer und Gabel entnommen, mit denen er auf manierliche Weise speiste.

Ein tiefes Rot huschte über das Antlitz der jungen Frau – wohl nicht ob des gespendeten Lobes, sondern weil sie hier so mit den Fingern zulangen mußte. Doch sie bezwang sich, und sie konnte auch gar nicht anders essen, wenigstens mit keiner Gabel; denn eine solche befand sich nicht unter dem Gepäck der Reisenden – sie hätte doch einmal zum Verräter werden können. Der Mohammedaner kennt eher den Korkzieher als die Gabel.

In seltsamem Gegensatze zu dieser im Kauern eingenommenen Mahlzeit stand die Unterhaltung, auf deutsch im höflichsten Tone geführt.

»Also auch sie sind ein Deutscher, Herr ... bitte, wie war doch Ihr werter Name?«

»Auf äthiopisch nenne ich mich Ralan.«

»Ralan,« wiederholte Frau Burkhart schon mit einiger Verwunderung, »das bedeutet doch auf deutsch Niemand?«

»Ja, Niemand.«

Nun weiß auch der geneigte Leser, daß der christliche Pilger kein anderer als unser Nobody ist.

Während er das Wort ›Niemand‹ mit Nachdruck aussprach, beobachtete er die Mienen der beiden. Ganz sicher hatten auch sie von dem berühmten Detektiv Nobody gehört, ganz sicher sprachen sie auch Englisch – aber es fiel ihnen nicht ein, dieses deutsche Niemand ins englische Nobody zu übersetzen, wie sollten sie auch auf die Vermutung kommen, diesem Detektiven, von dessen Verurteilung sie übrigens nichts vernommen haben konnten, hier in Abessinien in der Mönchkutte zu begegnen.

»Sie erforschen Abessinien?« durfte Dr. Burkhart fragen, da der Fremde selbst es schon gesagt hatte.

»Ja, aber nicht in wissenschaftlichem Sinne, sondern in politischem.«

Ah, also ein Politiker, in diplomatischer Sendung – – in geheimer – dann jedenfalls von England aus, wenn es auch ein geborener Deutscher sein mochte – und daher wollte er sein Inkognito wahren.

»Haben Sie von den letzten Vorgängen in Abessinien gehört?« fuhr Nobody oder Ralan von allein fort.

»Wir sind seit mindestens einem Jahre ohne jede Kenntnis von aller Welt.«

»In diesem Jahre hat sich gar viel geändert im Reiche des Negus.«

»Wollen Sie uns nicht mit dieser Aenderung vertraut machen?«

Nobody tat es bereitwilligst. Wir kennen schon die Verhältnisse, aber Nobody hatte unterdessen viel Neues erfahren, das wollen wir mit anhören. Uebrigens können wir es sehr kurz machen.

Anselmo Montecagni, aus welchem italienischen Namen die Aethiopier in ihrer immer noch suchenden Sprache Ansalcagna gemacht hatten, herrschte also als Saban der Fadinah Theodora über das Fürstentum Godscham mit unumschränkter Vollmacht.

Aber diese seine Macht hatte der Gelehrte von vornher ein nur dazu gebraucht, um den koptischen Klöstern die alten Handschriften und anderen Antiquitäten zu entnehmen, und erst als er hierbei Widerstand fand, mißbrauchte er auch seine Macht.

Godscham zählte nicht weniger als achtundsiebzig Klöster mit zusammen anderthalbtausend Mönchen. Im Durchschnitt enthält also jedes Kloster nur etwa zwanzig Mönche.

All diese Klöster liegen isoliert auf den Terrassenplateaus, jedes ernährt sich vollkommen selbst. Das einzige, was ihnen zugebracht wird, ist Salz.

Doch nur bei neun Klöstern war es dem Saban gelungen, sich die wissenschaftlichen Schätze anzueignen. Die ahnungslosen Mönche hatten den neuen Fürsten eingeladen, um ihm zu huldigen, aber so weit ging sein Recht nicht, sie setzten sich mit streitbarer Hand zur Wehr, sie flohen, verbreiteten die Kunde von dem Geschehnis in die anderen Klöster, deren Mönche zogen auf den Terrassen die Leitern hoch – sie waren fast nicht weniger unnahbar als die Häuptlinge auf ihren unersteigbaren Samharras.

Dennoch war Saban Analcagna willens, diese Klöster mit Sturm zu nehmen. Er hatte eben nur eine einzige Leidenschaft: die für die Wissenschaft, hier für die alten Bibelhandschriften.

Aber die abessinischen Krieger gegen die hochverehrten Mönche zum Kampfe zu führen, das ging doch nicht so ohne weiteres. Der ehemalige Hofmagier des türkischen Sultans wußte Rat, er gebrauchte ein ganz raffiniertes Mittel.

Er gab sich für einen neuen, von Gott gesandten Propheten aus, bestärkte seine Behauptungen durch Gaukeleien, welche die in der Bibel geschilderten Wunder noch bei weitem übertrafen – so zog er im Lande Godscham umher – und er erreichte sein Ziel!

Eine Art von Taumel ergriff die ganze Bevölkerung – wie stets, wenn eine neue Religion entsteht.

»Allah el Allah, e Analcagna el ra Allah!« lautete jetzt das Losungswort; schon gab es Heilige und Märtyrer – nur daß die letzteren immer nur die Anhänger der alten, christlichen Religion waren.

»Das Kreuz mit dem Heiland, welches auch die Kopten haben, wurde und wird ihnen noch jetzt vorgehalten – jedem, dessen Religion man noch nicht kennt – und wer es nicht anspeit und mit Füßen tritt, stirbt auf dem Scheiterhaufen, wenn er nicht sofort niedergemacht wird.«

Kopfschüttelnd hatte Dr. Burkhart diesen Schilderungen gelauscht, in den Zügen seiner Gattin prägte sich manchmal sogar Entsetzen aus.

»Schier unglaublich! Was ist dieser Italiener früher gewesen?«

»Hofmagier im Serail von Konstantinopel.«

»Aha, daher seine Gaukelkünste. Ja, da glaube ich, daß er den Abessiniern etwas vormachen kann. Aber sich für einen Propheten auszugeben – sich göttliche Macht beizumessen – ich entsetze mich fast vor solch einem Gottesfrevel.«

Doktor Burkhart fing nicht den eigentümlichen Blick auf, den ihm seine Gattin zuwarf – wohl aber hatte ihn Nobody beobachtet.

»Wie weit ist nun der Saban mit den anderen Klöstern gekommen?«

»Die waffenpflichtigen Krieger gehorchten dem neuen Propheten. Mehr als zehntausend Krieger standen ihm zur Verfügung. Doch diese haben von den neunundsechzig Klöstern nur zwei im Sturm nehmen können, und allein bei einem einzigen haben mehr als tausend Krieger ihr Leben lassen müssen, während der Verteidiger nur achtzehn waren. Herabrollende Felsblöcke, siedendes Pech, kochendes Wasser, allein das Umstürzen der hohen Leiter, die mit Menschen besetzt ist – o, lernen Sie die koptischen Klöster auf ihren Terrassen kennen! Und über Kanonen verfügen die

Abessinier nicht, wenigstens nicht über solche, welche gegen diese natürlichen Festungen verwendbar sind.«

»Und was tut der Magier jetzt?«

»Nun, seine Beute ist ja schon groß genug gewesen, damit scheint er sich vorläufig begnügen zu wollen. Er läßt vor jedem Kloster eine kleine Belagerungsmannschaft liegen, welche die Mönche beobachtet. Vielleicht will er sich aus Europa Kanonen besorgen, oder er grübelt über eine andere List nach, um sich der Klöster doch noch zu bemächtigen, ohne sie oder die wertvollen Handschriften etwa in Flammen aufgehen zu lassen. Doch wie gesagt, er hat schon Beute genug gemacht. Einige Jährchen wird er wohl über den in seine Hände gefallenen Manuskripten brüten können. Für etwas anderes hat er gar keinen Sinn, dieser Mann ist von einer wahrhaften wahnsinnigen Leidenschaft für dergleichen erfüllt. Und täglich geht ihm neue Nahrung für seinen Wissensheißhunger zu. In Abessinien werden die alten Handschriften nämlich nicht nur in Klöstern aufbewahrt. Sie wissen doch, daß die alten christlichen Anachoreten und Einsiedler, als sie aus Aegypten ausgewiesen oder vertrieben wurden, sich meistens nach Abessinien, dem damaligen Muran, wandten. So wurde auch hier die christliche Religion verbreitet. Die müßigen Einsiedler selbst hatten viel geschrieben, auch besaßen sie tatsächlich viele echte Manuskripte, besonders Briefe von historischen Persönlichkeiten, von Aposteln und anderen. Diese Briefe und andere Schriften, auf unverwüstlichem Papyros oder gar auf Pergament geschrieben, sind also nicht ausschließlich in die Klöster gekommen, sondern befinden sich noch zahlreich in dem Besitz von Familien, wo sie vererbt werden. Glücklich und

hochangesehen ist die Familie, die solch ein Schreiben, in einem hohlen Bambusrohr geborgen, besitzt. Allerdings kann gar niemand es lesen – das Rohr wird überhaupt nicht geöffnet – das Bewußtsein des Inhalts genügt – es gilt eben als glück- und segenbringender Talisman. So ziehen allüberall Häscher durch das Land, um auf solche Familien zu fahnden, ihnen die heiligen Rohre mit den Manuskripten abzunehmen. Die Besitzer der Heiligtümer fliehen, sie verbergen sich wie die wilden Tiere – und wie wilde Tiere werden sie verfolgt und niedergemacht. Ein besonderer Befehl des Sabans hierzu ist gar nicht nötig, jeder seiner Anhänger bemüht sich, ihm möglichst viele Manuskripte zu bringen, und allerdings hindert der für alles andere blinde und taube Gelehrte nicht, daß seinetwegen die Unglücklichen auf die scheußlichste Art niedergemetzelt werden.«

»Schrecklich!« sagte Doktor Burkhart erschüttert. »Das sind ja die reinsten Christenverfolgungen wie zu Neros Zeiten. Und wo haust nun dieser moderne Nero?«

»Seine Hochburg hat er auf einer Insel des Zanasees aufgeschlagen, welche . . . «

»Des Zanasees?!« fuhr der deutsche Gelehrte auf. »Bei meiner Durchquerung Abessiniens hatte ich es vor allen Dingen auf diese Insel des Zanasees abgesehen.«

»Es sind deren zwei.«

»Nein, doch nur eine.«

Schon hatte Burkhart eine Spezialkarte Abessiniens hervorgezogen und sie ausgebreitet.

»Hier auf dieser sehr großen Karte ist doch nur eine einzige Insel angegeben. Der Zanasee umfaßt acht Quadratmeilen, die Insel selbst zwei Quadratmeilen und soll ja wohl die heiligsten koptischen Klöster enthalten.«

»Hier ist allerdings nur eine einzige Insel eingezeichnet. Aber das ist ein Irrtum. Oder die Karte ist doch zu klein, um die achthundert Meter wiederzugeben, welche die beiden Inseln voneinander trennen. Jede von ihnen ist etwa eine deutsche Quadratmeile groß, jede ist ein jäh aufsteigender Ambas oder Tafelberg, nur daß er sich einmal aus dem Wasser erhebt, nicht aber ein Samharra, indem nämlich kein Häuptling mit seinen Kriegern darauf haust. Diese beiden Tafelfelseninseln enthalten je eine Klostersgemeinde, die ältesten Abessiniens, die angesehensten – es ist der Vatikan der koptischen Kirche. Wenigstens die eine Insel, Zanambas genannt. Hier hat der Ras-Abbanas seine Residenz, der Priesterfürst, also der Erzbischof, der Papst der koptischen Kirche – oder doch der von Godscham, der aber auch keinen weiteren Vorgesetzten hat. Es ist ein ganzes Labyrinth von Klostergebäuden, mit vielen Hunderten von Mönchen, sich aber hier oben ebenfalls selbst ernähren könnend, durch Ackerbau und Viehzucht; nicht einmal der Zufuhr von Salz bedürfen sie, indem der Zanasee ein salziger ist. Dieses Kloster von Zanambas war das erste, auf welches der neue Landesfürst es abgesehen hatte; ahnungslos ließen die Mönche für ihn und seine Begleiter die Strickleitern hinab – an diesem Kloster demonstrierte der neue Landesfürst zuerst seine Absicht, er erklärte alle Handschriften für sein Eigentum, und als man sich weigerte, ihm dieselben auszuliefern, demonstrierte der neue Landesvater weiter zuerst, wie er gesonnen sei, seinen Willen durchzusetzen – – wer von den Mönchen nicht freiwillig ging, wurde den hundert Meter hohen Felsen hinab in die Fluten des Sees gestürzt. So ist Saban Analcagna jetzt Herr auf Zanambas, das Hauptkloster ist seine Zwingburg, hier studiert er seine Manuskripte.«

»Und was ist auf der anderen Insel?«

»Ja, das ist das Merkwürdige. Die koptische Religion kennt auch Nonnen. Allerdings nur in beschränkter Anzahl und nur Mitglieder der vornehmsten Familien. Zweihundert mögen es doch sein, und diese schwarzen Nonnen bewohnen nun die andere Insel, genannt Zanambasa, also mit einer weiblichen Endung, wo sie sich ebenfalls durchaus selbständig ernähren, mit der übrigen Welt noch viel weniger in Berührung kommend als die Mönche. Hierher nun brachte Ansalcagna seine Sabana, seine Frau, nachdem er sich von ihr unumschränkte Vollmacht hatte erteilen lassen. Hier wollte er sie auf ewig begraben – und bei diesem Besuche wollte der edle Magier wohl auch gleich Umschau halten nach papiernen Schätzen. Soll dieses Frauenkloster doch besonders Briefe von christlichen Märtyrerinnen enthalten. Aber die schwarzen Nonnen waren klüger als ihre frommen Brüder; sie rochen rechtzeitig Lunte, und nur um ein Haar entging der Landesvater dem Verhängnis, von zarten Frauenhänden hundert Meter hinab in das salzige Wasser geschleudert zu werden. Und dann wurde hinter ihm wieder die Strickleiter emporgezogen. Die Fadinah Theodora aber haben die schwarzen Nonnen zurückbehalten.«

Jetzt kam einmal Frau Doktor Gertrud Burkhart als Sprecherin an die Reihe. Sie hatte bei dem fünfzehnmonatlichen Kamelritte noch nichts von ihrer Weiblichkeit eingebüßt.

»Was Sie nicht sagen!« rief sie lebhaft. »Ja, wie ist denn überhaupt dieser Italiener zu der abessinischen Fürstin gekommen?«

»Die Fadinah hatte eine Reise nach Europa unternommen, war Seeräubern in die Hände gefallen, nach Konstantinopel in das Serail des Sultans verkauft worden. So lernte sie

der Hofmagier kennen, der schon immer Sehnsucht nach den papiernen Schätzen Abessiniens gehabt hatte – schnell war sein Plan gefaßt – er befreite, entführte die schwarze Prinzessin, um sie zu ehelichen, um dadurch Herr von Godscham zu werden.«

»Wie interessant! Und nun hält man ihm seine Gattin auch noch verborgen? Die Nonnen geben sie ihm nicht wieder zurück?«

»Nun, dieser edle Magier wird wohl auch sehr wenig Sehnsucht nach seiner Gattin haben. Mir ist nichts davon bekannt, daß er sie jemals von den Nonnen zurückgefordert hat. Nur die Briefe der Märtyrerinnen will er haben.«

»So liebt er sie nicht?«

»Es war ja überhaupt nur eine Spekulationsheirat.«

»Sie ist schwarz, nicht wahr?«

»Tiefschwarz.«

»Ja, dann freilich. Und doch, ich habe schon bildschöne Negerinnen gesehen . . . «

»Und zu diesen zählt Fadinah Theodora.«

»Ja, aber, weshalb . . . «

Da machte Doktor Burkhart eine Bewegung der Ueberraschung, welche auffallen mußte.

»Wie ist mir denn . . . Hofmagier im Serail war er, nicht wahr?«

»Jawohl.«

»Direkt im Serail? Er wohnte auch drin?«

»Direkt im Serail.«

»Ja, dann muß er aber doch auch ein Eunuche gewesen sein!«

»Gewiß doch.«

»Ja, dann freilich!« rief jetzt der deutsche Gelehrte in höchstem Staunen. »Ja, aber ... wie konnte er denn die schwarze Prinzessin da ehelichen – – und die Abessinierin weiß doch auch, was ein Eunuche ist – die muß doch gleich an der hohen Stimme gemerkt haben, daß sie einen Entmannten vor sich hatte!«

Wenn der Gelehrte in Gegenwart seiner Gattin so sprach, durfte Nobody auch offen antworten, und es waren ja eben Diener der Wissenschaft, gaben sich ja sogar für Mohammedaner aus, bei denen der Eunuche mit zum Haushalte gehört.

»Daß ein Verschnittener eine hohe Stimme haben muß, ist nicht immer gesagt, es gibt genug Ausnahmen, und besonders bleibt die normale Stimme, wenn die Operation in vorgeschrittenem Alter vollzogen wird. Soviel ich weiß, hat sich dieser Italiener, um in das Serail gelangen zu können, wo er es wiederum auf alte Handschriften abgesehen hatte, sogar selbst entmannt.«

Der Gelehrte faßte diese Mitteilung gleichmütiger auf als wohl manch anderer Mensch, sein Geist war jetzt auch mehr mit der Fadinah, mit dem Eheverhältnis beschäftigt.

»Ja, dann freilich!« wiederholte er. »Da ist es allerdings besser, seine Frau bleibt gleich in dem Nonnenkloster. Das sind allerdings nette Verhältnisse.«

»Und diese Verhältnisse gestalten sich immer bedrohlicher,« schlug Nobody ein neues Thema an. »So kann das auch nicht weitergehen. Der aufgeklärte und von europäischen Beratern umgebene Menelik durchschaut das ganze Gaukelspiel; durch Absperren der Grenzen Godschams hat er das übrige Land von der neuen Religion freizuhalten gewußt, und er hat dem Saban seiner Liebblingsschwester eine

Frist gestellt, freiwillig abzdanken, seine Irrlehre einzugestehen – wenn nicht, wird Menelik ganz Godscham mit Krieg überziehen, die Anhänger der falschen Gaukellehre mit Feuer und Schwert ausrotten, und schon steht ein gerüstetes Heer an der Grenze von Godscham.«

Der deutsche Gelehrte fragte nicht, wie lange diese Frist sei, wie sich der Saban geäußert habe – er hatte nur eines herausgehört – er sah die Fortsetzung seiner Reise bedroht.

»So werden wir nicht durch das aufgeregte Godscham ziehen können?«

»Weshalb nicht? Eigentlich herrscht in Godscham gar keine Unordnung. Nach wie vor gehen Ackerbauer und Viehzüchter ihrer Arbeit nach. Nur die Krieger sind bei der blutigen Arbeit, sie jagen menschliches Wild. Die Drohung Meneliks wird nicht gefürchtet, das Vertrauen auf die Wundermacht des neuen Propheten ist unerschütterlich. Wie dieser sich aus der Kalamität zu helfen beabsichtigt, ist mir nicht bekannt. Jedenfalls denkt er gar nicht daran, er studiert seine geliebten Manuskripte.«

»Und der fremde Reisende? Ist er gesichert?«

»Ebenfalls nach wie vor. Der neue Prophet wird einen Gelehrten, der den dunklen Erdteil auf noch unbekanntem Wege durchquert hat, sogar mit Freuden und Ehren empfangen.«

»O, Gertrud, da statten wir diesem italienischen Propheten auf seiner Zwingburg natürlich einen Besuch ab!« rief Burkhart in hellem Jubel. »Waren Sie schon bei ihm?«

»Noch nicht, aber es wird die Zeit kommen, da ich . . . «

Nobody brach ab er erhob sich und blickte zum Himmel auf, an dem schon längst das südliche Sternkreuz funkelte. Für kritische Leser sei bemerkt, daß man dieses Sternbild

schon vom zwanzigsten Grad nördlicher Breite erblickt, und Abessinien liegt noch näher dem Aequator.

»Es ist Zeit, schlafen zu gehen. Ich sah von der anderen Seite des Stromes Ihre Bemühungen, eine Furt zu finden, und ich schwamm über den Strom, um Ihnen eine solche zu zeigen. Morgen früh werden wir sie benutzen. Das Wasser geht den Kamelen nur bis an die Knie, und ich weiß auch durch das Gebirge einen für die Kamele gangbaren Paß.«

»O, wie sollen wir Ihnen für diese unendliche Freundlichkeit danken?«

»Ich habe nichts weiter getan, als was jedem Christ geboten ist,« lautete die Antwort.

Plötzlich sehr verlegen werdend, bot ihm Doktor Burkhart das Zelt der Diener an, diese könnten ja im Freien schlafen ...

Sehr höflich und dennoch sehr kurz wurde das Anerbieten abgeschlagen, und während sich das Ehepaar und die Diener in ihre Zelte zurückzogen, die sie vor dem eisigen Tau der Nacht schützten, streckte sich der fremde Pilger an dem noch glimmenden Feuer nieder.

---

Seit Stunden schon ging es durch einen Urwald. Nirgends verriet eine Spur, daß hier schon einmal eine menschliche Hand die Axt angelegt hatte. Aber das Unterholz fehlte gänzlich, und der Boden war fest, und nur so war es möglich, daß die Kamele den Urwald durchqueren konnten.

Freilich gehörte noch immer ein Führer dazu, der diesen Weg schon mehrmals gemacht haben mußte, ihn für die Tiere der Wüste aussuchte. Denn ein anderes Hindernis als Unterholz gab es hier.

Die eigentliche Gebirgsformation von ganz Abessinien zeigte sich sogar auf diesem mit Wald bedeckten Hochplateau, nur im kleinen. Ueberall nämlich traten aus dem sonst völlig ebenen Waldboden isolierte Felsblöcke hervor, aber nicht lose daliegend, sondern mit dem Grundgestein verwachsen – und wiederum erinnerte dies an die Sächsische Schweiz.

Durch diese isolierten Felsblöcke die Kamele zu leiten, das war die Kunst des Führers. Denn manchmal rückten sie so eng zusammen, daß die großen Tiere kaum noch hindurchkonnten, und da man annehmen mußte, daß es noch engere Passagen gab, so hätten unkundige Reisende wohl oft genug umkehren und die weitesten Umwege machen müssen.

»Sie halten sich wohl schon sehr lange in Abessinien oder doch in dieser Gegend auf, daß Sie den Durchgang so sicher zu finden wissen?«

Zum ersten Male hatte Doktor Burkhart an den Führer das Wort gerichtet.

Mit weitausgreifenden Schritten war dieser ständig den Kamelen vorausgegangen. Die Ueberlassung eines Kamels hatte er mit so kurzen Worten abgeschlagen, daß man ihn nicht wieder zu fragen wagte, er hüllte sich eben in unnahbares Schweigen, es war überhaupt etwas so Seltsames an dem Pilger . . . es war eben Nobody, dessen Willen genügte, um nicht angeredet zu werden.

Aber daß man den berühmten Detektiv vor sich hatte, darauf waren die beiden sicher mit noch keiner Ahnung gekommen.

Sonst hatte sich das Ehepaar über den fremden Pilger schon ein Urteil gebildet. Er hatte ja selbst gesagt, daß Negus Menelik europäische Berater habe; durch diplomatische Verhandlungen war auch direkt bekannt geworden, daß Meneliks erster Minister ein Schweizer und sein erster Feldherr ein Deutscher sei – gewiß, dieser Pilger stand dem Hofe nahe, er war vom Negus als Spion nach Godscham gesandt worden.

Merkwürdig aber, daß er sich dann nicht direkt für einen Mönch ausgab! Er hatte schon Andeutungen gemacht – er wahrte gewissermaßen sein Inkognito sehr schlecht. Mindestens hätte er die beiden Deutschen auf ihre Verschwiegenheit verpflichten sollen. Nichts dergleichen.

Auch jetzt blieb er die Antwort schuldig. Plötzlich machte er Halt, lauschend, eine Hand erhoben. Die ihm folgenden Kamele hatten ihren Führer nun schon kennen gelernt, sie hielten von selbst.

»Was gibt es?« flüsterte Doktor Burkhart, als der Pilger eine Weile so unbeweglich verharrte.

»Still! Das ist eine Kinderstimme.«

Angestrengt wurde gelauscht.

»Ich höre nichts.«

»Jetzt nicht mehr. Es war Kinderweinen. Gerade vor uns. Da – jetzt auch Rauchgeruch! Vorwärts! Vorwärts! Die Richtung wird deshalb nicht geändert.«

Der Weg wurde fortgesetzt, er wurde freier von Felsen, der fremde Pilger hielt sich mehr an der Seite von Doktor Burkharts Kamel, und mit einem Male wurde er mitteilnehmend.

»Nur noch wenige Schritte, dann müssen wir uns trennen.«

Diese Einleitung hätten Burkhart und seine Gattin allerdings nicht vermutet, sie waren sehr bestürzt.

»Trennen?! Weshalb?«

»Mein Weg führt nach einer anderen Richtung.«

»Nun ja, wie kommen wir auch dazu, Ihre Freundlichkeit noch länger in Anspruch zu nehmen, und wir haben Sie vielleicht schon von Ihrem ursprünglichen Ziele abgelenkt.«

»Nicht doch, ich hatte den gleichen Weg wie Sie. Doch jetzt muß ich Sie verlassen.«

»Wir werden den Weg hoffentlich wie bisher allein finden.«

»Er ist auch nicht schwierig. Nur noch eine Stunde, dann kommen Sie aus dem Walde heraus; bis dahin fehlen die Felsen gänzlich, dann sind Sie auf einem freien Plateau. Was ist Ihr Ziel?«

»Der Zanasee. Ich bin entschlossen, den neuen Propheten aufzusuchen.«

»Ich werde Ihnen den Weg beschreiben, Sie werden auch bald genug in ein bewohntes Gebiet kommen, schon jetzt werden wir Menschen finden. Still, wir wollen doch möglichst leise näherkommen, wenn eine Auskundschaftung auch nicht nötig ist.«

Der Wald lichtete sich etwas, die Eichen, die hier meist vorherrschten – aber eine südliche Art, mit eßbaren Früchten – trat vor einer größeren Gruppe von Affenbrotbäumen zurück.

Der Affenbrotbaum oder Baobab, mit dem wissenschaftlichen Namen *Adansonia digitata* L. genannt, gehört ausschließlich Afrika an, kommt sowohl im tropischen Westafrika, als hauptsächlich auch in dem zwar ebenfalls äquatorialen, aber durch seine Höhe doch kälteren Abessinien vor, und zwar sucht er sich die Hochplateaus aus, wo es gar keine Affen mehr gibt, und der abessinische Baobab mag auch eine andere Art sein als der westliche, obgleich ihm sonst ganz ähnlich.

Es ist ein merkwürdiger Baum, der Baobab. Das Hauptmerkmal, an dem man ihn schon von Weitem erkennt, ist, daß er breiter als hoch ist. Schon der Durchmesser des Stammes beträgt die Hälfte der ganzen Höhe, nun gehen auch noch die Zweige direkt seitlich und hängen bis zur Erde herab, dadurch sieht das Ganze wie eine grüne Halbkugel aus.

An der Mündung des Senegals wurde ein Baobab gemessen, dessen Höhe 160 Fuß betrug, der Durchmesser des Stammes 70 Fuß oder 20 Meter, und so kann man sich wohl ein Bild von solch einem Baume machen! Im Schutze der Zweige stand ein ganzes Dorf, der hohle Stamm diente als Rathaus.

Allerdings ist das eine Ausnahme. Aber Baobabs von 30 Fuß Stammdurchmesser, 70 Fuß Höhe und einem Kronendurchmesser von 180 Fuß, an der Erde gemessen, sind normal, und das will auch schon etwas heißen.

Ihr Alter kann nicht geschätzt werden. Die Neger sprechen von vielen Tausenden von Jahren. Das ist auch glaublich. Ein Baobab am Senegal trägt eine Inschrift des Venezianers Aloysius Cadamosto, eingeschnitzt im Jahre 1454, und

dieser Baum ist noch heute, nach 500 Jahren, erst ein naseweiser Jüngling, der noch keine Spur von innerer Hohlheit zeigt.

Die Frucht ist birnenförmig, spannenlang, enthält 8 bis 10 einzelne Fächer, die mit einem säuerlichen Brei gefüllt sind, der, gekocht, den Geschmack von ungegorenem Brot annimmt.

Wie der Artopacus, der indische Brotfruchtbaum – der aber durchaus nicht mit dem Affenbrotbaum zu verwechseln ist, dessen Früchte werden auch bis zu 30 Pfund schwer – in Indien als der Ernährer einer ganzen Familie gilt, so der Baobab in Afrika. Da ist auch seine Heiligkeit erklärlich, und in Abessinien ist dies noch mehr der Fall als an der Westküste.

Ausgewachsene Baobabs sind durchweg hohl, obgleich niemals etwas davon zu bemerken ist, die Rinde ist immer noch zusammenhängend. Aber am Senegal werden die Stämme angeschnitten, man macht eine Tür hinein, um sich eine Wohnung zu verschaffen.

In Abessinien ist das ganz ausgeschlossen. Ja, der heilige Baum darf nicht einmal von einem Menschen erstiegen werden, das wäre ein Religionsfrevler. Die mit einer harten Schale umgebenen Früchte dürfen nur mit Stangen abgeschlagen werden. Diesen Kultus mögen die Gallas, die Ureinwohner des Landes, eingeführt haben; vielleicht wollten sie ihre Felder dadurch vor den Affenscharen schützen, daß sie diesen lieber die Früchte des Baobabs überließen, und die christlichen Aethiopier haben diesen Kultus mit in ihre Religion hinübergenommen.

Nur vier solcher Bäume standen hier zusammen, mit ihren herabhängenden Kronen sich berührend, und doch

glaubte man einen ganzen Wald vor sich zu haben, anders gestaltet als die Umgebung.

Und jetzt machte sich der Rauchgeruch auch den anderen bemerkbar.

»Da – da – dort steigt ein leichter Rauch aus den Zweigen hervor,« flüsterte Doktor Burkhart.

So war es. In das Laubdach eines der vorderen Baobabs, sonst so dicht, daß wohl kaum Rauch durch konnte, war eine Bresche geschlagen worden, vielleicht durch einen vom Wirbelsturm erfaßten Eichenast, und durch diese Oeffnung wirbelte ein grauer Rauch empor.

»Ein seltsamer Zufall,« murmelte Nobody, doch unhörbar für die anderen, »gerade diesen meinen Baum mußten sich Wanderer als Zuflucht auswählen, und diese Einquartierung kann mir noch sehr hinderlich werden. Doch wer mag sich unter dem Laubdach häuslich eingerichtet haben?«

Die Antwort sollte sofort kommen. Auf unhörbaren Sohlen hatten sich die Kamele genähert, das junge, schwarze Weib, welches jetzt, ein Kind auf dem Arme, die Zweige zurückbog und aus dem Innern heraustrat, konnte unmöglich etwas gehört haben, sie war überhaupt ganz ahnungslos, das zeigte schon ihr Heraustreten, sie blickte gerade nach einer anderen Richtung, gewahrte die Kamelkarawane gar nicht.

»Allah el Allah!« sagte da Nobody mit lauter Stimme.

Furchtbar war der Schreck, von dem die junge Negerin befallen wurde. Aber zu fliehen oder sich schnell wieder zurückzuziehen, machte sie keine Miene. Sie preßte das Kind an sich, und dann war sie zur Statue erstarrt, die Fremden mit vor Entsetzen weitgeöffneten Augen anstierend.

»Allah el Allah!« wiederholte Nobody.

Er hatte die Begrüßungsworte eigentlich nicht an dieses Weib gerichtet, diesem gebührte eben als Weib gar kein solcher Gruß, sie brauchte ihn nicht zu erwidern – es sei denn, sie war allein – aber Nobody vermutete doch mit Sicherheit in dieser Wildnis einen männlichen Begleiter, der sich wohl noch im Innern des Laubzeltens befand, und an diesen noch unsichtbaren Mann hatte er den Gruß gerichtet.

In die Erstarrte kam wieder Leben, sie preßte das kleine Kind noch fester an sich, mit der anderen Hand griff sie krampfhaft nach einem Gegenstand, der auf ihrem Busen hing – was es war, war nicht zu erkennen – und dann war es ein furchtbares Ringen, was in der Gestalt vor sich ging, sie stöhnte und keuchte, und dann erklang es wie ein gellender Verzweiflungsschrei:

»E Esau Christos el ben Allah!!!« und womöglich noch angstvoll gellender setzte sie noch hinzu: »Und Allah hat keinen anderen Propheten als Esau Christos, welcher sein einziger Sohn ist!!!«

»Und diesen Esau Christos bete auch ich an!« entgegnete Nobody mit wuchtigem Nachdruck.

Da plötzlich stürzte das Weib auf die Knie nieder und hob das kleine Kind zum Himmel empor.

»Gelobt sei Gott!! Gelobt sei Gott und sein heiliger Sohn!!«

Immer wieder stieß sie es jauchzend hervor.

Den nun schon Eingeweihten konnte nicht unfaßlich sein, was hier vorlag, weshalb die furchtbare Verzweiflung des jungen Weibes, als sie ihr Bekenntnis abgelegt hatte – die Blicke des Ehepaares begegneten sich, und eine tiefe Blutwelle zog sich über das Gesicht des deutschen Gelehrten.

»Ich komme nicht als dein Verfolger, sondern als dein Freund; denn ich habe denselben Glauben wie du,« sagte Nobody.

»Und dasselbe gilt von mir!« setzte Doktor Burkhart hinzu.

»Gelobt sei Gott! Gelobt sei Gott!«

Endlich legte sich die furchtbare Erregung, Nobody bog die grünen Zweige zurück, hinter denen noch ein halbwüchsiger Junge gestanden hatte, und trat ein in die grüne Halle, gefolgt von dem unterdessen abgestiegenen Ehepaar, während sich die Diener mit den Kamelen beschäftigten.

Die Bresche im Laubdach erhellte den weiten Raum, dessen Boden mit einem weichen Moostepich bedeckt war, und in dem sich der mächtige, marmorierte, ebenfalls moosige Stamm wie ein altdeutscher Kachelofen ausnahm.

Am Boden brannte ein Feuerchen, darüber hing an einem Gabelast ein winziges Kesselchen, dann noch eine Kürbisflasche, ein zusammengeschnürtes Bündel – das war alles.

»Die Rast der heiligen Familie – nur der Joseph fehlt noch,« murmelte Nobody, und dann wandte er sich an die junge Frau, eine tiefschwarze Negerin, deren Haar aber nicht wollig, sondern lang und seidenweich war, so wie das der Kinder – ein sicheres Zeichen, daß sie einer edlen Familie Aethiopiens entstammten. Das verriet auch sonst das Aussehen der Frau, obwohl sie fast nur in Lumpen gehüllt war, ihre kleinen, zarten Hände und Füße, wenn letztere auch blutrünstig waren.

»Wer bist du?«

»Ruth, die Tochter des Scheichs von Sandora und die Frau des Brunnenaufsehers dieser Gegend von Sandora, und das sind meine Kinder.«

»Du bist auf der Flucht vor den Ansalcagnamas?«

»Du sagst es, frommer Bruder.«

»Wo ist dein Mann?«

»Tot – verbrannt – niedergeschlagen und die Glieder zerbrochen – mein Mann – mein Vater – meine Brüder und Schwestern und ihre Kinder – alle, alle, die wir zusammenlebten.«

Leise und schwermütig hatte sie es gesagt, aber ohne weiteren Schmerz – sie mochte ihn schon überwunden haben, oder er war gar zu groß, um ihn wirklich zu empfinden.

»Nur du bist geflohen?«

»Nur ich.«

»Hast du noch mehr Kinder gehabt?«

»Nur diese beiden – ich konnte auch sie retten.«

Es war eine zarte Frage gewesen, die Nobody gestellt hatte, und es gab überhaupt seinem Herzen ein besonderes Zeugnis, daß er sofort an diese Frage gedacht hatte.

»Eure Familie hat heilige Schriften besessen?«

Die junge Frau bejahte, zugleich an ihrem Busen etwas fassend, was nicht zu sehen war. Sie trug es unter dem Gewand.

»Wann geschah das?«

»Vor drei – vor vier Wochen – ich weiß es nicht mehr – seitdem irre ich in den Wäldern und Schluchten umher – ich habe mich verirrt.«

»Wovon nährst du dich und deine Kinder denn?«

»Von Kräutern, Wurzeln und Beeren, die ich koche, und die kleine Deborah nähre ich noch selbst.«

»O Gott, Gott!« stöhnte Frau Gertrud.

Besonders die Stimme war es, wie das gesagt wurde, so resigniert, etwas weinerlich, was so furchtbar wirkte.

»Wohin wolltest du?« fragte Nobody weiter.

»Nach Zanambasa.«

»Nach dem Nonnenkloster?«

»Ja. Rasa Deborah, welche über die Nonnen herrscht, ist die Patin und Patronin meiner Tochter, die nach ihr genannt ist.«

»Weißt du denn nicht, daß auch dieses Kloster wie alle anderen von den Ansalcagnamas belagert und somit ganz abgeschnitten ist?«

Die junge Frau sank etwas zusammen.

»Wo sollte ich denn anders Zuflucht suchen?« murmelte sie. »Daß alle Klöster von den Kriegern umzingelt sind, wußte ich, durch deren Reihen konnte ich nicht, aber Zanambasa liegt doch mitten im Zunasee, das kann doch nicht von Booten so eng umringt sein, vielleicht kann ich da durchs Wasser schwimmen.«

»Und wie wolltest du dich verständlich machen, daß man dir die Leiter herabläßt?«

Tief ließ das Weib den Kopf sinken.

»Ich hoffte auf Gott und seinen einzigen Sohn, den ich niemals verleugnet habe. Er kann nicht wollen, daß die Briefe der heiligen Augusta den Ansalcagnamas in die Hände fallen,« murmelte sie gedrückt.

»Und dein glaubenstarkes Gebet soll erhört werden. Ich selbst werde dich und deine Kinder nach Zanambasa bringen.«

Hoffnungsvoll blickte das schwarze Weib zu dem so sicher sprechenden Pilger empor – und nicht minder bewundernd die weiße Frau, wie auch deren Mann.

»Wie lange bist du schon hier unter diesem Baum?« forschte Nobody weiter.

»Gestern früh erreichte ich ihn.«

Nobody blickte an dem gewaltigen aber niedrigen Stamme empor – mit einem ganz eigentümlichen Blick, was aber den anderen nicht auffallen konnte.

»Du weißt gar nicht, wo du bist?«

»Nein.«

»Dein Mann war Brunnenmeister, sagtest du?«

»Ja, er prüfte das Wasser der Brunnen von Sandora und achtete darauf, daß nichts hineingeworfen würde.«

»Ueber den Distrikt von Sandora führte ihn sein Amt nicht hinaus?«

»Nein.«

»Bist du verfolgt worden?«

»Ich werde verfolgt.«

»Hast du aber auch schon wirklich Verfolger hinter dir gehabt?«

»Ich habe noch keinen gesehen, denn ich wandere nur bei Nacht, schnell, und vermeide jeden Weg, eben deshalb habe ich mich auch verirrt.«

»Weshalb kannst du da so bestimmt wissen, daß du Verfolger auf deinen Fersen hast?«

»Weil unsere Familie die Briefe der heiligen Augusta besaß, und weil bekannt war, daß mir die Flucht gelungen ist, und daß ich die Pergamente mitgenommen habe.«

»Weib – Ruth – du verheimlichst mir etwas – du weißt noch aus einem anderen Grunde so bestimmt, daß man dich direkt verfolgt.«

Das Ehepaar hatte nichts erkennen können, woraus der Pilger mit solcher Sicherheit auf eine Verheimlichung schloß – doch es sollte sich gleich zeigen, daß er wirklich recht hatte. Allerdings war es keine direkte Verheimlichung gewesen.

Das junge Weib wurde auch nicht im mindesten verlegen, was sonst wohl der Fall gewesen wäre.

»Du hast Augen des Lichts. Halan, der Anführer einer Abteilung von Kriegern, wird unbedingt meine Spuren verfolgen, denn er haßt mich und will meinen Tod.«

»Weshalb haßt er dich?«

»Weil ich seine Werbung ausschlug, weil ich Sidor dem gottlosen Halan vorzog.«

»Immer und immer die Liebe!« murmelte der deutsche Gelehrte.

»Dieser Haß sagt dir aber doch noch nicht, daß er dir auf den Fersen ist,« fuhr Nobody in seinem Examen fort.

»Halan ist früher Jäger gewesen und versteht jede Spur zu verfolgen, auch wenn es tagelang geregnet hat – er wird mich einholen und mich und meine Kinder dem falschen Propheten opfern, wenn ich nicht rechtzeitig ein schützendes Kloster erreiche.«

Gegen diese Sicherheit ihrer Ansicht konnte man nichts mehr einwenden.

»Du sollst es erreichen, in meinem Schutze. – Herr Doktor Burkhart,« wandte er sich an diesen, »benutzen wir dieses Laubdach als Zelt zur Mittagsrast. Ihre Diener haben wohl Wasser gesucht und es sicher schon gefunden, sie tränken die Kamele – während ich nach ihnen sehe, treffen Sie und Ihre Gemahlin wohl die Vorbereitungen zur Mittagsmahlzeit.«

Hinter Nobody schlugen die Zweige zusammen.

Das Lastkamel war entlastet worden. Frau Burkhart packte das getrocknete Fleisch und den Kessel aus, während der Gelehrte draußen Holz zusammensuchte. Dann kam auch er

wieder herein. Ein Familienleben entwickelte sich. Der Junge äugelte in kindlicher Gier nach dem brodelnden Kochtopf, dem ein lieblicher Duft entquoll; er mochte auch verhungert genug sein, ließ sich schon von der mit ihm plaudernden Frau Gertrud füttern, während sich ihr Mann mit der Abessinierin unterhielt, die ihr Töchterchen an der trotz der kärglichen Nahrung noch immer vollgeschwellten Brust hatte.

Willig zeigte sie ihm ihre Heiligtümer. Es waren drei kurze Bambusrohre, die sie aus dem Busen zog, auf beiden Seiten mit Pfropfen versehen und mit einer Art von Siegeln aus einem steinhart werdenden Harze hergestellt.

Gern hätte der deutsche Gelehrte den Inhalt gesehen; aber er äußerte sein Verlangen gar nicht. Der fremde Pilger, der sich so energisch auf die Seite der verfolgten Christen stellte, wäre sicher nicht damit einverstanden gewesen, er hatte sich die Heiligtümer ja auch nicht zeigen lassen.

Aber ob in den Rohren überhaupt etwas drin war? Ruth hatte die Pfropfen nie entfernt, ihr Vater nicht, ihr Großvater auch nicht. Und wer war die heilige Augusta? Ein Weib, das schon zu Christi Zeiten nach Muran gekommen war, und von deren Leidensgeschichte eben nur die koptische Religion etwas zu erzählen weiß. Jedenfalls dann aber eine Römerin. Römische Namen kommen neben biblischen in Abessinien überhaupt sehr häufig vor. Negus Meneliks Vater hieß Theodorus, ein ganz gewaltiger Herrscher, der Anno 1868 dem gegen Abessinien verbündeten Frankreich und England von der Schlauheit der abessinischen Diplomatie und bei einem kleinen Waffengang auch von der abessinischen Kriegskunst eine sehr hohe Meinung beigebracht hat! Nach diesem

Theodorus war auch die Schwester des jetzigen Kaisers benannt worden.

»Deborah heißt die Vorsteherin des Nonnenklosters?« fragte Doktor Burkhart, weil er ja doch sein Interesse von den Pergamenten ablenken mußte.

»Ulanda Deborah.«

»Das ist wohl eine schon sehr alte Dame?«

»Nein, noch ganz jung, nicht viel älter als die Fadinah Theodora, deren Gespielin sie gewesen ist.«

»So stammt sie wohl gar auch aus einem edlen Hause?«

»Freilich, das muß sie doch, wie jede Nonne, die in Zanambasa aufgenommen werden will, und nun gar erst die Rasa! Das sagt doch auch schon dieser Name. Es ist eine Fürstin, die Bruderschwester der Fadinah.«

»Ah so. Weshalb ist sie denn ins Kloster gegangen?« fragte Frau Gertrud, wohl in der Hoffnung, wieder eine Liebesgeschichte zu hören. Aber diese kam nicht.

»Sie tat es schon als Kind. Gibt es denn ein höheres Ziel, als die Rasa von Zanambasa zu sein, wenn man nicht die Fadinah selbst oder eine Sabana sein kann?«

»Und sie hat dieses im See gelegene Kloster nie wieder verlassen?«

»O doch, sie ist gar viel im Lande herumgewandert. So war sie auch in Sandora, als ich meiner Tochter das Leben schenkte, und Deborah taufte sie – – weil wir die Briefe der heiligen Augusta besitzen.«

»Wollte sie diese Pergamente nicht gern haben?«

»O nein! Wie kann man einer Familie das Heiligste und das Glück nehmen wollen? Das tun nur Heiden und Gottlose wie die Ansalcagnamas.«

»Weißt du, wer Deborah gewesen ist? Was die Bibel von ihr erzählt?«

Der deutsche Gelehrte hatte gehört, daß die christlichen Abessinier die äthiopisch geschriebene Bibel wohl heilig halten, sie aber gar nicht mehr lesen können, weil die äthiopische Schrift ihnen unbekannt ist, die arabische hat sie verdrängt, und von einer arabischen Uebersetzung wollen die Abessinier nichts wissen.

Aber Doktor Burkhart sollte sich geirrt haben. Wenn das Volk nicht mehr die Bibel lesen kann, so ist ihr Inhalt doch unvergessen, er erbt sich von Mund zu Mund fort.

»Deborah,« entgegnete die junge Negerin, »war eine RichterIn Israels, die Frau des Lapidoth auf dem Gebirge Ephraim zwischen Rama und Bethel. Sie feuerte ihr Volk an, endlich das Joch der Kanaaniter abzuschütteln, und sie selbst führte das israelitische Heer an und schlug den kanaanitischen Feldherrn Sisera am Bache Kison beim Berge Tabor gänzlich . . . «

Die Negerin, welche von der israelitischen Historie bedeutend mehr zu wissen schien als der deutsche Gelehrte, brach tödlich erschrocken ab, und nicht minder fuhr auch das Ehepaar betroffen auf.

Ein Klirren wie von Ketten und zusammenschlagenden Waffen, schwere Schritte, das Laubzelt wurde aufgerissen und . . .

Im Augenblick glaubte das deutsche Ehepaar nicht anders, als plötzlich durch eine Zauberei ins Altertum oder doch ins Mittelalter zurückversetzt zu sein, in die Zeiten der Ritter, als diese noch nicht gar so sehr schwer gepanzert waren.

Gepanzert waren die vier Männer, welche in das Laubzelt hereingestürmt kamen – dunkelfarbige Neger, bewaffnet mit langen, breiten Schwertern, welche ohne Scheide am stählernen Gürtel hingen, der noch mit Dolchen und Pistolen gespickt war, letztere allerdings sehr alter Konstruktion, die Brust von einem Kettenhemd umspannt, das bis an die Knie reichte, die Schienbeine und Arme durch Platten geschützt, welche man erst bei näherem Hinsehen als aus starkem, gepreßtem Büffelleder bestehend erkannte, wie auch die Helme mit einer phantastischen Tiergestalt aus solchem Leder bestanden, einer Kugel vielleicht besseren Widerstand bietend, als wenn sie aus Eisen oder Stahl gewesen wären.

Doch dies galt nur für drei der schwarzen Krieger. Der vierte, welcher als Neger seltsamerweise einen langen, krausen Vollbart hatte, was ihm noch ein ganz besonders schreckliches Aussehen gab, trug ein viel feiner gearbeitetes Kettenhemd, nicht schwarz wie das der anderen, sondern wie Silber glänzend, die einzelnen Ringe so klein und eng zusammen, daß es mehr einem geschmeidigen Panzer glich, und seine Beine und Arme waren mit wirklichen Panzerplatten geschient, wie auch sein Helm eine noch viel phantastischere Gestalt aus demselben Metall trug.

Es ist dieselbe Kriegstracht, welche in Indien noch heute überall bei den eingeborenen Soldaten zu sehen ist, soweit sie nicht in englischen Diensten stehen, sondern unter dem Kommando der einheimischen Fürsten, wenn diese auch schon den Treueid geleistet haben, und welche in dieser Waffentracht eine fabelhafte Pracht entwickeln.

Die fremden Personen, deren fremde Abstammung jetzt noch besonders durch das blonde Haar charakterisiert wurde, weil sie die Kapuze des Burnus zurückgeschlagen hatten,

schienen von den Einstürmenden gar nicht bemerkt zu werden, wenigstens nicht von dem vollbärtigen Neger, der sofort auf das schwarze Weib zugestürzt war, und schon hatte er sie mit harter Faust am Arme gepackt.

»Ruth, endlich habe ich dich!!!«

Ein wildes Triumphgeheul war es! Wenn dies einst ein Nebenbuhler gewesen, der sie geliebt hatte – jetzt war er es sicher nicht mehr! Neben der triumphierenden Freude sprach nur unbändiger Haß aus seinen Augen und Worten.

Die junge Frau war keines Schreckensrufes fähig, ihre tiefschwarze Hautfarbe hatte plötzlich einen aschgrauen Ton angenommen.

Aus ihrem auf dem Busen etwas geöffneten Hemd blickten die Enden der drei Bambusrohre hervor, und mit einem Griff hatte sich der Anführer der Krieger ihrer bemächtigt, gleich die starke Lederschnur durchreißend, daß an dem Halse sofort ein blutiger Streifen entstand.

»Das war das erste! Und nun kommst du selbst und Sidors verfluchte Brut daran!«

Da plötzlich kehrte das Blut in die grauen Wangen zurück, hoch richtete Ruth sich auf, das wimmernde Kind an sich pressend und den Knaben bei der Hand fassend.

»Allah el Allah, e Esau Christos el ben Allah!« rief sie mit starker Stimme, den bärtigen Krieger dabei fest ansehend.

Aber dieses freiwillige Glaubensbekenntnis, womit sie ihr eigenes Todesurteil aussprach, genügte dem Häscher noch nicht, schon hatte er in der anderen Hand ein kleines Kreuz aus Zink bereitgehalten, daran Christus, mit der Dornenkrone.

»Speie es an!«

Sie beugte sich vor – um das Kreuz und den Heiland zu küssen.

»Es ist Gottes Sohn, an den allein ich glaube.«

»So ist es recht, so ist es recht!« erklang es wieder in wildem Triumph. »Nun erst Sidors Brut . . . «

Mit einem schnellen und geschickten Griff hatte er ihr das Kind aus den Armen gerissen, hatte es bei dem einen Beinchen gepackt; es schwirrte in einem Kreise um seinen Kopf – ein einziger gellender Schrei, wie eine Tigerin stürzte sich die Mutter auf den Unhold, desgleichen der deutsche Gelehrte – aber zu spät, schon entschwirrte das kleine Wesen seiner Hand, unfehlbar mußte es an dem Stamm des Baobabs zerschmettern, schon sah man es ihn berühren . . .

Da wurde das Kind von fremden Händen gefangen – aus der Laubwand war wie ein Phantom plötzlich der Pilger auftaucht.

»Auf die Knie nieder, ihr Hunde!« donnerte er.

Und während er auf dem einen Arm das Kind hatte, streckte er mit der anderen Hand gebieterisch einen meterlangen Stock gegen die Krieger aus.

Es war ein ganz merkwürdiger Stock, ziemlich stark, schwarz, aber dabei grün schillernd, und das Ende, welches den Kriegern zugekehrt war, zeigte die Form eines Schlangenkopfes, mit weit geöffnetem Rachen, in dem die Giftzähne und die etwas herausgestreckte, gespaltene Zunge zu sehen waren, und die eingesetzten Augen mußten Diamanten sein, sie funkelten in allen Farben.

Halan, der Anführer, kniete bereits unfreiwillig, blutüberströmt – ein kräftiger Faustschlag des deutschen Gelehrten

hatte ihn ins Gesicht getroffen – die anderen drei Neger waren zum Gehorsam noch nicht fähig, sie stierten nur mit entsetzten Augen den Schlangenstock an.

»Auf die Knie nieder!!!« donnerte Nobody nochmals.  
»Achtung vor dem Stabe des Propheten!!«

Und plötzlich ward der starre Stock lebendig, er wand und krümmte sich, der Kopf mit den funkelnden Augen und jetzt langausgestreckter Zunge fuhr nach dem Schwanz her, die Schlange entglitt Nobodys Hand, sie schlängelte sich mit natürlichen Krümmungen am Boden, wollte die Flucht ergreifen – eine schwarze Smaragdschlange, die furchtbarste Giftschlange Afrikas, die besonders auch in Abessinien heimisch ist – aber blitzschnell bückte sich Nobody, hatte sie beim Schwanz gepackt, wieder fuhr der Kopf mit den Giftzähnen nach der Hand zurück – doch in demselben Augenblick erstarrte sie abermals zu einem gestreckten Stabe, so wurde sie wieder den Negern gebieterisch vorgehalten.

»Nun, erkennt ihr jetzt, wer ich bin?!«

Und da lagen plötzlich auch die anderen drei Neger anbetend auf den Knien, das Gesicht gegen den Boden gedrückt.

»Das Wunder Mosis!« erklang es stöhnend. »Der Stab des Propheten!«

»Erhebe dich, Halan!«

Der Bärtige gehorchte. Zitternd stand er da, dachte nicht einmal daran, sich das Blut, welches aus Mund und Nase quoll, aus dem Gesicht zu wischen. Er stierte nur die zum Stab erstarrte Schlange an, die Nobody in der Hand hielt. Doch das Kind hatte er der Mutter zurückgegeben.

»Erkennst du mich als deinen Gebieter an, Halan?«

»Da du der Prophet nicht selbst bist, so mußt du wohl sein Abgesandter sein; denn er hat dir den Stab Mosis gegeben, der jeden anderen töten würde, der ihn anfaßt,« stammelte der Neger.

»So ist es. Hast du noch mehr Krieger bei dir?«

Der Neger verneinte und gab auf Befragen weitere Aufklärungen über das, was Nobody zu seiner Sicherheit wissen mußte.

»Gib dem Weibe die Rohrstäbe zurück!«

»Ich hatte den Auftrag . . . «

»Schweig, gehorche!!«

Der Neger gehorchte, Ruth erhielt ihre Heiligtümer zurück.

»Wohin wolltest du dich von hier aus begeben?«

»Noch Zanambasa, um dem Propheten die Briefe der heiligen Augusta zu bringen.«

»Das kannst du nun freilich nicht mehr. Wohl aber wirst du diese beiden Fremdlinge und ihre Diener sicher nach Zanambasa geleiten.«

Der gepanzerte Neger legte die rechte Hand auf die Stirn und verneigte sich.

»Du wirst dem Propheten natürlich erzählen, was sich hier ereignet hat, und wenn er dich fragt, wer der Mann mit dem Schlangenstabe Mosis gewesen ist, so antworte ihm: Es war der Mann, den du im Serail des Padischah kennen gelernt hast. Was sollst du ihm antworten?«

»Es war der Mann, den du, o Prophet, im Serail des Padischah kennen gelernt hast.«

»Recht so! Und der Prophet soll mich erwarten, ich werde bald zu ihm kommen.«

»Er soll dich erwarten, du wirst bald zu ihm kommen,« wiederholte der Neger.

Jetzt wandte sich Nobody an das Ehepaar, das durch alles dies noch nicht die geringste Aufklärung bekommen hatte, und es sollte sie auch nicht erhalten.

»Das genügt. Im Schutze dieser Krieger können Sie sicherer reisen als in meiner Begleitung, und wegen der Worte, welche der Anführer dem Saban melden wird, werden Sie von ihm mit der größten Hochachtung, allerdings auch mit der größten Spannung empfangen werden. Er wird Sie viel über mich fragen. Erzählen Sie ihm alles, was Sie über mich erzählen können. Und nun bitte ich Sie, die Mittagsmahlzeit zu verschieben und augenblicklich aufzubrechen, dann können Sie den Zanasee noch heute abend erreichen. Wir sehen uns in der Zwingburg des neuen Propheten wieder.«

Es war mehr ein Befehl denn eine Bitte gewesen, trotz aller Höflichkeit der Worte und des Tones, und wie unter einem Banne befindlich, gehorchten die beiden.

»Begleitet uns auch diese Mutter mit ihren Kindern?« fragte Frau Gertrud nur noch.

»Nein, sie bleibt hier bei mir.«

»Soll ich da vielleicht den Kessel mit dem Fleisch für die Hungrigen zurücklassen? Wir haben noch einen anderen Kessel.«

»Ich bitte sehr darum, und ich danke Ihnen im Namen der Hungrigen.«

Erst als Dr. Burkhart draußen wieder von der freundlichen Sonne beschienen wurde, wich der geheimnisvolle Bann von ihm, der plötzlich über ihn gekommen war.

»O, das war eine Lektion, das war eine Lektion!!« rief er ein übers andere Mal.

»Was für eine Lektion?« fragte Nobody, der ebenfalls einmal hinausgetreten war.

»O, dieses schwarze Weib hat mich mit seiner Glaubensstreue grenzenlos beschämt, mich, den Europäer, der geistig wie auch moralisch auf der höchsten Stufe der Menschheit . . . «

»Nicht doch, Herr Doktor,« fiel ihm da der Pilger ins Wort. »Habe ich Ihnen etwa wegen Ihrer Religionsverleugung auch nur schon den leisesten Vorwurf gemacht?«

»Nein, das haben Sie nicht, aber . . . «

»Und Sie selbst brauchen sich auch keinen zu machen. *Quod Jovi, non bovi*. Nicht wahr, so sagt der Lateiner? Alles mit Unterschied. Ich selbst bin in gewisser Hinsicht tiefreligiös, aber meinen Glauben zu verleugnen, um mein Leben zu retten oder das eines anderen Menschen, oder um irgendeinen Zweck zu erreichen, wenn dessen Tendenz nur eine gute ist – daraus habe ich mir nie ein Gewissen gemacht. Und Sie, Herr Doktor – Sie sollen gar kein Held des Glaubens sein, sondern ein Held der exakten Wissenschaft, dadurch dienen Sie der Menschheit. Und dennoch . . . « plötzlich brach aus den sonst so kalten Augen des Pilgrims das Feuer der Begeisterung hervor, »und dennoch – war es nicht herrlich, was wir geschaut haben?! Wie dieses schwarze Weib lieber sterben will, ehe sie den Glauben ihrer Väter und ihre eigene Ueberzeugung verleugnet?! O, noch immer gibt es Helden des Glaubens auf dieser so nüchtern gewordenen Erde, und nicht zum mindesten unter dem weiblichen Geschlecht!«

Auch der Gelehrte ward von derselben Begeisterung ergriffen.

»Ja, aber in Afrika unter den kindlichen Negern muß man sie suchen!«

»Nicht doch – – auch in unserem Deutschland und anderswo im überkultivierten Europa gibt es ihrer noch genug – nur zeigen sie sich nicht auf dem öffentlichen Marktplatz. – Glückliche Reise, Herr Doktor, Frau Doktor – auf Wiedersehen in der Zwingburg des Sabans von Godscham, wo ich mich Ihnen offenbaren werde!«

Die getränkten Kamele waren schon niedergekniet, sie wurden beladen und bestiegen, und die Karawane, von den vier Kriegern begleitet, setzte ihren Weg nach Osten fort.

Das Ehepaar hatte sich über gar vieles zu unterhalten, wobei es sich der deutschen Sprache bediente.

Hauptsächlich beschäftigte den Doktor das Wunder mit der Schlange. Ueber die Theorie, wie der geheimnisvolle Pilger dieses Wunder ausgeführt hatte, war er sich vollkommen klar – künstlich durch einen Griff erzeugter Starrkrampf – aber die Praxis, die war ihm unbegreiflich. – – –

Nobody hatte der Karawane nachgeblickt, dann trat er in das Laubzelt zurück.

Wie ihren Heiland, mit auf der Brust gefalteten Händen, blickte die junge Mutter ihn an, aber ihr Auge nahm einen ängstlichen Ausdruck an, als sie noch den schwarzen, grün-schillernden Stab mit dem Schlangenkopf in seiner Hand sah.

»Der Stab Mosis,« flüsterte sie, »so ist es also doch wahr, was ich über den Mann gehört habe, der sich für einen Abgesandten Gottes ausgibt, ich selbst habe es jetzt gesehen ...«

»Nein, es ist nicht wahr!« fiel ihr Nobody mit Nachdruck ins Wort. »Dieser Mann ist nichts weiter als ein Mensch,

der einige Gauklerkünste versteht, die auch ich ihm nachmachen kann; er aber mißbraucht seine Kenntnisse in einer gotteslästerlichen Weise, und ich werde ihn zur Rechenschaft ziehen, und wenn er das Examen nicht besteht, dann werde ich ihn zertreten, wie . . . den Kopf dieser Schlange!«

Bei diesen Worten hatte Nobody das starre Reptil, ohne es am Schwanzende loszulassen, platt auf den Boden gelegt, trat mit seiner Ledersandale wuchtig auf den Kopf, es knirschte, plötzlich bekam die Schlange wieder Leben, fürchterlich krümmte sie sich, umwand das Bein des Pilgers – dann lag sie leblos da, jetzt aber ganz schlaff.

Nobody bog die Zweige etwas zurück und schleuderte sie mit der Fußspitze weit in den Wald hinein.

»Es war eine natürliche Smaragdschlange, die ich vorhin am Bachrand erblickte und aufgriff. Daß sie sich in meiner Hand in einen starren Stab verwandelte, ist nur ein Kunststück, ein Kunstgriff, nichts weiter. Doch das kann ich dir nicht erklären, ist auch nicht nötig. – Nun, Ruth, ist es also dein Wille, dich nach Zanambasa zu den Nonnen zu begeben?«

»Ja, frommer Mann. O, wenn du mich hinbringen könntest!«

»Ich kann es.«

»Ich glaube es dir.«

Nobody blickte auf das Bündel herab, hob es auf. Es war sehr leicht.

»Was ist hier drin?«

»Nur einige Wäsche für die Kinder.«

»Es ist nicht beschwerlich, wir können es gleich mitnehmen. Nun, Ruth, wir begeben uns direkt nach dem Nonnenkloster, aber auf einem Wege, von dem du dir wohl schwerlich etwas träumen läßt.«

»Auf welchem Wege?«

»Oder eine Ahnung könntest du gleich bekommen, wenn ich eine Frage an dich richte: Hast du gehört, wie von allen Samharras tiefe Schächte in einen unterirdischen Fluß hinabführen, der unter der Erde ganz Abessinien durchzieht?«

»Ja, Herr, mein Mann hatte mir viel davon erzählt.«

»Was hat er dir davon erzählt?«

»Wohl zwei oder drei Jahre ist es her, als plötzlich auf einem Rassamharra Fremdlinge erschienen, welche die Bewohner des Tafelberges den Felsen hinabstürzten oder sonst mordeten. Der Schreck, der die ganze Bevölkerung ergriff, war furchtbar. Da kam ein guter, weißer Mann, der sich Nobody nannte, und der befreite uns von diesen Udlindschis; er selbst war plötzlich wie durch Zauberei auf dem Rassamharra erschienen und vernichtete die Udlindschis wieder, und er zeigte den Fürsten und ihren Ratgebern, wie die Udlindschis von untenher, wo ein Fluß fließt, durch einen Schacht, der eine kupferne Leiter enthielt, auf den Tafelberg gekommen waren. Der Eingang des Schachtes wurde durch das Abban verdeckt, ein steinerner Aufbau, der als Kirche dient, in der auf jedem Tafelberge der Geist Gottes wohnt. Diese Abbans dürfen von niemandem betreten werden, nicht einmal von dem Abbanas, dem Priester. Sie sind überhaupt vermauert. So konnten die Udlindschis unbemerkt auf den Rassamharra gelangen, indem sie dann die Mauern des Abbans niederwarfen.«

»Nun, und was geschah dann weiter?«

»Jetzt wurden auf Befehl des Negus und mit Genehmigung des Ras Abbanas sämtliche Abbans auf den Samharras und anderen Ambas geöffnet, und überall fand man solche Schächte mit kupfernen Leitern, die bis in einen unterirdischen Fluß hineinreichten.«

»Und was geschah nun weiter?«

»Die kupfernen Leitern wurden herausgezogen und die Abbans wieder zugemauert; denn Gott will allein sein, und wenn keine Leiter mehr drin ist, kann ja auch niemand mehr hinauf, die Leiter kann doch nur von oben hinabgelassen werden.«

Ueber diese, übrigens auch ganz begründete Ansicht werden wir später noch ein Wort zu sagen haben.

»Ist der unterirdische Fluß nicht befahren und untersucht worden?«

»O nein, Herr, wer sollte denn das wagen?«

»Weshalb nicht?«

»Unter der Erde wohnen doch nur Namwis, böse Zauberer, welche den Menschen schaden.«

Daß die Negerin bei allem Gottvertrauen von der Existenz böser Geister überzeugt war, das hat nichts zu sagen – um das vereint zu finden, dazu brauchen wir nicht erst nach Afrika zu gehen.

»Aber die bösen Geister haben doch den Udlindschis nichts zuleide getan.«

»Nichts? Sie fanden doch auf dem Tafelberg samt und sonders ihren Tod!«

Da hatte die Negerin allerdings recht.

»Sind nicht sonst noch solche Schächte mit Leitern gefunden worden?«

»Doch, sogar sehr viel. Nobody hatte die Fadinah darauf aufmerksam gemacht, daß auch alle die Brunnenschächte, an welchen die bösen Menschen begraben werden, welche Zauberei getrieben haben, solche Leitern enthalten. Noch niemand hatte je in solch einen Brunnen geblickt; denn wer es tut, der wird von Dämpfen betäubt und stürzt in die Hölle hinab und muß dann mit den Namwis in der Nacht tanzen. Da ordnete die Fadinah es an, und die Abbasas beschwörten die Brunnen, da durfte man einmal ungestraft hinabblicken, und da sah man wirklich in jedem Teufelsbrunnen eine Leiter hängen. Sie wurden herausgezogen, und nun ist die Gefahr für immer beseitigt, niemals wieder können Fremdlinge von untenher in unser Reich eindringen.«

»Wer hat denn diese Schächte angelegt und die kupfernen Leitern angebracht?«

»Das Volk, welches schon vor den Gallas in Muran hauste – böse Menschen, die mit den Namwis gemeinsame Sache machten, oder aber, damals gab es noch gar keine Namwis.«

So hatte die Negerin schnell eine Erklärung gefunden, – und wiederum mochte sie in gewissem Sinne ganz recht haben.

»Ist in keinem sonstigen Brunnen, den man benutzt, noch solch eine Leiter gefunden worden?«

»Wie sollte das möglich sein? Dann wäre das doch schon längst bekannt gewesen, man hätte Mißtrauen geschöpft. Und auch die Brunnen, die nicht mehr benutzt werden, weil vielleicht die Gegend verlassen worden ist oder aus sonst einem Grunde, hat man untersucht, aber nirgends solch eine Leiter gefunden.«

Nobody durchwanderte schon längere Zeit Abessinien als Pilger, um die jetzt herrschenden Verhältnisse kennen zu lernen, ehe er aktiv vorging, so war dies alles ihm auch schon bekannt. Aber einmal hatte er wegen dieser Brunnenschächte sehr vorsichtige Fragen stellen müssen; zweitens war es die Frau eines Brunnenmeisters, die ihm hier die beste Auskunft geben konnte; und drittens wollte er jetzt eben dieselbe Frau in ein tiefes Geheimnis einweihen, wozu er aber erst wissen mußte, inwieweit sie darin schon bewandert war.

»So komm, Ruth, wir wollen unseren Weg jetzt antreten. Einen Schwur oder ein Versprechen, nichts zu verraten, brauche ich dir nicht abzunehmen; denn bald wird doch alle Welt oder doch ganz Abessinien es erfahren. Du vertraust mir doch?«

»Ich vertraue dir, frommer Mann, und wohin du mich auch führst, ich folge dir mit meinen Kindern.«

»Ja, die Kinder! Diese müssen wir zwischen uns verteilen, nämlich beim Tragen. Fühlst du dich kräftig genug, das kleinste Kind längere Zeit zu tragen?«

»Ich habe alle beide jede Nacht getragen und will sie noch tagelang tragen, wenn ich sie dadurch retten kann.«

»Aber du mußt mit dem Kinde gegen siebenhundert Sprossen einer Leiter hinabsteigen.«

»Als wir voriges Jahr noch auf dem Ambas von Sandora wohnten, bin ich mit dem Knaben vorn an der Brust und mit einem schweren Korb täglich zweimal mehr als zweitausend Sprossen einer Strickleiter auf- und abgestiegen.«

Nobody hielt sich nicht weiter mit der Einleitung auf. Er schnürte das Bündel der Negerin auf, breitete die saubere Kinderwäsche auseinander, auf diese mußte sich der fünfjährige Knabe, der nach seinem Vater Sidor genannt war,

legen, Nobody wickelte ihn ganz ein, auch das äußere Tuch wieder darum, schnürte das Bündel wieder aufs sorgfältigste mit den starken Stricken, deren Festigkeit er zuvor geprüft, zusammen, so daß nur noch das ängstliche Gesicht des Jungen herausblickte; dann zog er unter der eigenen Kutte weitere Stricke hervor, legte sie in besonderer Weise um das menschliche Bündel und hieß die Mutter, ihm den großen Wickelbalg auf den Rücken zu heben.

Die Negerin war ob dieses Verfahrens viel weniger erstaunt, als der Junge unter den Händen des fremden Mannes.

»Genau so packe ich meine Kinder ein, wenn ich Leitern ersteige,« sagte sie. »Willst denn auch du eine Leiter erklettern?«

»Allerdings.«

»Aber hier ist doch weit und breit kein Ambas, das braucht doch erst zu geschehen, wenn wir dort sind.«

»O, die Leiter, die wir benutzen werden, ist hier ganz dicht in der Nähe.«

»Wo denn?« fragte das Weib, sich erstaunt umblickend.

»Das wirst du gleich sehen. Jetzt gib mir den Knaben auf den Rücken – so – so ist es recht – nun warte.«

Er hatte sich die Stricke des Bündels über der Brust zusammengeschnürt, und jetzt belud er die Mutter mit dem noch im Säuglingsalter stehenden Mädchen, aber nicht auf dem Rücken, sondern vorn auf der Brust.

»Wie geschickt du das zu machen verstehst! Aber ich trage beim Ab- und Aufstieg die Kinder stets auf dem Rücken.«

»In diesem Falle ist es besser, die Last vorn zu haben, wenigstens für dich – weshalb, wirst du dann erkennen. Bist du imstande, dieses halbrunde Dach von Aesten und Zweigen

von hier innen aus zu erklimmen, bis hinauf in die Krone, wo der Stamm endet?«

Die Abessinierin blickte erst hinauf und dann scheu auf den Pilger.

»Das kann ich wohl, aber . . . das ist ein heiliger Brotbaum, dessen Zweige von keinem menschlichen Fuß berührt werden dürfen.«

»Auch die Kirche ist ein Heiligtum, und noch heute herrscht bei euch die schöne Sitte, daß jeder geschützt ist, der in die Kirche flieht, und wenn es auch der schlimmste Bösewicht ist, der dem Henker überantwortet werden soll – solange er den Altar gefaßt hält, ist er unantastbar – und dieser heilige Brotbaum ist die Kirche, in deren Schutz wir uns begeben, um das Leben zu retten. Komm, folge mir nach.«

Mit einer affenähnlichen Behendigkeit erklimm Nobody das Gewirr von Aesten und Zweigen; schnell hatte die Abessinierin ihre Ansicht über den vermeintlichen Frevel überwunden, und, aufgewachsen im Wald und in einem Gebirgslande, wo es statt Wegen nur Leitern und Stricke gibt, folgte sie ihrem Führer nicht minder gewandt nach.

Die letzte Schwierigkeit bestand darin, oben an der Krone durch das dichte Buschwerk zu kommen, dann hatten sie das Ende des mächtigen Stammes erreicht.

Er war oben ganz, abgeplattet, die Aeste gingen ausschließlich direkt von der Seite aus, aber er zeigte oben ein großes Loch, war hohl.

Daß alle alten Affenbrotbäume hohl sind, das wußte auch die Abessinierin – aber neu war die kupferne Leiter, die dort oben in der Höhlung sichtbar wurde.

»Steige mir unverzagt nach, und verläßt dich die Kraft, so kannst du dich mit dem Rücken gegen die Wand lehnen und

ausruhen, überall ist der Schacht dazu eng genug, ich warte inzwischen, und noch weniger brauchst du dich vor bösen Zauberern zu fürchten. Die habe ich bereits gebannt.«

»Wenn du selbst ein Zauberer bist, woran ich nicht mehr zweifle, so bist du doch ein guter,« entgegnete das Weib und folgte nach – hinab in das dunkle, rätselhafte Reich der Nacht.

Noch aber drang der Tag herein, das Licht reichte so weit hinab, daß man noch das untere Ende des hohlen Baumstammes erkennen konnte, und hier, wo die Wurzeln beginnen mußten, war der sonst wohl lockere Waldboden mit einer Mauer eingefaßt worden, und diese Mauer ging durch die ganze Humusschicht hindurch, bis massiver Felsboden begann, in dem sich nun der Schacht fortsetzte.

Wer hatte dieses Werk vollbracht? Wer hatte den hohlen Baobab innen ausgemauert? War das ein natürlicher Schacht, der schon immer vorhanden gewesen, und hatte man einst mit Absicht dort oben über seiner Mündung einen Brotbaum gepflanzt und ihn so gezogen, daß er bei seinem späteren Hohlwerden die Schachtmündung mit seiner Rinde gerade verschließen mußte? Oder wie war die Sache sonst zu erklären?

Alles offene Fragen! Nobody suchte nach gar keiner Erklärung mehr. Nur das eine wußte er mit Bestimmtheit, daß von der Tatsache, wie in Abessinien noch sehr, sehr viele solcher tausendjähriger Baobabs in ihren hohlen Stämmen Leitern enthielten, die bis auf jenen unterirdischen Fluß hinabführten, bei der heutigen Bevölkerung absolut nichts mehr bekannt war – und das war ihm die Hauptsache!

Als er vor einigen Wochen zum zweiten Male diesen unterirdischen Fluß befahren hatte, dabei mehr Obacht auf

die Decke gebend, hatte er noch viele solcher kleiner Oeffnungen gefunden, und sie alle mündeten, wenn nicht auf Tafelbergen und Brunnen, aus denen aber jetzt die biegsamen Leitern herausgezogen worden waren, an der Oberfläche der Erde, in hohlen Baobabs, und diese Schächte, viel enger als jene, enthielten alle noch ihre Leiter aus starkem Kupferdraht.

Immer kleiner wurde die helle Scheibe, die über den Häuptern der Hinabsteigenden blieb, bis nach zehn Minuten Nobody auch unter sich einen Lichtschimmer wahrte – und dann kamen noch menschliche Stimmen hinzu.

»Farbe bekennen – immer Farbe bekennen – oder stechen – Schellen ist Trumpf.«

»Ja ja, nee nee.«

»So – gedeckt – 42 – 46 – 48 und zwanzig! Schwarz bist du, du Luder!!«

»Ja ja, nee nee. Aber gemogelt hast du doch wieder dabei. Was zählt das?«

»Immer noch viere! Her mit meinen vier Nonnen! Jetzt gehören mir von den schwarzen Frauenzimmern gerade hundertsechundsiebzig.«

»Ja ja, nee nee, da bleiben für mich bloß noch zwei Dutzend übrig,« lautete die betrübte Antwort. »Na,« wurde etwas hoffnungsfreudiger hinzugesetzt, »die will ich dir schon wieder abluchsen.«

»Na, wenn ich auch alle gewinne, ein paar trete ich dir schon freiwillig ab, mit zwei Dutzend Nonnen kann doch kein ehrlicher Jan Maat auskommen, zumal wenn er schon seit drei Wochen hier zehn Klafter unter der Erde im Düstern liegt.«

»Also weiter, du gibst, Jochen.«

»Jungens, um was spielt ihr denn eigentlich Sechszwanzig?« mischte sich dazwischen eine fremde und doch so bekannte Stimme.

Auf schnellten die beiden Matrosen, welche auf einer kleinen Insel gekauert hatten, die nur wenig über dem Wasserspiegel emporragte, und diese kleine Insel begann unter ihren Bewegungen stark zu schwanken.

»Der Master, endlich – der Master ist wieder da!« jauchzten sie wie aus einem Munde.

Wir haben schon einmal ausführlich dabei verweilt, wie nebensächlich unter Seeleuten Wiedersehen und Abschied behandelt wird. So hatte auch jetzt Nobody nach dreiwöchentlicher Abwesenheit nicht einmal ein Begrüßungswort, er übersah gleich die ganze Situation.

Das, was wir eine kleine Insel nannten, war der Rücken des Delphins, des Unterseebootes. Eine Luke war geöffnet, etwas entfernt davon stand eine elektrische Lampe, deren Drähte aus der Luke herauskamen, ein Spiel Karten lag da, auf der einen Seite ein sehr großer Haufen Streichhölzer, auf der anderen viel weniger.

»Jungens, um was spielt ihr denn eigentlich Sechszwanzig?« war also des zurückgekommenen Nobodys erste Frage.

Die beiden Matrosen wurden sehr verlegen; der Nasenkönig ließ gleich seinen Elefantenrüssel und die Elefantenohren hängen.

»Na, um Strichbolzen.«

»Ja ja, nee nee, um Rietstücke.«

»Ich hörte euch doch von Nonnen sprechen. Na, heraus mit der Wahrheit!«

Die Matrosen rafften sich auf. Schlimm konnte es ja nicht werden.

»Jeder Streichbolzen ist eine Nonne.«

»Was für eine Nonne?«

»Nun oben die, wo wir durch den Schacht hinaufklettern wollen.«

»Um die spielt ihr?«

»Ja ja, nee nee, um irgendwas muß man doch spielen.«

»Ich hatte schon einmal bald alle zweihundert gewonnen.«

»Ich hatte auch schon einmal hundert; aber da hatten wir drum geknobelt, das kann ich besser als Sechsendsechzig.«

Nobody brauchte nicht mehr zu fragen. Die beiden Matrosen spielten und knobelten also oben die zweihundert schwarzen Nonnen des Klosters von Zanambasa aus!!

Nun, es waren eben Matrosen. Gott wußte, wie es in deren Köpfen aussah! Und man konnte ihnen nicht verdenken, wenn sie sich in ihrer Weise amüsierten, ihre Phantasie zu beschäftigen suchten.

Drei Wochen war Nobody an der Erdoberfläche gewesen, und drei Wochen hatten die beiden Matrosen mit dem Delphin ganz allein hier unten gelegen, auf die Rückkehr des Masters harrend. Zum Glück waren die unzertrennlichen Freunde eben ganz besonders veranlagte Naturen, im Innern des Delphins hatten sie sich schon früher an die Einsamkeit gewöhnt.

»Es ist gut, Jungens. Betreffs der ausgeknobelten schwarzen Nonnen dürftet ihr euch freilich etwas täuschen. Wißt ihr, wie weit die Wetterhexe mit ihrer Arbeit ist?«

»Ja. Gestern besuchte uns der Käpt'n in einem Boote. In dem Schachte von dem Nonnenkloster sind die Stäbe schon

drin, soweit, daß Ihr schon hinaufklettern könnt, und der andere Schacht wird in Angriff genommen.«

»Vortrefflich. Dann wollen wir sofort . . . «

»Herrjeh, Master, was guckt denn aus Eurem Buckel für ein Kindskopf heraus?«

Sie hatten erst jetzt das Bündel mit dem Jungen auf Nobodys Rücken entdeckt, und gleich darauf reckte Zwergnase seinen Elefantenrüssel in den Schacht hinein und schnüffelte.

»Hier rückt dar ja bannig nach Hoornoodeln,« meinte er.

Er hatte auch ganz recht gerochen, jetzt erst kam die Negerin zum Vorschein, die sich zuletzt in der vorgeschriebenen Weise etwas ausgeruht hatte, und wir haben Jochen Puttfarkens feine Nase in dergleichen Dingen schon kennen gelernt.

Mutter und Kinder wurden in dem Delphin untergebracht, er setzte sich in Bewegung, und er hatte von seinen früheren Funktionen nichts eingebüßt.

Nach einer Stunde Fahrt schimmerte ihnen ein blendendweißes Licht entgegen, das von einem dunklen Koloß ausging – die Wetterhexe!

Daß der unterirdische Fluß überall breit und tief und die Decke hoch genug war, um das ganze Torpedoschiff aufzunehmen, wozu nur nötig war, daß ihr Signalmast umgelegt wurde, war schon früher erwähnt worden, und diesmal hatte sie von dieser Möglichkeit Gebrauch gemacht, war unter der Erde bis in den Mittelpunkt Abessiniens vorgedrungen.

Wir überspringen die freudige Begrüßung, die dem wiederkehrenden Nobody von allen Seiten zuteil ward, und

wenden uns der Arbeit zu, der die Mannschaft der Wetterhexe oblag, wie auch Nobody dieser Arbeit sofort seine ganze Aufmerksamkeit schenkte.

Zuvor aber wollen wir noch eine kleine Abschweifung machen.

Die Abessinier, durch das Eindringen der Udlindschis gewarnt, hatten also alle ihnen bekannten Schächte nach Leitern untersucht, diese herausgezogen, und so fest waren sie nun der Ueberzeugung, daß jetzt kein Mensch mehr von unten herauf die Schächte erklimmen könne, daß sie die heiligen Abbans oder gewölbeähnlichen Kirchen, wo sich solche über den Schächten befanden, gleich wieder zumauerten, also auch nicht mehr in den Schacht hineinblicken konnten.

Eigentlich war das doch ein großer Leichtsinns. Es gibt doch kaum etwas Unersteigbares.

Hier kommt eben die ganze Entwicklung der Aethiopier in Betracht, besonders in technischer Hinsicht, man kann auch in der Baukunst sagen.

Während die alten Aegypter in der Baukunst das Höchste geleistet haben, was man, der ungeheuren Masse nach, überhaupt kennt – man denke aber auch an die gebrannten Steine, die sie schon vor Tausenden von Jahren zu fertigen verstanden – hat das so nahe benachbarte Abessinien von jeher in der Baukunst auf der allerniedrigsten Stufe gestanden.

In Abessinien kennt man gar kein Bauwerk von Bedeutung. Nur selten sieht man einmal ein Haus, das aus Steinen ausgeführt ist, und dann sind die Steine ohne Mörtel nur lose übereinandergeschichtet, sonst allüberall Lehmwände. Selbst der Negus bewohnt in seiner Residenz Lehmhütten, mögen die auch noch so riesenhafte Dimensionen haben.

Fällt einmal so ein Lehmhaus ein, ist schnell wieder eins zusammengeklitscht.

Diese Unkenntnis aller Baukunst und besonders des Bearbeitens von Steinen mag eben mit jenem Kultus zusammenhängen, welcher verbietet, in einen Felsen auch nur Treppen einzuhaueu, um einem einbrechenden Feinde das Ersteigen unmöglich zu machen – und so ist im Laufe der Jahrhunderte der bautechnische Sinn vollkommen abhanden gekommen.

Hinwiederum liefert Abessinien ausgezeichnete Schmiedearbeiten, während die alten Aegypter ihre Waffen stets von auswärts bezogen haben.

Und wenn man für dergleichen ein offenes Auge hat, wird man überall dasselbe finden.

Der Türke ist ein äußerst geschickter Goldarbeiter, doch von dem Bearbeiten des Eisens versteht er gar nichts. Zwei zusammengenietete Eisenplatten, mit versenkten Nietten, ist für jeden türkischen Schlosser, der nicht gerade in einer türkischen Industriestadt unter deutschen oder englischen Werkmeistern gearbeitet hat, ein Buch mit sieben Siegeln. Wie die Nietten da hineingekommen sind, daß sie die Platten zusammenhalten, das ist ihm ein Rätsel.

Wieso das für ihn ein Rätsel ist, das ist allerdings nicht so leicht zu verstehen für den, dem das eben kein Rätsel, sondern etwas ganz Selbstverständliches ist.

Aber wir brauchen gar nicht so weit in die Ferne zu schweifen, um ganz Aehnliches zu finden.

Wenn in einem deutschen Hause etwas an der Petroleumlampe zerbricht, oben an dem Ring, auf den die Glocke gesetzt wird, eine Lötstelle, so wird die Lampe natürlich zum Klempner gebracht.

Einem Engländer kommt das für uns Selbstverständliche so vor, als wenn man, um zwei Stückchen Papier zusammenzukleben, stets erst zum Buchbinder laufen wollte. Denn wie bei uns Hammer, Zange und Schere, so gehörten zu jeder englischen Wohnung auch der Lötkolben, Lötwater und Zinn, jede englische Hausfrau und jedes englische Dienstmädchen kann mit dem Lötkolben umgehen, das lernt man dort schon spielend als Kind.

Dem deutschen Knaben ist das liebste Handwerkszeug wohl die Laubsäge, mit dem er Garnwickel, Uhrständer und sogar ganze Vogelbauer fertigt. In Holland bekommt der artig gewesene Junge zu Weihnachten eine kleine Drehbank geschenkt, ein kleines, billiges Ding, das am Tisch festgeschraubt wird; aber er drechselt nicht Holz, sondern Knochen, jeder in der Küche und vom Teller abfallende Knochen wird aufgehoben, und der Junge weiß daraus die niedlichsten Nippsachen zu drechselt.

Und so ist es überall in der Welt. Hier eine Fertigkeit, die dort gänzlich fehlt, und dort wieder eine ganz andere.

Den Abessiniern geht also der Sinn für alles Bautechnische vollkommen ab. Die ersten Menschen, welche auf die Tafelberge hinaufgekommen waren, mußten unbedingt Flügel besessen haben, und so hielten sie es jetzt auch für ganz ausgeschlossen, daß jemals ein Mensch solch einen Schacht hinaufklettern konnte, nachdem man die Leiter herausgenommen hatte.

Nun, auf der Wetterhexe dachte man hierüber anders.

Sie lag unter einem Schachte, in den der wiederaufgerichtete Signalmast hineinragte, eine kurze Rahe konnte auf- und abgezogen werden, auf dieser standen einige Heizer,

gelernte Schlosser, und brachten mit leichter Mühe zwischen den steinernen Wänden vorgerichtete Eisenstangen an. Als der Mast nicht mehr langte, traten die Arbeiter auf die obersten beiden Stangen und setzten über ihren Köpfen neue Stangen ein, und so ging das weiter.

Freilich war eine Höhe von mindestens zweihundert Metern zu überwinden, welche ebensoviele Eisenstangen erfordert hätte, aller zwei Meter je zwei – vorausgesetzt, daß dies nötig gewesen wäre.

Aber es war eben nicht nötig. Nobodys Kunstfertigkeit im Klettern wollte dieses Verfahren bedeutend abkürzen.

Alle diese Schächte waren nämlich unten bedeutend breiter als oben, verengten sich nach oben zu.

Dieser Schacht hier z. B. hatte an der unteren Mündung einen Durchmesser von fast vier Metern, aber schon in einer Höhe von etwa zwanzig Metern betrug der Durchmesser, so weit sich das abschätzen ließ, nur noch zwei Meter, dann schien sich der Schacht viel, viel langsamer zu verengen – und nur bis zu dieser Höhe brauchten die Eisenstangen eingelassen zu werden, dann konnte Nobody aus eigener Kraft weiterklettern, auf jene Manier, die schon früher beschrieben wurde, also indem er sich mit Händen und Füßen oder Knien gegen die Wände stemmte. Allerdings gab es für ihn dann noch immer fast zweihundert Meter zu überwinden, wozu wohl auch seine Kraft kaum ausreichte. Aber diese Höhe konnte wiederum eingeteilt werden. Nobody selbst nahm eine Eisenstange mit – oder es brauchte auch nur ein viel leichteres Rohr zu sein – in einer gewissen Höhe befestigte er dieses zwischen den Wänden, daran einen Strick oder gleich eine Strickleiter, dann wurde, mit einem neuen Eisen versehen, die Klettertour fortgesetzt, und so konnte er die

ganze Höhe in drei bis vier Etappen bewältigen, in höchstens einem Tage, wozu die anderen Arbeiter beim Einsetzen der vielen Stangen ebensoviel Wochen gebraucht hätten, und auf der angebrachten Strickleiter konnte ihm dann auch jeder andere folgen.

Es handelte sich nur noch um eine praktische Eisenstange. Denn diese mußte doch Nobody hüben und drüben in der Wand befestigen, und zwar sehr fest, in Löchern, während er nur an Händen und Füßen gestützt, in der Schwebelage hing.

Wie das zu machen war, dieses Problem hatte Nobody bereits gelöst. Jeder Dampfer besitzt für alle Fälle seine kleine Reparaturwerkstelle mit Schmiede, Schlosserei und allem, so auch die Wetterhexe. Hier hatte Nobody mit eigener Hand als Muster die erste Stange hergestellt, nach welcher dann die gelernten Schlosser ein Dutzend anfertigen sollten.

Die ganze Stange bestand aus zwei Rohren, welche zusammengeschoben werden konnten, zugleich in der Mitte durch eine doppelwindige Schraubenmutter zusammengehalten. Wurde an dieser Mutter mit einem Schlüssel geschraubt, so gingen die beiden Rohre auseinander, ihre spitzen Enden konnten mit außerordentlicher Kraft in den übrigens ziemlich weichen Stein hineingebohrt werden.

Es war eine ebenso einfache wie ingenieure Vorrichtung, die Nobody da zur Erreichung seines Zweckes ausgesonnen und ausgeführt hatte.

Nobody hatte nur noch mit Clarence eine längere Unterredung gehabt, dann suchte er wieder Flederwisch auf, welcher an Deck diese Steinmetzarbeiten leitete, und zwar war dies der Schacht, welcher in das ehemalige Nonnenkloster führte, jetzt die Residenz und Zwingburg des Landesfürsten

und neuen Propheten, also im Zanasee gelegen, unter dessen festem Grund sich die Wetterhexe noch befand.

»In dem Schachte, der in das Nonnenkloster führt, ist die bestimmte Höhe schon erreicht?«

»Mit vierundzwanzig Stangen ebensoviele Meter Höhe, dann hat der Schacht genau noch einen Durchmesser von 180 Zentimetern.«

»Das genügt, um mich festklemmen zu können. Wieviele Schraubenstangen sind fertig?«

»Heute vormittag, als ich nachfragte, waren es fünf.«

»Wo sind diese?«

»In der Schlosserei.«

»Gut. Ich fahre mit dem Delphin sofort hin und unternehme den Aufstieg.«

»Alfred,« sagte da Flederwisch in bittendem Tone, »Um Gottes willen – ich kenne diese deine Kletterkunst – aber sieh dich vor – wenn du . . . «

»Gemacht muß es doch werden, so oder so, und das Risiko ist gar nicht so groß.«

Nobody wollte sich nach der ziemlich tief unten im Schiff liegenden Schlosserei begeben, mußte hierzu mehrere andere Räume passieren, welche meistens elektrisch erleuchtet waren.

So öffnete er auch die Schiebetür zu einem Proviantraum, helles Licht strahlte ihm entgegen, und . . .

Bestürzt, fassungslos stand Nobody da.

Er hatte beim Betreten der Wetterhexe gefragt, ob alles wohl an Bord sei; die bejahende Antwort hatte ihm genügt, er hatte sich nicht darüber gewundert, daß er Mister Mojan und dessen Frau während dieser Stunde gar nicht zu sehen bekommen hatte. Die gingen eben ihre eigenen Wege,

schiefen vielleicht gerade in ihrer Kabine, wenn sie nicht wieder einmal beim dritten bis sechsten Frühstück saßen.

Und da sah er plötzlich in diesem Proviantraum Mister Cerberus Mojan hängen! Faktisch, der sonst so kreuzfidele Yankee mußte lebensüberdrüssig geworden sein, hatte sich aufgehängt! Hatte einen Strick an der Decke befestigt, war auf einen Stuhl gestiegen, hatte den Stuhl mit den Füßen beiseite gestoßen, umgeworfen – und nun hing er da, eine Leiche!!

Freilich lange währte bei Nobody diese Ansicht nicht. Vor allen Dingen gab diese Leiche noch Töne von sich.

»Rrrrrrrrrr,« sagte sie mit einziehendem Atem, und mit ausgestoßenem Atem erklang es in anderem Tone: »kchchchch.«

Also die Leiche schnarchte. Ueberhaupt hatte sich Mister Cerberus Mojan vorsichtigerweise nur unter den Armen aufgehängt, und als er keinen Stuhl mehr unter den Füßen gehabt, war er so in der Schwebeliege hängend eingeschlafen.

Und was für einen seltsamen Strick sich der vorsichtige Selbstmordkandidat ausgesucht hatte! Doch nein, das war ja gar kein Strick, sondern ein . . .

Nobody trat näher. Es war wie ein langes Thermometer, einen halben Meter lang, oben mit einem Hacken an einer Eisenschiene befestigt, unten nur ein kurzer Strick, den sich Mojan also unter die Arme gelegt hatte . . . ach so, das war ja nichts anderes, als eine große Federwaage, und der Weiser zeigte 216 Pfund an, was bei dem Dickwanst so ziemlich stimmen konnte.

»He, Mojan, was machen Sie denn da wieder für Kunststückchen?!«

»Rrrrrrrrr – – kchchchchch.«

»Na, nun wachen Sie mal auf!«

»Rrrrrrrr – – kchchchch.«

»Ist es denn menschenmöglich, daß jemand in dieser hängenden Lage wirklich schlafen kann!? He, Mojan!!«

Und jetzt fing Nobody an, den kleinen Dicken zu rütteln und zu schaukeln.

Endlich blinzelte der aufgehängene Schläfer etwas mit den Augen.

»Welche Zeit ist es denn? Ach, ich will noch nicht aufstee-  
eehn,« erklang es in schläfrigstem Tone.

»Sie denken wohl, Sie liegen in Ihrer Koje?« lachte Nobody. »Wachen Sie auf, wachen Sie auf!«

Jetzt wurde der hin und her geschaukelte Schläfer aber eklig!

»Gehen Sie weg, oder ich trete Sie in den Bauch!! There-  
se, Therese, wo bist du denn . . . «

Suchend griffen die Hände in der Luft herum, und weil sie weder Therese fanden noch die Kojenwand, schlug der Schläfer endlich die Augen voll auf, das Bewußtsein kehrte wieder zurück.

»Wo bin ich denn? Ach so, ich bin wohl ein bißchen eingedusselt. Sie hier, Nobody? Wieder zurück? Geben Sie mal den Stuhl her, daß ich herunter kann. Au, meine Arme!«

Mit Hilfe des Stuhles hatte er den Boden wiedergewonnen.

»Was wollten Sie denn nur machen? Sich aufhängen? Als Sie die Schlinge um den Hals hatten, bekamen Sie wohl keine Luft, und da haben Sie die Schlinge lieber unter den Armen befestigt, was?«

»Aufhängen? Ich? Mich? Nee, nee, Nobody, das machen wir nicht. Eine Wurscht habe ich hier gegessen.«

»Eine Wurst?«

»Jawohl, eine Wurscht.«

»Und da haben Sie sich dann zur besseren Verdauung dieser Wurst aufgehängt und sind eingeschlafen?«

»Zur besseren Verdauung? Nee. Wiegen wollte ich mich, wieviel ich zugenommen habe. Na?«

Der Zeiger der Federwage wurde an der tiefsten Stelle stets arretiert, blieb von selbst stehen, bis er durch einen Druck wieder befreit wurde.

»Zwei Pfund dreißig Gramm zugenommen – ja, das kann stimmen. Und eingeschlafen bin ich, das stimmt auch. Wie ich nämlich dahing und meine angezogenen Beine wieder herablassen wollte, warf ich den Stuhl dabei um, und nun hing ich doch da und konnte nicht wieder herunter. Meine Frau war ja auch da, aber die war schon eingeschlafen, und nun konnte ich brüllen, wie ich wollte – Therese, Theröööööse!!! – wenn die einmal schläft, die hört nischt – na, und da bin ich dann auch so eingedusselt. Welche Zeit ist es denn? Gleich zwei. Da hab ich so gute drei Stunden geschlafen.«

»In dieser hängenden Lage? Es ist doch nicht möglich?!«

»Warum denn nicht? Es blieb mir ja auch gar nichts anderes übrig. Niemand hörte mein Schreien, und meine Frau erst recht nicht.«

»Ihre Frau?«

»Na ja, die war auch mit in die Proviantkammer gegangen, hatte ein Stück Schinken gegessen, und da ist sie eben eingedusselt, und die hört nichts, wenn sie schläft, der können sie mit einer Festungskanone direkt ins Ohr hineinschießen.«

»Ja, aber Ihre Frau muß doch wieder erwacht sein und Sie da haben hängen sehen, ehe sie diesen Raum wieder verließ.«

»Wie so denn? Dort liegt sie doch noch.«

Nobody drehte sich um – wahrhaftig da lag sie, die Mistreß Therese Mojan verwitwete Hackerle, aus einem Zuckersack in ihrer ganzen Körperfülle und ... blies Suppe.

Das heißt, sie schnarchte. Nun ist aber zwischen Schnarchen und Schnarchen doch ein gewaltiger Unterschied. Ein Unterschied, wie zwischen einem Klaviervirtuosen, der eine Rhapsodie herunterrast oder aber dem Klimperkasten die sanftesten Melodien ablockt, und einem ganz unmusikalischen Möbeltransporteur, der sich aus Versehen einmal auf die Klaviertasten setzt und dadurch das besaitete Instrument ebenfalls zum Ertönen bringt.

Die Hauptkategorie der Schnarcher bilden die Säger. Ja, aber was für Holz die nun sägen! Es kann festes Eichenholz sein, oder zartes Lindenholz, Erlenholz – – man unterscheidet auch Fichten-, Tannen- und Kiefernholzsäger. Natürlich gehört zu dieser Unterscheidung ein sehr musikalisches Ohr, da muß man sich überhaupt auf das Studium des Schnarchens speziell gelegt haben.

Eine Spezialität der Holzsäger bilden diejenigen, welche sich ausschließlich mit dem Durchsägen von Astknorren beschäftigen.

Eine Unterabteilung der großen Klasse der Säger sind die Raspler. Doch nun kommt es wieder darauf an, ob sie Holz raspeln, oder Eisen, oder Messing oder ein anderes Metall, und das feine Ohr des Studierenden unterscheidet wiederum zwischen Strohfeile, Schruppfeile und Schlichtfeile.

Eine große Klasse für sich im Reiche der Schnarcher ist die der Fieber. Die fieben eben, damit ist alles gesagt. Wer gar nicht weiß, was fieben ist, dem sei nur noch gesagt, daß ›fieben‹ dasjenige ist, was eine Klarinette tut, die beständig überschnappt. Deutlicher kann es nicht ausgedrückt werden.

Dann kommen die Bläser daran, eine ganz selbständige Klasse von Schnarchern für sich, durchaus originell, *copyright*.

Ihr Schnarchen ist eigentlich gar kein Schnarchen, sondern mehr ein – ein . . . eine melodiose Idylle im Reiche der Tonkunst.

Sie ziehen den Atem entweder durch die Nase ein oder durch den nur ganz wenig geöffneten Mund, in letzterem Falle wird der Mund gleich wieder ganz fest geschlossen, der ausgestoßene Atem schnellt die Lippen vor, und dabei sagen sie pi, oder pu, oder pö. Der Vokal muß aber ganz kurz ausgesprochen werden.

Die ersteren nennt man Kaffeebläser, die mit dem pu führen einen Namen, der hier lieber nicht wiedergegeben werden soll, und die mit dem pö, das sind die Suppenbläser.

Frau Therese Mojan verwitwete Hackerle war eine ausgesprochene Suppenbläserin. Sie atmete mit etwas geöffnetem Munde ein, wobei sie leise zischte, dann wurden die Lippen gespitzt, um ein energisches ›pö‹ zu blasen.

»Fffff – pö! Fffff – pö! Fffff – pö!«

»Frau Mojan!!«

»Fffff – pö! Fffff – pö!«

»Die kriegen Sie nicht wach,« sagte Cerberus Mojan.

»Na, das wäre doch . . . «

Und Nobody begann zu rütteln und zu schütteln.

»Fffff – pö! Fffff – pö! Fffff – pö!«

»Nee, nee. Wenn Sie die wach kriegen, sollen Sie von mir gleich hundert Dollar haben. Stechen oder mit der Zigarre brennen dürfen Sie se natürlich nicht, aber sonst – auf den Kopf stellen, einen Eimer kaltes Wasser – nützt alles nischt, die wach nicht eher auf, als bis sie ausgeschlafen hat. Ich glaube, die könnte man eine Viertelstunde unter Wasser tischen – das störte sie auch nicht.«

Nobody betrachtete sich dieses Phänomen von einem gesunden Schlafe. Und Mistreß Therese Mojan verwitwete Hackerle blies ruhig ihre heiße Suppe weiter.

»Fffff – pö! Fffff – pö!«

»Es gibt nur ein Mittel, um sie sofort zum Erwachen zu bringen,« nahm der Ehegatte wieder das Wort, ließ aber die weitere Erklärung gleich durch die Tat folgen.

Er schnitt von einer an der Decke hängenden Speckseite einen kleinen Würfel ab, zog eine Streichholzschachtel hervor, riß ein Hölzchen an und hielt die Flamme unter den auf sein Taschenmesser gespießten Speckwürfel.

»Sie müssen nämlich wissen,« fuhr er während dieser Beschäftigung fort, »daß meine jetzige Frau schon einmal verheiratet gewesen ist, nämlich mit Mister Anton Hackerle aus Cincinnati. Waren Sie schon einmal in Cincinnati? Nein? Da müssen Sie einmal hin. Cincinnati ist nämlich die größte Schweinestadt der Welt, da laufen die Schweine frei auf der Straße herum, das Trottoir gehört ihnen – und Mister Anton Hackerle war in Cincinnati der größte Schweinezüchter und daher auch der größte Schweinezüchter der Welt. Allein für Chicago hatte er jährlich . . . «

»Sechzigtausend Schweine zu liefern,« ergänzte Nobody; »aber, das war nur so ein kleiner Kontrakt, sonst hatte er noch ... «

»I, woher wissen Sie denn das alles?!« unterbrach Mojan ihn mit weitaufgerissenen Augen.

»Das erzählen Sie mir nun gerade zum dritten Male.«

»So? Ist mir nicht bewußt. Uebrigens ist diese Geschichte so lehrreich, daß Sie dieselbe ruhig noch einige Male anhören können. So, der Speck ist knusprig gebraten – wie das appetitlich riecht, was? – nun passen Sie auf, ich halte den gebratenen Speck meiner Frau dicht unter die Nase ... «

Er tat es.

»Fffff – pö! Fffff – pö! Fffff ... « jetzt aber begann ein liebes Lächeln die Lippen der Suppenbläserin zu umspielen – »ffffff – ffffffff – buuunuuuhhh ... «

Und da kam aus dem etwas geöffneten Munde eine sehr dicke und ziemlich lange Zunge heraus, streckte sich tastend nach dem MauseSpeck, leckte daran ...

Nobody machte schnell, daß er hinaus kam. – – –

Eine halbe Stunde später lag der Delphin unter einem anderen Schachte. Ein etwas abgeblendeter Lichtstrahl wurde hineingelenkt, und so weit er reichte, erblickte man kreuz und quer angebrachte Stangen.

Nobody war bereit, die Klettertour zu beginnen.

Doch zunächst ohne seine besondere Schraubenstange und ohne die dünne Strickleiter aus festester Seide; zuerst wollte er die Wände näher untersuchen und die beste Stelle auskundschaften, wo er dann die Schraubenstange anzubringen hatte.

Jochen und Anok waren angestellt, ihm den Lichtstrahl folgen zu lassen, und mit einem Sprunge hing Nobody an

der untersten Stange, gleich darauf stand er auf dieser und auf der benachbarten, schon hing er an der nächsthöheren Stange.

Für einen Reckturner, der sich in jedem Zirkus hätte sehen lassen können, war dieser erste Teil der Wandertour eine Spielerei. Nobody hätte die Doppelstangen gar nicht nötig gehabt, nur die Arbeiter hatten sie haben müssen, um für ihre Füße einen festen Halt zu bekommen.

In fünf Minuten schwebte Nobody vierundzwanzig Meter hoch über dem Delphin; nur eine kurze Rast, auf einer Stange sitzend, und dann sahen die beiden Matrosen, wie er jetzt den zweiten Teil der Klettertour begann, mit Händen und Füßen, den Leib schon gekrümmt, sich gegen die Felswand stemmend, Fuß für Fuß und Hand für Hand vorwärtssetzend.

Höher und höher ging es, den beiden Matrosen stockte der Atem. Es war eben ein Anblick, das Menschlein dort oben in der Schweben so aufwärtskriechen zu sehen, der sich gar nicht beschreiben läßt.

Da ein gellender Schrei des Entsetzens – Nobody war abgestürzt!

So wenigstens hatten Jochen und Anok ganz deutlich gesehen, seine Füße waren plötzlich abgeglitten.

Doch kein Körper kam herabgesaut, auch nicht auf die oberste Stange schlagend. Gelobt sei Gott! Er war nicht abgestürzt!

Dort klebte er noch an der Wand!

Aber woran konnte er sich denn festhalten? Die Wände waren doch ganz glatt.

Und da verschwand Nobody völlig in der Wand.

Er hatte dort oben ein Loch gefunden, welches man von hier unten aus nicht bemerken konnte.

#### IV. DEBORA.

Wir brauchen unserem Helden nicht auf Schritt und Tritt zu folgen. Auch Nobody schildert ja in seinen Tagebüchern oft genug Szenen und Episoden, welche er selbst erst später sich von dritten Personen hat erzählen lassen.

Auf dem Söller des hohen Turmes stand ein schwarzes Weib, eine hohe, starkgebaute, vollbusige Gestalt, umflossen von einer schneeweißen Kutte, als Zeichen der Armut von einem härenen Strick zusammengehalten, während das Kreuz mit dem Heiland auf ihrer Brust von schwerem Golde war.

Auch das Haar dieser Negerin war im Gegensatz zu dem der übrigen afrikanischen Rasse lang und seidenweich, so mußte sie zu der Aristokratie Abessiniens gehören, hervorgegangen aus einer arabischen oder vielleicht auch jüdischen Vermischung mit den Gallas, und daher auch die schönen, edlen, stolzen Züge, die feinen Lippen, wie man sie bei der afrikanischen Rasse sonst eben nirgends findet.

Der Turm, auf dem sie stand, war aus zyklischen Quaderblöcken für die Ewigkeit zusammengesetzt worden, ohne Hilfe von Kalk und Mörtel, dennoch nirgends die geringste Fuge zeigend, und so war auch das mächtige Gebäude beschaffen, auf welchem sich dieser Turm erhob, und ein ganzes Areal von kleineren Häusern, welches dieses Hauptgebäude umgab.

Alles für die Einigkeit berechnet. Und die frühere Behauptung, daß dem Abessinier alle Bautechnik abhanden gekommen ist, wird hierdurch nicht erschüttert.

Wer hatte diese zyklopischen Mauern aufgerichtet? Niemand wußte es. Sie waren! Ueber ihre Entstehung konnte man nur Sagen spinnen. Und der durch Abessinien reisende Europäer wird in dem flachen Lande, wo sich doch die Hauptbevölkerung sammelndrängt, wo auch der Negus mit allen Großen und Reichen wohnt, vergebens nach solch einem festen Bauwerk ausspähen, nur auf Samharras kommen sie vor, und dann auch nur auf den Rassamharras, also auf jenen Tafelbergen, auf denen Fürsten wohnen und Fürstenkinder erzogen werden, und nie wird solch eine natürliche Burg von dem Fuße eines Fremden betreten werden, würde das Plateau doch schon von dem Fuße eines Einheimischen, in dessen Adern aber nicht das edelste Blut fließt, entweiht werden.

Und sollte doch wirklich einmal solch ein massives Gebäude zusammenstürzen, kein Abessinier ist imstande, es wieder aufzubauen. Es fehlt ihm schon die Kenntnis, wie man derartige ungeheuerere Quadersteine aus dem Felsen bricht, oder gar, wie es hier geschehen, aus dem platten Felsplateau heraushebt, wodurch zugleich die Zisternen geschaffen wurden, und er wäre nicht imstande, auch nur drei solcher Riesenblöcke übereinanderzustellen.

Das große, feurige Auge der Rasa-Abbanasa, der Fürstin-Priesterin, schweifte in der Runde, und es erblickte ringsherum um diesen weiten Häuserkomplex wogende Felder und grüne Triften, auf denen Rinder und Schafe weideten; auch ganze Wälder gab es auf diesem meilengroßen Plateau, und das Auge erkannte ferner menschliche Gestalten

in grauen Kutten, welche der landwirtschaftlichen Beschäftigung nachgingen; sie melkten die Kühe, schnitten die Aehren und zogen mit Ochsenpflügen Furchen zur Aufnahme von neuer Saat.

Und weiter schweifte das Auge, es schaute ringsherum einen spiegelnden See, belebt von Segel- und Ruderbooten, aber wie Kinderspielzeuge anzusehen, und wenn das Auge in dieser einsamen Höhe so scharf geworden war wie das der Beduinen und Pampasindianer, von deren Scharfsichtigkeit wir Stadtmenschen uns gar keinen Begriff machen können, so mußte es auch noch die zahlreichen Dörfer erblicken, einen förmlichen Hüttenring, welcher den acht deutsche Quadratmeilen umfassenden See einschloß. Denn die Ufer des Zanasees bilden das fruchtbarste Gebiet von ganz Abessinien, und sein Fischreichtum ist unerschöpflich.

Debora, denn keine andere als die Priorin dieses Nonnenklosters konnte das Weib in der weißen Kutte mit dem goldenen Kreuz sein, wandte sich dem Norden zu.

Hier zeigte sich ein etwas anderes Bild. In nur geringerer Höhe stehend, mußte man glauben, die Insel sei doppelt so lang wie breit, und wenn sich dieses Nonnenkloster auf der südlichen Seite befand, so müsse sie auf der nördlichen zu diesem Kloster ein ganz gleiches Pendant haben.

Denn auch dort ganz der gleiche Häuserkomplex, auf dem Hauptgebäude derselbe hohe, kolossal massive Turm, überhaupt alles mit Absicht ganz übereinstimmend gebaut.

Aber von dieser großen Höhe aus gewahrte man den Riß, der die vermeintlich langgestreckte Insel in zwei Hälften teilte und damit auch die beiden Klöster mit ihrer ganzen Umgebung, und kam man hin, so fand man, daß dieser Riß

über fünfhundert Meter breit war, und unten spülte das Wasser.

Bemerkt sei noch, daß die beiden Klöster nicht in der Mitte jenes Tafelberges lagen, sondern sich ganz bedeutend nähergerückt waren, wenn auch nicht bis dicht an den Rand des Abgrundes.

Deutlich konnten scharfe Augen von hier aus erkennen, was dort drüben vor sich ging.

Während es zwischen den Gebäuden sehr einsam war, herrschte auf dem übrigen Plateau ebenfalls ein reges landwirtschaftliches Leben, und am regsten ging es am südlichen Rande zu, also an dem schluchtähnlichen Kanal, aber doch noch etwas auf der östlichen Seite.

Dort hatten sich viele Männer zusammengedrängt, oder liefen wie Ameisen hin und her. Aber auch weibliche Gestalten konnte man deutlich unterscheiden.

Wie kamen Frauen auf den geheiligten Zanambas, den Hochsitz der Kirche, der von keinem weiblichen Fuße entweiht werden durfte?

Nun, die Zeiten hatten sich eben inzwischen geändert.

Doch was machte die emsige Menschenmenge dort? Es schien dort in dem Plateau ein großes Loch zu sein, von allen Seiten verschwanden die Menschlein darin und kletterten wieder heraus, immer hin und her.

Versetzen wir uns einmal auf dieses zweite Plateau, so sehen wir, daß es tatsächlich ein langgestrecktes Loch ist, welches die weichhaarigen Abessinier und die wollköpfigen Gallas – Welch letztere ebenfalls hier oben gar keinen Zutritt haben dürften – in das Plateau hineingearbeitet haben.

Es ist mehr ein Tunnel, ein künstlicher Schacht, der getrieben wird. Nach der Mitte des Plateaus zu zeigt er Stufen, so

breit wie der ganze Tunnel, etwa vier Meter, und dann läuft er als Gang nach der Meerseite, die schon durchbrochen ist.

Es wird also ganz einfach eine Treppe gebrochen, und aus der Länge des Schachtes kann auch ein Unkundiger berechnen, daß sie bis an das Wasser hinabführen soll.

Wie ungeschickt die starken Männer mit Meißel und Brechstange arbeiten, wie unbehilflich sie sich schon anstellen, um nur die Felsblöcke fortzurollen! Jeder Steinmetzlehrling würde mit Verachtung auf sie herabblicken, in einem europäischen Steinbruche würden sie nicht einmal ihr trockenes Brot verdienen.

Merkwürdig ist, daß so selten einer einmal, um hinauf auf das Plateau zu kommen, die schon vorhandenen Stufen benutzt. Allerdings sind diese sehr uneben, zackig, ausgebrochen, unterbrochen – an einen primitiven Gebirgspfad erinnernd – zu ersteigen sind sie schließlich doch. Die schwarzen und braunen Arbeiter aber ziehen durchweg Strickleitern vor, die sie hinabgelassen haben, da klettern sie wie die Eichhörnchen auf und ab, und zwar gehört dazu eine ganz gewisse Fertigkeit; denn ein anderer, der dies nicht kann, würde sich gleich beim ersten Male die Handrücken oder Finger an der Wand, an der die Strickleiter ganz dicht hängt, blutig scheuern, während diese Leute hier das durch einen eigentümlichen Griff und durch ein noch eigentümlicheres Setzen der Füße an die biegsamen Sprossen, wobei sie nämlich die Strickleiter zugleich mit den Zehen etwas von der Wand abdrücken, zu verhindern wissen. Es sind eben Abessinier, die selbst in mehrstöckigen Häusern keine Treppen, sondern nur Leitern kennen, mehr noch aus Stricken als aus Holz oder gar Metall, die statt eines Spazierstockes immer eine dünne Strickleiter mit sich führen.

Vier Monate waren sie schon mit dieser Arbeit beschäftigt und kaum fünfundzwanzig Meter hinabgekommen. Da nun die Höhe des Tafelberges mindestens hundert Meter betrug, so hatten sie noch mindestens ein Jahr daran zu arbeiten, ehe sie das Wasser erreichten.

Dabei sprengten sie mit Pulver. Auch vermehrte sich mit der Zunahme der Tiefe die Arbeit nicht. Denn es sollte eine Freitreppe werden, und die großen Felsblöcke wie der Schutt wurden immer nur an das Ende des Schachtes gebracht und dort einfach in den See hinabgeworfen, dessen Tiefe an jener Stelle groß genug war, um den ganzen Schutt aufzunehmen.

Diese Berechnung hätte freilich kein einziger Abessinier anstellen können, und ebenso mußte ihnen die Kunst des Sprengens erst ein Fremder beigebracht haben.

Diese ›Kunst‹ war aber auch danach!

»Moskeeehh, moskeeehh!!!« riefen die Werkmeister, und alles floh den Strickleitern zu, diesmal wurde auch die Treppe mehr benutzt; denn jetzt hieß es, dem Tode zu entkommen.

Noch war die Hälfte der Arbeiter im Schacht – da ein furchtbarer Knall, ein Regen von Felsblöcken und kleineren Steinen – und gegen zwanzig Menschen wälzten sich blutend und stöhnend am Boden, andere lagen sofort stumm da, mit abgerissenen Gliedmaßen.

Wieder einmal war eine Sprengmine zu zeitig explodiert.

Schadete nichts, im Reiche Godscham fanden sich noch genug Arbeitswillige, sie brauchten gar nicht zu der gefährlichen Arbeit kommandiert zu werden.

»Allah el Allah, e Analcagna el ra Allah – der Prophet will es!!«

Auch jenseits der Wasserscheide, auf dem anderen Tafelberge, waren der Knall und das ihm folgende Schmerzengeschrei gehört worden, und das einsame Weib auf dem Turmsöller schüttelte drohend die geballte Hand.

»Ich brauche dir nicht zu fluchen, Sohn des Teufels – du bist schon verflucht – und durch die Schändung des heiligen Zanambas bereitest du dir nur deinen eigenen Untergang!«

Nach diesen Worten wandte sie sich und stieg die steinerne Treppe des Turmes hinab. Denn wohl gab es hier Treppen, nur nicht von den jetzigen Bewohnern dieses Landes angefertigt, und außerdem waren es ganz merkwürdige Treppen. Die einzelnen Stufen bestanden aus großen, lose und durchaus nicht regelrecht in Treppenform übereinanderliegenden Quadersteinen, man mußte kreuz und quer springen und beim Aufstieg das Knie manchmal bis zur Brust anziehen.

So erreichte die Priorin den Hof, von dem eine lange, ungedeckte Halle abging. Ein seltsames Schauspiel erwartete sie hier, ihr wohl selbstverständlich, aber ein Fremder, der zum ersten Male hierhergekommen, hätte höchlichst überrascht sein müssen.

Neben dem Turme stand ein Dutzend schwarzer Weiber, durch Tracht und Kreuz ebenfalls als Nonnen gekennzeichnet, und übten sich . . . nicht im Beten oder Kasteien, sondern im Bogenschießen.

In einer Entfernung, die ein geübter Distanzschütze auf sechzig Meter taxierte, war eine hölzerne Scheibe aufgestellt, wie bei uns mit Zentrum und Ringen versehen, und eine Nonne nach der anderen sandte ihren befiederten Pfeil vom Bogen ab, der nach jedem Schuß von einem neben der

Scheibe aufgestellten Weibe, das zugleich durch Armbewegungen die Zahl der Ringe anzeigte, wieder entfernt wurde.

Es waren gewaltige Bogen, welche die schwarzen Weiber handhabten, und wie sie damit umgingen, wie sie den nicht minder gewaltigen Pfeil auflegten, schon daraus war zu erkennen, daß sie nicht Neulinge in dieser kriegerischen Kunst sein konnten, vielmehr von Jugend an darin geübt sein mußten.

Und dem war auch so. Diese abessinischen Nonnen waren verpflichtet, alle in Abessinien üblichen Waffen handhaben zu können, das war sogar ein Kultus, und zwar ein religiöser Kultus!

Ist das Waffenhandwerk mit der Religion etwa unvereinbar? Wenn sich zwei europäische Mächte feindlich gegenüberstehen, so wird hüben und drüben in der Landeskirche um den ›gerechten‹ Sieg gebeten. Also nehmen die Geistlichen überhaupt schon Teil am Kriege. Und nicht selten sind die Beispiele, wo die Priester den Kämpfenden in der Schlacht vorangegangen sind. Man denke nur an die Schweizer.

Wollten Weiber eine heilige Samharra allein innehaben, so mußten sie diese auch gegen einen eindringenden Feind, der das Vaterland bedroht, zu verteidigen wissen!

Die schmale Halle war noch viel, viel länger als nur sechzig Meter. Marken bewiesen, daß die Scheibe manchmal auch noch viel weiter ausgesteckt wurde, wohl bis zu hundertfünfzig Meter, und die Pfeile wurden mit solch einer Kraft abgeschossen, daß sie wohl auch solch eine Entfernung erreichten, ohne sich in der Flugbahn merklich zu senken.

Aber sechzig Meter will für Pfeil und Bogen doch schon etwas heißen. Sie schossen gut, diese schwarzen Amazonen, indes schien das sehr kleine Zentrum noch keine Verletzung aufzuweisen. Bei freihändigem Büchschießen, mit den modernsten Gewehren, in den Händen der besten Schützen, wäre es wohl nicht viel anders gewesen – höchstens Zufall, weiter nichts.

Einige Minuten des Beobachtens, dann nahm die fürstliche Priorin stumm einem Weibe den Bogen aus der Hand, ließ die Sehne prüfend schnellen, spannte sie ein wenig lockerer, entnahm einem Köcher drei Pfeile, ordnete sie sorgsam in der linken Hand – im nächsten Moment schnellte der erste Pfeil ab, und als dieser erst die Hälfte der Flugbahn zurückgelegt hatte, folgte der zweite, und als der erste Pfeil klappend aufschlug, mitten ins Zentrum hinein, schwirrte schon der dritte Pfeil von der Sehne ab – und der zweite hatte den ersten gespalten und der dritte den zweiten.

Schweigend gab Debora den Bogen zurück, schweigend wandte sie sich und ging, gefolgt von bewunderndem Schweigen. Sie hatte bewiesen, daß sie eine wirkliche Fürstin-Priesterin war, berechtigt, diesen Samharra zu befehligen!

Ihr Ziel war die erste Etage des an den maurischen Stil erinnernden Hauptgebäudes. Vom Hofe aus führte eine steinerne Treppe hinauf, weniger plump aussehend als die des Turmes; aber die Aethiopierin benutzte nicht sie, sondern eine nicht weit davon entfernte hölzerne Leiter.

Ohne die Hände zu benutzen erstieg sie dieselbe, mit elastischem Schritte, mit einer Schnelligkeit und Sicherheit, um die jeder Feuerwehmann und wohl auch mancher Akrobat und Seiltänzer sie beneidet hätte.

Die Leiter endigte oben an einer türähnlichen Oeffnung – man muß eben an ein maurisches Bauwerk denken – und Debora befand sich in einem Korridore, von dem viele Türen abgingen, eiserne, mit Schlössern versehen, und diese vorzügliche Schmiedearbeit, sogar künstlerisch, war durchweg abessinische neuerer Zeit.

Vor einer der letzten Türen stand eine Nonne, auf der Brust das Kreuz des Friedens und im Gürtelstrick das Zeichen des Krieges, einen langen, entblößten Dolch. Ferner hing noch ein Schlüsselbund daran.

»Schließe auf, Rachel!«

Es geschah, und die Priorin betrat einen kleinen, leeren Raum. Als sich die Tür hinter ihr wieder geschlossen hatte, umgab undurchdringliche Finsternis sie.

Aber der enge Vorraum hatte noch eine zweite, kleinere Tür gehabt, Debora tastete, schob einen Riegel zurück, und helles Licht flutete ihr entgegen.

Dieses weit größere Gemach war reichlich mit Bastmatten ausgestattet, auch die nackten Steinwände mit solchen verkleidet. Einen Luxus wie Teppiche und Kissen kannten diese Nonnen, welche es mit der Weltentsagung noch ernst nahmen, nicht, und außer niedrigen Tischchen besitzt der Abessinier überhaupt keine Möbel.

An dem niedrigen, stark vergitterten Fenster kauerte ein junges, schwarzes Weib – die Fadinah Theodora.

An der hinter sich offen gelassenen Tür blieb die Priorin stehen und betrachtete lange Zeit mit auf der Brust verschränkten Armen die Landesfürstin, die hier doch offenbar gefangengehalten wurde, und diese blickte beharrlich zu dem Fenster hinaus, von dem aus sie ein Stückchen unfruchtbares Land und dann weiter in der Tiefe nichts weiter

als den blauen Spiegel des Sees mit einigen Booten sehen konnte.

»Theodora.«

Sanft war es gesagt worden, doch keine Antwort, kein Blick.

»Unglückliche! Verblendete!«

Da schnellte die Fürstin auf, die noch seidene Gewänder trug, mit lodernden Augen sah sie die Priorin an.

»Und wer ist es, der mich unglücklich gemacht hat?!«

»Nur der, welcher dich verblendet hat.«

»Nein – du, du allein!!«

Und plötzlich wich das lodernde Feuer in den Augen einem flehenden Ausdrucke, und flehend lag sie auf den Knien, flehend streckte sie die gefalteten Hände empor, und flehend erklang es:

»Debora – als du dich noch Ulanda nanntest, da waren wir im Hause meines Vaters die unzertrennlichsten Freundinnen – und wir sahen uns auch später noch als treue Freundinnen wieder – du besuchtest mich, und ich besuchte dich – – Ulanda, gib mir meine Freiheit wieder – laß mich zu ihm, zu ihm!!!«

Herzzerreißend hatte es geklungen. Doch ungerührt und dennoch mitleidig blickte die Priorin auf die Kniende herab.

»Theodora, du bist verzaubert,« sagte sie kopfschüttelnd.

»Laß mich zu ihm, laß mich zu ihm!!« flehte sie weiter.

»Nein!« erklang es jetzt bestimmt. »Du bist deiner Sinne nicht mächtig – du bist verzaubert.«

»Ja, durch Liebe.«

»Durch einen Teufel, der es wagt, sich als einen Gesandten Gottes auszugeben – bis er seinen Frevel büßen wird.«

»Ich liebe ihn.«

»Den Teufel?«

»Ja, ja!«

»Dies eben beweist, daß du wirklich unter einem bösen Zauber stehst. Dieser Teufel selbst hat dich bezaubert.«

»Ich liebe ihn,« erklang es immer wieder, und es war auch die einzig richtige Antwort eines Weibes.

»Und glaubst du denn etwa, daß dieser Teufel dich liebt?«

»Ich liebe ihn, ich, ich liebe ihn!«

»Es kam ihm nur darauf an, deine Hand und deine Vollmacht zu erlangen, um dann ungestört unsere Heiligtümer schänden zu können, die der Teufel haßt.«

»Ich liebe ihn.«

»Wenn er dich wirklich jemals geliebt hätte, würde er dich dann zu uns gebracht haben?«

»Ich wollte es ja selbst, es sollte doch nur ein vorübergehender Aufenthalt hier sein.«

»Nein, er ist vielmehr ganz damit einverstanden, daß ich dich hier als meine Gefangene behalte.«

»Es ist nicht wahr! Wie kannst du das beweisen?«

»Dadurch, daß er niemals wieder deine Herausgabe verlangt hat.«

»Er hat ja gar keine Gelegenheit, sich mit euch zu verständigen.«

»Doch.«

»Wie denn?«

»Das mußtest du doch selbst wissen, die du so oft hier oben warst. Wir werfen jeden Abend lange Schnüre mit Angeln in den See, am Morgen ziehen wir die gefangenen Fische herauf, und wer uns etwas mitzuteilen hat, der bindet das beschriebene Papyros an eine Angelschnur. Viele Schreiben haben wir unterdessen auf diese Weise bekommen; aber

keines war darunter, in welchem Ansalcagna dich zurückgefordert oder auch nur gefragt hätte, wie du dich befindest.«

»Es ist nicht wahr, es ist nicht wahr, du willst ihn bei mir nur verleumden!«

Die Priorin faßte ihr goldenes Kreuz.

»Bei Allah und seinem gekreuzigten Sohne Esau – ich spreche die Wahrheit!« sagte sie feierlich.

Da schlug die Fadinah die Hände vor das Gesicht, und doch war es immer wieder dasselbe, was sie in leidenschaftlicher Glut hervorjammerte.

»Ich aber liebe ihn – liebe ihn – ach – ach – mein Hirn ist Feuer, und mein Herz ist Glut, und mein Leib verzehrt sich in Sehnsucht – nach ihm, nach ihm!!«

Wiederum blickte die Priorin teilnahmvoll und doch unerschütterlich kopfschüttelnd auf die Kniende herab. Plötzlich griff sie hinter sich und zog die offen gewesene Tür zu.

»Theodora, ich möchte ein Wort mit dir sprechen,« sagte sie in flüsterndem Tone.

Das klang so grundverschieden von vorhin, daß die Unglückliche hoffnungsvoll aufblickte.

»Sprich, sprich!«

»Du bist sein Weib, und ich bin noch immer deine Freundin, und mein geistliches Amt berechtigt mich dazu.«

»Sprich, sprich!« drängte die andere.

»Wie du ihn sahst, wie er dich aus dem Harem des Padschah befreite, das hast du mir schon oft erzählt, und ich, da ich ihn damals noch nicht kannte, ich selbst traute euch. Zwei Tage waret ihr als Mann und Weib zusammen, dann bat er mich, dich bei mir aufzunehmen. Zwei Tage! Theodora, hat dich dieser Mann, dein Gatte, überhaupt schon einmal berührt?«

Wieder schlug sie die Hände vors Gesicht, und immer wieder dasselbe:

»Ich liebe ihn, ich liebe ihn!!«

Das, was die Priorin von ihr wissen wollte, war nicht aus ihr herauszubringen, und dennoch war auch dieses Schweigen oder Ausweichen eine Antwort, und immer stärker wurde ihr Kopfschütteln.

»Seltsam,« murmelte sie, »oder auch nicht seltsam! Er ist eben ein Teufel in Menschengestalt, und auch seine Macht über Menschen ist beschränkt. Ueber eine gewisse Grenze hinaus darf er sich ihnen nicht nähern, nicht einmal seinem eigenen Weibe. Doch was soll ich nun tun, um sie von dem Zauber zu befreien? Ich habe stets ihre Speisen gesegnet, ich habe das Rind, von dessen Fleisch sie essen sollte, vorher erst lange Zeit mit den Blättern des heiligen Brotbaumes und mit seinen Früchten gefüttert, habe erst gestern ein besonders geweihtes Kruzifix zerrieben und das Holzmehl unter ihre Speisen gemischt, habe ...«

Und sie zählte noch einiges andere auf, was sie alles getan hatte, um den Zauber von ihrer Freundin zu bannen. Wie abergläubisch die Abessinier sind, wurde schon früher erwähnt, und betont sei nochmals, daß solcher Aberglaube die wahre Frömmigkeit nicht zu behindern braucht, und um den Beweis dafür zu finden, brauchen wir nicht erst nach Abessinien zu gehen.

»Ja,« fuhr da die Priorin, aus ihren Gedanken erwachend, wieder mit lauter Stimme fort, »wenn du den Mann, der schon einmal unser Land aus der Hand der Feinde gerettet hat, zu deinem Saban erwählt hättest, dann würdest du über dein Reich Segen anstatt Fluch gebracht haben.«

»Welchen Mann meinst du?«

»Frage nicht erst! Den Mann, der sich Nobody nannte. Auch er war ein Zauberer, aber ein guter Zauberer.«

»Ich kenne ihn nicht.«

»Verstelle dich nicht!« zürnte die Priorin abermals. »Du hast sogar dein Wort gebrochen, denn du nanntest diesen Mann schon deinen Saban.«

Die Fadinah blickte auf, unverkennbares Staunen lag in ihren Mienen.

»Von welchem Manne sprichst du denn nur?«

»Von Nobody! Der die Udlindschis auf dem Samharra tötete!«

Die Fadinah preßte ihre Hände gegen die Schläfen, ihre Finger wühlten im Haar.

»Nein – ja – nein – ich kenne diesen Nobody nicht – ich weiß gar nicht, was du eigentlich meinst – – ach, mein Kopf – mein Kopf!!«

Die schwarze Priorin wußte nichts von Hypnotik, aber da sie an Zauberer glaubte, welche andere Menschen durch die Kraft ihres Willens beeinflussen können, so kam sie schließlich zu ganz derselben Erkenntnis der Wahrheit.

»Der böse Zauberer war eben stärker als der gute, er hat ihn aus deinem Herzen vertrieben,« murmelte sie.

Und Theodora legte sich wieder aufs Bitten.

»Gib mir die Freiheit wieder, laß mich zu ihm, laß mich zu ihm!«

»Nein!« erklang es jetzt hart.

»Weshalb denn nicht?«

»Auf daß der Jammer, den du schon durch Erteilung deiner Vollmacht an diesen Teufel über das Land gebracht hast, nicht noch größer wird.«

»So willst du mich ewig hier gefangenhalten?« klagte sie weiter.

»Ja!«

Da plötzlich verstummte das Klagen und Flehen, die Kniende richtete sich auf, wilder Trotz flammte jetzt aus ihren Augen.

»Du hast kein Recht dazu!«

»Sowohl das Recht, dich von einem Zauberer fernzuhalten, wie die Macht, dich hier einzuschließen.«

»Ich werde dennoch zu ihm gelangen, den ich liebe!«

»Sinnst du etwa auf Flucht?«

»Allerdings.«

»Sie dürfte dir schwer gelingen.«

»Das wirst du sehen.«

»So gehab dich wohl, Theodora. Du dauerst mich grenzenlos, aber vorläufig kann ich dir nicht helfen.«

Die Priorin wandte sich, öffnete die Sicherheitstür – da stürzte sich die Fadinah wie eine Pantherin von hinten auf sie, packte sie am Halse, würgte sie . . .

»Und wenn es über deinen Leib gehen sollte . . . !!«

Die Fadinah war ein kraftvolles Weib, aber die kampfgewohnte Priorin, weit größer als jene, war ihr doch noch überlegen; blitzschnell wußte sie die Situation zu verändern, wie eine Schlange wand sie trotz ihrer starken Hüften den geschmeidigen Leib, bis sie die Brust der Gegnerin zugewandt hatte, packte deren Hände bei den Gelenken, der unwiderstehliche Griff zwang zum Loslassen, und mit Riesenkraft ward die Fadinah auf die Matten zurückgeschleudert.

Ruhig aber, als ob nichts geschehen sei, stand Debora da, und ebenso ruhig erklangen ihre Worte:

»Auf diese Weise, Fadinah Theodora, wirst du nichts erreichen. Sinne nicht mehr auf Flucht. Und einen Trost kann ich dir doch geben: ich werde dich dennoch von dem auf dir lastenden Zauber befreien. Hörst du von Zeit zu Zeit einen donnernden Knall? Ansalcagna, alles, was uns heilig ist, verhöhrend, läßt von dem Zanambas eine breite Treppe bis hinab in das Wasser meißeln und sprengen! Fluch ihm! Aber alles Böse muß schließlich doch dem Guten dienen. Der Teufelszauberer verläßt seine Zwingburg niemals, er fürchtet sich vor den Folgen seiner eigenen Taten. Und bisher war er mir unerreichbar; denn auf einer ausgehängten Strickleiter kann man einen Samharra nicht unbemerkt ersteigen, und der einzige Wächter genügt schon, um Hunderte von Menschen, welche den Samharra ersteigen wollen, zu vernichten, er braucht nur das Ende der Strickleiter abzulösen. Aber mit dieser Stufentreppe bereitet dieser Zauberer seinen eigenen Untergang vor. Sobald die letzte Stufe das Wasser berührt, werden wir Zanambasanas hinüberschwimmen, die Schwerter und Kettenpanzer werden uns nicht hindern, so wenig wie alle Männer der Zwingburg; denn Gott ist mit uns – ich werde sie mit meinen Frauen erstürmen – ich werde den falschen Propheten zwingen, daß er die Lügen seiner Lehren öffentlich eingesteht – und wenn er das getan hat, dann werde ich es sein, der ihm den Dolch ins Herz stößt – und wie sein Lebensblut dahinfließt, wird wieder neues, wahres Leben in dein Herz einkehren – dann bist du von dem Zauber befreit!«

Nach diesen mit erhobener Stimme gesprochenen Worten verließ die Priorin das Gemach.

Nach dem zurückgewiesenen Angriff hatte Theodora wie betäubt auf den Matten gelegen, erst bei den letzten Worten

hatte sie sich mit stieren Augen aufgerichtet – da war die Tür schon wieder geschlossen, an das Ohr der Priorin drang nur noch ein gellender Schrei der Verzweiflung.

Mehr noch als die Entziehung der eigenen Freiheit hatte die Ankündigung des Todes ihres Geliebten das Herz der unglücklichen Fürstin getroffen.

Die Priorin achtete nicht darauf, sie schritt an der Wächterin vorbei, nahm diesmal einen anderen Weg und benutzte, um wieder hinabzugelangen, wohl nur deshalb eine Treppe, weil keine Leiter in der Nähe war.

Diese Treppe brachte sie in eine parkähnliche Anlage, die sich dem Hauptgebäude anschloß. Hier war einmal nicht jedes Fleckchen Erde des Plateaus zur Ernährung des Klosters ausgenützt; mit Blumen geschmückte Flächen wechselten mit Waldbeständen ab, alles mächtige Bäume, darunter hauptsächlich die Eibe, ein Nadelbaum, der in vorhistorischer Zeit den hauptsächlichsten Waldbestandteil Europas ausmachte, während er heute nur noch vereinzelt in Gebirgsgegenden Südeuropas vorkommt. Die Natur hat ihn eben auf den Aussterbeetat gesetzt. Aber im gebirgigen Abessinien kommt dieser Baumriese noch sehr häufig vor, und wie schon der prähistorische Mensch, welcher noch mit dem Höhlenbären um die Herrschaft des Waldes rang, das unvergleichlich zähe und elastische Holz zur Herstellung des Bogens benutzte, so auch heute noch der Abessinier.

Hin und wieder zeigte sich in dem Parke eine Rundmauer, von zyklischen Quadern aufgebaut, und aus jeder dieser Ringmauern quoll oben ein grünes Laubwerk hervor, stets einem Baobab angehörend. Alle Brotbäume waren hier mit solchen Mauern umgeben, sie vor jeder menschlichen Berührung noch besonders geschützt, und da diese Mauern

kein Werk der Abessinier sein konnten, mußten die Brotbäume schon bei den früheren, jetzt unbekanntem Bewohnern Abessinians im Rufe der höchsten Heiligkeit gestanden haben.

Aber jede solche Ringmauer enthielt auch eine eiserne Tür, und vor einer blieb die Priorin stehen, brachte unter ihrer Kutte einen sehr großen Schlüssel zum Vorschein und öffnete sie.

Die Ringmauer umschloß einen Riesenbaum, dessen Zweige, an dem seitlichen Wachstum gehindert, sich dicht an die Innenwände der runden Mauer preßten, und so war ein vollständiges Haus entstanden, dessen Dach natürlich das grüne Laubwerk bildete, gestützt von dem moosigen Stamme, der die Hälfte des ganzen Raumes einnahm.

Nur spärliches Licht drang durch die Zweige. Man mußte sich erst an die Dämmerung gewöhnen, ehe man den gekreuzigten Heiland wahrte, der fast in Lebensgröße über einem steinernen Altar an dem Stamme befestigt war, und vor diesem kniete die Priorin nieder.

So lag sie einige Minuten in stillem Gebet.

»Amen,« sagte sie, als sie sich wieder erhob.

»Amen,« wiederholte ein Echo, nur von einer noch tieferen, männlichen Stimme gesprochen.

Einen Augenblick schien die Priorin wie betäubt zu sein, dann heftete sie ihre entsetzten Augen auf den gekreuzigten Christus, und dann fuhr sie herum, und mit dem Rufe: »Ein Udlindschi!« stürzte sie sich wie eine Tigerin auf den fremden Mann, der hinter ihr gestanden hatte.

Unter dem grünen Laubdach wiederholte sich etwas Aehnliches, wie eben vorhin in der Steinkammer, nur daß hier das kraftvolle Weib seinen Meister finden sollte.

Der fremde Mann fing die sich auf ihn Werfende an den Händen, die ihn packen wollten, auf, und schon an diesem Griffe erkannte sie seine Ueberlegenheit; sie riß ihre rechte Hand noch einmal los, und plötzlich funkelte in dieser Hand ein Dolch, und wenn es sich um die Sicherheit des heiligen Zanambasa handelte, durfte auch im Allerheiligsten, in Gegenwart des Predigers der Liebe und Duldung Blut fließen, der Dolch zuckte nach dem Herzen des fremden Eindringlings – da aber ward die Hand nochmals am Gelenk gefangen, diesmal mit solcher Kraft, daß auch dieses starke Weib den Griff nicht ertragen konnte; mit einem leisen Wehruf ließ sie den Dolch fallen, sank gleich in die Knie, und während jetzt ihre beiden Gelenke von der einen Hand mit eisernem Griffe gepackt wurden, spannte sich die andere Hand des Fremden fest um ihre Kehle.

»Still! Ein einziger Laut, und ich muß dich erwürgen! Sonst aber komme ich nicht als dein Feind, sondern als dein Freund, der euch, die ihr gleich mir an Esau Christos als an den eingeborenen Sohn Gottes glaubt, von dem falschen Propheten und seinen Anhängern wieder befreien will. Hast du mich verstanden?«

Die Niedergezwungene nickte. Sie war für die Verhältnisse überhaupt ganz merkwürdig ruhig.

Hatte allein das abgelegte Glaubensbekenntnis dieses Wunder bewirkt, daß sie den fremden Mann nicht wie ein Gespenst anstierte? Vor allen Dingen mußte der Priorin ja völlig unerklärlich sein, wie der Fremde plötzlich hierheraufgekommen war.

Die Hand wurde von ihrer Kehle zurückgezogen.

»Du vertraust mir also?«

»Ja; denn du bist Nobody, der uns schon einmal von den Udlindschis befreite.«

Die Ueberraschung Nobodys, von der Priorin, die ihn wohl schwerlich schon gesehen hatte, gleich erkannt zu werden, war so groß, daß er auch seine andere Hand zurückzog und duldete, daß sich jene wieder erhob.

»Wie? Du kennst mich?«

»Wer anders soll es sein, als Nobody, der die Ulanda Debora wie ein Kind bezwingt – und wer anders als Nobody besitzt unsichtbare Flügel, daß er sich auf diesen unbesteigbaren Tafelberg plötzlich versetzen kann?«

Ruhig hatte sie diese Gegenfrage gestellt und hiermit auch den Grund gegeben, weshalb sie das plötzliche Erscheinen des Fremden so ruhig auffaßte. Das konnte eben nach ihren Begriffen nur Nobody sein, der mit höheren Mächten in Verbindung stand, aber als guter Zauberer; hatte er doch schon einmal das Land von den Udlindschis befreit.

So ganz durfte aber Nobody mit dieser Auffassung nicht einverstanden sein. Er besaß nicht mehr das Mittel, sich wirklich unsichtbar zu machen, falls dies einmal von ihm verlangt würde – und vorausgesetzt, daß er dies wirklich getan hätte. Jedenfalls war es besser, er zerstörte diesen Glauben, sonst hätte er sich einmal in arge Widersprüche verwickeln können.

»Ja, ich bin Nobody; aber du irrst, wenn du mir übernatürliche Eigenschaften beimißt – ich bin ein Mensch wie du.«

»Du besitzt Flügel oder kannst auf andere Weise durch die Luft schweben.«

»Ich kann es nicht.«

»Wie wärest du sonst hierheraufgelangt?«

»Wie erstieg ich denn damals den Rassamharra? Wie waren die Udlindschis hinaufgelangt?«

»Durch einen Schacht. Aber hier ist das nicht mehr möglich, die Leiter ist daraus entfernt worden.«

»Das wäre noch kein Hinderungsgrund, und außerdem existiert zu diesem Tafelberge noch ein anderer Aufstieg, als nur der, den du kennst.«

Jetzt allerdings war die Bestürzung der Priorin groß.

»Noch ein anderer Aufstieg?« stieß sie atemlos hervor.

»Höre mich an, Ulanda Debora!«

Wir lassen die beiden in dem grünen Gewölbe allein. Nobody weihte eben die Priorin in alles ein, wohl schwerlich ohne es an der nötigen Vorsicht fehlen zu lassen.

Nach einer halben Stunde öffnete sich die eiserne Tür der Ringmauer wieder, und nicht die Priorin allein trat heraus, sondern auch Nobody.

Langsam wandelten sie durch den Park dem Hauptgebäude zu. Einige Nonnen in grauer Kutte begegneten ihnen. Mochte ihr Erstaunen, einen fremden Mann zu erblicken, dessen Hiersein sie sich gar nicht erklären konnten, wie überhaupt der heilige Zanambasa ja von gar keinem Männerfuß betreten werden durfte, auch grenzenlos sein – sie hatten kaum einen neugierigen Blick für ihn übrig.

Unbedingter und schweigender Gehorsam gegen das Oberhaupt war die erste Pflicht auch dieser schwarzen Nonnen, und daher hatte die Priorin ihnen gegenüber auch keine Erklärung nötig, jetzt nicht und niemals, wenn sie es nicht wollte.

»So bist du also imstande, sie von dem Zauber zu befreien?«

»Ich kann es, in einem Augenblick.«

»Und dann wirst du deine Rechte an ihr geltend machen?«

»Ich werde es tun.«

Die beiden hatten unterdessen das Ende des Parkes erreicht, hatten schon die eine Front des Hauptgebäudes etwas hinter sich bekommen, welche kaum zweihundert Meter von dem Rande des Plateaus entfernt lag.

Hier blieb die Priorin stehen, sie wurde von einer Empfindung überwältigt, sie streckte beide Arme aus.

»O,« rief sie begeistert, »wenn erst du an der Seite der Fadinah über Godscham herrschen wirst, dann wird alles, alles wieder gut, dann werden auch die ungläub . . . «

Plötzlich brach sie mitten im Worte ab, Nobody sah, wie sich ihre Augen schreckhaft erweiterten, er folgte ihrem Blick – und da sah auch er gerade, wie dort an der weißen Mauer eine menschliche Gestalt herabgesaust kam: sie konnte nur aus dem einzigen Fenster herausgesprungen sein, welches sich dort in der Mauer in Höhe des ersten Stockwerks befand.

Mit dumpfem Aufschlage brach die menschliche Gestalt auf dem felsigen Boden zusammen – doch sofort hatte sie sich wieder aufgerafft, floh mit weiten Sprüngen über das Plateau, dem Rande des Abgrundes zu – und jetzt erkannte man, daß es ein Weib war, in bunte Seidengewänder gehüllt.

»Die Fadinah – haltet sie auf – es ist die Fadinah Theodora!!« kam es gellend von den Lippen der Priorin.

Ja, jetzt hatte auch Nobody die Fliehende erkannt; sie hatte, in der Sorge um das Leben des Geliebten von der Kraft der Verzweiflung beseelt, das Gitter des Fensters zu beseitigen gewußt – und schon hatte sich auch Nobody in einen flüchtigen Hirsch verwandelt.

Doch nur kurz war die Strecke, welche das fliehende Weib noch von dem Abgrund entfernte.

»Halte ein, Theodora, zurück – du stürzest in den . . . «

Da wiederum ein gellender Schrei des Entsetzens aus vielen Kehlen – schon war sie von dem Plateau verschwunden!

Und schon stand Nobody dicht am Rande des Plateaus, dessen Wand jäh mindestens hundert Meter tief in den See abfiel, neben ihm die Priorin, und beide starrten mit entsetzten Augen das Schauspiel an, wie die menschliche Gestalt mit der sich beschleunigenden Geschwindigkeit des fallenden Steines in die Tiefe hinabsauste – und der menschliche Körper war dabei ins Drehen gekommen – er überschlug sich mehrmals in der Luft – und dann tief dort unten ein hohes Aufspritzen des sonst ruhigen Wassers . . .

»Zu spät – zu spät – diesen furchtbaren Sturz erträgt auch kein kunstgerechter Springer!« kam es stöhnend aus Nobodys Munde, und er schlug die Hände vor die Augen.

»Da – da – da!« erklang es neben ihm. »Sie ist wieder aufgetaucht, sie schwimmt!«

Nobody hielt es kaum für nötig, hinzusehen – und dann wollte er es nicht glauben, und er mußte es doch – ein Wunder war geschehen!

Deutlich war dort unten aus dem vom Sonnenglanze übergossenen See alles zu erkennen. Die schwimmende Gestalt, an deren Nacken die bunte Seide schillerte – das konnte nur die Fadinah sein, auch schon an dem langen, schwarzen Haar erkennbar, das sich im Wasser ihr nachzog – und eben dort war sie ja auch im Todessturz verschwunden – und sie hatte ihn ertragen – sie schwamm – und wie sie schwamm! – mit kraftvollen Stößen . . .

»Und dich soll dennoch der Tod ereilen!!«

Die Priorin hatte es gerufen und hatte einer der kriegerischen Nonnen, die auf das allgemeine Geschrei herbeigeeilt war, Bogen und Pfeil aus der Hand gerissen.

Und schon lag der in die Tiefe gerichtete Pfeil zum Absenden auf dem Bogen, als die Priorin von Nobodys kraftvoller Hand hieran gehindert wurde.

»Bist du von Sinnen, Weib?!«

»Nein, oder zweifelst du, daß mein Pfeil die Schwimmende dort unten erreichen wird?«

»Das nicht, aber weshalb willst du sie denn töten?«

»Weshalb, weshalb?« stieß die Priorin hervor, dabei immer mit dem Pilger um den Besitz des Bogens ringend. »Eher töte ich sie, als daß sie sich wieder mit diesem Ansalcagna vereinigen kann! Gib mir den Bogen, oder ich . . . «

»Aber weshalb denn nur? Schadet denn das etwas, wenn sie den Zanambas erreicht? Dem Saban ist es doch ganz gleichgültig, und wir brechen ja seine Macht dennoch, und bedenke doch, was wir alles schon verabredet haben, und willst du denn dies alles durch einen unbedachtsamen Schuß zunichte machen?«

Es war ein Glück, daß Nobody trotz dieses Ringkampfes um den Bogen seine vollkommene Ruhe behielt, und da plötzlich erkannte auch die Priorin die Zwecklosigkeit und Sinnlosigkeit ihres Vorhabens ein, beschämt überließ sie ihm die Waffe.

»Du hast recht, was aber . . . «

Sie wurde von Nobody unterbrochen, der jetzt freilich ebenfalls aus seiner Ruhe fiel, nur aus einem anderen Grunde.

»Ich muß ihr zuvorkommen,« stieß er hastig hervor, »da – ein Segelboot strebt auf sie zu – es wird sie an Bord nehmen

– ich muß eher drüben sein als sie – du weißt, welchen Weg ich nehme – auf Wiedersehen, Debora – denke an unsere Verabredungen . . . «

Und schon eilte Nobody mit weiten Sprüngen in den Park zurück. Die Ringmauer, aus der sie soeben hervorgekommen, war sein Ziel. Diese den Baobab umschließende Mauer war mehr denn vier Meter hoch, aber das konnte für Nobody, der nicht erst den Schlüssel zu der wieder verschlossenen Tür gefordert hatte, kein Hindernis sein; wie eine Katze, die an einer Mauer, deren Rand sie erreichen will, erst noch ein gutes Stück hinaufläuft, schnellte auch Nobody empor, erfaßte den Rand, stand oben darauf, setzte über das grüne Laubdach des Baumes hinweg und war im Innern des hohlen Riesenstammes verschwunden.

Auch hier war eine Leiter aus starkem Kupferdraht angebracht, Nobody stieg nicht, sondern glitt an ihr hinab, ohne daß seine Füße die Sprossen berührten, mit einer solchen Schnelligkeit, daß der eigentümliche Griff des Taschenspieler und Akrobaten dazu nötig war, um sich bei der Reibung nicht die Hände zu verbrennen, es war mehr ein Sturz, der aber im letzten Augenblick noch gebremst werden konnte.

Und dann hatte Nobody Steinboden unter den Füßen, und schnellen Laufes eilte er weiter in die schwärzeste Finsternis hinein, ohne ein Licht nötig zu haben, das ihm gezeigt hätte, wie er sich in einem engen, horizontalen Tunnel befand, und ohne in diesem am Boden eine Oeffnung oder sonst etwas zu fürchten, was seinen Tod bedeuten konnte.

Hierbei muß bemerkt werden, daß es der Zeit nach nicht etwa derselbe Tag mehr war, an welchem Nobody die Abessinierin mit ihren Kindern gefunden und sich von dem deutschen Ehepaar getrennt hatte. Eine Nacht lag schon dazwischen, jetzt war es früher Vormittag.

Nobody hatte also gestern nachmittag, als er den Hauptschacht erklimm, der in der zugemauerten Kirche endigen mußte, einen seitlichen Nebenschacht gefunden.

In diesen war er hineingekrochen, ihn im Lichte seiner Benzinlaterne vorsichtig weiter verfolgend.

Schon nach einer ganz kurzen Strecke war er an einen anderen, nach oben führenden Schacht gekommen, in dem eine kupferne Leiter herabhing. Diese erklimmend, war er in einen hohlen Baobab gekommen, der sich auf dem Tafelberge der Weiber befand, auf den Nobody es überhaupt abgesehen hatte. Dieser Nonnenberg besaß eben zwei solcher geheimer Zugänge, von denen aber nur der eine den Bewohnerinnen bekannt gewesen, und nur aus dem Hauptschachte hatten sie die Leiter entfernt; von der Eigenschaft des Baobabs hatten sie eben noch gar nichts gewußt.

So war Nobody also schon einmal auf Zanambasa gewesen. Er hatte auch bereits dort oben Umschau gehalten, aber es war schon Nacht gewesen; es gelang ihm nicht, die Priorin unter vier Augen zu bekommen, wie es ihm heute gelungen – kurz, das war gestern nur ein provisorisches Auskundschaften gewesen.

Außerdem aber nun war der horizontale Schacht, von dem die Leiter aufwärts in den Baobab des Nonnenklosters geführt hatte, an dieser Stelle noch nicht zu Ende gewesen, und wohin dieser nun weiterführte, dies zu ermitteln, mußte Nobodys nächste Hauptaufgabe sein. Er hatte ja hier ganz

neue unterirdische Wege entdeckt, von denen auch er vorher noch keine Ahnung gehabt hatte.

So kehrte er zunächst zurück, vollständig, bis an jenen Hauptschacht, teilte den unten auf ihn wartenden Matrosen mit, daß er längere Zeit ausbleiben würde und trat abermals denselben Weg an.

Diesmal aber ließ er die Leiter in dem senkrechten Schachte unberücksichtigt, er verfolgte den wagerechten Tunnel weiter, sich immer vor die Füße leuchtend, den Kompaß beobachtend und auch die Schritte zählend – und als er nach einem Kilometer wiederum einen nach oben führenden Schacht fand, der ebenfalls eine kupferne Leiter enthielt, da wußte Nobody auch gleich, wo er sich befand, wohin diese Leiter ihn bringen würde.

Nirgend anders hin, als auf den Zanambas, auf dem sich das heiligste Mönchskloster erhob, welches der Saban von Godscham in seine Residenz und in eine Zwingburg verwandelt hatte!

Das sagten Nobody mit Sicherheit seine ganz genau abgezählten Schritte, deren Weite er kannte, und sein Kompaß!

Hierbei war auch gar nichts Absonderliches. Der unterirdische Fluß mußte sich noch tief, tief unter dem Grunde des Zanambas befinden, und da die Nebenschächte in gar nicht so bedeutender Höhe von dem Hauptschachte abgingen, so befanden sich auch noch diese unterhalb des Seegrundes, über ihnen spülte also das Wasser.

Und die gewarnten Abessinier hatten sich einfach begnügt, die Leitern aus den Hauptschächten herauszuziehen, waren nicht selbst in diese gedrungen, und so hatte sich eben die Existenz dieser Nebenschächte, die an verborgenen Stellen mündeten, ihrer Kenntnis entzogen!

Sofort hatte Nobody den Aufstieg begonnen. Richtig – auch diese Leiter endete im hohlen Stamm eines Baobabs, der ebenfalls ummauert war und auf dem Plateau jenes zweiten im Wasser stehenden Tafelberges sich erhob, der von dem den Nonnen gehörenden nur durch eine breite Schlucht getrennt war.

Wohl hatte Nobody gleich einige Umschau gehalten, doch es war Nacht gewesen, sein Ziel hätte er doch nicht erreichen können, und dann wollte er hauptsächlich erst die Fadinah sprechen, ehe er dem falschen Propheten, seinem alten Freunde aus dem Serail, zu Leibe rückte.

So war Nobody abermals unverrichteter Dinge, aber doch sehr zufrieden mit seinen Entdeckungen, umgekehrt, hatte im Delphin einige Stunden geruht, um heute früh seine erste Wanderung zu wiederholen, die ihn ja auch mit der Priorin auf gütliche Weise in Verbindung gebracht hatte. Nur die Flucht der Fadinah war unerwartet dazwischengekommen, machte durch die ganze Rechnung einen Strich.

Jetzt aber durfte sich Nobody freuen, die vergangene Nacht zu solch genauen Untersuchungen benutzt zu haben. Sonst hätte er nicht wagen dürfen, so schnell durch den finsternen Gang zu eilen.

In kaum fünf Minuten hatte er den Kilometer durchstürmt, nur die linke Hand die glatte Wand entlanggleiten lassend und die andere Hand in die Höhe haltend, und als diese das Ende einer Leiter faßte, wodurch Nobody sofort im Laufe angehalten wurde, war er am Ziele, und nach weiteren fünf Minuten hatte er auch diese Leiter erklommen und steckte mit der nötigen Vorsicht seinen Kopf oben zu dem hohlen Baumstamme heraus.

Wie schon erwähnt, war dieses Kloster der Mönche wie das ganze Plateau des Zanambas genau das Pendant oder Ebenbild des Zanambasa, auf welchem also die Nonnen herrschten – dieselbe Art und Arrangierung der Gebäude, umgeben von demselben Parke, gleichmäßig angelegt bis auf die einzelnen Baobabs.

Und Nobody hatte trotz aller hastigen Eile genau gewußt, was er tat, als er zum Hinüberkommen auf dieses zweite Plateau den unterirdischen Weg gewählt hatte.

So gut die Priorin sonst auch in alle Verhältnisse außerhalb ihres engen Plateaus eingeweiht sein mochte, in einem großen Irrtum befand sie sich dennoch.

Sie hatte zu der Fadinah doch geäußert, der falsche Prophet verlasse seine Zwingburg niemals, weil er die Folgen der von ihm verursachten Religionsstreitigkeiten fürchte – also einfach einen hinterlistigen Dolchstich.

Dem konnte aber doch nicht so sein. Wohl verließ der Italiener den vom Wasser umspülten Tafelberg niemals – aber einfach nur aus dem Grunde nicht, weil er hierzu keine Zeit hatte, er war nur in seine Manuskripte vertieft – und andererseits hingen von dem Plateau überall Strickleitern herab, es wurden ja beständig neue Arbeiter geworben, unter denen sehr leicht ein fanatischer Anhänger des bisherigen Propheten sein konnte, der dem neuen den Tod zgedacht hatte.

Den Vorwurf der Feigheit hätte die Priorin dem jetzigen Saban also nicht machen sollen. Andererseits hatte sie recht: Auf solchen Strickleitern das Plateau zu erklimmen, das würde einer Abteilung dieser Nonnen wohl schwerlich gelingen; ihr Vorhaben wäre natürlich sofort durchschaut worden, und die Priorin wollte den falschen Propheten doch

nicht töten, sondern ihn vor allen Dingen lebendig fangen, damit er seine Lehre widerrufe, sie wollte sich also mit ihren kriegerischen Nonnen des ganzen Plateaus bemächtigen, der Zwingburg des ganzen Landes, von der alles ausging – und das war eben durch Benutzung dieser Strickleitern nicht möglich; deshalb wollte sie auf die Fertigstellung der Treppe warten, worüber freilich noch ein Jahr vergehen konnte. Doch solche Mönche und Nonnen haben hinter ihren Mauern ja das Warten gelernt.

Die Hauptsache also ist, daß des fremden Pilgers plötzliches Hiersein niemanden zu überraschen brauchte. Er hatte eben irgendeine der herabhängenden Strickleitern benutzt, war, wenn man von ihm hier schon sprach, nicht erkannt, nicht angehalten worden. So handelte es sich für ihn nur darum, unbemerkt aus dem hohlen Baumstamm herauszukommen.

Daraufhin also sah sich Nobody mit aller Vorsicht um. Wie ausgestorben lag der Park da . . . halt, dort kam soeben hinter den Bäumen ein Mann hervor – mit einer europäischen Physiognomie – kein anderer als Dr. Burkhart!

Nobody wäre ein schlechter Detektiv gewesen, der sich so oft auf Schleichwege begeben muß, hätte er nicht sofort begriffen, daß jetzt erst recht die günstigste Gelegenheit war, den hohlen Baum unbemerkt verlassen zu können.

Denn der Gelehrte war tief in Gedanken versunken, hielt das Haupt gesenkt, soeben überschritt er eine Blöße – und wenn wirklich irgendwo ein Mensch verborgen war, so beobachtete dieser jetzt doch offenbar die hier so auffallende Gestalt des deutschen Gelehrten!

Also herausgeschlüpft und in die Zweige hinein, und dann nach der anderen Seite zu über die Mauer hinweggeglitten! Es war das Werk von wenigen Augenblicken gewesen. Ein behendes Eichhörnchen hätte man dabei eher beobachten können als diesen schlangengeschmeidigen Detektiv.

»Hallo, Herr Doktor!«

Der Gerufene blickte auf, ein freudiges Staunen, und mit ausgestreckter Hand ging er auf den Pilger zu, den er sofort wiedererkannt hatte.

»Ah, Sie schon hier, und ...« erst nachträglich kam die Ueberraschung voll zum Durchbruch, gleichzeitig wurde das Wesen des Gelehrten ein ehrerbietiges, »... und ich hatte die Ehre, keinen anderen als den berühmten Detektiv Nobody zu meinem Führer zu haben!«

Nobody war nicht im mindesten verwundert, auch hier gleich mit seinem Namen angedredet zu werden. Das hatte hier, wenn er sich nicht verrechnet, überhaupt so kommen müssen.

»So wissen Sie es jetzt?« fragte er, jenem die Hand schüttelnd.

»Als ich dem italienischen Saban von dem fremden Pilger erzählte, da wußte er es bereits, schon der gepanzerte Krieger hatte doch auch seine Meldung gemacht – der Mann ist es, o Prophet, dessen Bekanntschaft du im Serail des Sultans gemacht hast – ›Nobody!!‹ rief da der Italiener sofort – und da fiel es auch mir wie Schuppen von den Augen – ich hatte nicht gerade eine besondere Geisteskraft bewiesen – ich hätte doch nur das äthiopische Ralan ins Englischen zu übersetzen brauchen – aber wie konnte ich auch ...«

»Schon gut, schon gut!« fiel Nobody ihm ins Wort. »Ja, ich bin es wirklich. Und was sagte der italienische Herrscher Godschams weiter?«

»Der war eben ganz außer dem Häuschen – ist es noch jetzt – kommen Sie, kommen Sie – o, wenn Sie wüßten, wie sehnhchst der den Nobody erwartet . . . «

Und der Gelehrte schleppte ihn mit weg, dem Hauptgebäude zu.

»Wie sind Sie denn eigentlich heraufgekommen?«

»Nun, auf dem gewöhnlichen Wege,« entgegnete Nobody unbefangen.

»Dann werden Sie doch wohl schon angemeldet sein, alle Wächter an den Strickleitern haben ja Order, Ihre Ankunft sofort zu melden, der fremde Pilger ist doch gleich erkenntlich, auch wenn er keinen Nennen nennen sollte . . . «

»Vorausgesetzt, daß ich mich gleich erkennen ließ.«

»Natürlich, natürlich, daher der Name Nobody – der Niemand. Nein, wie mich das freut, diesen berühmten Detektiv Nobody persönlich kennen zu lernen!«

Nobody hatte also gar nicht zu fürchten, daß sein plötzliches Erscheinen hier auffallen würde, der deutsche Gelehrte sprach doch die allgemeine Ansicht aus, und er war nicht einmal abergläubisch.

Dann brachte Nobody den Gelehrten dadurch auf andere Gedanken, daß er sich nach dem Befinden seiner Gattin erkundigte, und wie das Ehepaar gestern abend überhaupt von dem italienischen Propheten und Fürsten Abessinians aufgenommen worden sei.

Nun, ganz vortrefflich. Schon die Ankündigung daß Nobody nachfolgen würde, war die beste Empfehlung gewesen, der Italiener freute sich überhaupt schon über das europäische Ehepaar – unter Larven eine fühlende Brust, sogar gleich zwei, nun hatte er doch eine gebildete Gesellschaft, der sich auch noch Nobody anschließen würde – und als nun gar noch Frau Dr. Burkhart, deren Sprachgewandtheit schon erwähnt wurde, dem Wissensdurstigen gleich einige Aufschlüsse über fragliche Stellen eines äthiopischen Manuskriptes geben konnte, die auch dem gebildetsten Priester rätselhaft waren, da war sofort die dauernde Freundschaft als Mitarbeiter geschlossen.

Und einen ähnlichen Empfang konnte nun auch Nobody erwarten. Ueberhaupt, wenn man Dr. Burkhart so sprechen hörte, mußte dieser falsche Prophet ein ganz vortrefflicher Mann sein. Im Serail hatte Nobody über ihn ja auch nicht zu klagen gehabt – nur wie jener seine Gauklerkünste dazu benützte, um ein auf tiefer Bildung stehendes Naturvolk noch mehr in die Banden des Aberglaubens zu schlagen, das wollte ihm nicht gefallen – und dann hatte er mit ihm noch einiges andere abzumachen.

Zu anderen Fragen, wie der Italiener z. B. das Kunststück mit der Schlange aufgefaßt hatte, wodurch er doch einen Rivalen fürchten konnte, kam Nobody nicht – schon hatten die beiden das Hauptgebäude erreicht, an dessen großem Tore zwei äthiopische Krieger, geharnischt und gepanzert, ihre Lanzen mit nach unten gekehrter Spitze präsentierten.

Es ging durch einen Vorhof, eine Treppe hinauf, noch viele solcher Ehrenbezeugungen, die jetzt hauptsächlich dem Pilger galten, dem auch erstaunte oder scheue Blicke genug folgten, und Nobody stand in einem mit Handschriften

vollgepfropften Gemache dem neuen Propheten und Fürsten Abessiniens oder doch der Provinz Godscham gegenüber. Der deutsche Gelehrte hatte bescheidenerweise diesen Raum nicht mit betreten.

Anselmo Montecagni war noch ganz derselbe, wie Nobody ihn im Serail kennen gelernt hatte, nicht einmal seine äthiopische Seidentracht war von seinem türkischen Magierkostüm viel verschieden.

Er hatte vor einem hohen, mit Manuskripten bedeckten Tische, ganz roh aus Brettern gezimmert, gestanden – ein prüfender Blick auf den Eintretenden, und mit ausgestreckter Hand eilte er ihm entgegen.

»Endlich, endlich – Signor Nobody! – ist es möglich, daß wir uns hier wiedersehen!!«

Und ohne weiteres begann er von den schriftlichen Schätzen zu erzählen, die er hier schon erbeutet hatte. Etwas anderes existierte eben nicht für ihn, und schließlich hatte er auch ganz recht, im Serail hatten die beiden doch nur davon gesprochen, wie der Magier die gefangene äthiopische Prinzessin befreien und nach Abessinien zurückbringen wolle, nur deshalb, um dann die koptischen Klöster plündern zu können – und jetzt meldete der Magier seinen Erfolg.

Für Nobody aber galt es, mit aller Macht einen Gedanken zurückzudrängen.

Wo befand sich denn jetzt die Fadinah? War sie glücklich aufgefischt worden? Hatte ihr der fürchterliche Sturz nicht nachträglich geschadet? Würde sie noch hierher zu ihrem Saban kommen?

Doch das waren jetzt vergebliche Fragen, die Antwort würde schon von ganz allein erfolgen, und Nobody war ein

Meister in der Kunst, unnötige Gedanken von sich zurückzuweisen.

»Sind Sie nicht neugierig, zu wissen, was mich zu Ihnen nach Abessinien führt?« fragte er, als der Italiener in seinem gelehrten Redeschwall endlich einmal eine Pause machte.

»Nun, Sie wollen sich wohl einmal persönlich überzeugen, wie vortrefflich mir alles geglückt ist. Oder werden Sie Ueberall und Nirgends gar etwa durch Ihren Beruf als Detektiv nach Abessinien geführt? Ich stehe Ihnen mit meiner ganzen Macht als Fürst und Prophet zur Verfügung.«

»Allerdings, nur daß mein Besuch Ihre eigene Person anbetrifft.«

»Meine?« lächelte der Italiener ganz harmlos und sein Kopf war auch mit etwas ganz anderem beschäftigt, er griff schon wieder nach einem seiner geliebten Manuskripte.

»Nicht minder aber handelt es sich auch um meine eigene Person.«

»Auch? So so!«

Der Italiener begann schon wieder zu lesen.

»Wie haben Sie sich mit der Fadinah Theodora geeinigt?«

»O, ganz gut – hm – nun, die ist jetzt meine Sabana, meine Gattin, das wissen Sie doch. Natürlich, sonst wäre ich doch nicht der Herrscher über Godscham geworden.«

»Wo befindet sie sich jetzt?«

»Die ist – die ist – hm – die ist jetzt drüben aus Zanambasa – in dem Nonnenkloster . . . ach so –« der Magier, wie wir ihn manchmal noch nennen wollen, blickte einmal von seinem Pergamente auf und erwachte dadurch zur Wirklichkeit –  
»Sie scheinen über die Verhältnisse noch nicht orientiert zu sein . . .«

»Doch, ich bin es. Signor Montecagni, ich will jetzt die vorige Frage offen beantworten, die ich selbst stellte – was mich nämlich hierher nach Abessinien geführt hat: mein eigenes Gewissen.«

»Ihr eigenes Gewissen?« wiederholte der Italiener mit einiger Verwunderung.

»Ja, ich komme, um ein großes Unrecht wieder gutzumachen.«

»Ein großes Unrecht? Was haben Sie denn begangen?«

»Genug, um schlaflose Nächte zu haben. Hören Sie mich an. Die Fadinah wurde von Seeräubern während einer Reise aufgegriffen, welche sie unternahm, mich, ihren vermeintlichen Saban, in England aufzusuchen, um ihre vermeintlichen Rechte an mich geltend zu machen. Sie selbst haben im Serail das liebeglühende Weib beobachten können . . . «

Eine Handbewegung; aber durchaus keine unfreundliche, auch keine gebieterische, unterbrach den Sprecher.

»Ich habe die Fadinah in der Hypnose vollständig ausgefragt, und ich kann Ihnen nicht unrecht geben. Ja, ich habe die Liebe dieses Weibes, das mich an das Ziel aller meiner Wünsche gebracht hat, wirklich mit recht schnödem Undank belohnt. Aber was sollte ich tun? Sie wissen, wie es mit mir steht. Ich kann ihr kein Ehegatte sein. Außerdem ist das alles, wie es gekommen ist, gar nicht meine ursprüngliche Absicht gewesen. Ich wollte das schwarze Weib nur vorübergehend unter die Obhut der Nonnen geben. Kommt Zeit, kommt Rat. Nun wollen die Nonnen das Mädchel nicht wieder herausgeben. Ja, was ist dagegen zu tun, es tut mir sehr leid; aber . . . «

»Haben Sie denn schon versucht, sich mit den Nonnen in Verbindung zu setzen?«

»Sehen Sie, schon das ist gar nicht möglich. Diese Weiber haben alle Strickleitern hochgezogen, andere Kommunikationswege gibt es nicht . . .«

»Sie hätten eine Botschaft doch an einer der Angelschnüre befestigen können. Daß dies so gehandhabt wird, das muß Ihnen doch bekannt sein.«

»Sie kennen ja die Verhältnisse besser als ich!« lachte der Italiener, und es war keine Erkünstelung dabei. »Doch Scherz beiseite! Nein, ich habe mich dieses Hilfsmittels noch nicht bedient. Einmal ist solch eine Angelschnur als Vermittlerin von Briefen eines Fürsten doch etwas unwürdig, und dann kann ich Ihnen die Versicherung geben, daß die Nonnen mir meine Frau – meine sogenannte Frau – unter keinen Umständen wieder ausliefern würden. Da kommen verschiedene Verhältnisse in Betracht . . .«

»Alle diese Verhältnisse und Gründe, weshalb Ihnen die Nonnen die Fadinah vorenthalten würden, kenne ich zur Genüge. Wenn Sie aber nun die Fadinah doch wieder hierherbekämen, was würden Sie dann mit ihr tun?«

Ein erstaunt hoffnungsfreudiger Blick traf den Frager.

»Mensch – Nobody – Sie sind doch so ein Allerweltskünstler – brächten Sie das fertig, mir die Fadinah wiederzuschaffen?«

»Bitte, antworten Sie mir erst. Wie würden Sie sich dann zu der Fadinah stellen?«

»Nun, das wäre für mich ganz ausgezeichnet, das würde meine Macht noch mehr befestigen. Denn schon oft ist mir verargt worden, daß die Fadinah, deren Saban oder Prinzgemahl ich nur bin, gar nicht bei mir ist, von mir feindlich gesinnten Personen als Gefangene gehalten wird . . .«

»Ich meine, wie würden Sie das eheliche Verhältnis arrangieren?«

»Aha, jetzt weiß ich, was Sie meinen,« lächelte der Italiener. »Nun, ich würde mit der Hypnose wiederum ein Kunststückchen machen, ich würde ihr einfach, ohne sie aus den Fingern zu lassen, eine andere Liebe suggerieren, zu irgendeinem Kerl, einem Sklaven, der ebenfalls ganz unter meiner Macht steht, eventuell auch unter einer hypnotischen ... was haben Sie denn, Signor Nobody?«

Ja, Nobody hatte seine gewaltige Aufregung nicht mehr unterdrücken können. Denn mit einem Male erkannte er voll und ganz den gefährlichen, aller menschlichen Gefühle spottenden Charakter dieses Mannes!

Das schlimmste aber war, daß in dieser Beziehung Nobodys eigene Hände gebunden waren, er selbst hatte ja dieses unnatürliche Verhältnis erst herbeigeführt, oder hatte es doch ungehindert geduldet, daraus machte er gar kein Hehl, er selbst hatte ja von seiner großen Schuld gesprochen.

Mit aller Macht hatte sich Nobody schnell wieder bezwungen.

»Nein, Signor Montecagni, unmöglich darf dieses arme Weib noch länger ... «

Nobody verstummte. Ein fernes Murmeln war an sein Ohr gedrungen, es kam näher – »Wo ist er, wo ist mein Saban?« erklang der weibliche Ruf – und da ward auch schon die Tür aufgerissen, auf der Schwelle stand ein Weib, ein wirrer Blick, und dann lag es mit einem Jubelruf an des Italieners Brust.

»Mein Anselmo – mein Geliebter – endlich bin ich wieder mit dir vereint, und nichts, nichts soll uns wieder trennen!!«

So erklang es weiter, und dabei wollte sie den Italiener mit Küssen und mit anderen Liebkosungen ersticken.

Zunächst konstatierte Nobody mit nüchternem Blick, daß die Fadinah jetzt andere, trockene Kleidungsstücke trug, woraus er wohl ganz richtig schloß; daß sie in dem Boot, das sie aufgefischt hatte, ohnmächtig geworden war, wodurch sich auch ihre Ankunft hier verzögert hatte.

Dann beobachtete er weiter das Verhalten des Italieners.

»Die Fadinah, ist es möglich! Weib – Theodora, wo kommst du denn ...«

Er konnte vor Küssen nicht weitersprechen, so versuchte er sie unter ärgerlichem Lachen von sich abzuwehren, bis er wiederum sein Benehmen änderte.

»Diavolo!!« erklang es fluchend von seinen Lippen.

Und da mit einem Male erstarrte das liebeglühende Weib plötzlich zu einer schwarzen Statue, schlaff sanken die Arme herab, und der sich vorneigende Nobody sah, wie sich plötzlich ihre Augen ganz nach oben verdrehten, daß nur noch das Weiße zu sehen war.

Also nicht nur ein Fluch, sondern ein Stichwort war es gewesen, in einer vorigen Hypnose gegeben, um auf sofortigen Befehl wiederum den hypnotischen Zustand herbeizuführen.

»Da habe ich sie,« sagte der Italiener gleichmütig, höchstens mit einigem Stolz, »auf diese Weise befreit man sich von solchen liebestollen Weibern. Kennen Sie das mit dem hypnotischen Stichwort?«

Der Hofmagier schien von dem Detektiven doch eine sehr geringe Meinung zu haben; von dessen Meisterschaft in Ausübung der Hypnotik wenigstens wußte er noch nichts, und Nobody blieb die Antwort schuldig.

Bedächtig brachte er unter seiner Kutte, die er noch immer trug, ein paar Lederstreifen zum Vorschein – um dann mit einem blitzähnlichen Satze auf den Italiener loszuspringen und dessen Hände zu packen.

»Was . . . «

Montecagni hatte dieses Wort nicht einmal vollständig aussprechen können, nur das a, und das genügte; so hatte Nobody ihm schon ein Tuch in den geöffneten Mund gepfropft und außerdem nur mit seiner einen Hand die beiden des Italieners gefesselt, wozu er allerdings die schon präparierten Schlingen nur um die Gelenke zu legen und zuzuziehen brauchte, wozu aber auch schon Geschicklichkeit genug gehörte.

Dann ebenso schnell auch noch die Füße gefesselt, den Herrscher Godschams auf seine geliebten Manuskripte gelegt, nach der Tür gesprungen und den schweren Riegel vorgeschoben, und langsam kehrte Nobody zurück.

»So,« sagte er in gemütlichem Tone, »das wäre zunächst besorgt, jetzt sind wir hübsch unter uns. Sie sollen nicht immer geknebelt bleiben, Signor Montecagni, dann müssen Sie sogar sprechen können, nur jetzt ist es noch nicht nötig, weil ich erst mit dieser schwarzen Prinzessin etwas allein abzumachen habe.«

Ohne sich um den Gebundenen weiter zu kümmern, wandte er sich an die Hypnotisierte, welche bewegungslos dastand.

»Fadinah Theodora, hörst du mich sprechen?«

»Ja.«

»Du wirst mir gehorchen, ich befehle es dir!«

»Ich gehorche.«

»So blicke mich an!«

Langsam kehrten die Augen in ihre natürliche Lage zurück, bis sie den, unter dessen Willensbefehl das Weib gegenwärtig stand, anblickten, und die Hypnotisierte mußte ihn auch wirklich klar und deutlich vor sich sehen.

»Kennst du mich?«

»Nein!« erklang es ohne Zögern, und es war auch nicht anders zu erwarten gewesen.

»Hat dich jener Mann, welcher dort liegt, hypnotisiert?«

Die Antwort blieb aus, und das war ebenfalls zu erwarten gewesen.

»Hat dich jemand eingeschläfert, in eben denselben Zustand versetzt, in dem du dich jetzt befindest?«

»Ja.«

»Dies nennt man hypnotisieren. Wie nennt man das?«

»Hypnotisieren,« wurde mit schwerer Zunge wiederholt.

»Ich befehle dir, daß du dich niemals wieder hypnotisieren läßt.«

»Ich gehorche.«

»Du wirst überhaupt niemals wieder in einen solchen willenlosen Zustand geraten.«

»Nie wieder.«

»Auch nicht auf das Stichwort Diavolo hin.«

»Nie wieder.«

»Du erwachst als dieselbe wieder, die du früher gewesen bist, ehe du zum ersten Male hypnotisiert wurdest.«

»Ich gehorche.«

»Erwache!!!«

Langsam verdrehten sich die Augen wieder nach oben, die Lider senkten sich, um dann mit einem Ruck aufgeschlagen zu werden.

Ein wirrer Blick um sich, er blieb auf Nobody haften, wurde erstaunt, und dann lag das schwarze Weib an der Brust des Pilgers.

»Nobody, mein Saban!« erklang es jauchzend.

»Bist du endlich gekommen, um mich . . . «

Wiederum sollte diese Szene unterbrochen werden.

Das vorige Mal war es ein näherkommendes Stimmengemurmel gewesen, was Nobody stutzig gemacht hatte – diesmal war es ein plötzliches Geheul, so gellend, so fürchterlich, daß auch das liebeblühende Weib alles andere vergaß.

»Das – das – das ist der Kriegsruf der Zanambanas!« flüsterte sie.

Ja, daß es ein Kriegsgeheul war, und zwar aus weiblichen Kehlen kommend, das hatte auch Nobody herausgehört.

»Debra hat ihr Wort nicht gehalten, hat nicht erst meine Rückkehr abgewartet!!« schrie er und stürzte, sich von dem Weibe losreißend, das ihm aber gleich nachsprang, an das Fenster.

Und da sah er das schreckliche Schauspiel! Ueber den Vorhof sah er schwarze Weiber eilen, jetzt aber nicht mehr in Kutten, sondern in Kettenhemden und Panzern, sonst durfte nichts mehr sie am blutigen Wettlauf hindern, nur das Kreuz klirrte noch auf den stählernen Brüsten, und in den Händen schwangen sie lange Dolche und noch längere Schwerter und Lanzen.

»Nieder mit den Ansalcagnamanas – nieder mit den Anhängern des falschen Propheten – Esau Christos el ben Allah!!«

Und sie ließen es nicht nur bei der Drohung, sondern Dolche und Schwerter und Lanzen wüteten zwischen den sinnlos fliehenden Männern, und in die zusammengepferchten Massen zischte der Todespfeil.

Nobody stürmte hinaus, um womöglich dem grauenvollen Gemetzel Einhalt zu tun.

---

Und dann befand sich Nobody wieder in demselben Gemache, in der Studierstube des italienischen Gelehrten.

Aber jetzt waren die Manuskripte mit Blut bespritzt, mit dem Herzblut des falschen Propheten, der dort auf einem Haufen Handschriften lag, immer noch gebunden und geknebelt – aber eine Leiche. Ein Dolch hatte ihn getroffen, während Nobody draußen dem Gemetzel Einhalt zu tun versucht hatte – allerdings ohne jeden Erfolg. Auf dem ganzen Plateau lebte kein Dutzend Männer und fremde Frauen, die als Arbeiterinnen beschäftigt gewesen, mehr, und wer noch eine Strickleiter erreicht hatte, war mit dieser in den See hinabgestürzt worden.

Wer hatte dem gebundenen Italiener die Waffe ins Herz gestoßen? Nobody stellte nie eine Frage danach, er wollte es nicht wissen.

»Bei Gott, das habe ich nicht gewollt, am wenigsten den Tod dieses Mannes.«

Nobody hatte diese Worte erschüttert zu Clarence gesagt, die an seiner Seite stand.

Denn schon lange war es wieder still geworden auf dem Plateau. Beratungen wurden abgehalten, und als es Nobody nicht gelang, die wütenden Weiber zu bändigen, war es

sein erstes gewesen, seine Freunde zu Hilfe zu rufen, wozu er nur den leichtgemauerten Abban einzureißen und eine Strickleiter hinabzulassen brauchte, deren Ende direkt auf die unter dem Schachte dieses Plateaus liegende ›Wetterhexe‹ fallen mußte.

So war auch die Französin mit heraufgekommen. Mit großem Gleichmut betrachtete sie den Ermordeten.

»Was hattest du sonst gewollt?«

»Habe ich es dir nicht schon ausführlich gesagt? Gefangen mußte ich ihn allerdings nehmen und behalten, damit er seine Gaukeleien offen eingestand, deren Natürlichkeit ich dem Volke dann weiter an Beispielen erläutern wollte. Denn dieses religiöse Gaukelspiel konnte ich, da ich nun einmal hier bin und die Macht besitze, es zu zerstören, unmöglich dulden. Er wäre also mein Gefangener geblieben. Ich hätte ihm in seine Zelle alle Manuskripte gegeben, die er nur zu haben wünschte, selbst die, welche ihm die noch unbesiegten Mönche vorenthielten. Das hätte ich alles fertig gebracht. Wenn ich sie auch nur leihweise verschaffen konnte. Und was wollte dieser anormale Mann denn anderes, als seinen Wissensdurst stillen? Er rühmte sich ja sogar, daß er nie einen Erfolg seiner Studien veröffentlicht habe. – Aber seinen Tod habe ich nicht gewollt.«

»Und noch weniger hast du ihn verschuldet.«

»Aber er ist dennoch tot – wehe mir!«

»Wieso, wehe dir? Oder glaubst du, er hätte, noch am Leben befindlich, deine nun bevorstehende Verbindung mit der Fadinah verhindern können?«

Nobody antwortete nicht, er ließ nur den Kopf tief auf die Brust sinken.

»Auch im christlichen Abessinien,« fuhr die Französin ungerührt fort, »kennt man die Ehescheidung, sie ist hier, wo außerdem noch mehrere Nebenweiber erlaubt sind, sehr leicht gemacht, und der wieder zur Besinnung gekommenen Fadinah Erstes wäre es natürlich sowieso gewesen, dem schwächlichen Manne den Laufpaß zu geben, damit wäre es sofort mit seiner fürstlichen Majestät aus gewesen, und auch als Prophet hätte er sich wohl schwerlich lange halten können, dafür hätten schon die fanatischen Nonnen gesorgt. Apropos, wie hast du den Bann von ihr genommen?«

»Einfach durch Aufhebung der ersten Hypnose.«

»Du hast ihr also nicht direkt neue Liebe zu dir eingeflößt?«

»Clarence!« erklang es mit bitterem Vorwurfe. »Wessen hältst du mich fähig! Und was für einen Zweck sollte das haben?«

»Nun, sie könnte ihre Gesinnungen gegen dich einmal ändern, und du Heimatloser kannst als abessinischer Fürst doch unsagbar Gutes für das ganze Land tun.«

Es war und blieb ein eigentümliches Weib, diese phlegmatische Französin! So sprach sie zu dem, dem sie ihre Liebe gestanden, dem sie sich in Liebe hingegeben hatte! Und trotz alledem immer auf einer hohen Stufe der Moral stehend, indem sie jetzt zum Beispiel gleich an den Segen dachte, den Nobody als ein abessinischer Fürst stiften könnte.

Auch ihre weiteren Worte stellten ihr dasselbe Charakterzeugnis aus:

»Da du sie einfach aus ihrem Wahne gerissen hast, bist du ja vollkommen unschuldig, du hast sogar ein höchst edles Werk getan. O, Alfred, lehre mich nicht die Welt kennen! Suche die Männer zusammen, denen solch eine Willensmacht

gegeben ist wie dir, und die, ebenso edel und wahrheitsliebend gehandelt hätten wie du! Nun aber mache auch deinen Edelmut voll – fliehe nicht wieder vor Theodora – stoße sie nicht wieder von dir – auch dieses schwarze Weib hat ein fühlendes Herz im Busen!«

Da trat die Priorin ein. Ein wilder, stolzer Triumph flammte in ihren dunklen, schönen Zügen – das war eine echte Debora!

»Dort liegt der falsche Prophet – und wie sein Leben unter meinem Dolch dahingeflossen ist, so ist auch Fadinah von ihrem Zauber befreit.«

Nobody widersprach nicht, sagte nicht, daß er es gewesen, der den Bann von der Fürstin in ganz anderer Weise genommen – er hatte nur eines gehört, und wie von einer Tarantel gestochen fuhr er empor, und schon begann sein Antlitz wie verklärt zu leuchten.

»Du – du – Debora – du selbst hast ihn getötet?!« stieß er atemlos hervor.

»Mit dieser meiner Hand – mit diesem meinem Dolch.«

Da war es, als ob auch von Nobody ein furchtbarer Bann wiche, der seit dem Anblicke des Ermordeten auf ihm gelastet.

»Gelobt sei Gott, gelobt sei Gott!!« wiederholte er mehrmals, zum Himmel aufblickend. »Denn sonst – die Fadinah – niemals, niemals wäre es mir möglich gewesen . . . «

Er sprach sich nicht weiter aus, aber Clarence hatte schon die Andeutung verstanden, hatte überhaupt gewußt, was ihn so furchtbar bedrückte. Doch sie warf ihm nur einen Blick zu, dann wandte sie sich an die Priorin, mit der sie schon vorhin zusammengetroffen war.

»Wo ist die Fadinah?«

»Sie läßt sich von dem fremden Arzte eine Armwunde verbinden, die sie davongetragen, als sie sich am Kampfe beteiligte, und dann wird sie hierhereilen, um ihren Saban zu begrüßen.«

»Wie faßt sie nun die Veränderung auf?«

»Erst glaubte sie, einen wunderlichen Traum gehabt zu haben. Ich brachte ihr die Wirklichkeit bei, jetzt konnte ich es, und wäre der verfluchte Zauberer noch nicht tot, jetzt würde die Fadinah selbst ihm das Herz aus der Brust reißen.«

»Gut – gut, daß es so gekommen ist,« murmelte Nobody.

»Nobody – mein Saban!!« erscholl da abermals der Jubelruf, und die in der Tür erscheinende Fadinah, einen leichten Verband um den linken Oberarm, wollte sich abermals an die Brust des Mannes werfen, zu dem sie eine so sehnüchtige Leidenschaft hatte.

Doch es sollte nicht so weit kommen. Plötzlich trat die Priorin zwischen die beiden.

»Halt!!« rief sie mit gebieterisch ausgestrecktem Arm. »Erst wird dieser Mann beweisen, daß er auch wirklich einer Fadinah würdig ist – noch gibt es für ihn Feinde niederzuschlagen.«

Nur gering war der Schreck der Fadinah, die in gewisser Hinsicht der Priorin zu unterstehen schien, welche jedenfalls sicher eine Ehe verbieten konnte, bei diesem Dazwischentreten gewesen.

»Du denkst an die Anhänger des falschen Propheten, die noch jetzt die Klöster belagern und . . . «

»Bah! Die werden schnell genug wieder zur Besinnung gebracht worden sein. Nein, das Vaterland ist in anderer

Gefahr – soeben wurde die Kunde gebracht – an unserer Küste haben fremde Schiffe angelegt und bewaffnete Krieger ausgespien – – England rückt mit bewaffneter Macht nach Godscham vor!!«

Wieder fuhr Nobody wie vom Blitz getroffen empor.

»England?! England?!« rief er. »Das ist gar nicht möglich, das ist eine Fabel!!«

Ruhig deutete die Priorin hinter sich.

»Hier steht der erste Bote, der die schnellsten Füße besessen hat – er wird dir von dreißigtausend englischen Kriegern erzählen; schon haben sie den Negus, der sich ihnen gegenüberstellte, in einer blutigen Schlacht geschlagen, und jetzt rücken sie in Eilmärschen gegen Godscham vor, und ihr Befehlshaber heißt Lord Marcel Cunnington!«

## V. DAS ROTE BUCH.

Nur ganz kurz sei jene kriegerische Historie geschildert, über welcher, wie schon erwähnt, ein mystisches, noch bis heute unaufgeklärtes Dunkel lagert, und welche so tief in das Leben unseres Nobody eingreifen sollte.

In Indien drohten unter den Eingeborenen Unruhen auszubrechen, man befürchtete ein neues Jahr 1857, welches in der Geschichte der Volksrebellionen einzig dasteht, indem sich damals 22 Millionen Menschen und, was noch mehr zu bedeuten hat, 750 000 eingeborene, aber gut bewaffnete und von europäischen Offizieren einexerzierte Soldaten einmütig gegen die fremden Unterdrücker erhoben.

Das englische Parlament trat zusammen und beschloß eine schnelle Hinsendung von 20 000 Mann.

Das heißt, diese drohenden Gerüchte lagen erst noch in der Luft. Der durch Ostindien reisende Europäer merkte

auch nicht das geringste von nur einer Unzufriedenheit der Eingeborenen. Aber England hatte bei den Indiern schon seine Erfahrungen gemacht, auch der kolossale Aufstand der 22 oder sogar 25 Millionen war urplötzlich wie der Blitz aus heiterem Himmel gekommen, trotz der allersorgfältigsten Ueberwachung.

Um nun nicht schon vorher ungeheueren finanziellen Schaden zu haben, um die Börse nicht gegen England zu beeinflussen, wurde jedes Kriegsgerücht unterdrückt. Es sollte sich ganz einfach um eine Ablösung der in Indien stationierten Truppen handeln, wie sie aller zwei Jahre stattfindet, diesmal nur in etwas größerem Maßstabe.

Die 20 000 Soldaten aller Waffengattungen wurden auf eine entsprechende Anzahl Transportdampfern verschifft, begleitet durch ein Geschwader von acht Panzern, die auch noch eine gehörige Quantität Soldaten aufnehmen, wie auch eigene Seesoldaten stellen konnten.

Daß es sehr eifrig zugegangen sein mußte, bewies unter anderem der Umstand, daß nur ein einziger General mitkam, Lord Rogal, der natürlich auch das Oberkommando über diese Truppen bekommen hatte. Der Geschwaderchef war Lord Marcel Cunningham, dem aber während der Seereise, wie üblich, auch alle ihn begleitenden Landoffiziere unterstellt waren.

Die Flotte ging von Portsmouth ab, dampfte durch den Suezkanal. Im Roten Meere erkrankte Lord Rogal schwer, wurde in Dschidda an Land gebracht, wo er am Fieber verstarb.

Dann dampfte das Geschwader weiter nach Süden, aber nicht nach Indien, sondern es ging in der zu Abessinien gehörenden Bucht zu Dahalak vor Anker.

Die sämtlichen Truppen wurden ausgeschifft. Unter Mitnahme der kleineren Schiffgeschütze ging es hinein in das gebirgige Land, in der Richtung auf die Provinz Godscham vor.

Nun war die Aufregung in aller Welt natürlich ungeheuer. Der Truppentransport nach Indien war nur eine Vorgabe gewesen – England will Abessinien annectieren!

Doch das Vergnügen sollte nur ein sehr kurzes sein. Eine regelrechte Schlacht, von welcher die Priorin gesprochen, fand gar nicht statt. Das war eben eine übertriebene Meldung von Flüchtlingen gewesen.

Nur ein paar Tausend Krieger des Negus, welche eine besondere Abteilung am Landen zu hindern suchten, waren mit leichter Mühe auseinandergesprengt worden, dann stand der englischen Armee das ganze Land offen. So schien es wenigstens. Die Eingeborenen hatten sich eben auf ihre unersteigbaren Ambas und Samharras zurückgezogen, wie die Kaninchen in ihre Löcher.

Aber das einfallende Heer sollte nicht weiter kommen als bis an die Grenze von Godscham. Von religiösen Streitigkeiten, welche England erst zu diesem Eingreifen veranlaßt haben mochten, die Gelegenheit eben nach englischer Politik ausnützend, war nichts mehr zu merken. Die Provinz sollte einen neuen Fürsten bekommen haben, der sich Ras Damaar nannte, und von dessen Kriegskunst war ebensowenig etwas zu merken. Das ganze Land war eben wie ausgestorben.

Um nach Godscham zu gelangen, mußte der furchtbare Engpaß von Ambarna passiert werden. Der den ganzen Marsch persönlich leitende Admiral Cunnington, der für General Rogal das Oberkommando übernommen hatte, bewies, daß er auch ein geborener Feldmarschall war, zeigte

sich als Mann von größter Umsicht, ließ sich nicht durch die Ruhe der Abessinier einschläfern, ließ keine Vorsichtsmaßregeln außer acht, und im Defilieren von Engpässen haben die Engländer in Asien überhaupt schon die größten Erfahrungen gesammelt.

Ungehindert erreichte die Vorhut wieder das freie Land, während sich die Nachhut noch hinter dem meilenlangen Passe befand, die Hauptmacht also noch innerhalb desselben. Doch hatte die Avantgarde einmal das Freie erreicht, konnte in dem Engpaß keine Gefahr mehr drohen. Die terrassenförmige Beschaffenheit der Wände schloß ein etwaiges Herabwälzen von Felsblöcken und dergleichen vollständig aus.

Die ganze Nacht marschierten die Truppen durch den Engpaß, in der Mitte Lord Cunnington mit seinem Generalstabe – und als der Morgen anbrach, war Lord Cunnington mit seinem ganzen Generalstabe verschwunden. Einfacher und deutlicher läßt es sich nicht ausdrücken. Lord Cunnington und sein ganzer Generalstab waren eben spurlos verschwunden. Er hatte aus neun Offizieren bestanden, von denen die meisten altadlige Namen trugen.

Auf welche Weise der Oberstkommandierende mit den neun Offizieren ›abhanden gekommen‹ sind, wo sie bis zu ihrem Auftauchen gesteckt haben, das entzieht sich eben der Historie. Man sprach damals von einer nächtlichen Löwenjagd und dergleichen, wobei sich die Herren im Gebirge verirrt hätten – bei einem Kriegsmarsche durch ein Defilee wohl sehr unwahrscheinlich – doch das waren alles nur Vermutungen, und wir bleiben bei den bekannten Tatsachen.

Zunächst trat in dem Durchmarsch ein Stillstand ein, dann wurden die ganz kopflosen Truppen von ihren Abteilungsoffizieren, die nach vergeblichem Suchen eine Beratung abgehalten hatten, zurückgeführt.

Sie hatten die Küste, ohne von den Abessiniern belästigt zu werden, noch nicht erreicht, als sich ihnen die vermißten Herren wieder zugesellten.

Die Truppen wurden wieder eingeschifft, die unterbrochene Reise nach Indien fortgesetzt, wo man alles in schönster Ordnung fand.

Was war das gewesen? Man weiß es nicht.

Etwa gar ein Vorspiel zu Dr. Jamesons berühmten Einfall in Transvaal, nur in weit größerem Maßstabe?

Das kann man kaum annehmen; denn England nahm alle Schuld auf sich, zahlte für diese mißglückte Expedition an Abessinien eine bedeutende Entschädigung, außer in Geld auch in Kanonen und anderen Waffen bestehend. Die englische Königin persönlich übersandte dem Negus als Zeichen ihrer hochachtungsvollen Freundschaft einen . . . nicht etwa einen diamantverzierten Thronhimmel oder dergleichen, sondern einen . . . man möchte es kaum aussprechen, und doch ist es wahr, man lese nur in ausführlichen Geschichtsbüchern nach . . . sondern einen Phonographen, den damals Edison neu herausgesteckt hatte.

Hiermit genug von dieser englisch-abessinischen Angelegenheit.

Uns interessiert mehr, daß kurz darauf Sir Clapton, der Rechtsanwalt der Königin, ebenfalls ein Champion, und zwar ein Champion der höheren Gaukelei, indem dieser Links . . . nein, Rechtsanwalt aus Schwarz nicht nur Weiß, sondern auch Blau, Grün, Rot und Gelb machen konnte, und

immer noch viel mehr, alle Regenbogenfarben mit sämtlichen Nüancen – daß also dieser Rechtsanwalt den Prozeß des noch gar nicht verurteilten Nobody wieder aufnahm, zugleich auch den des eigentlich schon geköpft sein sollen den Sir Bekham, und als erst Sir Tom Clapton seine weiße Perücke ausgesetzt hatte, da mit einem Male dachten die Richter ganz, ganz anders über den Vorfall auf dem ›Manofwar‹, und wie unter dem Beifall des gesamten Publikums dem Leutnant Bekham die Märtyrerkrone auf das Haupt gesetzt wurde, das er eigentlich gar nicht mehr haben sollte, wie er gleich zwei Ränge höher befördert und seine Brust mit Orden gespickt wurde, so wurde auch der ausrangiert gewesene Sir Alfred Willcox feierlichst in alle seine Aemter, Ehren und Würden wieder eingesetzt, mit Hosenband und allem, was dazu gehörte.

---

Vier Jahre später!

Dem in Maidstone haltenden Zuge entstieg ein alter Herr mit eisgrauem Haar, aber die hohe, schlanke Figur noch kraftvoll, das Auge ungetrübt.

Vor dem Bahnhofe hielten Mietswagen. Auf einen solchen ging der Herr zu.

»Nach der Residenz von Sir Willcox.«

»Well, Sir. Haben Sie Gepäck?«

»Es bleibt auf dem Bahnhofe,« entgegnete der Herr, der auch nicht eine Reisetasche bei sich hatte und stieg ein.

Bald hatte der Wagen das Städtchen hinter sich es ging durch Stoppelfelder und durch buntgefärbte Wälder.

»Allüberall Herbst, und er ist auch über mich gekommen,« murmelte der fremde Herr, in Gedanken versunken. »Was werde ich nun dort finden, wo ich meine glücklichsten Stunden verlebte?«

Ein großes Gittertor tauchte auf. Der Kutscher wandte sich auf dem Bock um.

»Haben der Herr eine Empfehlung? Oder sind Sie bekannt? Sonst hat man hier keinen Zutritt.«

»Ich werde erwartet.«

»Das ist etwas anderes. Verzeihen Sie, Sir – aber ich habe schon mehrere Herren und Damen bis hierher gefahren, und dann mußten sie unverrichteter Dinge umkehren, und meine Kollegen können auch davon erzählen. Sir Willcox ist sehr eigensinnig mit Annahme von Besuchen. Verzeihen Sie.«

»Bitte sehr!«

Ein Hund schlug an, der Wagen hielt vor dem Gittertor, und erst jetzt tauchte das bisher unter Bäumen und zwischen Sträuchern versteckt gewesene Portierhäuschen auf.

Der Herr stieg aus, lohnte den Kutscher ab und trat an das Fensterchen, aus dem der Kopf eines alten Mannes hervorlugte.

»Sie wünschen, Sir?«

»Ist Sir Willcox zu sprechen?«

»Er dürfte gerade auf den Feldern sein. Wie ist Ihr werter Name?«

»Sir Willcox erwartet mich . . . o, nicht doch,« verbesserte sich der Fremde schnell, seine Briefftasche ziehend, »hier ist meine Karte.«

Der Portier nahm die Karte, las sie, warf einen etwas mißtrauischen Blick auf den alten Herrn, der erst erwartet sein

wollte, und dann gleich widerrief. Aber es war ein tadelloser Gentleman, sogar einen höchst gediegenen, würdevollen Eindruck machend . . .

»Ich bitte um eine Minute Geduld.«

Der Portier zog sich von dem Fenster zurück und trat an ein Telephon. Was er hineinsprach, konnte der Fremde nicht verstehen.

Aber schwermütig schüttelte dieser sein weißes Haupt.

»Wenn dieser Portier mich auch nicht von früher kennen mag,« flüsterte er, »von mir gehört haben sollte er doch – und er hat ja meinen Namen gelesen, spricht ihn jetzt durch das Telephon – – aber nein, auch nicht das geringste Erkennungszeichen las ich in seinen Zügen – – vergessen, vergessen!!«

Der Portier kam an das Fenster zurück.

»Ihr werter Besuch ist angenehm, Sie werden erwartet.«

Das Gittertor öffnete sich von selbst, der Fremde schritt den Kiesweg entlang, der einzige, der von hier abging, und der alte Mann mit den weißen Haaren hatte noch einen gar elastischen Schritt.

Da traten die Bäume zurück, und mitten in einem im letzten Herbstschmucke stehenden Garten, in den der Park hier umgewandelt war, lag die Residenz – wie nämlich der Engländer jedes größere, von einem Parke umgebene Wohnhaus nennt, auch wenn es einem Privatmann gehört – der schloßähnliche Wohnsitz von Sir Alfred Willcox, mit all seinen Zinnen und Türmchen.

Der Fremde war stehen geblieben, wie tief erschüttert von dem plötzlichen Anblick dieses Gebäudes.

»Es ist ganz genau wieder so aufgebaut, ich erkenne jedes Türmchen wieder, man möchte es für das alte halten, nur mit einem neuen Anstrich versehen.«

Er setzte seinen Weg fort. Da drangen Kinderstimmen an sein Ohr. Vorbei an der verblühten Rosenhecke mußte er sowieso, er blickte hindurch, und er blieb stehen.

Ein noch mehr merkwürdigeres als reizendes Bild bot sich ihm. Der sehr heiß gewordene englische Herbsttag hatte noch einmal zum Aufenthalt im Freien verlockt. In dem von der Dornenhecke umgebenen Rundteil spielten vier Kinder im Alter von vier bis zu einem Jahre. Sie bauten da irgend etwas im Sand, führten in aller Schnelligkeit wohl eine Burg auf, in welche aber das Kleinste, das noch nicht auf den Beinen stehen konnte, immer hineinrutschte, ohne daß dies das Spiel der anderen störte – im Gegenteil, schnell wurde eine neue Burg gebaut, die der kleine Junge dann wieder im Rutschen eroberte.

»Tarras ras arrarrarassa,« erklang es jauchzend aus Kindermund, so wenigstens ungefähr klang es.

Was hatten die da für eine Sprache? Freilich, es waren ja auch ganz besondere Kinder.

Nur das eine von ihnen, einer der beiden wohl vierjährigen Jungen, zeigte die weiße Haut und die Gesichtsformen des Kaukasiers, die anderen drei waren ebenholzfarbene Negerlein, nur daß sie nicht wolliges, sondern weiches Haar hatten, wie überhaupt der eigentliche Negertypus fehlte.

Dann aber war das dort sicher auch die Mutter, welche lesend in einer Hängematte lag, das tiefschwarze, schöne, junonisch gebaute Weib. Sie mußte wohl vor kurzem aus dem Bade gekommen sein, ihr noch feuchtes, seidenweiches Haar hing lang wie ein schwarzer Mantel herab.

Nicht minder überraschend auf den Fremden mußte die dritte Gruppe wirken, welche die Rosenhecke verbarg.

Hinter einer Staffelei saß eine junge, schlanke Dame im eleganten Hauskleid, unverkennbar die Mutter des weißhäutigen Knaben, Palette und Pinsel in der Hand. Als Modell diente ihr die lebensgroße, in Bronze ausgeführte Statue eines afrikanischen Kriegers, sagen wir gleich eines Abessiniers, angetan mit Kettenhemd, Arm- und Beinschienen, der sich auf sein breites Schwert stützte und mit scharfem Blick in die Ferne nach dem Feinde spähte, mit der anderen Hand wie nach seinen Freunden zurückwinkend . . .

Diese Bronzefigur, welche die Malerin konterfeite, war ein Meisterwerk allerersten Ranges. Besonders dieses edle, finstere Gesicht des jungen Kriegers, dieser asketische Zug darin – ein Tronje von Hagen in afrikanischer Ausgabe – mit dieser Statue hatte der schöpfende Künstler sein . . .

»Den linken Arm ein klein wenig höher, Ras – den Körper noch etwas mehr vor,« sagte da die Malerin, und der Fremde wurde von einem förmlichen Schrecken befallen, als in die vermeintliche Bronzestatue plötzlich Leben kam, indem sie ihre Stellung in der vorgeschriebenen Weise etwas veränderte.

Der beobachtende Fremde und jeder andere hätte doch gleich schwören, seinen Kopf einsetzen mögen, nur eine Bronzestatue vor sich zu haben, so unbeweglich hatte der afrikanische Krieger dagestanden – es war überhaupt etwas Ehernes an ihm, dadurch daß er lebte und sich bewegte, wurde hieran eigentlich gar nichts geändert.

Von der anderen Seite betrat das Rundteil ein livrierter Diener, welcher der Malerin auf silbernem Teller einen Brief überreichte.

»Lady Clarence Willcox,« sagte er dabei.

Da erst fiel dem Fremden ein, wie unpassend doch hier sein verborgenes Beobachten und Lauschen sei – wenn er entdeckt wurde! – hastig wandte er sich ab und ging mit lautlosem Schritte weiter, dem Schlosse zu.

In einiger Entfernung von ihm kreuzte ein Mann seinen Weg, angetan mit Joppe und Reithosen, die hohen Schaftstiefel nicht gerade sehr reinlich, im Munde die kurze Pfeife – die Erscheinung eines Landwirts, der selbst mit zugreift.

Bei seinem Anblick flog es wie Sonnenschein über das ernste Gesicht des Fremden, er eilte auf den Mann zu, gleich die Arme ausbreitend.

»Alfred – mein lieber, lieber Alfred!!«

Der Mann – und es war kein anderer als Sir Alfred Willcox selbst – war in Gedanken versunken gewesen, hatte den Fremden noch gar nicht gesehen, aber schon beim Klange der Stimme hatte er gestutzt, und jetzt, als er jenen erblickte, malte sich in seinen Zügen das höchste Staunen wider.

»Mein Gott, diese Stimme! – Edward – Edward Scott – ist es denn möglich?!«

Das Zusammentreffen fand statt, allerdings ohne Umarmung, es kam nur zu einem Händeschütteln, und dieses konnte man nicht einmal ein allzu herzliches nennen.

»Ich hätte mir doch alles andere eher träumen lassen, als dich plötzlich hier im Garten auftauchen zu sehen,« sagte Nobody.

»Ja, hast du mich denn nicht erwartet?«

»Dich? Nein. Du hattest deinen Besuch doch gar nicht angemeldet.«

»Doch.«

»Nicht daß ich wüßte. Wann?«

»Nun, jetzt eben durch den Portier am Parktor, dem gab ich meine Karte ab.«

»Mit deinem Namen?«

»Gewiß, und der Portier trat ans Telephon und meldete dann, mein Besuch sei angenehm.«

»Ja so! Diese Meldung ist einfach nach dem Sekretariat gegangen, wo man dich doch kennt, und da ist es ja ganz selbstverständlich, daß man deinen Besuch als angenehm annahm.«

»Und du wußtest nichts davon?«

»Nein. Ich komme gerade vom Felde, und du stehst vor mir wie aus den Wolken gefallen.«

»Und du hast mich sofort wiedererkannt?« erklang es leise und niedergeschlagen, und der immer noch so junge Kanadier nahm den Hut ab, um zu zeigen daß er nicht nur an den Schläfen ergraut, sondern daß sein ganzer Kopf schneeweiß geworden war.

»Sicher habe ich dich sofort erkannt,« entgegnete Nobody, »auf den ersten Blick!«

»Ja, du . . . aber sonst . . .«

Da ergriff Nobody nochmals des Freundes Hand, und diesmal war es ein weit herzlicherer Druck.

»Armer Edward!« erklang es in mitleidvollstem Tone.

»Wie, du weißt . . . ?«

»Wenn du mir auch nie schreibst – ich weiß alles. Durch einen New-Yorker Bekannten zog ich manchmal über dich Erkundigungen ein.«

Ja, wenn Nobody dies nicht getan hätte – von seinem Freunde selbst hätte er nichts wissen können. Seitdem sie damals, vor nun etwa sechs Jahren, in Australien Abschied genommen, hatte Scott ihm keine Zeile zugehen lassen. Das

Briefschreiben mochte des Kanadiers Fall nicht sein, oder aber . . . über dieses sein Stillschweigen war er noch Rechenschaft schuldig.

So also hatte Nobody aus dritter Hand erfahren, daß Edward Scott vor einem Vierteljahre seine Agathe begraben hatte. Sie war im ersten Kindbett gestorben, das Kind mit sich in den Tod nehmend.

»Und du, Alfred, was hast du während dieser Zeit alles durchmachen müssen!«

»Ach, lassen wir doch die Vergangenheit ruhen,« erklang es leichthin zurück. »Komm, setzen wir uns dort in die Laube. Bei Tisch stelle ich dir meine Frau und andere Gäste vor, die ich im Hause habe. Jetzt wollen wir erst etwas allein sein.«

Scott folgte dem Freunde in die Laube, Nobody rief einen Diener, dieser brachte Erfrischungen, und dann waren die beiden wieder allein.

Aber schon während der Diener seinen Auftrag erledigte, war zwischen den beiden kein Wort mehr gewechselt worden, und auch jetzt wollte durchaus keine Unterhaltung zustande kommen. Nobody zog an seiner Pfeife und nahm manchmal ein Schlückchen Wein, der Kanadier betrachtete beharrlich seine Stiefelspitzen. Dabei hatten die beiden Männer früher schon zu oft zusammen am einsamen Lagerfeuer oder sonstwo gegessen, stundenlang, ebenso schweigend, als daß hierbei etwas Auffälliges gewesen wäre. Es waren eben zwei besonders veranlagte Charaktere, deshalb eben hatten sie immer zusammen harmoniert, und wenn Scott noch derselbe war wie früher, so konnte er vielleicht noch morgen früh hier so in der Laube sitzen und seine Stiefelspitzen betrachten.

Endlich aber hob er doch den Kopf. Wollte er etwas von seiner Reise erzählen, oder überhaupt, was ihn von New-York hierhergeführt? O nein. Er wurde ja auch gar nicht danach gefragt.

»Ich warf vorhin einen Blick durch jene Rosenhecke dort und sah einen abessinischen Krieger in voller Rüstung.«

»Jawohl,« nickte Nobody.

»Dieser Anblick erinnerte mich sehr an unsere Erlebnisse in Abessinien.«

»Das glaube ich.«

Nobody wollte wohl zeigen, daß er auch einmal wortkarg sein könnte. Doch der Kanadier ließ sich dadurch nicht irre machen.

»Was sagtest du eigentlich damals zu dem englischen Einfall in Abessinien unter Admiral Lord Cunningham?«

Jetzt dachte Nobody gewiß, er säße am Lagerfeuer einer Rothaut gegenüber, daß er sich damit begnüge, nur die Schultern zu heben und dabei eine mächtige Dampfwolke vor sich hinzublasen.

Doch nein, es war keine Zurückhaltung seinem ehemals besten Freunde gegenüber. Er wünschte nur eine besondere Einleitung zu dem Folgenden, darauf bereitete er sich und den Kanadier vor.

»Stand der Abessinier nicht einer Malerin Modell?«

»Ja.«

»Diese Malerin ist meine Frau.«

»Ach!«

»Weißt du das nicht?«

»O doch, das stand ja damals in allen Zeitungen, daß du dich wieder verheiratet hättest. Und das ist also die Malerin aus dem Koloradotale, von welcher du mir so viel . . . «

»Ich stelle sie dir dann vor. Ich wollte nur wissen, ob meine Frau in dem Rundteil gewesen sei. Und war nicht auch eine schwarze Frau drin?«

»Allerdings.«

»Weißt du, wer das ist?«

»Nein. Keine Ahnung. Jedenfalls die Mutter der dunkelfarbigen Kinder, die ich dort spielen sah.«

»Es ist die Fadinah von Godscham.«

Der früher so überaus phlegmatische Kanadier mußte sich doch etwas geändert haben. Oder seine Ueberraschung ob dieser Offenbarung war eben gar zu groß. Er schnellte gleich vom Stuhl empor.

»Die Fadinah Theodora?!« stieß er hervor.

»Jawohl!«

»Dieselbe, welche damals bei uns die Hauptrolle spielte?«

»Dieselbe.«

»Das ist doch nicht möglich!!«

»Weshalb nicht?«

Ja, weshalb sollte es nicht möglich sein? Der Kanadier setzte sich wieder. Er selbst hatte damals die Fadinah ja gar nicht zu Gesicht bekommen.

»Dann steigt in mir auch eine Vermutung auf.«

»Welche?«

»Der Hauptheld damals bei dem englischen Einfall war ein abessinischer Fürst, Ras Damaar, der über Godscham herrschte, als Saban der Fadinah – wenigstens war er damals in aller Munde – durch kriegerische Taten hat er sich ja sonst nicht hervorgetan – aber jedenfalls war es doch seine Hand, welche die englischen Offiziere auf eine so rätselhafte Weise verschwinden ließ – und die Hauptsache ist jetzt: er war der Gatte der Fadinah, die einst dich mit ihrer Liebe

verfolgte – und ich hörte vorhin, wie der schwarze Krieger, der Modell stand, mit Ras angeredet wurde . . . «

»Ganz richtig,« unterbrach Nobody kopfnickend die unzusammenhängende Rede des Freundes, »es ist tatsächlich Ras Damaar, der mit seiner Gemahlin und mit seinen Kindern bei mir als ständiger Gast weilt.«

Das Staunen des Kanadiers wuchs nur immer mehr.

»Wie ist denn das alles nur gekommen?!«

»Was alles?«

»Nun, daß der schwarze Fürst jetzt hier weilt, und die Fadinah, welche dich . . . «

Scott konnte die vorliegenden Rätsel in ihrer Fülle gar nicht fassen und deshalb auch nicht aussprechen.

Und Nobody schien keine Aufklärung geben zu wollen, er hüllte sich in Schweigen und in eine Rauchwolke, die er seiner Tabakspfeife entlockte, und so vergingen viele Minuten, während deren sich Scott darauf beschränken mußte, unverwandt seinen Freund anzublicken, bis diesem gefiel, wieder seinen Mund zu öffnen.

Endlich aber sollte die Erklärung doch kommen. Nobody hatte seinen Entschluß gefaßt. Die Einleitung dazu sollte in ganz eigentümlicher Weise geschehen.

In den bewegungslos dasitzenden Hausherrn kam wieder Leben, er hob den Kopf, blickte scharf nach dem Eingange des Hauses, dann spitzte er die Lippen und stieß einen trillernden Pfiff aus.

Es war das Signal für einen Jagdhund gewesen, der dort an der Pforte gelegen hatte. Mit weiten Sprüngen kam das schöne Tier angesetzt, um seinen Herrn, der ihn gerufen, mit Liebkosungen zu bestürmen.

»Ja, du bist ein braver Tyras. Paß auf, Tyras! Ich will allein sein!«

Noch ein Blick des klugen Auges in das Gesicht seines Herrn, und der Hund hatte verstanden, er durchstöberte das Gebüsch, welches die Laube umgab, kehrte zurück und blieb schwanzwedelnd vor seinem Herrn stehen.

»Paß auf, Tyras, halte Wache!«

Der Hund legte sich vor dem Eingange der Laube nieder.

»So,« wandte sich Nobody an seinen Freund, »jetzt sind wir gesichert, jetzt kann ich dir eine Offenbarung machen, ohne dir ins Ohr flüstern zu müssen.«

Diese Einleitung ließ viel erwarten. Wenn Nobody in seinem eigenen Parke nicht laut zu sprechen wagte, wenn dieser Detektiv nicht seinen eigenen, so überaus feinen Ohren traute, um rechtzeitig das Annähern einer Person zu bemerken, welche etwas erlauschen könnte, dazu noch seinen Jagdhund herbeirief, dann allerdings mußte es sich um etwas ganz Geheimnisvolles handeln.

»Es widerstrebt mir,« nahm Nobody dann nach einer Pause wieder das Wort, »vor dir, den ich bisher immer meinen treuesten Freund genannt habe, ein Geheimnis zu haben oder dir gar eine Lüge zu berichten. So vernimm es denn: dieser Ras Damaar war und ist niemand anders als ich selbst.«

Nach dieser Erklärung konnte Scott vorläufig nichts weiter als ein unverständliches Gesicht machen.

»Ich verstehe wirklich nicht.«

Nobody begann zu erzählen: Wie er abermals in Abessinien eingedrungen war, um das Land von dem falschen Propheten zu befreien, wie er dann den Namen Ras Damaar angenommen oder diesen vielmehr bekommen hatte – und

›Damaar‹ heißt ›gewaltig‹, also der gewaltige Fürst – und wie er dann als solcher in dem Engpaß den ganzen englischen Generalstab hatte verschwinden lassen.

Wie er dies aber fertiggebracht hatte, davon steht nichts in Nobodys Tagebuch. Dabei kamen jedenfalls Ehrenworte in Betracht, und Scott selbst hatte dem Erzähler das seine geben müssen.

So können wir weiter nichts berichten, als daß der Kanadier während des Zuhörens nur immer seinen grau gewordenen Kopf schüttelte.

Mit einer Frage können wir dann die Unterhaltung der beiden wieder aufnehmen.

»Also deshalb hat Lord Marcel Cunnington in Indien Selbstmord begangen?« fragte Scott.

»Deshalb?« wiederholte Nobody achselzuckend. »Er schoß sich im Fieberdelirium eine Kugel durch den Kopf. Das hat im Delirium, wenn er die schrecklichen Visionen nicht mehr ertragen kann, schon manch anderer getan, ohne sonst einen Grund hierfür zu haben.«

»Und die anderen?«

»Welche anderen?«

»Die anderen Offiziere.«

»Nun, die freuen sich noch ihres Daseins. Doch was geht dies alles mich an? Für mich war jetzt die Hauptsache, eine mächtige Handhabe zu besitzen, und ich machte Gebrauch davon. Immer fest den Daumen aufs Auge gedrückt. Den Erfolg siehst du, wie ich hier wieder in allen Ehren und Aemtern würdig sitze. Keine Amnestie, keine Begnadigung – sondern mein Prozeß wurde von neuem aufgenommen –

unschuldig befunden! Und dasselbe gilt von Sir Walter Bekham. Wenn ich wollte, wäre ich bereits Lord – ich wollte es nicht.«

»Ja, diese Neuaufnahme des Prozesses habe ich in den Zeitungen verfolgt; aber was sich da alles hinter den Kulissen abgespielt hat – wer hätte das gedacht!«

»Nun weißt du alles – ich habe dein Ehrenwort,« sagte Nobody, sich eine neue Pfeife stopfend.

Scott sah ihm dabei zu und machte ein ganz eigentümliches Gesicht.

»Nein, Alfred, ich kann unmöglich schon alles wissen. Im Gegenteil, durch deine Erklärungen werden mir die Verhältnisse immer rätselhafter. Wer ist denn nun jener abessinische Krieger? Also das ist gar nicht der Ras Damaar?«

»Nein, der wird nur als solcher ausgegeben. In Wirklichkeit ist das Ras Sadak, ein jüngerer Bruder des Negus. Er ist in einem koptischen Kloster erzogen worden, ist auch später Mönch geblieben. Hat Neigung zu einem beschaulichen Leben gehabt. Das steht ja auch schon in seinem asketischen Gesicht geschrieben. Als ich dann die Ruhe in Abessinien wiederhergestellt hatte und an die Renovierung der geplünderten Klöster ging, lernte ich ihn näher kennen. Ich fand trotz aller asketischen Religionsübungen einen hochbegabten, wissensdurstigen Jüngling, dem schon längst die Bibliotheken der Klöster nicht mehr genügten. Ich erzählte ihm von England, schnell war sein Entschluß gefaßt – Ras Sadak begleitete mich und die Fadinah, welche von der Regierung zurücktrat, nach England. In einem halben Jahre hat er Latein und Griechisch gelernt, in den vier Jahren hat er alle Philosophen durchstudiert – er könnte an jeder europäischen Universität den Stuhl eines Professors einnehmen.

Aber er zieht das ruhige Landleben vor. Wir sind unzertrennlich geworden.«

Scott machte eine ungeduldige Bewegung.

»Nein, Alfred, nein, ich verstehe dich nicht. Oder du enthälst mir etwas vor!«

»Was verstehst du dabei nicht?«

»So ist also dieser Ras Sadak der Gatte der Fadinah?«

»O nein,« entgegnete Nobody gleichmütig, ganz mit seiner Pfeife beschäftigt, die nicht brennen wollte. »Wie wäre denn das möglich? Ras Sadak ist doch der Bruder der Fadinah, weil diese die Schwester des Negus ist, und die Abessinier kennen wohl Vielweiberei, aber so etwas denn doch nicht.«

»Ja, wer ist denn aber sonst der Gatte der Fadinah und der Vater ihrer Kinder?!« rief Scott, und es klang fast verzweifelt, weil er so gar nicht begreifen konnte.

»Nun, das ist eben der Ras Damaar.«

Endlich brannte die Pfeife, ruhig blickte der Rauchende den Kanadier an, während dieser zu stieren begann.

»Und dieser – dieser – Ras Damaar, das – das ... «

»Das bin ich selbst,« ergänzte Nobody den Stockenden.

»Was?! Du – du ... «

»Jawohl, die Fadinah Theodora ist meine Frau, ich bin der Vater ihrer Kinder, die du doch vorhin gesehen hast. Was willst du, Edward? Ich bin tatsächlich ein abessinischer Fürst. Allerdings ein Fürst ohne Land und Leute. Nach jenen Religionswirren wurde, damit sich solch ein Fall nicht wiederholen könne, die Verfassung etwas geändert. Vor allen Dingen wurden nach preußischem oder deutschem Muster einige bisher selbständige Fürstentümer aufgehoben, zum ganzen Reiche geschlagen. Ich ging den anderen Fürsten mit

gutem Beispiele voran. Habe eine große Abfindungssumme erhalten und bekomme noch immer eine bedeutende Apanage. Aber ein echter abessinischer Fürst bin ich trotz alledem immer noch. Und du weißt doch, daß im christlichen Abessinien das Halten der Nebenfrauen erlaubt, den Fürsten sogar geradezu zur Pflicht gemacht ist. Und seine Pflicht soll man immer erfüllen. Nun ist bei mir, der ich vorziehe, meine abessinische Apanage auf meinem Landsitz in England zu verzehren, noch eine kleine Abwechslung nötig. Eigentlich ist doch Clarence meine erste Frau. Sollte ich mich aber noch einmal nach Abessinien begeben, dann müßte meine erste Frau die Fadinah sein, Clarence wäre dann die an meiner linken Hand. Das läßt sich eben nicht anders machen. Hier in England dagegen gilt Clarence als Lady Willcox. Und Theodora? Ja, du lieber Gott! Man muß sich immer nach den Verhältnissen richten, und in einem katholischen Lande soll auch der Protestant vor dem Priester, der die Sakramente trägt, seine ehrerbietige Reverenz machen, sonst geschieht ihm ganz recht, wenn er von dem katholischen Volke Prügel bekommt. Also hier gilt Theodora als die Frau des Ras Sadak, ihres Bruders, wovon natürlich nichts bekannt ist, und falls jemand die abessinische Chronik kennt, wird er gleich für den Ras Damaar ausgegeben, der damals mit England die politischen Verhandlungen führte, und kein Mensch in England ahnt etwas anderes, so wenig wie mein vertrautester Diener. So, Edward, nun aber weißt du reichlich alles, und höchstens kann ich dir noch sagen, daß wir sehr, sehr glücklich zusammen leben.«

Regungslos wie eine Staate hatte der Kanadier während dieser ganzen Offenbarung dagesessen, den Sprecher immer nur mit weitgeöffneten Augen anblickend.

»Und – und – und . . .«

Mehr brachte er gar nicht heraus.

»Du meinst wohl, wenn das einmal herauskommt?«

»Ja.«

»Nun, dann würde ich mich schon zu rechtfertigen wissen. Die Hauptsache ist, daß Clarence und Theodora mit dieser Doppelehe einverstanden sind, der Elias Sadak seine ihm untergeschobene Rolle freiwillig spielt, und die allergrößte Hauptsache dabei ist mein eigenes Gewissen. Und mit diesem bin ich im reinen. Alles andere ist mir ganz gleichgültig. Und sollte dieses Verhältnis doch einmal offenbar und ich ein Stein des öffentlichen Anstoßes werden, so würde ich mich gar nicht erst bemühen, zu meiner Verteidigung Parallelen zwischen mir und anderen englischen Eheverhältnissen zu ziehen, sondern ich würde ganz einfach nach Abessinien zurückgehen, wo meine beiden Frauen sanktioniert sind.«

Plötzlich gab es in dem ganzen Körper des Kanadiers einen Ruck, hastig begann er in seinen Taschen zu wühlen.

»Was suchst du? Dein Zigarrenetui? Bitte, hier!«

»Nein – nein – danke . . .«

Scott brachte aus der Brusttasche ein kleines, in rotes Leder gebundenes Buch zum Vorschein. Dann aber behielt er es ungeschlüssig in der Hand.

»Du möchtest doch wohl den Zweck erfahren, weshalb ich dich aufsuche?«

Aha! Scott wollte dieses Thema, das ihm nicht zusagen mochte, mit Gewalt abbrechen!

»Ja, darauf bin ich allerdings gespannt,« entgegnete Nobody.

»Gehst du noch immer deinem Detektivberufe nach?«

»Gewiß. Nach wie vor. Aus England bin ich freilich während der letzten vier Jahre nicht wieder gekommen. Mein Tätigkeitsfeld erstreckt sich hauptsächlich nur auf London, und in dessen dunklen Gassen hat ein Detektiv ja auch genug zu tun. Im übrigen habe ich während dieser vier Jahre nur zwei besonders interessante Fälle zu verzeichnen gehabt: ein Raubmord, der in vollständiges Dunkel . . . «

»Bitte,« unterbrach Scott den Sprecher, »ich muß offen gestehen, daß ich mich jetzt gar nicht hierfür interessiere. Ich möchte so schnell wie möglich zur Hauptsache kommen.«

Mit einiger Verwunderung sah Nobody den Freund an, dessen Benehmen plötzlich recht verändert schien; der Besuch wurde mit einem Male fast rücksichtslos.

»Alfred,« fuhr der Kanadier fort, immer das rote Buch in seinen Händen drehend, »daß ich von meiner somnambulen Eigenschaft, die mich so unglücklich machte, befreit worden bin, und zwar wohl für immer, das habe ich nur dir zu verdanken. Doch lassen wir auch das. Ich möchte dir etwas offenbaren und will mich so kurz wie möglich fassen. Es war damals, als ich in Aegypten die Spuren der wahn sinnigen Agathe verfolgte. Gerade damals wollte ich ja immer meinen Somnambulismus zu Rate ziehen, kam dadurch auf ganz neue Experimente, damals kam ich ja auch auf die Idee, eine Kristallkugel zum direkten Hellsehen zu benutzen. Ich hatte aber auch noch andere Ideen, wie ich meinen Somnambulismus verwenden könnte, um zum Ziele zu gelangen. Unter anderem fiel mir ein, ob ich mein Leben, oder doch einzelne Momente in demselben, schon auf lange Zeit im voraus bestimmen könnte. Ich versetzte mich also in Trance und konzentrierte meine Gedanken auf mich selbst, mit dem Wunsche, Offenbarungen über mein ferneres Leben

zu erhalten. Aber es kam nichts. Das durfte mich eigentlich gar nicht wundern. Ich habe dir ja oft genug erklärt, wie mich meine somnambule Eigenschaft, so oft ich sie für mich selbst gebrauchen wollte, im Stiche ließ. Gut, so wollte ich dieses Experiment in bezug auf eine andere Person wiederholen. Und was lag mir näher, als dabei an dich zu denken, durch dessen Hilfe ich Agathe wiederfinden sollte? Jetzt also konzentrierte ich meine ganze Gedankenkraft auf dich, von dem Wunsche beseelt, alle besonderen Ereignisse zu erfahren, die in deinem Leben von ganz besonderer Bedeutung sein würden. Und wirklich, da war es mir wiederum, als ob vor meinen geistigen Augen ein dunkler Vorhang emporgezogen würde, und von hellem Lichte umflossen schaute ich eine vierstellige Zahl. Was sollte sie bedeuten? Und als ich dies noch fragte, da kamen neue Zahlen hinzu, ein Datum entstand . . . der 10. Oktober – und die Jahreszahl war eine um sechs Jahre spätere – es war genau das heutige Datum, welches mir offenbar wurde.«

»So,« brummte Nobody als der Kanadier eine Pause machte, »da wäre heute für mich also ein kritischer Tag?«

»Ganz sicher. Aber laß mich erst weitererzählen. So wenig dir dieses Datum jetzt genügen wird ohne weitere Angabe, so wenig genügte es damals mir. Ich wollte mehr erfahren. Was hatte dieses Datum zu bedeuten? Und da verwandelten sich die Zahlen, aus dem Datum entstand seine geographische Ortsbestimmung – hier ist sie:«

Scott schlug die erste Seite des roten Notizbuches auf und las ab:

»67 Grad 27 Minuten 32 Sekunden südliche Breite, 26 Grad 11 Minuten 56 Sekunden östliche Länge.«

»Mein Gott,« rief Nobody, »das ist ja in der südlichen Polarzone!!«

»Ja. Dort erwartet dich dein Schicksal.«

»Heute?« fragte Nobody, und es klang fast belustigt.

»Heute.«

»Du, Edward, da mußt du mir aber erst ein Mittel sagen, wie ich heute gleich nach dem äußersten Ende der anderen Hälfte unserer Erdkugel hingelange.«

»Ja, heute erwartet dich das Schicksal dort am südlichen Polarkreis, in der antarktischen Zone,« wiederholte der Kanadier mit aller Seelenruhe, und doch lag eine hehre Feierlichkeit darin. »Aber es ist das Heute der Ewigkeit, welche nicht nach Tagen rechnet! Und dessen sei gewiß, Alfred, daß sich heute dein Schicksal entscheidet – heute wird und muß sich in deinem Leben eine Wandlung vollziehen.«

Es war ein fast furchtsamer Blick, der den Sprecher traf. Mit Gewalt mußte sich Nobody wieder aufraffen.

»Wie war die Längengrad-Bestimmung?«

»Ich werde sie dir schriftlich geben. Und das ist nicht die einzige Bestimmung, welche ich in meinem Traumzustande erhielt. Zahlen erschienen nach Zahlen, doch kein Datum mehr, nur noch lauter geographische Ortsbestimmungen, von denen jede tief in dein Leben eingreifen wird. Unbewußt schrieb ich sie nieder, und als ich sie dann nachzählte, waren es zweiundvierzig. Hier sind sie.«

Scott gab dem Freunde das rote Büchelchen, dieser blätterte darin – jede Seite enthielt großgeschrieben eine geographische Ortsbestimmung.

»Zweiundvierzig Stück, mein Gott, mein Gott!« sagte Nobody, seinem Gesicht einen spöttischen Ausdruck geben wollend, was ihm aber nicht recht gelang. »Wie ich bemerke,

kommen da ja alle Erdteile in Betracht – nach Norden und Süden, nach Osten und Westen will mich das Schicksal entführen? Höre, Edward, nimm dein Buch lieber wieder zurück. Ich bin ein friedlicher Landwirt geworden, habe keine Lust mehr, dem Schicksal zu gehorchen, das mich wieder in aller Welt herumschleudern will . . . «

Der Kanadier war aufgestanden, und seine Haltung war eine derartige, daß Nobody bestürzt abbrach. Mochte Scott auch seine somnambule Gabe verloren haben – zum Seher war er doch wieder geworden, so stand er da, das rote Buch, das ihm jener hinhielt, durch eine Handbewegung zurückweisend.

»Nimm es, oder nimm es nicht! Lies die Bestimmungen, oder lies sie nicht! Wolle ihnen folgen, oder wolle es nicht! Du mußt!!! Das Schicksal will es!!! Weißt du, Alfred, daß morgen von London ein englisches Kriegsschiff abgeht, mit einer wissenschaftlichen Gesellschaft an Bord, welche auf der Prinz Edward-Insel den Venusdurchgang durch die Sonne beobachten soll, der am 5. Januar nächsten Jahres stattfindet?«

»Natürlich weiß ich davon.«

»So, betrachte die Karte. Diese Insel liegt auf dem 58. Grade südlicher Breite. Weiter soll das Kriegsschiff auch nicht vordringen. Jener Ort, den ich im Traume schaute, liegt noch neun Grade südlicher . . . «

»So weit ist in jener antarktischen Zone noch gar kein Forscher vorgedrungen.«

»Nein. Aber du wirst es tun, als der erste. Und es ist genau dieselbe Richtung, welche dieses Kriegsschiff einschlägt. Ich habe mich in letzter Zeit gar nicht um die Ereignisse gekümmert, welche draußen in der Welt passieren. Vor zehn Tagen

war es, als ich wieder einmal eine Zeitung in die Hand bekam. Und da las ich von der Expedition des ›Pitt‹, wie dieses Kriegsschiff heißt. Und da fiel mir das rote Buch wieder ein. Und da bestieg ich den nächsten Dampfer, um hierher zu dir zu eilen. Jetzt bin ich hier, und ich kann dir nur raten, dieses Kriegsschiff zu benutzen, dich der Expedition anzuschließen. Es bringt dich deinem Ziele ganz bedeutend nahe.«

»Und wenn ich mich dieser Expedition nun nicht anschließen?« lächelte Nobody. »Ich habe nämlich auch sehr wenig Lust dazu.«

»So wirst du jene Gegend in anderer Weise erreichen!« sagte Scott mit erhobener Stimme. »Es ist deine Bestimmung, daß du dich nach jener antarktischen Gegend begibst!«

Zunächst hatte Nobody nur ein Achselzucken, als er sich jetzt ebenfalls erhob.

»Gut,« sagte er dann, »es wird sich ja finden, ob mich das Schicksal dazu zwingen kann. Den ›Pitt‹ benutze ich morgen jedenfalls nicht. Ich bin gerade in der Kartoffelernte, das geht mir als Landwirt jetzt vor. Zunächst aber wollen wir zur Mittagstafel gehen, die Damen werden unterdessen Toilette gemacht haben, da kannst du gleich einmal beobachten, wie glücklich und harmonisch wir zusammen . . . was hast du denn, Edward!?!«

Nur eine abwehrende Bewegung des Freundes war es gewesen, die Nobody stutzig gemacht hatte.

»Ich kann dein Gast nicht sein,« erklang es dumpf zurück.

»Nicht? Weshalb nicht? Bist du schon anderwärts verpflichtet, oder . . .«

»Ich kann nicht mehr als Gast an deinem Tische sitzen.«

Es läßt sich denken, was für einen Eindruck diese so unvermutet ausgesprochene Weigerung auf Nobody hervorbrachte – sie wirkte wie ein Blitz aus heiterem Himmel.

»Edward! Was ficht dich an?«

»Jetzt, da du dich mir offenbart hast,« fuhr dieselbe prophetische Stimme fort, und auch dieselbe halb abgewendete Stellung wurde beibehalten, »weiß ich, was für ein Gefühl das war, welches mich bisher abhielt, dir zu schreiben. Es war eine Ahnung – die Ahnung von deinem Unglück. Schweige, Alfred, rede mir nicht von deinem Familienglück! Du hast dein Gewissen nur durch einen Sophismus, durch eine falsche Philosophie eingeschläfert! Aber dein Gewissen wird wieder erwachen! Nie habe ich dich deshalb zur Rechenschaft gezogen, daß du mit deiner Gabriele nicht ehelich getraut warst. Es war dein Weib, welches du liebtest, und welchem du die Treue hieltest! Genug hiervon! Aber versuche nicht, dein jetziges Verhältnis zu rechtfertigen – du betrügst nicht nur die Welt, sondern dich selbst – denn du bist kein Neger, kein Abessinier, du bist auch kein Kopte – sondern in deinen Adern fließt wie in den meinen das Blut der Germanen, denen die Sittlichkeit und Reinheit des häuslichen Herdes die höchste Tugend war – genug, du weißt, was ich meine – erwache aus deinem Traume, in den du dich eingelullt hast!! – Ich kann als Gast nicht an deinem Tische sitzen! Lebe wohl, Alfred!«

Und der junge Mann mit den weißen Haaren ging davon, den Kiesweg entlang, ohne sich noch einmal umzublicken.

Und mit stieren Augen sah Nobody dem Freunde nach. Vorhin war der Blitz auf ihn niedergefahren – jetzt kam der Donner nach, er grollte ihm in den Ohren.

»Er geht,« flüsterte er mit bebenden Lippen, »er geht wirklich – schon ist er verschwunden – er verachtet mich!!«

Und unter dem Donner, den jene Worte in seinen Ohren zurückgelassen hatten, sank der starke Mann, das rote Büchelchen in der Hand, wie gebrochen auf den Gartenstuhl nieder.

---

»Was ist dir nur heute?« fragte Clarence ihren Tischnachbar. »Ich bitte dich nun schon zum dritten Male um Auskunft, wer vorhin der Herr gewesen ist. Er hat dir doch nicht schlimme Nachricht gebracht?«

Wirklich, Nobody wußte noch gar nicht, daß er schon bei der Suppe saß. Den Löffel in der Hand, stierte er schon seit Minuten unverwandt auf das Bildnis Gabrielees, welches von der Wand auf die Gesellschaft herabblickte, bestehend aus ihrem einstigen Gatten und dessen beiden jetzigen Frauen, aus dem Abessinier und aus den vier Kindern.

Zum vierten Male wandte sich Clarence an ihn, was ihm denn sei, und da endlich erwachte er aus seinen Träumen. Hastig legte er den Löffel hin.

»Nichts – nichts, meine Liebe – und doch – heute ist mein kritischer Tag – ich habe – ich habe – ja, schon längst habe ich mich mit dem Gedanken abgegeben – jawohl, ich werde mich der Südpolexpedition anschließen, die morgen mit dem ›Pitt‹ von London abgeht. Verzeiht, meine Lieben, ich muß sofort Vorbereitungen zu meiner Abreise treffen.«

## VI. EINE KUNDE AUS DEM JENSEITS.

Selten war ein Weihnachten mit solch internationaler Einigkeit gefeiert worden.

Fünf Kriegsschiffe verschiedener Nationen – ein deutsches, ein englisches, ein französisches, ein holländisches und ein nordamerikanisches – gaben sich an der einsamen Prinz Edward-Insel im fernen Südpolarmeer ein Rendezvous; aber nicht zum blutigen Wettstreite, nicht zum Auseinandersetzen von politischen Verwicklungen, sondern zur gemeinschaftlichen wissenschaftlichen Arbeit. Es galt, den Durch- oder richtiger Vorübergang der Venus an der Sonne zu beobachten, wozu die Astronomen in schon vorausgegangener, ebenfalls internationaler Konferenz, in Paris abgehalten, als geeignetsten Ort die Prinz Edward-Insel ausersehen hatten.

Der holländische Kreuzer ›Admiral de Ruyter‹ traf als erstes Schiff ein. Es fand das weltverlassene Eiland als einen Sammelpunkt von Seevögeln und Robben vor, die jetzt, während auf der nördlichen Hälfte der Erdkugel der strengste Winter herrschte, hier ihren Sommer verlebten.

Das zweite Schiff war die deutsche Kreuzerkorvette, ›S. M. S. Leipzig‹. Sie fand die holländischen Matrosen schon in voller Arbeit, die wüste Insel wohnlicher zu gestalten und Holzbaracken aufzuschlagen, in denen die Gelehrten bereits ihre Fernrohre und photographischen Apparate aufstellten.

Derselben Arbeit gingen jetzt die deutschen Matrosen nach, dabei aber besprachen sie schon eifrigst, unter sich und auch mit den holländischen Matrosen, wie man zusammen in wenigen Tagen das heilige Christfest feiern würde, und genau dasselbe taten ihre Offiziere in der Messe, und an

diesen internationalen Unterredungen, die aber nichts mit der Wissenschaft zu tun hatten, nahmen dann auch französische und nordamerikanische Matrosen, Heizer und Offiziere teil.

Am Morgen des 24. Dezember traf als letztes endlich auch der englische ›Pitt‹ ein, der sich in Kapstadt in Dock hatte begeben müssen.

Auf dem Vorderdeck stand Nobody. Was er erblickte, erinnerte durchaus nicht an die südliche Polargegend, welche an unwirtlichem Schrecken die nördliche noch bei weitem übertrifft.

Eine ruhige, blaue See, und darüber ein blauer Himmel, und dort das felsige Eiland, belebt von emsigen Menschen, besetzt von komfortablen Holzhäusern, aus deren Schloten Rauch aufwirbelte.

Ja, freilich! Das war eben eine Ausnahme, und der ›Pitt‹ war zuletzt gekommen.

Doch was für ein weißer Streifen war das dort hinten?

Eis. Und was war hinter diesem Eis? Wieder Eis.

Eis, Eis, Eis!!! Und hinter diesem lag das große Rätsel, das unbekannte Etwas.

Nobody hatte Zeit genug gehabt, mit Offizieren und anderen Männern, welche schon in dieser Gegend gewesen waren, über die Südpolarzone zu sprechen, auch konnte er die Schiffsbibliothek zu Rate ziehen.

Von Südamerika her war Kapitän Weddell am weitesten vorgedrungen, im Jahre 1823, bis zum 74. Breitengrade, was bisher noch nicht übertroffen worden ist, und da, als er wegen Mangel an Proviant, und weil sich auch schon der antarktische Winter bemerkbar machte, umkehren mußte, trug er ins Logbuch ein:

»Keine Andeutung von Land, nur drei Eisinseln in Sicht.«

Noch weiter drang Kapitän Roß von Australien her vor. Dieser entdeckte Land, vielleicht einen ganzen Kontinent, auf dem er zu Schlitten und zu Fuß bis zum 78. Breitengrade verfolgte, wo ihm eine himmelhohe Eiswand Halt gebot. Kapitän Scott von der ›Discovery‹-Expedition erreichte im Schlitten  $82^{\circ} 17' 163''$  östlich von Greenwich im Jahre 1903.

Aber von Afrika her ist noch kein Mensch in solch südliche Breiten vorgedrungen.

Wir wollen uns nicht weiter damit beschäftigen, weshalb von hier aus ein weiteres Vordringen nicht möglich ist – die Schuld trägt eben das Treibeis, auch Packeis genannt, weil es packt, und was es einmal gepackt hat, nicht wieder losläßt – kurz, Nobody hätte zu keinem dieser erfahrenen Männer äußern dürfen, daß er beabsichtigte, hier auf diesen Längengraden bis zum 67. Breitengrad vordringen zu wollen, er wäre gar nicht verstanden oder von Sinnen gehalten worden.

Außerdem durfte er weder von dem englischen, noch von einem anderen Kriegsschiffe eine Hilfe erwarten. Die internationale Gesellschaft von Gelehrten wollte sofort, wenn hier ihre Arbeit vollendet war, sich weiter nach den Kerguelen begeben, um von dort aus als zweites astronomisches Ereignis eine Sonnenfinsternis zu beobachten, auch dazu hatten ihnen ihre Regierungen die Kriegsschiffe zur Verfügung gestellt, diese hatten also ihre strikte Order, an der auch ein Sir Alfred Willcox nichts mehr ändern konnte.

Und Nobody selbst hatte sich für gar nichts vorgesehen, mit keinem eigenen Boote, mit keinem Schlitten, mit keinen

Eskimohunden, nicht einmal mit einem besonderen Pelzkostüm.

Ja, wie stellte er sich das da eigentlich vor, sein dort in südlicher, todeskalter Ferne liegendes Ziel erreichen zu wollen?

»Wenn es wirklich Bestimmung des Schicksales ist,« murmelte der einsam Stehende, »daß ich dort etwas finden soll, was auf mich wartet, so wird es auch die Mittel wissen und schaffen, mich dorthin zu führen.« — — —

Das Weihnachtsfest verlief unter geschmückten Tannen, welche die deutschen Matrosen aus ihrer Heimat mitgebracht hatten, während Engländer und Amerikaner es mit ihren Misteln hielten, Pfeifen und Tabak wurden verteilt und Grog gebraut, und dann ging es wieder an die Arbeit, bis das Sylvesterfest abermals eine Abwechslung brachte, verlebte an einem recht schwülen Abend, umschwärmt von zahllosen, niederträchtig stechenden Mücken, die hier so lästig sind, wie sommersüber in Grönland.

So stieg früh um vier die Sonne eines neuen Jahres empor, und Nobody blickte noch immer nach Süden, wo es so weiß schimmerte, und wartete noch immer, daß etwas käme und ihn mitnähme.

»Wenn das Geschwader am sechsten und siebenten Januar nach den Kerguelen dampft, dampfe ich mit, und dann hat sich das rote Buch geirrt,« dachte er.

»Ein Dampfer in Sicht!« erscholl da hinter ihm der Ruf, und als er sich umdrehte, gewahrte auch er das von Norden kommende Fahrzeug.

Denn ein Schiff war das kleine Ding nicht zu nennen. Aber schon aus dieser weiten Entfernung konnte man erkennen, daß es von außerordentlich starker Bauart war.

»Das ist ein norwegischer Dampfer,« lautete das Urteil der Sachverständigen, wobei nicht gemeint zu sein brauchte, daß es aus Norwegen stammte oder unter der norwegischen Flagge fuhr.

»Norweger« ist eine Spezialbezeichnung für einen besonderen Schiffstypus, eben im Verhältnis zu seiner Größe durch eine außerordentlich starke Bauart ausgezeichnet, förmlich gepanzert, und allerdings ist dieser Typus besonders in Skandinavien beliebt, obgleich sehr unpraktisch. Wohl kann das kleine Fahrzeug die schwerste See bestehen, braucht wenig Mann zur Bedienung; aber es faßt eben nichts in seinem Innern und ist außerdem durch sein vieles Eisen sehr kostspielig.

»Das ist ja sogar ein furchtbar massiv gebauter Norweger,« sagten die Offiziere, das Fernrohr vor dem Auge. »Allein dieser gewaltige Bug!«

»Der sieht gerade aus wie der Eisbrecher »Herkules« von Christiania, der immer den Schiffen Luft schaffen muß, wenn sie im Hafen eingefroren sind,« meinte ein holländischer Matrose.

Und der Mann sollte sich nicht geirrt haben. Erst ging die norwegische Flagge hoch, dann wurde der Name »Herkules« signalisiert und als Heimatshafen Christiania genannt.

Das Fahrzeug hielt direkt auf die Insel zu. Was wollte der Eisrammer hier? Schickte auch Norwegen eine gelehrte Gesellschaft aus? Dann hätte man doch sicher davon zuvor gehört. War der »Herkules« als Privatjacht gechartert, d. h. gemietet? Wie unpraktisch, dazu einen Eisrammer zu benutzen! Dann konnte es sich nur um eine private Südpolarexpedition handeln, die in aller Heimlichkeit vorbereitet worden war.

Nun allerdings eignete sich solch ein spezieller Eisrammer ja ganz vorzüglich zu einer Polarexpedition. Wer einmal etwa in Hamburg – wo einer der beiden Eisrammer überdies ebenfalls den Namen ›Herkules‹ führt – solch einen Widder beobachtet hat, wie der zwischen dem Eise herumfuhrwerkt, wie er, weitausholend und pfeilschnell auf die Eisbarriere losschießend, gleich mit dem ganzen Leibe daraufspringt, das stärkste Eis durch sein eigenes Gewicht durchbrechend, dünnere Flächen wie Butter durchschneidend, der wird das begreiflich finden.

So schlau sind aber die Nordpolfahrer auch, und daß sie dennoch keine speziellen Eisrammer benutzen, das wird schon seine Gründe haben: Diese Fahrzeuge sind eben gar zu stark gebaut, daher zu schwer, sie können auch nichts fassen – kurz, es kann höchstens versucht werden, ein normales Seeschiff ungefähr mit der starken Bauart eines Eiswidders zu verbinden, welches Problem aber schwer zu lösen ist.

Die Prinz Edward-Insel hat eine sehr geschützt liegende Bucht, bei diesem Seegang konnte jedes Schiff bis dicht an das Land heran. So legte auch der ›Herkules‹ an.

Starr hatte Nobody seine Augen auf das kleine Fahrzeug geheftet. Dieser Mann, der dort vorn stand, die hohe Gestalt mit den weißen Haaren – – war kein anderer als Edward Scott!!

Die Landung fand statt, die Offiziere der Kriegsschiffe begrüßten die Männer, die sich gleich an Land begeben hatten, sie nahmen dieselben mit in die internationale Baracke, hier wurden sie erst bewirtet.

»Wo ist Sir Willcox?« erklang dann ein Ruf.

»Dort ist er – Sir Willcox, der Kapitän der ›Herkules‹ sucht Sie, wünscht Sie zu sprechen.«

Nobody hatte ihn nicht gesucht, nicht auf sein Kommen gewartet. Er stand an einem weitentfernten, einsamen Orte, nahe der Küste, als der Kanadier schnell auf ihn zuschritt, mit ausgestreckter Hand.

»Verzeihe mir, Alfred!«

Aber diesmal war es Nobody, der sich finster von dem einstigen Freunde abwandte.

»Verzeihe mir, Alfred,« erklang es nochmals in bittendem Tone. »Ich war damals sehr aufgereggt, ich hätte nicht gleich ...«

»Ich habe dir nichts zu verzeihen, du warst ganz im Recht,« erklang es bitter zurück.

»Dann kannst du mir erst recht verzeihen, und ich kann ja nichts weiter, als dich um Verzeihung bitten.«

Da wandte sich ihm Nobody wieder zu, und er nahm die Hand, um sie zu drücken. Und wenn einmal Verzeihung gewährt worden ist, dann darf auch über die Ursache der Zwistigkeit nicht mehr gesprochen werden, mit keinem Wort – wenigstens nicht zwischen Männern, wenn es wirklich Männer sein wollen.

»Wie kommst du hierher, Edward?«

»Deinetwegen.«

»Das dachte ich mir. So spielst du selbst also die Vorsehung? Und wenn dir das nun nicht möglich gewesen wäre?«

Hierüber konnte wohl noch gesprochen werden, das war wieder etwas ganz anderes, und Nobody hatte auch keinen Spott in seine Frage gelegt.

Und der Kanadier hatte sofort eine Antwort bei der Hand.

»So hätte sich die Vorsehung dir eben in anderer Gestalt genähert, um dich weiter nach deinem Ziele zu befördern, dessen Lage mir im somnambulen Zustande offenbar wurde.«

Nobody widersprach nicht mehr, er hatte seine Ansichten unterdessen sehr geändert, durfte an der früheren Seherschaft seines Freundes ja gar nicht zweifeln, und so war wiederum ein Streitpunkt zwischen den beiden beigelegt.

»Du hast den Eiswidder gechartert?«

»Ja. Von England begab ich mich nach Christiania, hatte dort eine geschäftliche Angelegenheit zu erledigen. Du kamst mir dabei nicht aus dem Sinn. Haben wir zusammen nicht schon eine Nordpolexpedition gemacht? Sollte ich dich jetzt im Stiche lassen? Und da du dich solch einer wissenschaftlichen Expedition angeschlossen hattest, die ein gewisses Ziel und sonst eine feste Order hat, wie würdest du weiter kommen? Ja, ich wollte die Vorsehung im unumstößlichen Schicksal spielen. In Christiania machte ich die Bekanntschaft von Kapitän Helsinger, einem alten Seebären, der schon mehrere Expeditionen in englischen Diensten nach dem Südpol geleitet hat. Ich gewann ihn für mein Unternehmen.«

»Und er schlug als Fahrzeug diesen Eiswidder vor?«

»Ja, er gehörte einer Gesellschaft, die in Geldschwierigkeiten stand, er befand sich schon unter dem Hammer. Ich kaufte ihn für billiges Geld, aber gegen Rückkauf, so daß er trotzdem nur gemietet ist. Natürlich mußte ich eine beträchtliche Versicherungsprämie zahlen.«

»Ich meine, weil dieser erfahrene Polarfahrer gerade solch ein wohl starkgebautes, aber doch sehr kleines Fahrzeug dazu ausgesucht hat. Ich hörte vorhin einige Offiziere sehr ungünstig über diese Eiswidder als Polarschiffe sprechen.«

»Kapitän Helsinger versichert gerade das Gegenteil. Allerdings kann nur die Südpolargegend in Betracht kommen. Zur Nordpolreise wäre ein Eiswidder unbrauchbar. Da wären ganz andere Eisverhältnisse, und im übrigen habe ich die verschiedenen Verhältnisse, die er mir da auseinandersetzte, selbst nicht verstanden. Das kann wohl nur der Fachmann. Ferner garantiert Kapitän Helsinger nur für vierzig Tage, von dieser Insel hier aus gerechnet. Nach zwanzig Tagen südlicher Fahrt will und muß er unbedingt umkehren, schon weil dann der Winter vor der Tür steht. Das ist er der Sicherheit der Leute schuldig.«

»Wieviel Leute sind es?«

Die ganze Besatzung bestand nur aus acht Köpfen, einschließlich Scotts, welcher selbst den Posten eines Steuermanns versah. Auf dem kleinen Fahrzeug mußte eben mit allem geizt werden. Kohlen und Proviant genug für vierzig Tage, aber auch nicht für länger, und die Berechnung war so genau aufgestellt worden, daß man bei dem Proviant gleich mit an die neunte Person gedacht hatte, eben an Nobody.

»Hält der Kapitän es für möglich, unter solchen und den bestehenden Verhältnissen den 67. Breitengrad zu erreichen?«

»Er hält es für möglich.«

»Wie lange will er sich hier aufhalten?«

»Keine Minute länger als nötig ist.«

»Dann vorwärts. Macht den ›Herkules‹ schon wieder frei, in drei Minuten bin ich mit meinem Gepäck an Bord.«

Und nach nicht einmal drei Minuten hatte Nobody sein Versprechen eingelöst, wobei er freilich nicht von sämtlichen Offizieren, sondern nur von dem Kommandanten seines Kriegsschiffes hatte Abschied nehmen können; und als einige den norwegischen Dampfer noch gar nicht gesehen hatten, weil sie gerade in einer Baracke beschäftigt gewesen waren, befand sich dieser schon wieder auf hoher See.

Nur ganz kurz sei die Reise angegeben.

Es ging direkt südwärts. Schon in der ersten Nacht mußte der Widder zu brechen anfangen. Dann kamen wieder freie Stellen, dann waren wieder breite Eisbänke zu durchbrechen, manchmal mußten um Eisberge, welche zu ganzen Gebirgen zusammengewachsen waren, große Umwege gemacht werden; aber im allgemeinen kam der ›Herkules‹, immer begünstigt vom besten Wind und Wetter, sehr schnell vorwärts.

Am 16. Januar nachmittags, schon auf der Höhe des 66. Breitengrades, also nur noch etwa 15 geographische Meilen von dem Ziele entfernt, gewahrte man in der Ferne wieder solch eine weiße Gebirgswand, nur daß deren oberer Rand diesmal ganz glatt verlief.

»Das,« erklärte Kapitän Helsinger, »ist die hohe Eiswand, welche seit Menschengedenken, seit Seefahrer versucht haben, in diese Zone vorzudringen, noch jedem ein Halt geboten hat.«

»Ist es festes Land?«

»Nein, eine schwimmende Eiswand.«

»Woher weiß man das?«

»Weil sie sich bewegt. Im Winter schiebt sie sich vor, im Sommer tritt sie nach Süden zurück. Den größten Unterschied, soweit man das bestimmen kann, hat man auf drei Meilen angegeben.«

»Und was ist dahinter?«

»Weiß niemand.«

»Hat noch niemand sie bestiegen?«

»Doch. Freilich mit den größten Schwierigkeiten. Die Eismauer ist durchweg 200 Fuß hoch, die Wand ganz glatt. Das letzte Jahrbuch über die Südpolarzone sagt, daß sie im ganzen fünfmal bestiegen worden ist, immer an verschiedenen Stellen.«

»Und was hat man oben erblickt?«

»Eis,« war die lakonische Antwort, mit der sich aber Nobody nicht zufrieden gab.

»Gar kein offenes Wasser?«

»Nein. Es ist auch gar keine Wand, keine Mauer, sondern ein riesiger Eisblock. Kapitän Jersy ist auf Hundeschlitten in zwei Tagen 18 Meilen über sie hinweg nach Süden geeilt, dann mußte er umkehren.«

»Weswegen?«

»Dann kommt ein himmelhohes Eisgebirge, ganz aus Eisbergen zusammengesetzt. Ueber dieses kann kein Mensch kommen.«

»Wie lang ist die Eiswand?«

»Man hat sie Hunderte von Meilen weit verfolgt.«

»Ihr Ende nicht erreicht?«

»Ihre Seiten werden von Eisbergen verbarrikadiert.«

»Nun, wir werden die Wand ersteigen. Behalten Sie den angegebenen Kurs bei.«

Erst am folgenden Morgen erreichte der ›Herkules‹ die jäh aus dem Wasser aufsteigende weiße Wand. Daß ihr keine Eisberge, nicht einmal Eisschollen vorgelagert waren, daran war eine sehr starke Strömung schuld.

Die geographische Berechnung ergab, daß sie nur noch fünf Meilen von ihrem Ziele, wo ihrer irgendein Geheimnis wartete, entfernt waren.

Wie aber nun die 200 Fuß oder fast 70 Meter hohe Eiswand hinaufkommen? Kapitän Helsinger meinte, es müßten sich Spalten vorfinden, welche auch die früheren Erkletterer benutzt hätten.

Nach einigen Stunden Absuchens fand man denn auch eine solche, welche sich ziemlich tief und nach hinten sich verengend in die Wand hineinzog, und hier konnte Nobodys Kletterkunst die Schwierigkeit bald besiegen.

Mit Eispickel und Fußseisen versehen, welche selbstverständlich zu einer Polarausrüstung gehören, einen langen Strick um die Hüften gebunden, wollte er die Klettertour beginnen. Der Kapitän hielt ihn noch einmal zurück.

Kapitän Helsinger war ein sehr stiller Mann, der nur seine Pflicht tat, seinen Auftraggeber noch gar nicht gefragt hatte, was er denn dort in der Eiswüste zu suchen habe. Jetzt aber schien seine Neugier doch einmal zu erwachen, freilich nur scheinbar, seine Fragen sollten dann einen ganz anderen Zweck bekommen.

»Gedenken Sie denn weiter vorzudringen?« fragte der Kapitän jetzt also zum ersten Male.

»Allerdings.«

»Sie kennen aber doch den Kontrakt, den ich mit Mr. Scott gemacht habe. Zwanzig Tage hin, zwanzig Tage her, von der Prinz Edward-Insel aus gerechnet. Am 1. Januar vormittags

9 Uhr 42 Minuten habe ich die Insel verlassen, und am 21. Januar 9 Uhr 42 Minuten werde ich den Rückweg nach Norden antreten.«

»Sie sind sehr minutiös, Herr Kapitän.«

»Das muß jeder Seemann sein.«

»Und wenn wir bis dahin nun nicht zurück sein sollten?«

»So würde ich ohne Sie abdampfen.«

»Uns einfach im Stiche lassen?«

»Ja. Das bin ich der Sicherheit von sieben anderen Menschenleben schuldig, und ich bestehe auf meinem Kontrakt.«

»Nun gut. Wir haben auch nur noch wenige Meilen vor uns. Trotzdem heißt es dann, jede Minute ausnützen; denn es kommt noch darauf an, wie es dort oben aussieht.«

Ohne Zögern trat Nobody den Aufstieg an. Eng genug war die Spalte, um sie wie gewöhnlich zu erklimmen, sich nur mit Händen und Füßen festklemmend, doch dazu waren hier die Wände zu glatt – es war eben Eis, welches, da es nur durch die dem ganzen, ungeheuren Blocke entstrahlende Kälte starr gehalten wurde, sogar unter den Händen schmolz.

Doch die Hand- und Fußseisen, mit scharfen Riefen versehen, bekamen festen Halt, und lange verweilte Nobody ja nie an einer Stelle.

Den Matrosen aber, die so etwas noch nie geschaut hatten, standen vor Grausen die Haare zu Berge, als sie die menschliche Gestalt wie eine riesige Spinne die schwindelnde Höhe emporklimmen sahen. Sie hätten ja so etwas gar nicht für möglich gehalten, hätten ganz andere Vorbereitungen erwartet, das Eintreiben von Eisen und dergleichen.

In weniger als zehn Minuten war Nobody oben, und ... er stieß einen Ruf des Entzückens aus!

Einmal rief diesen Jubel die ganze Szenerie hervor, das unermessliche Eisfeld in dieser großen Höhe, in weiter, weiter Ferne von blauschimmernden, bizarren Eisbergen umsäumt, darüber der azurblaue Himmel – und dann, wenn man unter sich blickte! Von dort unten aus war die Eiswand ganz undurchsichtig gewesen, hier aber konnte man durch die kolossale Eisschicht durch und durchblicken wie durch ein bläuliches Glas – obgleich sehr die Frage ist, ob man durch eine Glasmasse von etwa 200 Meter Dicke überhaupt sehen könnte, und wenn es auch von reinster Masse wäre.

Durch diese gefrorene Wassermasse aber konnte man es, und so gewährte Nobody auch, wie dieses unermessliche Eisplateau tatsächlich schwamm, er konnte tief unten im Wasser deutlich die Grenzlinie erkennen, wobei zu bedenken ist, daß ein Eisblock nur mit einem Drittel seiner Höhe über das Wasser herausieht, mit zwei Drittel darunter ist, so daß hier also eine Gesamthöhe von fast 200 Metern herauskam.

Nicht minder als durch diese An- und Durchblicke wurde Nobody vielleicht durch die Beschaffenheit der Eisdecke entzückt. Ohne jeden Riß, ohne Erhöhung oder gar Scholle, ungekörnt – spiegelglatt. Wohl herrschte jetzt mitten im Sommer eine Temperatur etwas über Null, aber von Auftauen konnte hier keine Rede sein. Der mächtige Eisblock oder vielmehr der ganze Eiskontinent strahlte zu viel eigene Kälte aus.

Nobody begab sich an das äußerste Ende des Plateaus. Hinabzurufen brauchte er nichts, sondern nur sein dünnes Seil hinabzulassen. Dann wußte Scott schon, was er zu tun hatte; die beiden hatten ja Zeit genug gehabt, alles zu verabreden.

Schon war unten in einem Kesselfeuer eine lange, starke Eisenstange an einem Ende weißglühend gemacht worden, schnell wurde sie herausgebracht und an die Leine gebunden, ebenso schnell zog Nobody dieselbe herauf, nahm das noch immer rotglühende Eisen und stieß es in einiger Entfernung vom Rande kraftvoll in den Boden. Natürlich durchdrang die heiße Spitze das Eis wie Butter, bis Nobody nur noch ein kurzes Ende hervorblicken ließ, und dann währte es nicht lange, so war das in der weiteren Oeffnung entstandene Wasser schon wieder gefroren, und die Stange stak fester im Boden als eingemauert.

Dann holte Nobody an der Leine zwei Schlagsäcke herauf, keine schweren aus Pelz, sondern nur wollene, aber wasserdicht gemacht, welche bei dieser Witterung genügten, gefüllt mit allem, was die Eiswanderer zu gebrauchen gedachten, hauptsächlich getrocknetes und geräuchertes Fleisch, dann außer Waffen noch leichte Schneeschuhe sowohl wie Schlittschuhe, und schließlich ging an dem Seile eine Strickleiter empor, in genügender Länge, von geschickten Matrosenhänden schon hergestellt, als die beiden erfahren hatten, daß die Dampferfahrt an einer Eismauer ihr Ende erreichen würde.

Die Strickleiter wurde an der eingerammten Stange befestigt. Scott kletterte hinauf, sie beluden sich und flogen auf Schlittschuhen über die spiegelglatte Fläche dahin.

Fünf Meilen haben für einen Schlittschuhläufer bei günstigen Verhältnissen wenig zu bedeuten. Nachdem sie sich zwei Stunden lang nur nach dem Kompaß gerichtet hatten, machte Nobody nach der hochstehenden Sonne eine geographische Ortsbestimmung und konstatierte, daß sie höchstens noch eine halbe Meile von ihrem Ziele entfernt waren.

Doch was konnte das sein, was sie hier finden würden? In trostloser und doch grandioser Oede breitete sich vor ihnen die weiße, in der Sonne spiegelnde Fläche aus, auf der man jeden dunklen Punkt schon von weitem hätte entdecken können. Aber nichts wollte sich zeigen.

»Sagt dir keine Ahnung, Edward, was wir finden werden?«

Zum ersten Male hatte Nobody solch eine Frage an den Freund gestellt.

»Ich kann jetzt nicht mehr und nicht weniger ahnen als jeder normale Mensch,« lautete die Antwort.

»Ich meine, sind dir damals, als dir die geographischen Bestimmungen im somnambulen Zustande eingeflößt wurden, nicht auch Einzelheiten offenbart worden, um was es sich immer handeln könne?«

»Nein, nicht die geringste Andeutung. Ich erblickte Zahlen, weiter nichts. Da – da – ein Vogel!«

Es war ein Zufall, daß Scott ihn zuerst erblickt hatte. Es war eine Möwe, die vor ihnen von Osten nach Westen strich, überhaupt der erste Vogel, den sie während dieser Eiswanderung gewahrten, und eben deswegen schenkten sie ihm Beachtung.

»Jetzt ändert er die Richtung, auch er strebt nach Süden. Doch schließen dürfen wir daraus nichts. Also weiter!«

Aber Schlüsse konnten gezogen werden, als bald immer mehr Vögel hin und her flogen. Sie schienen ein Zentrum als Ziel zu haben, und dann trat dieses auch deutlich hervor – dort auf der Eisfläche war eine Stelle, von welcher die Vögel, meist Möwen, aufstiegen und wohin andere wieder verschwanden.

»Und wenn nicht alles trägt, so ist dort gerade die Stelle, auf welche deine Bestimmung paßt. Edward, Edward, was werden wir dort in dieser Eiswüste zu schauen bekommen?«

»In einer Viertelstunde werden wir es ja wissen,« entgegnete der Kanadier, der eine gute Portion seines früheren Phlegmas zurückbekommen zu haben schien.

Und eine Viertelstunde später wußten sie es wirklich. Sie standen vor einer weiten, weiten Oeffnung in dem eisigen Hochplateau, vor einem Talkessel, der unten schwarze Steine zeigte, und zwischen diesen wimmelte es von weißgefiederten Seemöwen, die hier brüteten.

Die Tiefe mochte 40 bis 50 Meter betragen, und der Abstieg konnte keine Schwierigkeiten bieten; denn ringsherum zeigte das Eisplateau nicht wie an der Seeseite glatte Wände, sondern es waren übereinandergetürmte Eisblöcke, welche sich in sanfter Schräge hinabsenkten, so die ganze Insel einschließend.

Denn eine Insel war es, und auch alles andere wußten sich die beiden Naturkundigen zu erklären.

Schwarz zieht die Sonnenstrahlen viel mehr an als Weiß. Deshalb trägt man im Sommer heitere Kleidung. Oder man lege auf eine Eisfläche einen schwarzen und einen weißen Stein, wenn die Sonne scheint. Der schwarze Stein wird schnell und tief in das Eis einsinken, der weiße vielleicht gar nicht.

Mochten vor Urzeiten an diese dunkle Insel auch einmal glatte Eiswände herangetreten sein, so hatten sich diese doch nicht halten können. Die von den schwarzen Steinen ausstrahlende Wärme hatte die Wände unten zum Schmelzen gebracht, ausgehöhlt, bis sie zusammengestürzt waren, und falls wieder einmal glatte Wände entstehen sollten, so

mußte sich das immer im Sommer wiederholen; nachdem das tiefschwarze Gestein, wahrscheinlich Basalt, sich von der eigenen Schnee- und Eisschicht des Winters befreit hatte.

Nachdem sie konstatiert hatten, daß die geographische Lage stimmte, daß es sich wirklich nur um diese von Eis eingeschlossene Insel handeln konnte, stiegen sie hinab.

Ein Kreischen und Flattern von Tausenden von Möwen empfing sie, nichts weiter. Einige Stunden später kannte Nobody die Physiognomie der Insel, ein wüstes Gewirr von Basaltblöcken, zum Teil ganze Berge, auch zahlreiche Höhlen enthaltend, und er hatte die Größe der Insel auf reichlich sechs Quadratkilometer berechnet, aber sonst war er wiederum zu keinem weiteren Resultat gekommen.

»Wir haben ja noch drei Tage Zeit,« sagte Nobody, »und die Insel ist groß genug, daß sich etwas darauf verstecken kann, die Verstecke sind zahllos – wir müssen suchen.«

»Was?«

»Ja, was?« wiederholte Nobody, den Freund anblickend.

»Eigentlich hast du schon etwas gefunden.«

»Was? muß ich da immer wieder fragen.«

»Nun diese von Eis eingeschlossene Insel hier. Ist das etwa nicht genug? Das ist sogar ein Naturphänomen, und noch niemand hat diese Insel betreten, niemand weiß von ihr . . . «

»Hm, niemand hat sie betreten – und dieser Niemand bin ich selbst – da könnte sie also etwa Nobodia getauft werden – aber ich allein kann diese Ehre nicht einmal beanspruchen, du bist ja auch noch da – Edward ich muß dir offen gestehen, daß ich allein mit dieser Insel, so interessant das ja alles auch sein mag, nicht zufrieden bin.«

»Was hofftest du sonst noch?«

»Noch etwas mehr. Du sprachst doch auch davon, damals, als du deine Gedanken auf mich konzentriertest, hättest du an meinen Detektivberuf gedacht – als Detektiv sollte ich etwas erleben . . . «

»Nun, Detektiv heißt doch Entdecker.«

»Höre auf, Edward. Der Detektiv ist kein Entdecker, sondern ein Aufdecker, und das ist ein Unterschied wie zwischen einem Entdecker und einem Abdecker. Nein, ich hoffe doch noch etwas mehr zu finden als nur eine unbekannte Insel.«

»Was aber sonst?«

»Stehen die geographischen Ortsangaben vielleicht wieder mit unserem Herrn Mephistopheles in Verbindung?«

»Du meinst, ob er auch hier eine seiner Niederlagen hat?«

»Das frage ich eben dich, Edward.«

»Ich habe keine Ahnung.«

»Na, da wollen wir uns nicht mit Erwägungen aufhalten, sondern uns auf die Suche machen. Und . . . da ist ja schon etwas.«

Nobody hatte einige Stücke eines zerbrochenen Möweneies aufgehoben.

»Fressen die Möwen ihre eigenen Eier?«

»Das werden sie wohl schwerlich tun. Es kann aber möglich sein, daß einmal eins im Neste zerdrückt wird . . . «

»Nein, dieses Ei ist mit Absicht seines Inhaltes beraubt worden.«

»Woraus willst du denn das erkennen?«

»Das . . . kann ich dir nicht erklären. Für so etwas habe ich eine ganz eigentümliche Spürnase. Daher eben der Name Detektiv.«

»Ein Schneefuchs kann es aufgeknackt und ausgeschlürft haben.«

»In der Südpolarzone gibt es weder Eisfuchse noch Eisbären, und . . . «

Wieder bückte sich Nobody, um diesmal ein ganzes, wohl-erhaltenes Ei aufzuheben. Aber gleich, wie er es in seiner Hand hielt, konnte man merken, daß es leer war.

». . . und kann etwa ein Eisbär in ein Ei solch ein Löchelchen machen, um es auszulutschen?«

Jetzt freilich machte Scott große Augen, als er an der Spitze des Möweneies das Löchelchen sah. Aber noch immer hatte er eine einfache Erklärung dafür.

»Auf diese Weise saugen Marder die Eier aus, sie nagen ein kleines Loch hinein.«

»Hast du einmal ein Ei gesehen, welches ein Marder oder etwa ein Igel angebohrt hat?«

»Nein.«

»Es ist stets ein völlig kreisrundes Loch, welches die Zähne bohren oder nagen, und dieses hier?«

»Ist ganz eckig, die Ränder zerrissen.«

»Gerade wie . . . ?«

»Wie mit einem nicht allzuspitzen Instrument hineinge- stoßen. Alfred, woran denkst du? An einen Menschen, der sich hier aufhält?«

»Ganz gewiß,« nickte Nobody, »hier handelt es sich um einen Menschen. Es fragt sich nur, ob dieser Robinson in Eis und Schnee hier noch . . . jawohl, er lebt noch!« unterbrach sich Nobody schreiend. »Dort läuft er! Halt! Steh!! Wir sind gute Freunde, von uns hast du nichts zu fürchten!!!«

Es war ein Mensch, oder doch eine menschenähnliche Gestalt, welche dort über die schwarzen Basaltblöcke eilte. Denn es gehörte einige Phantasie dazu, um daraus einen Menschen zu machen, so unförmlich war er, eher eine Kugel mit zwei Beinen.

Nobody beeilte sich nicht, ihn zu verfolgen, hielt auch seinen Freund zurück. Beide riefen zunächst die beruhigenden Worte in verschiedenen Sprachen, bis die Gestalt hinter einem Felsblock verschwunden war und nicht wieder auftauchte; dann erst begaben sie sich hin, aber auch nicht schnell, um jenen, falls er sie beobachtete, durch eine direkte Verfolgung nicht scheu zu machen.

»Es war ein Eskimo,« sagte Scott.

»Wir sind in der Südpolarzone, die gar keine Bewohner hat.«

»Aber man wird lebhaft an einen Eskimo in seiner Wintertracht erinnert, die ihn durch die Masse Pelze ganz unförmlich macht, fast ebenso dick wie groß.«

»Da hast du recht, und wenn hier etwa ein Schiffbrüchiger zu leben gezwungen ist, wird er sich wohl auch als Eskimo eingerichtet haben. Ich habe sogar deutlich erkannt, daß es Vogelbälge waren, mit denen er bekleidet war, die innere Seite nach außen.«

»Wer kann es sein?«

»Wir werden es erfahren. Jedenfalls die Person, derentwegen uns die Vorsehung hierhergeführt hat.«

Sie erreichten die Stelle, wo sie vorhin die Gestalt hatten verschwinden sehen. Wohl fand Nobody auf lockerem Boden einige Spuren eines unförmlichen Fußes, die sich aber auf hartem Felsen bald wieder verloren.

Wir wollen es kurz machen. Die Insel war zu groß und bot zu viele Verstecke, um einen Menschen, der sich verbergen wollte, so ohne weiteres aufzuspüren. Dagegen fanden sie im Laufe des Nachmittags anderweite Spuren, aus denen sie schließen konnten, wie das menschliche Wesen hier lebte.

Es nährte sich nur von Eiern und von Vögeln, welche es nach Abstreifen des Balges und nach Entfernen der Eingeweide roh verzehrte, und dabei mußte es sich eines schneidenden Instrumentes bedienen.

Das zufällige Auffinden einer Höhle, die dem Menschen als Wohnung diente, gab weitere Aufschlüsse. Im Hintergrunde war die Höhle ganz mit Federn ausgefüllt, eine tunnelartige Oeffnung verriet, daß der Mensch in die Federn hineinkroch, wohl um darin zu schlafen, um sich vor Kälte zu schützen.

Dann waren zahlreiche Vogelbälge vorhanden, durch Einreiben mit Fett und wohl auch durch Klopfen mit einem Stein ziemlich geschmeidig gemacht. Einige Instrumente, alle aus Vogelknochen, eine Art von Nadel, gleichfalls aus einem Knochen, in dessen Ende ein Loch gebohrt war, dünne Vogeldärme dienten als Zwirn.

»Wir haben es offenbar mit einem hierher verschlagenen Schiffbrüchigen zu tun, der sich nach Möglichkeit zu helfen gewußt hat. Da er uns aber flieht, dürfte ihm in langjähriger Einsamkeit die Erinnerung entschwunden sein, er ist nicht gerade zum Tier, aber doch zu einem auf der tiefsten Stufe stehenden Wilden herabgesunken.«

Bei Anbruch der Dunkelheit mußten die Forschungen aufgegeben werden. Nobody hatte sich eine andere Höhle ausgesucht, in welcher sie die Nacht verbringen wollten.

Um Mitternacht erhob sich Nobody einmal und schlich sich in jene Federhöhle, fand den Vogel aber nicht darin.

»Er hat gemerkt,« sagte er dann zu Scott, »daß wir sein Lager gefunden und betreten haben, und nun verschmäht er dasselbe, wie es so viele Tiere und auch Menschen tun. Daß er die Insel durch Erklimmen der Trümmerwände verläßt, halte ich für ausgeschlossen. Diese schwarze Insel ist seine Heimat, seine Welt. Jedenfalls beobachtet er uns immer, nicht aus Neugier, sondern . . . wie unter einem Banne stehend, von dem so viele Tiere und Wilde befallen werden, wenn sie zum ersten Male einen ihnen fremden Menschen oder überhaupt etwas bemerken, was sie sich nicht erklären können. Wir haben noch Zeit, und wenn er uns nicht zufällig in die Hände läuft, werde ich ihn durch eine List herbeizulocken und zu fangen wissen.«

Solch eine List sollte nicht nötig sein. Als Nobody am anderen Morgen bei Sonnenaufgang aus der Höhle trat, sah er die menschliche Gestalt in einiger Entfernung auf einem Felsblock kauern. Beim Anblick des Hervortretenden floh sie sofort davon.

Nobody, nur nach Scott rufend, schnell hinter ihr her, und es gelang ihm, die Entfernung so zu verkürzen, daß ihm die kugelige Gestalt nicht mehr aus den Augen kam, er sie aber auch nicht erreichen konnte, da der Mensch, hier zu Hause, trotz seiner scheinbaren Unbehilflichkeit wie eine Gemse über die Felsen sprang.

Auch Scott hatte sich sofort auf die Verfolgung gemacht, mit gutem Bedacht eine andere Richtung wählend, und mit einem Male hatte er die hinter einem Felsen hervorspringende Gestalt in seinen Armen.

Das kleine, dicke Wesen wehrte sich wie eine Katze, kratzte mit seinen gewaltig langen Nägeln, biß, verriet auch eine ganz bedeutende Kraft – aber gegen den kanadischen Herkules konnte es nichts ausrichten, und der herbeigeeilte Nobody machte durch über Hände und Füße gestreifte Schlingen dem Sträuben schnell ein Ende.

Seine Ohnmacht einsehend, gab der Mensch jetzt sein Sträuben auf, still lag er auf dem Rücken.

Es war ein sehr kleiner Mann – Nobody maß dann genau ein Meter achtunddreißig Zentimeter, und das ist für einen Erwachsenen zwerghaft – und ein Erwachsener war es, sogar schon ziemlich bejahrt, das verriet das bartlose, schmutzibraune Gesicht, welches von vielen Furchen durchzogen war. Im übrigen traten die Backenknochen darin stark hervor, die schwarzen Augen waren groß, das Haar tiefschwarz, lang und straff. Auf seine übrige Körperbeschaffenheit konnte man wegen der unförmlichen Gewandung, aus Vogelbälgen bestehend, die Federn nach innen, nichts schließen.

Ruhig lag er da, die schwarzen Augen durchaus nicht furchtsam, sondern mit wildem Trotz auf seine Bezwinger geheftet.

»Das ist der unverkennbare Typus eines grönländischen Eskimos!!« rief der Kanadier, der das wohl am besten beurteilen konnte.

»Haben die Eskimos nicht geschlitzte und stechende Augen?«

»Im allgemeinen wohl, aber da finden sich auch genug Ausnahmen. Und diese Backenknochen, diese Nase, diese Stirn – – das ist ein Eskimo!«

Der Kanadier kannte einige Worte aus der Sprache der Innuits, d. h. ›Menschen‹, wie sich die auf ihre eisige Heimat maßlos stolzen Eskimos – was wiederum aus Eskimantik verstümmelt worden ist, ein altdänisches Wort, welches ›Rohfleischfresser‹ bedeutet – selbst nennen, und Scott brachte seinen Wörterschatz an.

Ein sichtbares Aufhorchen, ein begieriges Lauschen, und dann öffnete sich der Mund mit prachtvollen Zähnen – aber nur unartikulierte Laute kamen hervor – ta ta ta.

»Er hat das Sprechen verlernt,« sagte Nobody.

»Das mag sein; aber er versteht mich! Hast du nicht gemerkt, mit welch förmlicher Gier er meine Worte einsaugte?«

»Das dürfte deinerseits ein Irrtum sein, wenn du damit meinst, er hätte deine Eskimoworte verstanden. Denselben überraschten, gespannten Ausdruck zeigte er schon vorhin, als wir uns englisch unterhielten, das hast du nur nicht beobachtet.«

Nobody fragte ihn, wer er sei, wie er hieße, sich aller Sprachen bedienend, die er beherrschte – immer dasselbe gierige Hören, dabei auch den Kopf wendend, so etwa wie ein Hund, wenn er die Stimme seines Herrn hört, oder noch besser vergleichbar mit einem im Käfig gehaltenen Stubenvogel, wenn man ihn einmal ins Freie hängt und er hört nach langer Zeit zum ersten Male wieder das Zwitschern seiner freien Kameraden – dann wieder ein bereitwilliges Antworten; aber nur unartikulierte Laute.

»Ich halte ihn für einen Eskimo,« wiederholte Scott. »Hm, wie mag der hierher verschlagen worden sein? Alfred, denkst du an etwas?«

»An was?«

»Es ist ein Zwerg, noch kleiner als die Eskimos für gewöhnlich sind.«

»Du denkst an unser Abenteuer mit den Zwergen in Australien?«

»Daß auch hier wieder unser Mephistopheles die Hand im Spiele hat?«

»Es ist damit zu rechnen. Er könnte einmal den Versuch gemacht haben, einen nordischen Eskimo am Südpol zu akklimatisieren, und um einem etwaigen Entdecker noch eine besondere Ueberraschung zu bereiten, hat er dazu einen Zwerg gewählt oder einen solchen künstlich gezüchtet.«

»Hm. Es hat etwas für sich. Zuerst wollen wir den Burschen mit nach unserer Höhle nehmen und dann, wenn er nicht zum Sprechen zu bringen ist, die Insel weiter untersuchen. Er kann ja noch andere Gesellschaft haben, wir können auch noch anderes finden.«

Nobody löste die Fesseln an den Füßen, und sofort schnellte der Zwerg auf und suchte zu entfliehen. Nobody fing ihn mit leichter Mühe wieder ein und trug ihn nach der Höhle, wo er ihn zunächst entkleidete, ihn aus einer Unmenge von Vogelbälgen herausschälte.

Und da verwandelte sich die erst so unförmliche, fast kugelrunde Gestalt in eine schlanke vom schönsten Ebenmaß, dabei aber kraftvoll, mit eisernen Muskeln, außerdem eine schneeweiße Haut, zu welchem Leibe der fleckige, schmutzibraune Kopf durchaus nicht passen wollte.

»Nun, sieht das etwa aus wie ein Eskimo?« fragte Nobody.

»Hm, die Eskimos werden in ihren Hütten wohl nur von den Tranlampen so braun geräuchert; wie ihre eigentliche Hautfarbe ist, weiß ich nicht, habe auch noch kein nacktes Kind gesehen . . . «

»Mach keine Geschichten! Den Körperbau der Eskimos kenne ich auch – plump mit kurzen Beinen – der hier hat gar keine Aehnlichkeit damit.«

»Hm, ich kann dir nicht unrecht geben. Woher ist die Farbe seines Gesichts so ganz anders? Angeräuchert kann er doch nicht sein, wenigstens haben wir noch keine Spuren davon gefunden, daß er Feuer benutzt, und da dürfte auch jedes Brennmaterial hier fehlen.«

»Diese Gesichtsfarbe kommt einfach von Wetter und Sonne und . . . vom Dreck, und der wird sich wohl nicht wieder abwaschen lassen, der hat sich schon zu tief eingefressen.«

Nachdem der Gefangene wieder in seine Vogelbälge gehüllt war, riß Nobody ein Streichholz an, um sich seine Pfeife anzuzünden, dabei mit gutem Bedacht den Eskimo, wie wir ihn vorläufig nennen wollen, scharf beobachtend – und richtig, erst vor dem aufflammenden Streichholz ein angstvolles Zurückfahren, dann in den weit geöffneten Augen ein erstauntes, ein fröhliches Aufblitzen.

»Ta ta tla tla tlei tleit leit leit leit,« erklang es stammelnd.

»*Light!*« rief Nobody. »Er kennt das Feuer, er spricht Englisch, er erinnert sich des Wortes, hat es von selbst ausgesprochen!«

»Leit leit leit leit,« wiederholte der Eskimo unzählige Male mit sichtbarer Freude, eigentlich aber nicht Licht, sondern Feuer meinend, wobei zu bemerken ist, daß der Engländer für seine Zigarre nicht um Feuer, sondern um Licht bittet – *give me a light*.

Doch sonst war kein Wort weiter aus ihm herauszubringen, soviel sich Nobody auch Mühe gab, sein Gedächtnis zu

wecken, und infolgedessen konnte das mit dem ›light‹ noch immer ein Zufall sein.

Sonst erwies er sich zutraulich. Biskuit und getrocknetes Fleisch nahm er an, kostete davon, spuckte aber beides mit Zeichen des Widerwillens wieder aus.

Als Nobody für ihn draußen eine Möwe schoß, zuckte er bei dem Knalle des Revolvers furchtbar zusammen, zeigte dann aber, als Nobody zurückkam, keine Furcht, sondern eine auffallende Freude, streckte immer die Hände aus, dabei unartikulierte Laute ausstoßend.

»Der will etwas haben. Sollte er einen Revolver kennen?«

Diesen trug Nobody nämlich wie Scott in einem Futteral, und kaum hatte Nobody ihn herausgezogen, als der Eskimo mit Gier danach griff. Er erhielt die Waffe, nachdem die Patronen daraus entfernt waren, und wie er ihn mit leuchtenden Augen untersuchte, schon wie er ihn hielt, das verriet, daß er früher mit dem Revolver umgegangen war.

»Und mit welcher Zärtlichkeit er den Revolver betrachtet, wie er ihn förmlich liebkost! Du, das ist eher ein nordamerikanischer Cowboy als ein Eskimo.«

Dieselbe Freude zeigte der Zwerg dann beim Anblick eines Messers, das er zum Abbalgen und Ausnehmen des Vogels geschickt zu handhaben wußte.

Das zähe Fleisch der Möwe verschlang er ohne weitere Umstände.

Scott blieb bei dem Zwerge zurück, dem zur Vorsicht wieder die Hände gebunden wurden, während Nobody weiter die Insel untersuchte, und zwar den ganzen Tag lang, um zu der Ueberzeugung zu kommen, daß sie von keinem weiteren Menschen bewohnt wurde.

Noch eine Nacht wurde in der Höhle verbracht, dann traten sie den Rückweg an, wieder auf Schlittschuhen, nachdem aus den Schneeschuhen ein Gestell gefertigt worden war, auf welches der Gefangene gebunden und so mitgeschleift wurde.

Ohne Unfall erreichten sie wieder das Ende des Eisplateaus, dort unten lag noch der ›Herkules‹, die Stange war noch vorhanden, bald befanden sich die drei an Deck, wo der Zwerg im Vogelbalg natürlich das größte Erstaunen hervorrief. Doch Kapitän Helsinger war ein viel zu eigentümlicher Charakter, als daß er auch nur eine Frage gestellt hätte, und seitens der Matrosen war so etwas überhaupt ganz ausgeschlossen.

Glücklich wurde das freie Meer wieder erreicht. An dem Benehmen des Findlings hatte sich während dieser zwei Wochen nichts geändert. Das heißt, er sprach noch immer kein verständliches Wort, stieß nur unartikulierte Laute aus.

Daß ihm das Schiff mit seinen Einrichtungen bekannt war, oder daß er sie nach und nach wiedererkannte, war ganz offenbar. Sonst aber blieb er ein menschenähnliches Tier, das sich nur wie ein kluger Affe langsam an menschliche Sitten gewöhnte.

Wenn Nobody sagte, daß die Seele dieses Menschen aus dem Gleichgewicht gekommen sei, so drückte er sich wohl nicht fachmännisch, aber ganz deutlich aus.

»Seine Seele oder sein Geist ist durch einen Ruck aus dem Gleichgewicht gekommen und kann daher auch nicht langsam, sondern wiederum nur durch einen Ruck eingerenkt werden; es fragt sich bloß, was für ein Ruck dazu nötig und mit welchem Handgriff er zu bewerkstelligen ist. Vielleicht

braucht es nur ein ausgesprochenes Wort zu sein. In diesem Falle kann man sich die Seele, oder wie man es nun sonst nennen mag, als solch einen Vexierwürfel vorstellen, der aus lauter kleinen Klötzchen zusammengesetzt ist, die ineinander greifen, und sobald nur ein einziger herausgezogen wird, fällt der ganze Würfel auseinander. Vielleicht hat nur ein bestimmtes Wort die Bedeutung solch eines Klötzchens, es braucht nur ausgesprochen, eingeschoben zu werden, an richtiger Stelle, und sofort hält der ganze Würfel wieder fest zusammen – die Seele hat ihr festes Gleichgewicht wiederbekommen.«

Und Nobody sollte mit seinem theoretischen Gleichnis auf wunderbare Weise das Richtige getroffen haben!

Eines Tages, man hatte die Prinz Edward-Insel schon weit hinter sich, steuerte auf Kapstadt zu, wo Kohlen eingenommen werden mußten, saß Nobody in der kleinen Kajüte und las.

In einer Ecke kauerte der Eskimo, unverwandt den Lesenden anblickend.

Und das war sein gewöhnliches Verhalten. Man konnte nicht gerade sagen, daß der Zwerg für Nobody eine besondere anhängliche Liebe zeigte; aber er schlich ihm auf Schritt und Tritt nach, um ihn, wie und wo er nur konnte, unverwandt anzustarren, und dann war stets in seinen großen schwarzen Augen eine ganz unnatürliche Spannung zu erkennen.

Manchmal kam es Nobody übrigens vor, als wenn der Zwerg noch gar nicht so alt sein könnte, ja sogar, als ob die Runzeln immer mehr aus dem Gesichte schwanden. Dann aber brauchte der Zwerg nur eine Wendung des Kopfes zu

machen, und er schrumpfte wieder zu einem bejahrten Manne zusammen. Nobody schob die Schuld, den Zwerg manchmal für einen Knaben zu halten, nur der Kleinheit zu und besonders dem knabenhaften Kostüm, das ihm ein Matrose aus seinem Anzug etwas zu kurz geschnitten hatte.

Da trat Scott ein, der recht vergnügter Laune zu sein schien.

»Nun, Mister Nobody?« begann er, ganz ausnahmsweise seinen Freund mit diesem Namen anredend, da er ihn sonst nur Alfred nannte, und für die übrige Mannschaft existierte nur ein Willcox.

»Nun, Mister Nobody . . . «

Da ein gellender Schrei; mit ausgestreckten Armen kam der Zwerg aus seiner Ecke hervorgestürzt.

»Nobody!!« erklang es kreischend in schrillum Tone. »Nobody – Onkel Alfred – ich soll dir sagen, daß Tante Gabriele und Richard und Heinrich gar nicht tot sind, die sind ja gar nicht verbrannt, das waren ja ganz andere auf dem Turme, aber ich darf's niemandem verraten . . . !!!«

Kreischend, in einem einzigen Atemzug hatte er es hervorgestoßen – dann schlug er der Länge nach zu Boden.

---

An der Koje standen die beiden Freunde, Nobody mit wahrhaft gespensterhaftem Gesicht.

»Gelobt sei Gott,« flüsterten jetzt seine bleichen Lippen, »er beginnt zu schwitzen, er hat die Krise überstanden, er ist gerettet und wird mir berichten können.«

»Aber Alfred, wie kann das nur Wolf sein, der Knabe mit den blonden Locken und den blauen Augen.«

»Er ist es!! Wie Schuppen ist es mir plötzlich von den Augen gefallen! Das ist der Typus eines Schwarzfuß-Indianers, und ich habe schon damals gesagt, daß sich dieses wundersame Naturspiel, wie ein Mestize blonde Locken und blaue Augen haben kann, mit der Zeit noch ändern dürfte, daß die Augen und Haare noch nachdunkeln würden, wie es ja auch bei anderen Kindern der Fall ist. Das Blut der dunklen Französin und des Indianers ist doch noch zum Durchbruch gekommen. Ueberhaupt, jetzt erkenne ich den kleinen Wolf wieder, das sind seine Züge, nur vorzeitig gealtert. Wer weiß, was er durchgemacht hat. Und – o Gott, o Gott – Gabriele – Richard und Heinrich – – – was wird er mir berichten können!!«

Stunden vergingen, und angstvoll saß Nobody neben der Koje und lauschte auf die Atemzüge des kleinen Schläfers.

Endlich, endlich eine Bewegung, die Augen wurden aufgeschlagen, sie fielen auf das geisterhaft bleiche Gesicht Nobodys.

Und sofort wurde seine Hand gefaßt, ein glückliches Lächeln huschte über das braune, faltige Gesicht des jetzt elfjährigen Knaben.

»Onkel Alfred – endlich habe ich dich doch gefunden – ich wußte es ja – und was für einen komischen Traum ich gehabt habe.«

»Erzähle ihn mir, erzähle!« flüsterten die bebenden Lippen des starken Mannes.

»Ich träumte, ich wäre zwischen Eiswänden eingeschlossen – und ich müßte immer rohe Vögel essen . . . nein, nein, das war ja nur ein Traum – – ich habe dir zuerst etwas anderes zu erzählen . . . «

»Erzähle, erzähle!« drängten die bleichen Lippen.

»Nein – ich darf nicht – Tante Gabriele hat es mir verboten – nur dir allein . . . «

»Edward!«

Schon hatte der Kanadier die enge Kabine verlassen.

»Erzähle, erzähle, mein Junge!«

Und in kindlicher, unbeholfener Weise begann der so alt aussehende Knabe:

»Du warst doch im Gefängnis – und da kam ein fremder Mann zu uns und sprach mit Tante Gabriele – sie wollten dich aus dem Gefängnis befreien – ich durfte es ja nicht hören, aber ich hatte mich im Zimmer versteckt und wagte mich dann nicht mehr hervor – und so hörte ich alles – und dann fand man mich – und Tante Gabriele wollte Richard und Heinrich gleich mit sich nehmen – weil böse Menschen sie sonst gefangen halten könnten . . . «

Doch wir wollen den Kranken nicht persönlich erzählen lassen.

Ein fremder Mann, dessen Beschreibung aber absolut auf keine Nobody bekannte Person paßte, hatte mit Gabriele einen Plan zu Nobodys Befreiung aus Newgate verabredet. Der Plan selbst tut nichts zur Sache. Gabriele persönlich wollte sich daran beteiligen. Wenn die Befreiung gelang, so stand zu erwarten, daß sich Nobodys Feinde, die er in den höchsten Kreisen hatte, seiner Kinder auf irgendeine Weise zu bemächtigten suchten, um Geiseln, um ein Zwangsmittel in der Hand zu haben!

So wenigstens hatte sich der Unbekannte geäußert. Jedenfalls müsse sie ihre Kinder mitnehmen, aber ihr und ihrer Kinder Verschwinden dürfe nicht sofort bemerkt werden. Vielleicht handelte es sich auch darum, ein Alibi zu schaffen.

Wie war das zu machen? Lady Willcox hatte Rat gewußt. Eine frühere Dienerin von ihr lebte in Maidstone, eine Witwe mit zwei Kindern, jenen gleichaltrig.

Diese wurden zur Stelle geschafft, in alles eingeweiht – sie wollten die Rolle Gabrieles und ihrer Kinder spielen, nur für eine Nacht.

Am nächsten Morgen wollte Gabriele zurück sein, vorausgesetzt, daß der Befreiungsversuch mißglückt war. Dann konnte ihr nichts nachgewiesen werden, sie war doch zu Hause gewesen, und die Stellvertreterin wurde mit ihren Kindern in aller Heimlichkeit fortgeschafft.

Der kleine Wolf war also zufällig im Zimmer gewesen, hatte gelauscht, war entdeckt worden und wurde nun gleich in alles eingeweiht, freilich auch in nichts weiter.

Er sollte eben zu Hause bleiben, bei der falschen Gabriele und ihren Kindern, aber nie, niemals hiervon etwas verraten.

So war es denn geschehen. Es handelte sich ja nur um eine Nacht. Und in derselben Nacht war im Schlosse Feuer ausgebrochen. Nur der kleine Wolf sprang von dem brennenden Turme herab, Mrs. Low fand mit ihren beiden Kindern in den Flammen den Tod.

Ja, das stimmte!! Mrs. Low und ihre beiden Kinder waren damals in Maidstone vermißt worden! Nobody hatte davon nachträglich erfahren. Aber niemand hatte deswegen einen bestimmten Argwohn gefaßt. Die Witwe lebte bei ihren Schwiegereltern, sehr unglücklich, wurde schlecht behandelt – sie hatte schon oft gesagt, daß sie einmal mit ihren Kindern auf und davon gehen würde. Das hatte sie eben getan.

Wohin aber war Gabriele mit den Kindern gegangen? Wo hielt sie sich jetzt auf?

Das konnte der Knabe natürlich nicht angeben. Nicht einmal viel über seine eigenen Erlebnisse. Das kam ihm nach seinem Erwachen ja alles wie ein süßer Traum vor.

Der sechsjährige Junge war eben in die Welt hinausgewandert, um seinen Onkel zu suchen, ihm zu sagen, daß Tante Gabriele und Richard und Heinrich gar nicht tot seien; er habe unter der Linde die Ueberreste von ganz anderen Personen begraben.

Der kleine Wolf war ans Meer gekommen, hatte ein Schiff gesehen, hatte sich darin versteckt – weshalb, wußte er selbst nicht – es war eben ein phantastisches Kind, wollte seinen Onkel in der Welt suchen, und dieses Schiff ging doch in die Welt hinaus – der blinde Passagier war gefunden worden – eine lange, lange Seereise – immer wärmer war es geworden – wohl nach Afrika sollte es gehen – ein Schiffbruch, ein anderes Schiff, welches die im Boote Befindlichen aufnahm – das mußte der Beschreibung nach ein südlicher Walfischjäger gewesen sein – wieder Schiffbruch, diesmal an eisiger Küste – mit Männern umhergeirrt in Eis und Schnee – furchtbarer Hunger – ein alles vernichtender Schneesturm – als der kleine Wolf zur Besinnung kam, hatte er seinen Hunger an Eiern gestillt, die er nur aus den Nestern zu nehmen brauchte – dann fing er eine Möwe und zerriß sie mit den Zähnen – und dann verschob sich das Gleichgewicht seiner Seele, der Knabe sank zum Tier herab, welches sich aus Instinkt vor Hunger und vor den Unbilden der Witterung zu schützen weiß.

»Gabriele und meine Kinder leben noch – o, Edward, Edward!!«

Mit dem schmerzlichsten Mitleid blickte Scott auf den in einem Stuhle Zusammengebrochenen herab.

Wer sagte ihm denn, daß sie noch leben mußten? Hätte da Gabriele nicht gewußt, daß auch ihr Gatte wieder in England war? Es konnte ja sein, daß sie irgendwo gefangen war, oder daß sie sonst durch irgend etwas abgehalten wurde, wieder hervorzutreten, aber . . .

Der Zusammengebrochene schnellte auf, plötzlich begannen seine Augen wild zu rollen, seine Fäuste ballten sich.

»Hat mich das Schicksal durch dich den Knaben nur deshalb finden lassen, damit seine Kunde mir das Herz zerfleischen soll?!« stieß er grimmig hervor. »Hat es nur deshalb den Schleier von deinen prophetischen Augen gezogen?!«

»Alfred, ich bitte dich, sprich nicht so, die Wege Gottes sind unergründbar . . .«

»O, Edward, Edward,« unterbrach ihn Nobody in jammerndem Tone, »nur Gewißheit möchte ich haben – nur dieses eine Mal noch gebrauche deine seherische Gabe!!«

»Armer Freund,« entgegnete Scott in furchtbarer Erschütterung, »und wenn ich wüßte, daß es mein letztes Wort sei, das ich prophetisch ausspreche – ich würde es tun. So nimm mit dem roten Notizbuch fürlieb, schon die erste Angabe hat dich auf eine richtige Spur geführt, und ich zweifle nicht, daß dich jede weitere Angabe weiterführen . . .«

Es war fast schrecklich anzusehen, wie Nobody plötzlich zusammenzuckte, hastig in die Brusttasche griff und das rote Notizbuch hervorzog, mit irren Augen darin zu blättern begann.

»Du hast recht – du hast recht – so – so – ich brauche diesen Angaben nur Schritt für Schritt zu folgen – dann werde ich meine Gabriele wiederfinden – und meinen Richard –

und meinen kleinen Heinrich – und meine Gabriele – und – und – dann wird alles, alles wieder gut – dann kommt Gabriele wieder ... «

Ein entsetzter Blick auf den Freund, das rote Buch entfiel den zitternden Händen, sie wurden vor das Gesicht geschlagen ...

»Clarence – – die Fadinah,« erklang es im Tone der grenzenlosesten Verzweiflung, »o, Edward, Edward, wie schrecklich wahr hast du damals gesprochen – o Gott, o Gott, wie furchtbar kannst du in deiner Gerechtigkeit sein!!!«

## VII. DIE FRAU VOM SEE.

Der vor vier Tagen in New-York abgelassene Pacificzug durchbrauste eine wohlangebaute Ebene.

»Omaha City, fertig für Omaha City!!!« rief ein durchgehender Schaffner.

»Endlich,« sagte ein Herr mit schwarzem Knebelbart, stand auf und dehnte die Glieder.

»Der Herr ist aus Omaha City?« fragte ein gegenüberstehender, behäbiger Mann.

»Nein, ich bin in Omaha City ganz unbekannt.«

Frage und Antwort bewiesen, daß beide keine Yankees waren und, falls sie schon längere Zeit in Nordamerika waren, dieses vielleicht schon ihre zweite Heimat nannten, doch keine yankeehaften Gewohnheiten angenommen hatten.

Denn ein echter Yankee kann zwei Wochen lang einem Mitreisenden im Pacific gegenüber sitzen, er würde ihn ohne ganz besonderen Grund niemals ansprechen, ihn am allerwenigsten nach seinem Ziel oder sonst etwas Persönliches fragen, und tut er es doch, eben weil er kein echter Yankee

ist, aber der andere ist einer, so wird dieser mit einem abweisenden Blicke ein kurzes *Yes* oder *No* antworten und jede zweite Frage zu vermeiden wissen.

Der Behäbige war erst auf der letzten Station eingestiegen, es war schon vorher mit seinem *Visavis* zu einer Unterhaltung über die diesjährige Ernte gekommen, welche nur dadurch unterbrochen wurde, weil der Behäbige inzwischen einmal eingeschlafen gewesen war.

»Wenn Ihnen damit gedient ist, kann ich Ihnen ein sehr gutes Hotel empfehlen.«

»Ich danke sehr, ich begeben mich sofort nach der Dampfstation, wo ich erwartet werde.«

»Sie gehen weiter stromab?«

»Nein, stromauf. Bis nach Fort Mandan.«

Der neben dem Knebelbärtigen sitzende Passagier, sicher ein echter Yankee, denn er hatte seit vier Tagen noch kein Wort zu einem Mitreisenden von sich gegeben, wendete plötzlich aufmerksam den Kopf nach den Sprechern.

»Fort Mandan, wo liegt denn das?« fragte der Behäbige.

»O, das ist noch gar weit, das liegt oben fast an der kanadischen Grenze, mitten in der Wildnis, und dann führt mich mein Weg erst recht in das Gebiet der wilden Sioux hinein – nach dem Mini Wakan-See.«

»Was Sie nicht sagen! Der Herr ist wohl Offizier?«

»Nein, Landvermesser. Wir wollen den Mini Wakan . . . «

»Omaha City!!!« erklangen die Stimmen der Schaffner.

Unvermutet war der etwas außerhalb der Stadt ganz freiliegende Bahnhof gekommen, mit einem Ruck hielt der Zug, draußen drängten sich viele Menschen, welche alle hinein wollten, und der Pacificzug geizt rücksichtslos mit den Sekunden.

»Herrgott, schon . . . «

Der Knebelbärtige ergriff die neben ihm liegende Reisetasche und war mit einem Satze zu der von draußen geöffneten Coupétür hinaus.

»Halt, halt, das ist meine Tasche!!!« rief der dritte, welcher neben dem Knebelbärtigen gesessen hatte, und sprang jenem nach.

Mitten im Menschengedränge erreichte er ihn noch.

»Sir, Sie haben meine Reisetasche!«

Ein Blick auf die gelbe Ledertasche, ein Ruf der Bestürzung, und der Knebelbärtige stürzte nach dem Zug zurück, der sich schon wieder langsam in Bewegung setzte.

»Meine Reisetasche, meine Reisetasche, dort oben auf dem Netz liegt sie, schnell, schnell, schnell!!!«

Ein Glück, daß er als Visavis keinen echten Yankee, auch keinen phlegmatischen Engländer gehabt hatte. Der Behäbige hörte den Ruf, er begriff sofort, war schnell behilflich – – der Knebelbärtige bekam seine Reisetasche, jener, die er schon dem rechtmäßigen Besitzer überlassen hatte, sehr ähnlich, noch rechtzeitig herausgelangt.

Und Nobody erkannte wieder einmal das wundersame Walten des Schicksals – eigentlich schon zum zweiten Male während dieser Reise.

Von Edward Scott in seiner ersten Verzweiflung wieder etwas aufgerichtet, war er entschlossen; der Spur weiter zu folgen, wie sie ihm das rote Notizbuch vorschrieb.

Dieses gab als dritte Bestimmung den 47. Breiten- und 96. Längengrad an, auch noch mit Minuten und Sekundenbezeichnung. Das war im Zentrum Nordamerikas, und die Karte sagte, daß es sich nur um den Mini Wakan-See handeln konnte.

Sollte er denn dort seine Gabriele und die Kinder finden?

»Frage nicht,« hatte Scott gesagt. »Folge den Anweisungen, welche dir das Schicksal durch mich gegeben hat, und selbst wenn du die Verschwundenen dort an oder auf jenem See nicht finden solltest, sondern etwas ganz anderes – lasse die Hoffnung nicht fahren, sei guten Mutes, folge weiter den Vorschriften dieses Buches und sei überzeugt, daß es eine bestimmte Fügung war, welche dich zuerst nach diesem amerikanischen See führte, also durchaus nicht zwecklos. Das dürftest du dann später erkennen, wenn du die ganze Kette der einzelnen Vorgänge überblickst.«

Und Nobody sollte sogar sehr bald erkennen, wie sich das Schicksal, welches jedem Menschen bestimmt ist, nicht umgehen läßt.

Nach Kapstadt mußte der Eisrammer sowieso, um sich mit neuen Kohlen zu versehen. Hier wollte Nobody ihn verlassen, um einen schnelleren Dampfer zu benutzen, der ihn womöglich direkt nach New-York brachte.

In Kapstadt waren alle Zeitungen voll von dem Millionen-Diebstahl auf dem Schatzamt von San Francisco, über den geheimnisvolles Dunkel gebreitet war. Die Zeitungen plauderten aus, daß sich jetzt die amerikanischen Behörden, nachdem alle ihre eigenen Bemühungen zur Aufklärung fruchtlos gewesen waren, schon an den englischen Champion-Detektiv Sir Alfred Willcox, genannt Nobody, auch in dieser Gegend Afrikas noch in gutem Angedenken, um Hilfe gewendet hätten.

Gar kein Zweifel, Nobody hätte unter anderen Verhältnissen diesen Fall sofort in die Hände genommen, hätte sich also sowieso von Kapstadt aus sofort nach New-York begeben.

Er tat es, fand sogar gleich einen direkten Dampfer. Der kleine Wolf war schwer erkrankt, er mußte unter Scotts Aufsicht in Kapstadt zurückbleiben.

In New-York nahm Nobody jetzt natürlich kein durchgehendes Billet nach Francisco, sondern nur bis nach Omaha City. Denn was kümmerten ihn jetzt die verschwundenen Millionen!

Da sagt am vierten Tage der neben ihm sitzende Passagier zum ersten Male, daß er in Omaha City aussteigen will, daß sein Ziel der Wakan-See ist.

Wie er im letzten Moment hinauspringt, nimmt er versehentlich seines Nachbars, Nobodys Reisetasche mit.

In dieser Reisetasche hatte Nobody außer einiger Wäsche und Toilettegegenständen auch sein Tagebuch.

Gesetzt nun den Fall, Nobody hätte gar nicht die Absicht gehabt, in Omaha City auszusteigen, sondern er hätte eben nach San Francisco gewollt, so wäre er doch schon wegen dieses Tagebuches unbedingt sofort dem fremden Herrn nachgesprungen, hätte auch nicht wieder Platz nehmen können.

Jetzt hatte er dem Herrn die Tasche glücklich abgenommen, er wollte ja sowieso hier aussteigen, alles war wieder gut.

Wenn er aber nun nicht hätte hier aussteigen wollen, ob er die Tasche gleich wiederbekommen hätte?

Nobody war felsenfest überzeugt, daß ihm dann der fremde Mann mit seiner, Nobodys Reisetasche im Gedränge entkommen wäre, er hätte ihn auch auf der Dampferstation nicht angetroffen – es wäre für Nobody nichts anderes übrig geblieben, als sein Ziel ebenfalls den Wakan-See zu wählen, welches der unbekannte Mann als das seine genannt hatte.

Jedenfalls hätte er das Schicksal, oder wie man jenes unbekannte Etwas nun nennen mag, auf irgendwelche Weise zu arrangieren verstanden. Es ließ den Austausch der Reisetaschen nur deshalb sofort geschehen, weil Nobody den Wakan-See sowieso als sein Ziel gewählt hatte, da hatte das Schicksal weitere Kunstgriffe nicht mehr nötig.

Nobody widmet dieser theoretischen Auseinandersetzung des ganzen Falles in seinem Tagebuche viele Seiten. Wir haben hier davon nur einen kurzen Auszug wiedergegeben. Vielleicht die Hauptsache ist dabei, daß Nobody trotzdem zu der Ansicht kommt, daß der Mensch deswegen nicht etwa ein willenloser Sklave des Schicksals ist, sondern daß er trotz alledem frei über seine eigenen Handlungen bestimmen kann.

Wie sich das in vollkommener Harmonie zusammenreimt, dazu freilich müßte ein kolossaler philosophischer Apparat in Bewegung gesetzt werden.

Aber es geht, es ist bewiesen worden! Schließlich wird sich doch auch niemand deshalb als ein willenloser Sklave des Schicksals fühlen, weil er nicht die Wahl seiner Eltern bestimmen kann, so wenig wie schon seine Geburt, wie seinen einstigen Tod.

Nein, der Mensch ist frei, trotz alledem und trotz alledem!!!

Nun aber eine andere Frage: wenn das Schicksal den Menschen so bestimmt lenkt, wohin es ihn haben will, wozu hatte Scott seinem Freunde da erst das rote Buch mit den geographischen Ortsbestimmungen gegeben?

Gewiß, eigentlich war das dann zwecklos. Aber ein Gutes hatte es doch: es gab Nobody die Hoffnung – die Hoffnung, welche nicht zuschanden werden läßt, und außerdem: nach

menschlichem Ermessen war ihm hiermit die Garantie geleistet, daß er seinen Tod nicht eher finden würde, als bis er mindestens 42 Ortsbestimmungen absolviert hatte; ruhig konnte er sich in jede Gefahr stürzen, der Tod konnte ihm nichts anhaben – und diese Ueberzeugung, und sei es auch nur ein felsenfester Glaube, ist gewiß auch etwas wert. – –

Das nach Omaha City signierte Gepäck war schnell aus dem betreffenden Wagen herausbefördert worden. Doch war es nur das von Nobody, aus zwei Koffern bestehend. Der Knebelbärtige schien gar keins bei sich gehabt zu haben, hier wenigstens nahm er nichts in Empfang – wieder ein Beweis, wie leicht unter anderen Umständen der fremde Herr mit Nobodys Reisetasche hätte verschwinden können, und Omaha City ist eine ziemlich große Stadt, da war eine unbekannte Person schwer aufzufinden.

Nobody nahm einen der am Bahnhof wartenden Wagen und fuhr direkt nach der Dampferstation. Dort hatte er sich unter den vielen Raddampfern, alle mit einem mehrere Etagen hohen Aufbau, schnell orientiert. Einer von ihnen fuhr den Missouri bis zum großen Wasserfall hinauf, dessen Namen er trug, und der nur wenige Meilen hinter Fort Mandan liegt. Schon in einer halben Stunde trat der ›Katarakt‹ seine viertägige Fahrt an.

Nobody löste ein Billett erster Klasse und begab sich an Bord. Eine andere Klasse hätte er auch gar nicht mehr bekommen können. Das ganze Schiff war dicht besetzt. Es schienen Farmarbeiter angeworben worden zu sein, deren Aufseher die zweite Kajüte besetzt hielten, wie auch genug reiche Farmer und andere Gentlemen mitfahren. Ueberall wurde gefeilscht und gehandelt.

Dieses Feilschen und Handeln ist auch noch in anderem Sinne zu verstehen. Jeder dieser überaus flachgebauten amerikanischen Stromdampfer ist ein Jahrmarkt für sich. In den zahllosen Gängen, die sich durch die vielen Etagen hinziehen, wie auch an Deck und allüberall, wo nur ein freier Platz ist, sind nämlich Stände und Verkaufsbuden, welche an Händler vermietet werden, und es wird hier fast alles verkauft, was man nur in einem Bazar verlangen kann. Dabei freie Konkurrenz. Fliegende Buchhändler gleich dutzendweise, Kleiderjuden, Stiefelmagazine, Pastetenbäcker, Waffenhändler, Tabaksgeschäfte, Schanklokale, hier werden alte Hüte wie neu aufgebügelt, dort bietet jemand Reiseandenken an, unter anderem auch echte Indianderskalpe . . . nein, da kann ein europäisches Warenhaus noch nicht mit!

Für Nobody war dies alles nichts Neues mehr. Und sein Sinn, alle seine Nervenkraft war auf etwas ganz anderes gerichtet.

Hoch erhaben über dieses Menschengewimmel und Jahrmarktsgetümmel stand er auf dem oberen Promenadendeck und blickte nach Norden.

Vier Tage und vier Nächte auf diesem Dampfer. Dann noch ein weiter, wieder tagelanger Ritt; aber nicht mehr in diesem bequemen und dennoch eleganten Reisekostüm, sondern im abstrapazierten Jagdanzug, die Doppelbüchse über dem Rücken und am Gürtel Revolver und Bowiemesser . . . durch eine unbekanntes Wildnis, deren Bewohner als Lebenszweck nur die Jagd auf Wild und auf Skalpe kennen . . . und was würde er dann finden?

Doch er konnte nicht so während der ganzen Reise träumend in die Ferne blicken, das lag gar nicht in Nobodys Charakter, mochte sein Herz auch noch so bedrückt sein. Und er

hatte ja auch noch die Hoffnung, das Geschenk der menschenfreundlichen Götter!

Bevor er seinen Blick nach den wohlangebauten und eben deswegen reizlosen Ufern des Stromes lenkte, schaute er in dieser kleinen Welt um sich.

In das allgemeine Wirrwarr war mit der Zeit Ordnung gekommen. Unter den Passagieren der ersten Kajüte fand der Detektiv, welcher das Beobachten und Ergründen von Menschencharakteren zu seinem Studium gemacht hatte, keine besonders interessanten Gesichter. Und als er sich in das zweite Zwischendeck hinabgab, da sah er eine Gestalt und eine Physiognomie, die ihn alles andere vergessen ließ, an der hatte er ein Studienobjekt, das für die vier Tage ausreichen mußte.

Mit sechs Fuß Höhe bezeichnet man, mit Vorliebe besonders im Roman, das Maß eines sehr großen Mannes. Bei diesem langte das noch nicht. Aber mit der kanadischen Edeltanne, mit welcher wir oft den schlank und dennoch athletisch gewachsenen Edward Scott verglichen, hatte der Wuchs dieses Mannes hier nichts zu tun.

Das war eine germanische Eiche, eine knorrige Eiche, nur daß es bei der menschlichen Gestalt knochig heißen muß.

Ja, knochig! Himmelbombenelement, was für Knochen hatte dieser lange Lümmel!! Nur diese Handgelenke, die so weit aus den zu kurzen Jackenärmeln hervorsahen! Nobody taxierte mit untrüglichen Blick, daß seine schlanken Finger trotz ihrer Dehnfähigkeit solch ein Handgelenk nicht einmal zur Hälfte umspannen konnten.

Und diese Schultern, die hüben und drüben an den Enden unter der Jacke wie große Kanonenkugeln hervortraten! Und nun dieser Buckel, d. h., diese Schulterblätter!!

Auf diesen Schultern, auf welche der farnesische Herkules stolz gewesen wäre, erhob sich ein kurzer, von Adern und Sehnen und Muskeln starrender Hals, und aus diesem ein flachshaariger Büffelkopf mit menschlichen Gesichtszügen, welche den Stempel des Charakters dieses germanischen Riesen trugen.

Wie weise und fürsorglich ist doch die Natur, daß sie solche Männer, welche ihre Mitmenschen an körperlicher Kraft weit überragen, immer mit der größten Gutmütigkeit ausstattet! Denn das ist der Fall. Ausnahmen bestätigen nur die Regel. Wenn solch ein herkulischer Riese, der gar nicht weiß, was er mit seiner überschüssigen Kraft anfangen soll, zugleich ein brutaler Geselle wäre, was für Unheil könnte der anrichten, ehe er sicher hinter Schloß und Riegel sitzt!

Der hier war keine Ausnahme von der Regel. Der richtete mit Absicht sicher kein Unheil an, vermied es, auch nur ein Wässerchen zu trüben. Das stand in seinem Gesicht geschrieben, oder alles log.

Es war nichts weniger als schön. Vor allen Dingen dicht mit Sommersprossen gesprenkelt. Aber schließlich gehörten auch die mit zu dem ganzen, so überaus gutmütigen Ausdruck, der in den blauen Kinderaugen seine höchste Potenz fand.

Nun noch dazu das dichte Flachshaar, unter der kräftigen Nase ein kaum sichtbares Flaumbärtchen – wer nur einigermaßen die Nationen zu taxieren verstand, erkannte sofort den Deutschen, und wer in Deutschland Bescheid wußte, hatte nur die Wahl zwischen einem Landpommern und einem Magdeburger.

Nobody brauchte nicht lange in seiner Wahl zu schwanken.

»Der ist aus jener gesegneten Gegend, wo die größten Zuckerrüben wachsen, und wo auch die sogenannten Pflaumenschmeißer am allerbesten gedeihen. Jawohl, das ist ein Magdeburger Pflaumenschmeißer.«

Und Nobody fuhr fort, das Aeußere dieses Mannes zu studieren, wobei bemerkt werden muß, daß Nobody sogar jeden Mädchenzopf daraufhin taxieren konnte, wieviel er unter Friseurbrüdern wert sei.

Wie schon angedeutet, saß der ganze Anzug schlecht. Der Schneider hatte ihn total verschnitten. Die Aermel viel zu kurz, alles andere viel zu straff anliegend. Aber mit Sicherheit konnte Nobody taxieren, daß das Meter dieses gestreiften Stoffes mindestens seine zwölf Mark gekostet hatte. Der Umlegekragen vom feinsten, sechsfachen Leinen; aber der blaue Schlips wiederum so bäuerisch wie möglich. Die Schaftstiefel, unter den Hosen zu tragen, bei Ergänzung von Sohlen für die Ewigkeit berechnet – überhaupt ein quadratisches Meisterwerk der Hausindustrie eines deutschen Schusters, wovon der Yankee gar keine Ahnung hat.

Alles in allem: ein solider junger Mann, der sehr viel Geld besaß, aber damit nichts anzufangen wußte.

Interessant war auch, daß er an seiner rechten Hand einen bairischen Schlagring trug . . . doch nein, kein Schlagring, um dem Gegner die Knochen zu zerbrechen, sondern es war ein goldener Siegelring – aber nun was für einer! – eben dieser gewaltigen Tatze entsprechend. Der Opal, der in kunstvollem Schnitt einen Ackerpflug zeigte, war ein kleiner Pflasterstein.

Was hatte dieser biedere Deutsche aus Magdeburgs blühenden Zuckerrübenefeldern hier auf diesem Missouridampfer zu suchen?

Nobody war entschlossen, seine Bekanntschaft zu machen. Vorher aber sollte er etwas anderes beobachten, was ihm wiederum einen Schluß gestattete.

Neben dem an der Bordwand stehenden Hünen unterhielten sich zwei Arbeiter, sich der deutschen Sprache bedienend; aber durch Kleidung und Gewohnheiten, besonders durch ihre schauerhafte Spuckerei verratend, daß sie sich schon ganz als Yankees fühlten.

»Entschuldigen Sie, meine Herren, ist das dort schon Oakhorst?« fragte der germanische Riese die deutschsprechenden Landsleute, eine am Ufer auftauchende Ortschaft meinend.

Ein kalter, mißtrauischer Blick, ein kurzes ›don't know‹, und, den Tabakssaft von sich spritzend, wandten die beiden Landsleute dem Frager den Rücken zu.

O du holder, unschuldiger Jüngling, was für ein ›Greenhorn‹ bist du doch, daß du deshalb, weil du in Amerika zwei Männer deine Muttersprache reden hörst, glauben kannst, nun dürftest du sie gleich mit einer Frage belästigen!

»Jawohl, mein Herr, das ist Oakhorst,« sagte der näher-tretende Nobody.

Erst ein freudig erstaunter Blick, der aber gleich ebenfalls mißtrauisch wurde, soweit dies solche treuherzige Augen bewerkstelligen konnten. Der junge Magdeburger schien doch schon längere Zeit in Amerika zu sein, schien ebenfalls gleich mißtrauisch zu werden, wenn ein Fremder ihn ansprach, war vorhin mit seiner eigenen Frage wohl nur einmal aus der Rolle gefallen.

Doch für unseren Nobody war es ein leichtes, jedes solches aufsteigende Mißtrauen schnell zu besiegen, da brauchte er nur seiner Stimme einen besonderen Tonfall zu

geben, zumal, wenn er eine im Grunde genommen so überaus offenerzige Person vor sich hatte.

»Jawohl, ich bin ebenfalls ein Deutscher, ein echter Deutscher.«

»Ach, das freut mich!«

»Wilhelm Schulze ist mein Name,« stellte sich Nobody vor, aufs Geratewohl einen Namen wählend.

»Na freilich, wenn Sie auch Wilhelm Schulze heißen . . . «

Und der Riese klappte seine Schaftstiefel zusammen, daß das ganze Deck dröhnte, richtete seine herkulische Figur noch höher auf und meldete:

»Gustav Lerche aus Magdeburg, Unteroffizier der Reserve beim achten Kürassierregiment!!«

Die Einladung zu einem Glas Ale wurde angenommen, und je mehr Glas aus dem einen wurden, desto Ueberraschenderes bekam Nobody zu hören.

Zunächst drückte Herr Gustav Lerche seine Entrüstung darüber aus, wie flegelhaft ein anständiger Fremder in diesem gesegneten Lande des Dollars behandelt würde. . .

»Ich hatte mir alles Fragen und überhaupt alles Sprechen schon ganz abgewöhnt, aber in den einsamen Prärien, wo ich als Führer und Begleiter einen Jäger hatte, der gar kein Mensch zu nennen war, eher ein Stockfisch, der mir am Lagerfeuer stundenlang gegenüber sitzen konnte, ohne ein Wort zu sprechen, gradeso, wenn wir einmal mit Delawaren oder Sioux zusammenstießen, da erwachte in mir doch wieder die Sehnsucht nach zivilisierten Menschen, nun bin ich hier in Omaha City seit einem halben Jahre zum ersten Male wieder mit solchen zusammengekommen, und da muß ich gleich wieder mit der Nase daraufgedrückt werden, daß

ich noch lange nicht zwischen zivilisierten Menschen, sondern zwischen Yankees bin, und zwischen solchen, die welche sein wollen.«

Das war das erste, was Nobody äußerst überraschend kam.

Wie, also gar kein unerfahrener Neuling mehr? Er hatte schon in den Gebieten der Delawaren und Sioux gejagt?

»Nu, gewiß doch,« versicherte Herr Gustav Lerche mit bescheidenem Stolze, und er erzählte weiter von sich selbst, und wie er auf die Idee gekommen war, sich nach den Jagdgeländen der Rothäute zu begeben.

Sein Vater war richtig ein Magdeburger Zuckerrübenzüchter gewesen, so ein Millionenbauer. Vor einem Jahre, als der Vater gestorben war, hatte Gustav als einziger Sohn das Gut mit Zuckerfabrik und Brennerei und Ziegelei und allem anderen, was dazu gehörte, übernommen. Dann war auch noch der Mann der einzigen Schwester vorhanden, mit an allem beteiligt, und dieser Schwager hatte schon immer ›gestänkert‹, war überhaupt ein ›Stänkerfritze‹.

Gustav hatte die Realschule absolviert, eine landwirtschaftliche Schule besucht, hatte es als Einjährig-Freiwilliger bis zum Unteroffizier gebracht. Also er war ein recht gebildeter Mensch, hatte auch Grütze im Kopfe, sprach ein grammatikalisch einwandfreies Englisch und Französisch. Aber sonst war er doch wieder der Bauer geworden, der für nichts Interesse hatte als für seine ländliche Arbeit, für seine Zuckerrüben und Pferde, aller Poesie und Romantik bar, und von seiner Reise nach Norwegen, wo er Pferde eingekauft hatte, konnte er nichts weiter erzählen als eben von diesen prachtvollen Pferden und höchstens noch von der übrigen Landwirtschaft.

Seine einzige Leidenschaft war die Jagd gewesen. Doch er konnte sie in jener Gegend nur an Hasen und höchstens noch an Rebhühnern stillen, was aber dem Bauernsohn auch vollkommen genügt hatte.

Da war des Nachbars mißratener Sohn, der einst in die Welt gegangen war, als Erbe wieder nach Hause gekommen. In Amerika war er viele, viele Jahre gewesen, hatte sich dort drüben durch eigene Kraft ein großes Vermögen erworben, und was konnte der Held des Tages den staunenden Nachbarn nicht alles erzählen! Denn er war nicht nur immer auf Gelderwerb bedacht gewesen, sondern hatte sich auch als Jäger und Abenteurer in allen Wildnissen umhergetrieben, auch zuletzt noch, schon ein vermögender Mann, bis ihn eben der Tod seines Vaters nach Hause rief.

Es kann nicht gerade gesagt werden, daß diese erzählten Jagdabenteuer des Freundes in Gustav eine romantische Ader wachgerufen hätten. Nein, daß er Haus und Hof im Stiche ließ, daran war mehr die Schwester schuld, und besonders auch der ›Stänkerfritze‹ von Schwager. Die beiden hatten es eben darauf abgesehen gehabt, dem ältesten Erben seinen Besitz zu verekeln, daß sie ihn nicht mit ihm zu teilen brauchten. Sie wollten ihn allein haben, und Geld hatte der ›Stänkerfritze‹.

Gustav erhielt eine gehörige Anzahlung — Nobody merkte dann, daß es allein schon eine Million gewesen sein müsse — das andere ließ er als Hypothek stehen, und daß er sich dann nach Amerika begab, daran mochten allerdings die Jagdgeschichten von Georg Neubert schuld sein. Gustav wollte eben auch einmal nach Amerika, wollte noch etwas anderes erlegen als nur immer Hasen und Rebhühner.

Er folgte den Anweisungen seines Freundes Georg. So hatte er die Pacific westlich von Omaha City verlassen, hatte den ihm empfohlenen Führer gefunden, hatte mit diesem fast vier Monate in den Jagdgebieten der Delawaren und Sioux gelebt.

Gewiß, er konnte von Abenteuern erzählen. Aber gefallen hatte es ihm in den Prärien durchaus nicht. Außer Geflügel aller Art immer und immer nur Antilopen, und . . .

» . . . und diese Indianer sind ja nur ein verlaustes Bettelgesindel, noch lange nicht so brauchbar wie zu Hause unsere Treiber.«

»Ja, die Indianer in diesen Gebieten sind schon zu viel mit den Blaßgesichtern in Berührung gekommen, sie sind schon ganz degeneriert, und was sie sonst von ihrer Echtheit zur Schau tragen, das ist alles nur künstlicher Aufputz.«

»Na, mir bot so ein Siouxhäuptling sein ledernes Jagdhemd an, fein bemalt und mit Stickereien bedeckt, und als ich genauer hinsah, da klebte noch die Londoner Fabrikmarke daran.«

»Und wohin werden Sie sich jetzt begeben?« lachte Nobody, der immer größere Freude an diesem offenen Charakter fand, der sich trotz aller Harmlosigkeit doch nicht übers Ohr hauen ließ.

»Diese Prärien, wo es keinen einzigen Büffel mehr gibt, habe ich satt. Ich will einmal einen richtigen Urwald sehen, und den soll man ja noch an dem oberen Missouri finden, wo man auch noch Hirsche und sogar Bären schießen kann.«

»Allerdings. Aber dort gibt es auch noch Prärien genug, und zwar solche, auf denen noch echte Rothäute den Bison in Herden jagen.«

»Jawohl, das erzählte mir auch Georg. Waren Sie schon einmal dort oben?«

»Nein, diese Gegend des nördlichen Amerikas kenne ich noch nicht.«

»So, ich dachte. Da kennen Sie also auch nicht den Mini Wakan-See.«

Auf Nobody mußte dieser Name natürlich einen ganz besonderen Eindruck machen.

»Wollen Sie an diesen See?«

»Ja. An dem hat Georg Neubert lange verweilt und mir besonders viel davon erzählt. Muß dort prachtvoll sein, sage ich Ihnen. Vom Missouri bis hin ist freilich ebenfalls alles Prärie, aber auch nicht solch ausgebrannte Steppe wie dort im Westen, und dann, wie Sie schon sagten, soll es dort noch massenhaft Büffel geben. Und im Osten des Sees fängt der meilenweite Urwald an – ach, was sage ich, meilenweit – so groß wie ganz Preußen, und darin noch wirkliche Indianer, die dem Bären zu Leibe gehen. Und dann . . . «

Der germanische Riese kratzte sich nachdenklich am Kinn.

»Hm. Georg hat mir da eine eigentümliche Geschichte erzählt. Haben Sie Coopers Lederstrumpf gelesen, Herr Schulse?«

»Natürlich habe ich den gelesen!«

»Ich auch einmal – als Junge. Die ganze Geschichte ist doch in viele Abteilungen geteilt, die erste führt den Titel – den Titel . . . «

»Der Wildtöter,« kam Nobody dem Stockenden zu Hilfe.

»Jawohl, der Wildtöter. Die spielt doch hauptsächlich an einem See, auf so einem Kahne, auf dem so ein alter Fallensteller mit seinen beiden Töchtern haust.«

»Ganz richtig. Es ist nicht eigentlich ein Kahn, kein Schiff, sondern eine Art von Arche. Nicht wahr?«

»Jawohl, eine Arche Noah. Nun, diese hat mein Freund Georg selber gesehen.«

»Diese Arche? Das ist aber schon gar lange her, und Cooper läßt seine Erzählung auch an einem östlichen See spielen, an dem Huronen und Cherokeesen hausten . . . «

»Nee, nee, das meine ich ja auch gar nicht. Ich spreche vom Mini Wakan-See. Auf diesem lebt ein alter Fallensteller auch in so einer Arche, die er sich selbst gebaut hat, genau so, wie der im Lederstrumpf.«

»Was Sie nicht sagen!«

»Ja, alles genau so, mit der segelt er immer auf dem großen See herum, lebt ganz darauf, und mein Freund Georg kundschaftete gleich aus, daß der Alte dabei niemals etwas von den Lederstrumpfgeschichten gelesen hatte.«

»Solche Uebereinstimmungen sind schon möglich. Wie lange lebt denn der Alte schon so?«

»Mein Freund Georg war zweimal dort. Das erstemal so ungefähr vor sechs Jahren. Er wurde von dem Alten ganz freundlich aufgenommen und hat auch mit ihm zusammen gejagt, mit ihm auf der Arche gelebt. Wie lange der Alte so gehaust hat, das fragte Georg nicht, oder er hat es mir nicht gesagt. Ich meine nur, damals war der Alte ganz allein. Als Georg ihn aber dann nach einigen Jahren noch einmal besuchte, hatte der Alte eine Frau und zwei Kinder bei sich.«

Nobody führte gerade sein Glas zum Munde – es hätte nicht viel gefehlt, so hätte er es fallen lassen. Eine Erkenntnis überkam ihn plötzlich – vor seinen geistigen Augen ward der das Schicksal verhüllende Vorhang weggezogen.

Weshalb begab er sich denn nach diesem See? Wen hoffte er denn dort zu finden?

»Eine – eine – Frau – mit – mit zwei Kindern?!« stieß er in der furchtbarsten Aufregung hervor.

»Beim zweiten Male hatte der Alte eine Frau und zwei Kinder bei sich,« wiederholte der andere gleichmütig. »Was regen Sie sich denn dabei so auf? Sie kennen sie wohl gar?«

Mit Macht wußte sich Nobody zu bezwingen. Wie gesagt, hatte er denn etwas anderes erwartet oder doch gehofft?

Zugleich hatte er erkannt, daß er sich diesem biederen Magdeburger anvertrauen durfte oder wie er ihn doch zu behandeln hatte.

»Ja, hier liegt ein wundersamer Zufall vor – oder auch nicht so ganz Zufall – ich selbst will mich ja eben nach diesem See begeben . . . «

»Was Sie nicht sagen!« erklang es freudig erstaunt dazwischen. »I da können wir ja gleich zusammen reisen! Und Sie kennen also den Alten?«

»Es könnte wenigstens sehr leicht sein, daß ich die Frau und die beiden Kinder kenne. Erst aber muß ich noch einige Fragen stellen.«

»Fragen Sie nur immerzu. Was ich kann, werde ich Ihnen beantworten. Viel weiß ich freilich selber nicht.«

»Hat Ihr Freund diese Frau und die beiden Kinder selbst gesehen?«

»Gewiß doch. Er hat ein paar Wochen mit ihnen zusammen auf der Arche gelebt.«

»Wie sah die Frau aus?«

»Mein Gott, wie eben eine Frau aussieht,« war der Anfang der schwerfälligen Antwort, und weiter ließ Nobody es nicht kommen.

»War sie noch jung?«

»O ja, sie soll noch ganz jung gewesen sein – und sehr hübsch, meinte Georg.«

»Wie war ihr Haar?«

»Das war blond – jawohl, blond, das weiß ich noch ganz genau, von ihrem blonden Haar hat Georg mir erzählt.«

Tief und schwer atmete Nobody.

»Und die beiden Kinder?«

»Nu, das werden wohl ihre Kinder gewesen sein, und sie waren auch alle beide blond.«

»Zwei Mädchen, nicht wahr?«

»Nee, ganz im Gegenteil, es waren zwei Jungen, der eine so vielleicht acht Jahre, und der andere so vielleicht zehn bis zwölf Jahre, und daß der eine davon Alfred hieß, das weiß ich zufällig auch noch ganz genau.«

Nur mit Mühe konnte Nobody einen Jubelschrei unterdrücken.

»Und die Frau – die Frau – wie hieß sie?«

»Warten Sie, will gleich einmal nachsehen. Ich habe mir so verschiedene Namen aufgeschrieben. Georg hat mir nämlich Empfehlungen mitgegeben, und die da vom Mini Wakan-See sollte ich auch vielmals von ihm grüßen.«

Und in seiner bedächtigen Weise brachte der Riese eine dicke Brieftasche zum Vorschein und begann in dem Notizblock derselben zu blättern.

»Georg hat mir so viele Namen genannt, daß ich . . . halt, hier ist es wohl . . . Totlamini – jawohl, Totlamini hieß sie.«

»Das dürfte wohl ein Irrtum sein. Tot heißt in der Sprache der Dakotah alt – Totlamini dürfte der Alte vom See bedeuten.«

»Ach so, richtig, das war ja auch der Alte – aber hier – Squawlamini.«

»Das bedeutet die Frau vom See.«

»Ganz richtig. Das hätte ich übrigens auch gleich wissen können, so viel Dakotah habe ich nämlich auch schon gelernt, und deshalb ist es auch ganz falsch, wenn man vom Mini Wakan-See spricht; Mini heißt schon an sich der See.«

»Sonst konnte Ihr Freund ihr keinen anderen Namen geben?«

»Nein.«

»Nannte er sie nicht vielleicht einmal Gabriele?«

»Nicht daß ich wüßte.«

»Und wie hieß der eine der beiden Knaben?« wollte sich Nobody noch einmal vergewissern.

»Alfred.«

»Der jüngere oder der ältere?«

»Der ältere, so von zehn bis zwölf Jahren.«

»Und wie hieß der jüngere?«

»Das weiß ich nicht.«

»Nannte Ihr Freund vielleicht den Namen Heinrich?«

»Das kann ich wirklich nicht sagen.«

»Und vor vielen Jahren hat sie sich mit den beiden Kindern zu dem Alten auf der Arche gesellt?«

»Als mein Freund dort war, waren's wohl so vier Jahre – jetzt also sind's fünf.«

Nobody hatte keine Frage mehr.

»Sie sind es, sie sind es!!« jubelte er jetzt auf.

»Aber woher kennen Sie die denn nur?« konnte jetzt der Magdeburger mit Recht verwundert fragen.

An einem menschenleeren Orte weihte Nobody ihn ein, nicht gerade in alles, gab sich nicht als Detektiv Nobody und

Sir Alfred Willcox zu erkennen, erzählte aber doch auch kein Märchen.

Er war zwar ein Deutscher, aber schon lange in Amerika ansässig – vor etwa fünf Jahren waren seine Frau und Kinder verschwunden. Ununterbrochen hatte er nach ihnen gesucht, zuletzt eine Spur gefunden, welche nach jener Gegend wies. Auf jenem See hätte er sie allerdings nicht vermutet, so wenig wie er überhaupt gewußt, daß sich auf dem See ein Fallensteller in einer Arche etabliert habe.

»Sonst bitte ich Sie herzlichst – fragen Sie mich nicht nach der Ursache meines Unglücks, nach dem Grunde, weshalb mein Weib –«

»I Gott bewahre!« fiel ihm der biedere Magdeburger ins Wort. »Und daß Sie selbst nicht daran schuld sind, daß sie Ihnen weggelaufen ist, das sieht man Ihnen doch gleich an – das mögen so Verhältnisse sein, wie sie eben vorkommen im Leben – besonders im Eheleben soll's ja manchmal komisch zugehen, wovon ich glücklicherweise nichts weiß – und wenn Sie sie immer gesucht haben, das zeigt ja, daß Sie sie immer noch liebhaben, und das ist doch die Hauptsache bei der ganzen Geschichte, und da wollen wir nur hoffen, daß Sie Ihre Frau und Kinder hübsch gesund und munter vorfinden, und daß auch sonst alles klappt. Nee, so was! Muß ich gerade derjenige sein, der Ihnen von der Frau am See und ihren Kindern erzählen kann, daß Sie endlich auf die richtige Spur kommen! Nee, wie mich das freut! Und was mir mein Freund alles von Ihrer Frau erzählt hat!«

»Was hat er Ihnen erzählt?«

»Na, das muß ja ein wahres Teufelsweib sein ... hopla, ich wollte sagen: die muß ja den Teufel im Leibe hab ... nee, ein rabiates Frauzimmer ... Sie wissen schon, was

ich meine . . . nämlich wie die schießen und reiten kann! Die wirft einen winzigen Holzapfel so hoch, als sie ihn werfen kann, und mitten in der Luft schießt sie ihn kaputt, mit Gewehr oder Revolver, ihr ganz egal, und ebenso bändigt sie das wildeste Pferd, das kein Sioux und kein Pawnee besteigen kann.«

Ja, das stimmte. Das war wiederum Gabriele, die ehemalige Wüstenräuberin.

»Und nun gar mit dem Dingsda, mit dem Lasso – mit der Lederschlinge kann sie jedes Schnitzelchen vom Fingernagel vom Boden aufheben.«

Das stimmte ebenfalls. Der Leser der ersten Serie entsinnt sich, daß Gabriele die Tochter eines Deutschen war, der in Amerika eine Pferdezucht gehabt hatte, und von dem hatte sie das Lassowerfen gelernt, durch welche in der afrikanischen Wüste unbekannte Kunst sie den Beduinen stets ein abergläubisches Staunen eingeflößt hatte.

Sonst konnte Gustav nur noch erzählen, wie sein Freund von den Bewohnern der Arche so überaus gastfreundlich aufgenommen worden war, wie er mit ihnen zusammen gejagt und gefischt hatte, welche Verehrung sie bei den umwohnenden Indianerstämmen genossen – wenig mehr.

Und dann saß Nobody einsam auf dem Vorderdeck und blickte über den nächtlichen Strom nach Norden und sann nach über das wundersame Schicksal.

Wie kam Gabriele mit den Kindern dort oben hinauf in das wilde Amerika, als Begleiterin des alten, auf dem See in einer Arche lebenden Fallenstellers? Stand dieser irgendwie mit seiner geplant gewesenen Befreiung in Verbindung? Oder war es ein alter Bekannter von Gabriele's Vater? Ja, wie

kam sie aber nur dazu, dort oben so ein Hinterwäldlerleben zu führen?

Vergebliche Fragen! Und wozu auch diese Fragen? In sechs Tagen würde sie selbst sie ihm beantworten.

Und Nobody durfte innerlich so freudig aufjauchzen; denn er hatte den felsensicheren Plan schon gefaßt, wie er doch noch alles zum besten wenden würde. Nur erst sie sehen, sie sprechen mußte er!

Aber wohl stellte er im Laufe der nächsten Tage noch diesbezügliche Fragen, nämlich an andere Passagiere des Dampfbootes, welche seiner Meinung nach etwas über den Alten und der Frau vom See wissen konnten.

Vergebens – Nobodys Kunst verstand es, auch den schweigsamsten und mißtrauischsten Yankee zum offenen Sprechen zu bringen, aber an Bord war kein einziger, der auch nur schon von einer Arche, die auf dem Mini Wakan schwamm, etwas gehört hatte, und wenn auf einer Station ein neuer Passagier hinzukam, der einen hinterwäldlerischen Eindruck machte, so war es doch immer dasselbe.

»No, sir, no, I have never heard from it – ich habe niemals von so etwas gehört.«

Es waren eben zufällig nicht die richtigen Personen vorhanden, die davon hätten etwas erzählen können, und dann kamen die zwei letzten Tage, an welchen der ›Katarakt‹ gar nicht mehr anlegte, weil niemand ab- noch einsteigen wollte.

Bei weitem nicht alle Indianerstämme sind, wenn sie nicht als Ackerbauer sesshaft gemacht werden konnten, nach dem sogenannten Indianerterritorium verpflanzt worden.

Man muß dabei bedenken, daß Nordamerika – wobei hier Kanada ausgeschlossen ist – auch seinen enormen Pelzreichtum ausbeuten will, und das können nicht Farmer, die nur so nebenbei einmal ein Pelztier schießen, das sich in die Nähe des angebauten Gebietes verirrt, das können auch nicht allein professionelle Jäger – das Leben eines Trappers und Pelzjägers ist doch gar zu beschwerlich, als daß es so viele Liebhaber findet – das können nur die eingeborenen Rothäute.

So leben im nördlichen Teile vom Staate Nebraska auf einem Gebiete von 3300 Quadratmeilen gegenwärtig und nach der letzten Schätzung 4000 männliche Sioux-Indianer allein von der Jagd.

Dieses große Gebiet hat einen ausgezeichnet fruchtbaren Boden, aber einmal bilden diese 4000 streitbaren Sioux die billigste Grenzschutztruppe gegen Kanada, besonders auch gegen ihre roten Rivalen, die Assiniboins, welche wiederum die kanadische Pelzkompanie als Jäger nicht vermissen kann, und zweitens werden diese eingeborenen Bewohner Nebraskas eben selbst als Pelzjäger gebraucht, als kräftige Konkurrenz gegen das englische Kanada.

Das wurde im Jahre 1860, als Nebraska zu den Vereinigten Staaten geschlagen wurde, gleich geregelt, indem dieses sogenannte Dakotah-Territorium, also genau 3300 deutsche Quadratmeilen, von der Regierung auf 50 Jahre an die nordamerikanische Pelzkompanie verpachtet wurde, die in Fort

Mandan ihren Hauptsitz und ihr Wechsel- oder Tauschgeschäft hat, und dieser Kontrakt dürfte im März 1910 auch wieder erneuert werden.

Bis dahin darf die Regierung von dem genau bestimmten Gebiete nichts verkaufen. So abgeschlossen wie das eigentliche Indianerterritorium, das eigentlich kein Weißer betreten darf, ist es allerdings nicht, jeder, wer Lust hat, kann sich darin ansiedeln, kann Land urbar machen, es benutzen, aber . . . er tut dies auf seine eigene Gefahr hin, und wenn ihm der Skalp genommen, seine Familie massakriert wird – deshalb schickt die Regierung keinen einzigen Soldaten hin. Das ist dann alles Privatsache und Privatrache.

Diese 4000 Rothäute gehören zur großen Familie der Sioux, und im speziellen sind es die sieben Stämme oder ›Beratungsfeuer‹ der Dakotahs, was auf deutsch Verbündete heißt, und verbündet sind sie denn auch stets gewesen, obwohl sonst voneinander unabhängig. Jedenfalls haben sie niemals untereinander im Kampfe gelegen, und kleinere, blutige Zwistigkeiten wurden stets am Beratungsfeuer in Güte erledigt.

Trotzdem haben der Tomahawk und das Skalpiermesser dort oben noch angenehme Arbeit genug.

Einmal sind jenseits der kanadischen Grenze die Todfeinde, die Assiniboins, zu denen auch die Krähen- und Schwarzfüße gehören. Diese Grenze zwischen Kanada und den Vereinigten Staaten ist auf der Karte scheinbar ganz willkürlich gezogen, ohne Fluß, ohne Gebirge, da scheint nur der Geograph nach den Breitengraden bestimmt zu haben. Dem ist aber nicht so. Diese scharfe Linie haben die rivalisierenden Jägervölker schon weit vor der Ankunft der Blaßgesichter gezogen gehabt, freilich nur für ihr Auge, aber

sie wissen ganz genau, wo die Linie geht, wo sie sich befinden, das liegt ihnen in der Nase, und wenn nun einmal ein angeschossenes Stück Wild über die Grenze flieht und verfolgt wird, dann ist natürlich allemal der Teufel los.

Ferner haust im Dakotah-Territorium noch ein anderer, kleinerer Indianerstamm: die Pawnees. Diese wurden damals nach dem Süden verpflanzt, nur einige Unterstämme fügten sich nicht; die Sioux, welche das Privilegium bekommen sollten, halfen wacker mit bei ihrer Vertilgung, nur wenige entkamen in die Wälder, und hier vollzog sich wiederum jene ethnographische Verwandlung, welche schon früher einmal erwähnt wurde: diese Pawnees, ursprünglich wie die Sioux ein Reitervolk, das ohne Pferd gar nicht mehr auskommen konnte, verwandelten sich mit der Zeit in die besten Läufer und Springer, statt der Prärie wurde der Wald ihre Heimat, und so konnten sie sich unbelästigt vermehren, weil der Sioux zu Roß schwer in den Urwald eindringen kann und zu Fuß unbehilflich wie ein Kind ist oder sich doch ganz unsicher fühlt. An Scharmützeln fehlt es zwischen den beiden feindlichen Stämme freilich dennoch nicht.

So ist das Land beschaffen, durch welches das Stromboot in den letzten beiden Tagen fuhr, mit nur noch wenigen Passagieren, bis es an Fort Mandan beilegte.

Wie ausgestorben oder doch schlafend lag das festumgürtete Fort mit seinen vielen Gebäuden und Magazinschuppen da. Jetzt im Hochsommer war ja auch nichts zu tun. Der Tauschhandel fand im Frühjahr statt, da freilich ging es hier anders zu, aber jetzt, da die Pelztiere noch in der Mauser lagen, konnten selbst die Schildwachen schlafen. Sie hatten ja gar nichts zu bewachen.

Nur die Ankunft des Dampfbootes, welches die Post brachte und abholte, rüttelte etwas aus dem traumhaften Zustande auf.

Und auch zwei fremde Jäger hatte es an Land gesetzt. Wieder zwei solche Greenhorns, die im Territorium aus Liebe zur Jagd und zu Abenteuern ihren Skalp riskieren wollten.

So ganz wie Neulinge sahen sie in ihren abgeschabten Jagdzügen allerdings nicht aus, und besonders mit dem einen mußte schlecht Kirschenessen sein.

Nur der eine von ihnen, der kleinere und schwächigere, hatte sich dem Kommandanten melden lassen.

Es war nicht der Kommandant selbst, sondern nur der Stellvertreter des zur Zeit abwesenden Captains, ein noch junger Leutnant.

Die Post hatte ihm wieder nichts gebracht, und so empfing er den Besuch gleich von vornherein mißgestimmt.

»Sie wünschen?«

»Ich bitte für mich und meinen Begleiter um die Erlaubnis, durch das Dakotah-Territorium reisen zu dürfen.«

»Diese Erlaubnis habe ich Ihnen weder zu geben noch zu verweigern. Das Territorium kann frei betreten werden, allerdings auf eigenes Risiko,« mußte der Offizier leider antworten.

»Aber ich suche einen Führer, den ich wohl nur in diesem Fort erhalten kann.«

»Suchen Sie sich ihn. Militär natürlich ausgeschlossen. Doch es treiben sich im Forthof faule Burschen genug herum.«

»Ehe ich innerhalb des Forts irgendeinen anderen deswegen anspreche, möchte ich doch erst dem Kommandanten meine Aufwartung machen.«

Der Leutnant erkannte, daß er sich geirrt hatte. Das war kein Yankee oder Engländer, so ein passionierter Jäger, der auf sein Recht der freien Jagd pocht. Er lenkte ein, änderte etwas den Ton.

»Leutnant Hamlin – ich bin nur der Stellvertreter des abwesenden Kommandanten, Captain Domy. Mit wem habe ich die Ehre?«

»Kann ich hier unbelauscht mit Ihnen sprechen?«

Das Stutzen des Leutnants, der sich plötzlich seiner verantwortlichen Stellung bewußt wurde, war begreiflich.

»Gewiß doch!«

»Ich habe Ihnen etwas zu offenbaren, was kein fremdes Ohr hören darf.«

Noch ein stutzender Blick, dann ging der Leutnant seitwärts, schloß eine offengewesene Tür und kam mit ganz rot gewordenem Gesicht zurück.

»Sprechen Sie. Wir können von niemandem belauscht werden.«

»Ist Ihnen, Leutnant Hamlin, vielleicht der Name Nobody bekannt?«

Jetzt verwandelte sich das Stutzen in ein offenes Staunen.

»Sie sind doch nicht . . . «

»Ich bin es.«

»Sir Alfred Willcox, der Champion-Detektiv der englischen Königin . . . ?«

»Ich bin es.«

»Mein Gott, was für eine Angelegenheit führt Sie hierher?!«

Wir wissen ja, daß der höchste Kriminalbeamte Englands kein fremdes Land betrat, ohne sich auch für dieses eine Vollmacht auszuwirken, um Verhaftungen und dergleichen vornehmen zu können, und mochte der junge Leutnant auch ein noch so gutes Gewissen haben – ein Detektiv bleibt immer ein Kriminalbeamter.

Doch die Antwort mußte ihn sofort beruhigen.

»Es ist eine reine Privatsache. Ich wollte nur um Ihre Unterstützung bitten.«

»Ich stehe ganz zu Ihren Diensten. Aber, bitte, wollen Sie sich nicht setzen?«

Sie nahmen Platz. Eine Erfrischung schlug Nobody vorläufig aus, da hätte erst wieder ein Diener gestört, und es drängte ihn, zur Sprache zu kommen. Daß unterdessen sein Freund, der Magdeburger, der in die Kantine getreten war, nichts anderes erzählte, als was er hier sagen würde, das wußte er.

»Ich habe gehört, daß auf dem Wakan-See in einer Art von Arche ein alter Fallensteller lebt, namens Waterbob, von den Indianern in ihrer Sprache Totlamini genannt, der Alte vom Wasser . . . «

»Verzeihen Sie, wenn ich Sie sofort unterbreche; dieser alte Fallensteller hat im letzten Winter seinen Tod gefunden.«

Es war das erste, was Nobody zu hören bekam, und seine Bestürzung war begreiflich. Schon sah er im Geiste seine Frau und Kinder wieder verschwinden – doch es sollte alles ganz, ganz anders kommen – obgleich vielleicht nicht eine Wendung zum Besseren.

»Tot?!«

»Ja. Die ersten Pelzindianer brachten im Frühjahr diese Nachricht mit. Waterbob kam – es mag im Januar gewesen sein – beim Fischen unters Eis und ertrank dabei.«

»Hatte er nicht eine Frau und zwei Kinder bei sich auf der Arche?«

»Gewiß, und sie benutzen auch jetzt noch diese als ihre Wohnung.«

»Ah, das ist etwas anderes!« atmete Nobody erleichtert auf. »Meine Mission betrifft eben diese Frau und ihre beiden Kinder. Aber ... Sie, müssen verzeihen ... es handelt sich um einen geheimen Auftrag ... ich soll nur auskundschaften ... «

»Ich verstehe, ich verstehe. Es ist selbstverständlich, daß Sie Ihre unantastbaren Geheimnisse haben. Nur kann auch ich Ihnen über die Person dieser Frau und ihrer Kinder leider gar nichts mitteilen.«

»Nicht? Weshalb nicht?«

»Nun, ich habe sie eben nicht persönlich gesehen, noch weniger gesprochen, und was man darüber von Rothäuten und diesen sehr ähnlichen weißen Jägern erfährt, das ist eben danach – alles übertrieben und entstellt. Fast nichts weiter unter der Garantie der Richtigkeit kann ich Ihnen mitteilen, als daß die noch sehr junge Frau mit ihren beiden Knaben, damals etwa drei und sieben Jahre alt, vor etwa fünf Jahren von Osten hergekommen ist und von Waterbob auf seiner Arche freundlich aufgenommen wurde, daß sie aber wohl schwerlich das Weib des alten Sonderlings geworden ist.«

Solch ein offenes Geständnis von vornherein, nichts Genaueres zu wissen, war dem Detektiven stets viel lieber als eine gesprächige Dienstbeflissenheit, die nur auf Irrwege führen kann.

»Seit wann hauste der alte Fallensteller dort auf dem See?«

»O, schon sehr, sehr lange – doch warten Sie, ich kann es Ihnen genau sagen – vor zwei Jahren feierte Sergeant Neldroy sein fünfundzwanzigjähriges Dienstjubiläum in Fort Mandan, da trat er also zum Militär über, vorher war er ein freier Jäger, und gerade zu jener Zeit war es, jetzt also vor siebenundzwanzig Jahren, als Waterbob, schon damals so genannt, sich mit eigener Hand jene Arche zimmerte, eine schwimmende Blockhütte, um sie nicht wieder zu verlassen.«

»Und was war Waterbob früher?«

»Auch schon Fallensteller, Biberjäger.«

»Hier im Dakotah-Territorium?«

»Immer, er war einer der ältesten Trapper, hat stets in der dichtesten Nähe des Sees und an den Flußmündungen gehaust.«

»Hat er das Territorium oder den See nicht manchmal verlassen?«

»Nein.«

»War er auch nicht vor fünf bis sechs Jahren einmal längere Zeit abwesend?«

»Nein, niemals!« erklang es in bestimmtestem Tone.

»Woher können das Herr Leutnant so bestimmt behaupten?«

»Weil der Fall, daß der alte Waterbob oder Totlamini einmal seine Arche verlassen hätte, nur für einen Tag, unter

den roten wie weißen Jägern ein Ereignis gewesen wäre, welches dann hier, wenn sich alle Pelzjäger im Frühjahr ein Rendezvous geben, eifrigst als die größte Neuigkeit besprochen worden wäre.«

Nobody, selbst ein alter Waldläufer und Pelzjäger, mußte die Unanfechtbarkeit dieses Beweises anerkennen.

»Wie mag da nur die Frau mit den beiden Kindern zu ihm gekommen sein?«

Für diese Frage hatte der Leutnant zuerst nur ein Achselzucken übrig.

»Ich muß gestehen, daß ich mich mit dieser Frage noch gar nicht beschäftigt habe,« meinte er dann.

»Wie sprechen die roten und weißen Jäger darüber?«

»Ich glaube, die zerbrechen sich deswegen auch nicht den Kopf.«

Nobody sah ein, daß diese Fragen keinen Zweck hatten. Doch ehe er fortfahren konnte, nahm der Leutnant wieder das Wort.

»Sie wollen sich gewiß persönlich an den See begeben, um an Ort und Stelle Nachforschungen anzustellen?«

»Allerdings.«

»Nachdem ich Ihnen alle Fragen beantwortet habe, soweit ich konnte, spreche ich jetzt aus eigenem Antrieb. Ich muß Sie warnen.«

»Warnen? Wovor?«

»Kennen Sie das Dakotah-Territorium?«

»Nein; aber . . . «

»Daß Sie, Sir Willcox, selbst jahrelang im südlichen Territorium unter Indianern gelebt haben, weiß ich, und Sie sind gewiß der Mann, sich aus alten Verlegenheiten zu helfen und jeden Kampf zu bestehen. Ich meine hier etwas ganz

anderes. Haben Sie unterwegs, während der Dampferfahrt, nicht schon von den merkwürdigen Verhältnissen gehört, die gegenwärtig im Dakotah-Gebiet und besonders am See herrschen, eben geschaffen durch diese Squawlamini, durch die Frau vom See?«

»Gar nichts. Auf dem Dampfer wußte zufällig niemand auch nur etwas von jener Arche, und nach dem Betreten des Landes sind Sie die erste Person, mit der ich spreche.«

»So lassen Sie sich erzählen. Ich fasse mich ganz kurz. Waterbob hat mit den umwohnenden Indianerstämmen stets im besten Einvernehmen gestanden, genoß sogar, weil er einige ärztliche Kunstgriffe verstand, als Mediziner einen Ruf der Heiligkeit. Diese Unantastbarkeit wurde natürlich auch auf die Frau und Kinder übertragen, die er als Gastfreunde zu sich in sein schwimmendes Blockhaus nahm. Es war also nicht etwa ein schwimmendes Fort, auf dem Wasser leicht gegen feindliche Ueberfälle zu verteidigen, sondern nur eine Wohnung, die alle ruhig verlassen konnten, um auch am Lande der Jagd nachzugehen. Wissen Sie, daß die junge Frau sehr schön ist?«

»Es ist mir bekannt,« entgegnete Nobody.

»Und wehe dem roten Manne, der gewagt hätte, die Frau vom See auch nur mit einem lüsternen Blicke anzusehen. Mit dem Tode des Alten aber haben sich diese Verhältnisse ganz geändert. Zunächst wissen Sie ja selbst, wie wenig die Frau, die Squaw, bei den Indianern im allgemeinen respektiert wird. Und mag sie eine noch so tüchtige Jägerin sein, mag sie sich auf Medizin verstehen – um so mehr eignet sie sich nur als Squaw in einem Wigwam. Zweitens liegt noch ein besonderer Fall vor. Unter den sieben verbündeten Stämmen ist ein Streit um die Oberherrschaft über den See

ausgebrochen. Eine blutige Entscheidung untereinander ist bei den Dakotahs ausgeschlossen. An den vereinigten Beratungsfeuern wurde beschlossen, daß der Stamm die Oberherrschaft über den See bekommen solle, dessen Häuptling, oder es braucht auch nur ein Krieger zu sein, die Herrschaft über die Squawlamini, über die Frau vom See erlange. Sie verstehen doch wohl?«

Und ob Nobody verstand! Und er kannte die rücksichtslosen Begriffe der Rothäute über die Frau – es war ihm plötzlich, als ob eine kalte Faust an sein Herz griffe. Um so gelassener konnte er bleiben.

»Ich verstehe. Sind ihr nicht erst friedliche Anträge gemacht worden?«

»Gewiß. Sie hätte ihre Wahl treffen können. Aber die Frau vom See begab sich gar nicht erst nach dem großen Versammlungsort, wo sich die stattlichsten Krieger im vollsten Schmuck zusammengefunden hatten – sie lehnte rundweg ab.«

»Was ich ihr nicht verdenken kann,« sagte Nobody trocken. »Es handelt sich doch um eine Weiße?«

»Ja, sie ist eine unvermischte Weiße und besitzt prachtvolles, blondes Haar – prachtvolles, blondes Haar,« entgegnete der Leutnant, auf die Wiederholung einen starken Nachdruck legend. Doch Nobody wußte nicht, weshalb er diesem Nachdruck eine besondere Bedeutung beimessen sollte.

»Nun, und? Es ist doch selbstverständlich, daß eine weiße Frau, welche allein schon durch diesen Hang zur Einsamkeit eine gewisse Bildung verrät, nicht einer Rothaut in den Wigwam folgt.«

»Natürlich ist sie jetzt den schlimmsten Verfolgungen ausgesetzt.«

»Das glaube ich wohl. Sie wird sich aber zu wehren und selbst eher zu sterben wissen, als daß sie solch eine Schmach über sich ergehen läßt. Eher das Messer mit eigener Hand ins Herz gestoßen!«

»Ich glaube, das hat sie gar nicht nötig.«

»Was nicht nötig?«

»Selbstmord zu begehen.«

»Was?« konnte Nobody nur wiederholen, jetzt erst den eigentümlichen Klang in der Stimme des anderen bemerkend.

»Kurz und gut: die Indianer kennen den Charakter dieses kriegerischen Weibes nur zu genau, um nicht zu wissen, woran sie sind, und so wurde bei der nächste Beratung gleich abgemacht, daß demjenigen Stamme die Oberherrschaft über den Wakan-See gehören würde, aus dem es einem Krieger gelänge, ihren Skalp mit den blonden Haaren zu erbeuten. Und so herrscht jetzt unter den roten Kriegern eine große, allgemeine Jagd nach diesem blonden Skalp.«

Nobody hatte eine Bewegung gemacht, als wolle er aufspringen und hinausstürzen. An den See, zu ihr, zu ihr – um sie und die Kinder zu retten oder mit ihnen zu sterben!!

Doch er beherrschte sich. Er war in letzter Zeit zu sehr Fatalist geworden. Das Schicksal kommt, wie es für jeden Menschen bestimmt ist, obgleich man deshalb nicht die Hände in den Schoß legen darf, und auch der helfen könnende Freund soll es nicht tun. Aber zu überstürzen braucht man sich deshalb nicht – im Gegenteil, erst soll man kaltblütig alle Chancen erwägen.

Und Nobodys Bewegung, gleich aufspringen und hinausstürzen zu wollen, war auch nur eine innerliche, war nur

ein Entschluß gewesen. Der andere hatte gar nichts davon bemerkt.

»Wie lange geht das nun schon?«

»Seit dem März, nämlich seit der See wieder aufgetaut ist, und daß die Rothäute so lange mit ihrem Vorgehen gewartet haben, das ist das Glück der Bewohner der Arche gewesen.«

»Wieso ihr Glück?«

»Nun, der See friert doch im Winter zu und die Arche ein, und dann würden die Indianer über das Eis einen allgemeinen Sturm laufen, den die Frau und die beiden Knaben natürlich nicht abschlagen könnten.«

»Aber auch jetzt wird noch manchmal der Versuch gemacht, sich der Arche zu bemächtigen?«

»Nicht nur manchmal, sondern fortwährend.«

»Auf welche Weise?«

»Auf die verschiedenste. Es vergeht kein Tag, an dem die Rothäute nicht eine neue List aushecken, wie sie an die Arche herankommen können, welche sich jetzt natürlich hütet, sich dem Ufer mehr als auf Büchenschußweite zu nähern.«

»Versuchen Sie es nicht in Kanus, in Booten?«

»Natürlich, und wie! Auch schwimmend, bei Tage wie bei Nacht.«

»Und noch jeder Angriff ist abgeschlagen worden?«

»Noch jeder. Die Frau ist mit ihren tüchtigen Jungen auf der Hut, und daß die drei Personen die schwimmende Festung gegen die größte Ueberzahl der Feinde verteidigen können, verdanken sie der praktischen Bauart der Arche. Es ist eben ein festgefügtes Blockhaus, dessen eisenharte Teakstämme von keiner Spitzkugel durchbohrt werden. Die kleinen Schießscharten sind geschickt angebracht, das einzige Segel und das Ruder können von innen bedient werden.

Nur vorn ist eine kleine Plattform, auf der wenige Menschen stehen können, und gelingt es einigen Indianern, auf dieser festen Fuß zu fassen, so werden sie eben niedergeknallt. Außerdem ist es ja wirklich eine Arche Noah, sie enthält eine ganze Menagerie.«

»Was für eine Menagerie?«

»Nun, da sind zunächst zwei mächtige Neufundländer, welche manchmal Familie haben – das sind die besten Wächter, die sich auch in der finstersten Nacht nicht überumpeln lassen. Ferner wird die Arche noch von zwei anderen Personen bewohnt, von einem Marquis und einer Duchesse – haben Sir Willcox noch nicht davon gehört?«

Nein, daß ein Marquis und eine Herzogin darauf waren, daß war für Nobody etwas ganz Neues, das wurde überhaupt etwas märchenhaft, der Leutnant machte auch ein so piffiges Gesicht, als wolle er aufschneiden. Doch die Sache sollte sich gleich aufklären.

»Ich denke, es sind nur die Frau mit den beiden Kindern?!«

»Es sind auch nur drei menschliche Personen,« lächelte der Leutnant. »Der Marquis ist ein gezähmter Panther, der als Kastrat eine mächtige Größe erreicht hat, ohne dabei, wie es sonst bei Kastraten ist, etwas von seiner angeborenen Wildheit zu verlieren; und die Duchesse ist eine Bärin. Diese beiden haben die Plattform schon manchmal gesäubert.«

Von den Hunden hatte ihm bereits der Magdeburger erzählt, die beiden gezähmten Raubtiere schienen neueren Datums zu sein. Doch das war jetzt gleichgültig, Nobody hatte andere Fragen zu stellen.

»Wie ernähren sich die Bewohner der Arche, wenn sie zur Jagd das Land nicht mehr betreten dürfen?«

»Allein von Fischen. Der See ist äußerst fischreich.«

»Dann essen sie diese Fische roh? Es muß ihnen doch an Brennmaterial fehlen.«

»Durchaus nicht. Aus dem Urwald heraus ergießen sich in den See zwei ansehnliche Ströme, die immer genug Treibholz mit sich führen.«

»Und Trinkwasser? Der Wakan ist doch ein Salzsee.«

»Da wären sie nicht einmal auf die Mündungen der Ströme angewiesen. Mitten im See bricht eine mächtige Süßwasserquelle hervor, welche das Salzwasser dort vollkommen verdrängt.«

»Und Munition?«

»Daran scheint noch kein Mangel zu sein. Erst gestern traf hier ein Waldläufer ein, der erzählte, daß noch vor drei Tagen lustig die Büchsen aus der Arche herausgeknattert hätten.«

»Es handelte sich wieder um einen Angriff?«

»Ja, den diesmal Pawnees in einem Dutzend Kanus auf die Arche machten, als diese sich etwas dem Ufer näherte.«

»Wie, auch die Pawnees beteiligen sich an der Jagd?«

»Gewiß, auch die haben es auf den blonden Skalp abgesehen. Die machen ihren Todfeinden doch in jeder Weise Konkurrenz.«

»Auch dieser Angriff wurde abgeschlagen?«

»Der Waldläufer beobachtete noch, wie die Pawnees ihre Toten auffischten, und wie dann die Arche mit geschwelltem Segel in den See hineinsteuerte.«

Eine kleine Pause trat ein. Unverwandt blickte Nobody den jungen Offizier mit tiefersten Augen an.

»Und von hier aus geschieht nichts, um die junge Frau – eine weiße Frau! – und ihre Kinder aus dieser schrecklichen Lage zu befreien?« erklang es dann leise von Nobodys Lippen.

Wieder zuckte der Leutnant skeptisch seine Schultern.

»Nein,« sagte er dann. »Wir im Fort hier sind ganz außerstande, da helfend einzugreifen, und wenn Sie die Verhältnisse . . . «

»Ich kenne sie und begreife,« kam es mit einiger Bitterkeit zurück. »Nein, wegen einer armseligen Frau und wegen zweier halbwüchsiger Jungen darf die Regierung der Vereinigten Staaten keinen neuen Indianerkrieg vom Zaun brechen, und die ganze Geschichte geht sie ja überhaupt gar nichts an, dieses Indianer-Territorium ist ja an eine private Aktiengesellschaft verpachtet. Aber . . . wie lange schon herrschen dort diese Zustände, daß auf die Skalpe der Frau und der Kinder in der schwimmenden Blockhütte bei Tag und bei Nacht Jagd gemacht wird?«

»Seit März – fünf Monate etwa.«

»Und während dieser fünf Monate haben sich noch keine weißen Männer, und sei es auch nur aus Sportliebhaberei, zusammengefunden, um die Unglücklichen zu retten?!«

»Sir Willcox, bedenken Sie doch, es handelt sich um 4000 waffengeübte Sioux, die dort ihre Heimat haben, die jeden Schlich kennen, wozu noch gegen 1000 Pawnees kommen . . . «

Diesmal war es nur eine Handbewegung, welche dem Leutnant das Wort abschnitt.

»Ich frage: leben in dem Territorium und speziell dort am See nicht auch einige weiße Jäger und Fallensteller?«

»O doch, genug.«

»So frage ich weiter: ist es bekannt, daß ein solcher schon einmal den Versuch gemacht hat, die in der schwimmenden Festung Eingeschlossenen durch Gewalt oder List zu befreien?«

»Bekannt ist nichts davon, und ich bezweifle auch, daß jemand auf solch einen wahnsinnigen Gedanken kommen würde.«

»Wahnsinnig nennen Sie solch einen Gedanken?«

»Ja,« lautete die offene Antwort, »und Sie scheinen die Verhältnisse doch nicht recht zu kennen, sonst würden Sie mir beistimmen. Die Rothäute sind eifersüchtig aufeinander wie die Teufel; alle weißen Trapper, die bisher am See und an den Nebenflüssen ihre Fallen aufstellten, haben sich bis zu einer gewissen Grenze zurückziehen müssen, und wer nur einen begehrliehen Blick nach der Arche wirft, und sei das Blaßgesicht bisher auch ihr bester Freund gewesen, der in einem ihrer Wigwams eine rote Squaw hat, mit dem sie Blut getrunken haben . . . «

»Genug!«

Langsam hatte sich Nobody erhoben.

»Sie halten es also für ausgeschlossen, daß es einen Mann gibt, welcher dieser Frau und ihren Kindern zu Hilfe eilt?«

»Wenn er die Verhältnisse richtig kennt – ja.«

»So werde ich Ihnen einen Mann zeigen, welcher, obwohl er eine weiße Zuckerrübe besser zu taxieren versteht als eine rote Menschenhaut, sofort bereit ist, sein Leben aufs Spiel zu setzen, wenn es gilt, einen Mitmenschen aus Gefahr zu retten, welcher niemals dulden wird, daß . . . «

»Pardon, Sie sprechen wohl von ihrem breitschultrigen Begleiter, den ich vorhin unten im Forthofe stehen sah – weil Sie von einem sprechen, der Zuckerrüben besser zu taxieren

versteht als Rothäute, so können Sie sich doch nicht selbst meinen.«

»Ja, diesen Mann meine ich. Von mir ganz abgesehen – ich werde ihm alle Verhältnisse und Gefahren aufs gründlichste schildern, und dieser Mann wird dennoch keinen Augenblick zögern, mich nach dem See zu begleiten. Also muß es doch noch in der Welt Männer geben, welche sich nicht vor 4000 Sioux und 1000 Pawnees fürchten, wenn es gilt, drei Menschenleben zu retten.«

»Sir Willcox, alle Hochachtung vor Ihnen – ich weiß ja, Sie sind selbst im Auftrage der Regierung als Indianerspion im südlichen Territorium gewesen – aber ich warne Sie . . . «

»Geben Sie sich keine Mühe, mich von meinem Vorhaben zurückzuhalten. Wissen Sie, wer diese Frau vom See ist?«

»Was, Sie wissen es?« rief der Leutnant in höchstem Stauen.

»Ob ich es weiß! Diese Frau, auf deren Ehre und auf deren blondes Haar es 5000 Indianer abgesehen haben, die seit fünf Monaten wie ein wildes Tier gejagt wird – es ist mein eigenes Weib – meine Gattin – es sind meine Kinder!!«

Feierlich, mit erhobener Stimme hatte Nobody es gesagt – und der Leutnant schien von einem Schlage gelähmt worden zu sein, wie eine Gliederpuppe saß er da, bis auf seinem Gesicht ein ungläubiges Lächeln hervortrat.

»Sie belieben zu scherzen. Es wäre – es wäre – Lady – Lady . . . «

»Lady Gabriele Willcox, mein vor fünf Jahren verschwundenes Weib mit ihren, mit meinen Kindern.«

Da plötzlich schnellte der Leutnant von seinem Stuhle empor. Er kannte die Familienverhältnisse des Champion-Detektivs der englischen Königin nicht näher, war ja in seiner Einsamkeit vergraben – war in diesem Augenblick überhaupt fähig, nur einen einzigen Gedanken zu erfassen.

»Mein Gott, mein Gott!« schrie er. »Warum haben Sie das nicht gleich gesagt?! Schnell – sofort einen berittenen Boten nach Omaha City – ich habe nicht genug Militär hier – alle Miliztruppen müssen sofort aufgeboten werden . . . !!«

Das bittere Lächeln um Nobodys Mund mußte eine förmliche magnetische Wirkung haben, daß der Leutnant, der schon nach der Tür stürzen wollte, wie gebannt stehen blieb.

»Geben Sie sich keine Mühe, Herr Leutnant. Ich brauche Ihr Militär und Ihre Miliztruppen nicht. Ich werde hoffentlich allein fertig, und dann dürften jene wohl zu spät kommen. Und wenn es auch nicht mein Weib und meine Kinder wären, so würde ich doch keinen Augenblick zögern, den um ihr Leben Ringenden zu Hilfe zu eilen. Nur um das möchte ich Sie bitten, mir und meinem Begleiter gute Pferde zu überlassen.«

Und Nobody wandte sich der Tür zu, gefolgt von dem ganz kopflos gewordenen Leutnant.

---

Auf der endlosen Prärie, auf der sonst kein einziger Baum, kein Strauch zu sehen war, so weit das Auge reichte, nichts als im leisen Winde wogendes Gras, erhob sich am Rande eines klaren Baches ein kleines Fichtenwäldchen, nur aus wenigen Stämmen bestehend.

Hier hatte eben einstmals vom Winde getragener Fichtensamen günstigen, weil steinigen Boden gefunden, wo die aufkeimenden Triebe nicht wie anderswo auf fettem Lande von dem üppigen Graswuchse des ersten Sommers erstickt worden waren, hier hatten sie sich einmal zu Bäumen entwickeln können.

Die brennende Sonne hatte ihren höchsten Stand erreicht. Nur mit wenigen Strahlen konnte sie die dichten, ineinandergewachsenen Nadelzweige durchdringen, unter denen zwei Männer lagerten.

Sie nährten mit trockenem Reisig ein Feuer, über welchem an einem eisernen Putzstock, zu einem der beiden Gewehre passend, das Rippenstück eines großen Wildes schmorte. Der abseits liegende Rest, noch gar nicht vollständig abgehäutet, verriet besonders durch sein Gehörn eine Mazama, eine Gabelantilope, überhaupt die einzige Antilopenart, die in Amerika einheimisch ist. Sie war durch den Kopf geschossen worden, die Wunde blutete noch.

So dicht die Zweige über ihnen waren, so weit voneinander standen die Stämme ab. So hatten die beiden Männer immer ihre außerhalb des Wäldchens an langen Lassos weidenden Pferde im Auge, ein schwerer Kavalleriegaul und ein leichter Mustang.

Ebenso aber konnten sie auch nach allen Richtungen die ganze Prärie überblicken, in der sich nichts regte als ihr eigenes Gras.

Seit gestern nachmittag waren Nobody und der Magdeburger unterwegs, hatten schon einmal in der offenen Prärie übernachtet, ohne sich an einem Feuer wärmen zu können, sich mit dem mitgenommenen, getrockneten Fleisch, Pemikan genannt, begnügen müssend.

Dieses ›Pemmikan‹ dürfte in jeder Indianergeschichte, die im nördlichen Amerika spielt, vorkommen. Mit einer Erklärung wird diesem Nationalgericht aller nordischen Rothäute, Trapper und kanadischen Voyageurs der Nimbus geraubt, jeder romantisch veranlagte Junge hat ab und zu dieses berühmte ›Pemmikan‹ auch auf dem Abendbrottisch in Deutschland.

Fette Rindfleischstreifen werden am flackernden Feuer getrocknet, so daß sie auch räuchern, dann klein gehackt, mit Salz und Pfeffer vermischt und diese Masse fest in Därme gestopft. Das ist Pemmikan. Und wie nennen wir es? Zervelatwurst. Und man darf glauben, daß so ein kanadischer Pelzjäger, der manchmal monatelang nichts anderes als Pemmikan zu essen bekommt, auch vor der delikatesten Zervelatwurst entsetzt davonläuft. Nur grimmiger Hunger kann sie ihm noch hineintreiben.

Herr Gustav Lerche hatte im Fort erfahren, daß sein Begleiter kein anderer als Sir Alfred Willcox war, bekannter unter dem Namen Nobody. Aber das machte dem biederen Magdeburger sehr wenig, der hatte zwischen seinen Zuckerrüben noch nie etwas von einem Nobody gehört, und auch sonst wurde dieser sehr schnell mit seinem Begleiter fertig.

»Ich denke, Sie heißen Wilhelm Schulze?«

»Ursprünglich, ja. Ich bin in England unter dem Namen Sir Alfred Willcox adoptiert worden.«

»So so. Und Sir sind Sie? Ist das in England nicht ein Baron?«

»Nicht ganz, nur ein Baronet, der weit unter einem Baron steht.«

»Aber adlig sind Sie?«

»Gewiß.«

»Wissen Sie, das habe ich Ihnen gleich angesehen, Sie haben so was Adliges an sich. Und Detektiv sind Sie auch?«

»Sogar berufsmäßiger.«

»Da müssen Sie doch recht viel erzählen können.«

Jawohl, das konnte Nobody, und er begann zu erzählen, hatte schon zwei Tage lang erzählt, doch nur von Abenteuern aus der Londoner Verbrecherwelt, und auch nur über solche berichtend, die weder für den biedereren Magdeburger unglaublich erschienen, noch den Erzähler selbst als besonderen Helden erscheinen ließen.

Jedenfalls verstand Nobody von London zu erzählen, er brachte dadurch sich selbst auf andere Gedanken, und der jagdliebende Magdeburger vergaß darüber ganz, daß diese Prärien hier ebenso trostlos waren wie jene, welche er wegen Mangels an jagdbarem Wild voll Unmut verlassen hatte.

Ihre Pferde hielten sie dabei immer in einem flotten Trab, gönnten ihnen alle nötigen Ruhepausen.

Vorhin, als sie sich diesem Wäldchen genähert hatten, war zwischen den Fichten eine Gabelantilope hervorgebrochen.

Mit einer Schnelligkeit, die man der schweren Gestalt gar nicht zugetraut hätte, war der Magdeburger aus dem Sattel gewesen, hatte seine große Doppelbüchse auf dem Sattel gehabt und hatte gefeuert – vorbei, die Antilope war schon im hohen Gras verschwunden, sicher auch nicht angeschossen.

Im nächsten Augenblick krachte neben ihm ein zweiter Schuß, Nobody, den noch rauchenden Revolver in der Hand, eilte in das Gras und brachte gleich darauf das erlegte Wild angeschleift.

»Alle Wetter,« brummte der Magdeburger, sich hinter den Ohren kratzend, als er die Schußwunde durch den Kopf betrachtete, »nur mit dem Revolver – alle Wetter, das hätte ich Euch gar nicht zugetraut – Ihr habt das Biest doch in dem Grase gar nicht mehr sehen können.«

Nobody konnte doch noch immer herzlich lachen.

Er wußte schon, warum der Magdeburger mit seinen Jagderfolgen bisher so unzufrieden war. Wohl wimmelte die Prärie hier wie dort von Jagdtieren aller Art, aber es mußten ganz besondere Augen sein, um sie in dem hohen Grase zu sehen, und des Nimrods gemieteter Führer schien auch kein besonderer Präriejäger gewesen zu sein, das hatte Nobody schon auf dem Dampfboot herausgebracht, hatte aber nichts gesagt, und was ihm an seinem neuen Freunde besonders gefiel, das war, daß dieser nicht immer in seinem Jagdanzuge, die Büchse in der Hand, paradierte, sondern diesen erst aus seinem Koffer hervorholte, wenn es auch wirklich nötig war – genau so, wie auch Nobody es stets hielt.

Dieser wollte ihn schon noch in diese Art von Jagd einweihen, nur jetzt noch nicht, jetzt hatte er ein heißersehntes Ziel vor Augen.

»Alles genau so wie dort,« murrte der Magdeburger, als er seine Aufmerksamkeit zwischen dem schmorenden Fleischstück und der weiten Prärie teilte. »Ich möchte fast glauben, daß mein Freund Georg mir etwas vorgeflunkert hat.«

»Wieso?«

»Na, wo sind denn die Büffel, die in dieser Gegend noch herdenweise herumlaufen sollen?«

»So dick sind sie freilich nicht gesät,« lachte Nobody. »Habt Ihr keine wahrheitsgetreuen Indianergeschichten gelesen?«

»Nee – den Lederstrumpf, weiter nichts – hatte keine Zeit dazu.«

»So laßt Euch belehren, daß in jedem Indianerdorf enthusiastischer Jubel entsteht, wenn sich ihm eine Büffelherde nähert.«

»Hm. Und wo sind denn die Pferde, die hier wild herumlaufen sollen?«

»Die Mustangs? Die werden wir auch noch zu sehen bekommen,« entgegnete Nobody, nicht sagend, daß er schon zahlreiche Büffel- und Mustangfährten gestern und heute gesehen hatte. Denn was halfen dem die Spuren? Desto größer mußte dann seine Freude sein, wenn er plötzlich die Tiere selbst erblickte.

»Und wo stecken denn die vielgerühmten Sioux?« fragte der Magdeburger mit verächtlichem Gesicht weiter. Er war ja in jenen südwestlichen Pampas schon vielen Rothäuten begegnet, doch diese schienen auf ihn einen recht traurigen Eindruck gemacht zu haben, daß er sich immer nach ›echten‹ sehnte.

»Seid versichert, daß wir die schon hinter uns haben.«

»Was? Wo?« fuhr der Magdeburger betroffen auf.

»Die beobachten uns schon längst unausgesetzt.«

»Wo denn nur? Ich kann doch gar keine sehen.«

»Ja, seht, das kommt daher, weil Ihr keine Indianerschmöcker gelesen habt, außer dem Lederstrumpf, und den scheint Ihr schon wieder vergessen zu haben. Oder denkt Ihr etwa, zwei fremde Männer reiten durch ein indianisches Jagdgebiet, ohne daß die Rothäute es sofort wissen und sie beobachten? Vielleicht . . . «

Nobody brach ab und blickte aufmerksam nach den beiden Pferden. Diese zeigten Unruhe, spitzten die Ohren, stampften.

»Ein in der Nähe befindliches Raubtier ist es nicht, was sie wittern, sie haben überhaupt keine Furcht, sonst würden sie ...«

»Da da da da!!« rief der Magdeburger mit ausgestreckter Hand.

»Mustangs!« setzte Nobody sofort hinzu. »Da seht Ihr gleich Eure Sehnsucht erfüllt – das sind wilde Mustangs!«

In weiter Ferne tauchten aus dem nicht allzu hohen Grase Pferde auf. Die flatternden Mähnen schüttelnd, zogen sie in kurzem Galopp einen weiten Kreis um das Fichtenwäldchen, sich diesem aber doch merklich nähernd.

Es waren elf Stück, von denen zehn nur Stuten sein konnten, welche, eine dicht hinter der anderen, dem Leithengst folgten, der in dem Wäldchen etwas Unbekanntes oder auch gleich einen Menschen gewittert hatte, dessen Charakter er näher untersuchen wollte, jeden Augenblick zur Flucht bereit.

Nobody erklärte seinem Freunde, daß diese Mustangs solches Gebaren immer zeigen, stets beschreiben sie um etwas ihnen Unbekanntes einen immer enger werdenden Kreis, aber nie eine gewisse Distanz überschreitend, und wenn man nachmißt, so wird man immer finden, daß diese eine Büchsenchußweite noch etwas übertrifft – wobei die intelligenten Tiere natürlich nur mit den Büchsen rechnen können, mit denen sie schon trübe Erfahrungen gesammelt haben.

»Aber wehe, wenn abgessene Reiter ihre Pferde nicht fest genug angepflockt haben, und es sind Stuten darunter.

Dieser ungebändigte Leithengst ist ein Don Juan erster Klasse, und er weiß ein so verlockendes Wiehern hören zu lassen, dem keine Stute wider . . . «

Wiederum brach Nobody mitten im Worte ab, wieder blickte er aufmerksam nach den eigenen Pferden, und dann zog er sein Taschenfernrohr, um jene Mustangs zu beobachten.

»Richtig! Unsere eigenen Pferde haben es zuerst bemerkt. So ein Gaul weiß doch manchmal mehr als ein Mensch. Und jetzt erkenne ich es auch mit bloßem Auge. Da – seht Ihr nicht auf jedem Pferderücken hinter der Kruppe einen kleinen Höcker?«

Der Magdeburger hatte gute Augen, aber er gewahrte nichts, auch nicht durch das Fernrohr.

»Ja, die verstehen's! Aber wenn Ihr nicht einmal den Fuß auf dem Rücken sehen könnt, dann wohl schwerlich die Gesichter, die sich hinter den Pferdemähnen verstecken.«

»Was denn nur für Füße? Was denn nur für Gesichter?« staunte der Magdeburger immer mehr.

»Das sind keine wilden Mustangs, sondern gezähmte, sie sind von Sioux beritten, nur daß die Reiter auf der einen Seite des Pferdeleibes hängen, den oberen Fuß in einer Lederschlinge, mit den Händen sich in der Mähne festkrallend. Auf diese Weise, ihre Pferde für wilde Mustangs ausgehend, versuchen sich die Sioux an den Feind heranzuschleichen – wenn sich dieser täuschen läßt. Ich werde ihnen sagen, daß ich sie erkannt habe und sie als unsere Gastfreunde einlade.«

Nobody trat aus dem Wäldchen heraus, und der Magdeburger sah, wie er mit ausgestrecktem Arm eine Figur in die Luft malte, die etwa einem Sägebock glich, daran noch

andere Zeichen und Striche setzend – und da mit einem Male saß auf dem Rücken des Leithengstes eine menschliche Gestalt mit einer langen Lanze, ein Ton wie ein kurzes Hundegebell erklang, und in demselben Augenblick hatten sämtliche Pferde auf ihren Rücken Reiter, der Zug schwenkte ein, in langer Reihe kamen die Indianer herangesprengt, bedurften aber noch einiger Minuten, um das Wäldchen zu erreichen.

Nobody war an das Feuer zurückgetreten.

»Wir haben zunächst nichts zu fürchten. Die Rothäute werden sich sofort und ohne weiteres, ohne jede Begrüßung an unser Feuer setzen und von dem gebratenen Fleische zulangend, uns gar nicht beachtend. Ihr müßt nämlich bedenken, daß sie sich für die Besitzer dieses Landes, dieses Feuers und dieses Stückes Wild halten, das ja auch ganz mit Recht, sie sind die Herren, wir sind die Gäste, und es könnte sogar vorkommen, daß sie uns als fremde Eindringlinge und unliebsame Gäste von ihrem Feuer und damit auch aus ihrem Gebiete fortweisen.«

»Teufel!« rief der Magdeburger, seine hünenhafte Figur noch höher aufrichtend. »Ich habe aber gar keine Lust, mir solch eine Behandlung gefallen zu lassen – von solchen lumpigen Lausejungen, von denen zwölf auf ein Dutzend gehen – weiter fehlte nichts, da müßte ich mich dann ja zu Hause schämen.«

»Ruhig, Ich habe Euch eben zuvor geschildert, wie sich die Sioux benehmen werden, damit Ihr Euch daran nicht stoßt. Hinauswerfen lasse ich mich natürlich auch nicht – verhaltet Euch nur ganz passiv, laßt mich gewähren – ich

werde mit den Burschen schon fertig werden, und hoffentlich ist ein maßgebender Häuptling dabei, dem ich gleich den nötigen Respekt vor seinen weißen Gästen beibringe.«

»Aus welche Weise?«

»Hiermit – oder hiermit – oder hiermit.«

Bei diesen Worten hatte Nobody schnell hintereinander an den Revolverkolben geschlagen, eine Faust gemacht und dann die schlanken Finger derselben Hand spielen lassen.

Der Magdeburger fand keine Zeit, eine Erklärung für diese Gesten zu fordern, die elf Reiter hatten das Wäldchen erreicht.

Das Nächstfolgende spielte sich so schnell ab, daß wir, um den Eindruck nicht zu stören, die Beschreibung erst später geben können.

Gleichzeitig sprangen sie alle von den ungesattelten Pferden herab, dabei stieß jeder die Spitze seiner langen Lanze in den weichen Boden, warf den einfachen Lederzügel, der immer genau mit der Farbe des betreffenden Pferdes übereinstimmte, über den Lanzenschaft, und im nächsten Augenblick saßen alle auch schon enggedrängt mit untergeschlagenen Beinen um das Feuer herum und schnitten mit ihren langen Messern von dem gebratenen Fleische Streifen ab, diese mehr verschlingend als kauend.

Diese ganze Szene läßt sich eben wegen ihrer unvermuteten Plötzlichkeit gar nicht beschreiben. Wir wollen sie nur noch einmal mit des Magdeburgers Augen betrachten.

Dieser hatte sich auf Nobodys letzte Anweisung wieder an dem Feuer niedergelassen, wie gewöhnlich zwischen sich und seinem Begleiter einen kleinen Zwischenraum lassend, und urplötzlich drängten sich in diesen Zwischenraum ein

Paar lederne Hosenbeine, dann kam ein dunkler, nackter, tätowierter und mit allerlei Schmuck behangener Oberkörper herab – urplötzlich kauerten um das Feuer noch zehn Andere solcher halbnackter Gestalten, dann griffen zehn und noch mehr Hände gleichzeitig nach dem am Spieße zischen- den Fleische, packten es an, so heiß es auch war, säbelten daran mit langen Messern herum, und dann schlangen und schmatzten elf bartlose Mäuler.

Der Magdeburger war vollständig verduzt. Nur ein Gleichnis drängte sich ihm auf. Von einer Jagdgesellschaft sind zwei Köche vorausgeschickt, an einer bestimmten Stelle des Waldes sollen sie ein Picknick herrichten oder eine warme Mahlzeit, die Jäger kommen, fallen gleich wie die verhungerten Wölfe über die noch nicht angerichtete Speise her, die beiden Köche dürfen daneben sitzen bleiben. Und wozu soll man sie beachten?

Noch ›gemütlicher‹ wurde es, als gleich in der ersten Minute ein Indianer nochmals aufstand, erst Reisig auf das Feuer warf, dann mit wunderbarer Behendigkeit die nur angeschnittene Antilope völlig ausschälte, sie mit einigen Hieben seines Tomahawks zerlegte und die großen Fleischstücke einfach in das hellauflammende Feuer warf. Ein Garbraten war nicht nötig. Sobald das Fleisch am Spieß alle war, wurden die angekohlten Stücke aus dem Feuer geholt, die Kohle etwas abgekratzt und dann das noch blutige Fleisch verschlungen.

Der Magdeburger blickte nach seinem Begleiter und richtete sich an dessen Gelassenheit wieder auf.

Auch er langte zu, als wären die elf Rothäute gar nicht dazwischengekommen, mußte sich jetzt freilich mit halbbrohem Fleische begnügen, bis er es ebenso machte wie Nobody, der abgeschnittene Streifen erst noch etwas auf glühende Holzkohlen legte, ohne daß sie von einer rotbraunen Hand weggenommen worden wären; diese eigene Zubereitung wurde also respektiert, und inzwischen hatte der Magdeburger Zeit, sich diese ›echten‹ Söhne des großen Geistes näher zu betrachten.

Es waren durchweg hochgewachsene, wohlgebaute, sehniige Gestalten, einige auch sehr muskulös. Die nackte Brust zeigte außer anderen Tätowierungen bei allen übereinstimmend in der Mitte einen laufenden Wolf – das Totem dieses Stammes. Alle zeigten sogenannte Altweibergesichter – die ausgesprochene Physiognomie aller nordamerikanischen Indianer, speziell bei den Sioux – dabei düster, unbeweglich, mit einem starken Ausdruck von Melancholie. Auch sie waren tätowiert, aber nicht mit trockenen Farben bemalt – ein Zeichen, daß sie sich nicht auf dem Kriegspfade befanden. Auf dem glattgeschorenen Haupte nickte die fettgetränkte Skalplocke, ohne Federschmuck. Als sonstigen Schmuck trugen sie um den Hals Ketten von verschiedenen Raubtierkrallen.

Bewaffnet waren sie außer mit Lanzen sämtlich mit Bogen und Pfeilen, die auf dem Rücken befestigt waren, nur zwei besaßen Gewehre, im Gürtel steckten Messer und Tomahawk, sonst hingen noch Tabakspfeife und eine Menge Beutel und andere Gegenstände daran.

Das war der allgemeine Eindruck, den man von der ganzen Gesellschaft erhielt.

Bemerkenswert für den Magdeburger waren auch die Pferde. Vielleicht einstmals edelgeformte Tiere, jetzt aber furchtbar abstrapaziert, und dennoch wahrscheinlich von außerordentlicher Ausdauer.

»Der Mann des Ostens,« sagt der Amerikaner, »reitet sein Pferd, bis es erschöpft ist, und schont es dann; der Mann des Westens reitet sein Pferd, bis es zusammenbricht, und läßt es dann liegen; der Indianer peitscht das zusammengebrochene Pferd wieder auf und reitet es tot.«

Und genau so behandeln die Indianer ihre Frauen.

Kein Sattel, keine Decke, kein Steigbügel – nur ein ganz einfacher Gurt, oben mit einer engen Lederschleife, durch welche eben bei jenem Manöver der Fuß gesteckt wird.

Die nur lose in den Boden gesteckte Lanze und der darumgeschlungene Zügel konnte die Tiere nicht festhalten. Das war nur ein Zeichen für sie, hier stehen zu bleiben, ihnen durch Prügeldressur beigebracht.

Für den, der sich dafür interessiert, sei bemerkt, daß man dieses auch tatsächlich als eine Art von hypnotischem Befehl betrachten kann, ähnlich dem bekannten Experiment mit dem Huhn, welches man fest auf eine Tischplatte drückt, während man schnell mit Kreide vom Schnabel aus einen Strich zieht. Das losgelassene Huhn schielt immer nach dem Kreidestrich und wagt sich nicht zu erheben, es glaubt, dieser Strich hielte es noch immer fest, es liegt eben wie gebannt da. So wagt auch solch ein Indianergaul die ihm vorgesteckte Lanze nicht zu verlassen, nur durch höchste Angst, in Todesgefahr wird der Bann gebrochen. Andere Indianerstämme, die keine Lanze haben, legen dem Pferde sogar nur einen Lappen oder etwas anderes hin, und es bleibt davor

stehen. Dazu aber ist eine barbarische Dressur nötig, deren eben nur eine Rothaut fähig ist.

Wir kehren zu der Gesellschaft am Feuer zurück.

Mit fabelhafter Schnelligkeit war die ganze, sehr große Antilope hinter den Zähnen verschwunden.

Sie wischten sich die fettigen Hände an den Lederhosen ab, zogen die halblangen Pfeifen aus dem Gürtel und stopften die geschnitzten Steinköpfe aus dem Lederbeutel mit Tabak, vermischt mit der getrockneten Rinde einer Weidenart, langten mit den bloßen Händen glühende Holzkohlen aus dem Feuer. Ein bitterer Duft verbreitete sich.

Der Magdeburger tat dasselbe wie Nobody, auch er stopfte seine kurze Pfeife.

Neben dem Magdeburger und Nobody direkt gegenüber saß ein älterer Krieger mit grimmigem Gesicht, die hochgewölbte Brust mit schrecklichen Narben bedeckt, als Trophäe besonders eine Kette mit Pranken des grauen Bären aufweisend. Er war der einzige, der in der Skalplocke die weiße Feder eines Seeadlers trug.

»Hau!« bellte dieser, als er seine Pfeife gestopft hatte.

Nun erst diese in Brand gesetzt und einige tiefe Züge gemacht, wobei ihm der Qualm nicht nur aus den Nasenlöchern, sondern sogar aus den Ohren herausdrang.

»Hau! Die Prärie der Wakpakotans hat duftiges Gras, und das Wild ist fett. Bärenwolf, der große Häuptling der Wakpakotans, hat gesprochen. Hau!«

»Hau, hau, hau!!!« bellten alle anderen zehn Krieger nach – das ›Ja‹ der Sioux, aber auch der Ruf der Ueberraschung – das bekannte ›Hugh‹ von anderen Indianerstämmen.

Der Häuptling hatte sich vorgestellt, jetzt wollte er wissen, wer von den beiden Blaßgesichtern der Sprecher sei. Die Antwort ließ auch nicht lange auf sich warten.

»Und Atawakan hat ihn sprechen hören,« entgegnete Nobody.

Die erste Tugend aller nordamerikanischen Indianer ist Selbstbeherrschung und gänzliche Gefühllosigkeit. In dieser Antwort aber mußte etwas liegen, so ungeheuerlich, daß alle diese Krieger mitten in der Bewegung des Pfeifestopfens und Anzündens zu Statuen erstarrten, und während sie bisher die beiden Fremdlinge mit keinem einzigen Blicke gewürdigt hatten, wandten sich jetzt plötzlich aller Augen mit einem unverzeihlichen Ausdruck von Spannung, Neugier und vielleicht sogar Schreck auf den weißen Mann, der diese Antwort gegeben hatte.

Hierbei muß nachträglich etwas bemerkt werden.

In unseren Erzählungen kommen sehr oft Namen vor, die mit ›Teufel‹ zusammengesetzt sind. Teufelsbrunnen, Teufelsbrücke und dergleichen. Es wurde aber auch schon früher gesagt, daß der Volksmund bei solchen Bezeichnungen den ›Teufel‹ eben sehr liebt, man betrachte daraufhin nur einmal eine Generalstabskarte. Man findet keine Quadratmeile, aus der nicht ein Teufelsloch, Teufelsbusch, Teufelsbach oder sonst eine Teufelei verzeichnet steht.

Nun sehe man in der deutschen Ausgabe einer Karte von Nordamerika nach, sie braucht gar nicht so groß zu sein, der viele Quadratmeilen umfassende Mini Wakan ist sicher darauf, vielleicht aber nicht so genannt, sondern gleich direkt Teufelssee.

Mini ist in der Sprache der Dakotahs der See, Wakan der Teufel, Wakpakotans würde Söhne des Teufels bedeuten,

dessen ›Totem‹ der Wolf ist, oder die Wölfe gelten überhaupt als Kinder des Teufels, und Atawakan heißt weißer Teufel.

»Und der weiße Teufel hat den Teufelssohn sprechen hören,« hatte Nobody also geantwortet.

Nur diese Uebereinstimmung war es, welche die Indianer so bestürzt gemacht hatte. Doch schnell hatten sie sich wieder gefaßt, die weitere Auseinandersetzung ihrem Häuptling überlassend.

Ferner muß noch bemerkt werden, daß die Dakotahs nur deshalb den sonst bösen Teufel verehren, ihm Opfer bringen, sich gern seines Namens bedienen, wie auch fast alle Namen der einzelnen Siouxsämme mit Wak anfangen, um den bösen Geist gewissermaßen zu versöhnen, um seinen schlimmen Einfluß von sich abzulenken – welche Ansicht und Vorsicht man auch noch bei vielen anderen wilden Völkerschaften findet.

Aber sich selbst direkt einen Teufel zu nennen, das war eine unerhörte Anmaßung!

»A – ta – wa – kan,« wiederholte der Häuptling langgedehnt. »Weshalb nennt sich das Blaßgesicht so?«

»Nicht ich selbst nenne mich so, sondern die Söhne des großen Geistes, welche ihre Jagdgründe im Mittag und Sonnenuntergang haben, gaben mir diesen Namen.«

Eine lange Pause des Ueberlegens, wie sie stets erfolgte.

»Weshalb?«

»Wohl weil ich diesen Namen verdiene.«

Diesmal eine sehr, sehr lange Pause, mit Rauchen ausgefüllt.

»Was sucht das Blaßgesicht in den Jagdgründen der Dakotahs?«

»Ich suche meine Frau und meine Kinder.«

»Sind sie ihm fortgelaufen?«

»Ja.«

»Wo sollen sie sein?«

»Hier.«

»Hier sind sie nicht.«

»Doch!«

»Wo sollen sie sein?«

»Sie wohnen in einer Blockhütte.«

»Ich kenne alle Hütten in Wald und Prärie, und es lebt darin keine Squaw, die nicht ihren Mann hat.«

»Du wirst sie auch nicht in der Prärie und im Walde finden, sondern meine Frau und meine Kinder leben in einem Blockhaus, welches aufdem Mini Wakan schwimmt.«

Schon vorher bei der hingehaltenen Unterhaltung herrschte in der ganzen roten Gesellschaft eine Spannung, wie sie sich für tapfere Krieger gar nicht schickt, und nun entstand mit einem Male ein förmlicher Tumult.

Auf einen Wink des Häuptlings trat eine drohende Erstarung ein. Nur der Häuptling selbst konnte sich nicht beherrschen.

»Du lügst!!« donnerte er.

»Ich lüge nicht,« entgegnete Nobody gelassen.

»So beweise, daß du die Wahrheit sprichst.«

»Gut, ich werde es beweisen. Stelle mich einfach der Squawlamini gegenüber, ob sie mich nicht als ihren Mann und als den Vater ihrer Kinder anerkennt.«

Jetzt hatte auch der Häuptling seine Ruhe wiedergewonnen. Gewiß, einen Mann mußte die Frau vom See wohl gehabt haben, ihre Kinder einen Vater, und auch diese Indianer wußten ja nicht, woher die blonde Frau mit den Kindern vor fünf Jahren gekommen war.

Warum sollte da dieses Blaßgesicht nicht der Mann und Vater sein? Wie war das Gegenteil zu beweisen, wenn sie selbst es sagte?

Aber der Häuptling dachte so wenig wie ein anderer Indianer daran, deshalb die in Aussicht genommene Trophäe fahren zu lassen, welche eine politische Verwicklung lösen sollte.

»Die Squaw mit den sonnigen Haaren gehört den Dakotahs. Und du besteige dein Pferd und reite nach Süden zurück, woher du gekommen bist. Bärenwolf hat gesprochen – geh!«

Es mußte die Indianer doch stutzig machen, daß der so Gemaßregelte plötzlich zu lachen anfang.

»Willst du mich etwa von hier fortweisen?!«

»Der große Häuptling der Wakpakotans hat gesprochen – geh!« erklang es noch einmal furchtbar drohend.

»Willst du mich etwa von hier fortweisen? Wer hat stets zu befehlen? Der Stärkere. Wer von uns beiden ist der Stärkere? Laß uns sehen!«

Plötzlich hatte Nobody, ohne daß er zuvor in die Tasche gegriffen hätte, einen Silberdollar in der Hand, der etwas größer als ein Taler ist.

»Was ist das?« fragte er, das Geldstück dem Häuptling über das Feuer hinweg reichend.

Dem Häuptling war so etwas noch nicht passiert, er ließ sich eben düpieren, nahm den Dollar, betrachtete ihn von beiden Seiten.

»Ein Dollar,« entgegnete er, das Geld also recht wohl kennend, kam er doch auch jedes Jahr in das Fort. »Das Bild des weißen Vaters in Washington – gut.«

»Zerbrich ihn.«

Zuerst wußte der Häuptling gar nicht, was er darauf antworten sollte.

»Nimm den Dollar zwischen beide Hände und suche ihn zu zerbrechen.«

»Das geht nicht, er ist zu hart.«

»Du sollst es aber versuchen, damit du dann nicht sagen kannst, ich hätte den Dollar schon vorher angeschnitten.«

Jetzt folgte der Häuptling der Anweisung, versuchte den Dollar durchzuknicken, was ihm natürlich trotz aller Kraftanstrengung nicht gelang.

»Versuche du es.«

Ein zweiter probierte es, ein dritter – der Dollar ging die Reihe um, und darunter war ein Mann mit strotzenden Muskeln, der aber ebenfalls vergeblich seine ganze Kraft aufbot, die starke Silbermünze zu durchbrechen.

»Er ist zu hart, das kann kein Mensch.«

Zuletzt wanderte der Dollar zu dem Magdeburger.

Der packte mit seinen roten Pfoten zu, die runden Schultern ruckten – knacks, der Dollar war in zwei Hälften zerbrochen.

Auch das war etwas zu viel für diese Kinder der Natur, mit staunender Ehrfurcht blickten sie auf den Magdeburger Zuckerrübenonkel.

Daß dieser das Experiment ausführte, welches er für sich selbst aufgespart, das freilich hatte Nobody nicht gewollt. Aber schadete nichts, Nobody wußte auch jeden Fehlschlag zu seinem eigenen Vorteil auszubenten.

»Seht, das ist nur mein Diener, der sich mir untergeordnet hat, weil ich stärker bin als er. Soll ich euch zeigen, wie stark ich bin?«

Der Magdeburger brummte etwas in seinen Stoppelbart, der Häuptling aber öffnete hastig seinen am Gürtel hängende Medizinbeutel und entnahm ihm eine Münze, ebenfalls einen Dollar, nur daß er durchlöchert war – irgendein Talisman.

Erst versuchte er, ob er ihn durchbrechen könne, dann reichte er ihn Nobody hin.

»Zerbrich diesen.«

Nobody nahm ihn fast zierlich zwischen die Finger seiner beiden Hände, beinahe gar keine Anstrengung, nur ein Ruck, und der Dollar war in zwei Hälften zerbrochen.

»Hau, hau!!« wurde wiederum im Chor gebellt.

»Und wenn ihr,« fuhr Nobody fort, als sich der Sturm etwas gelegt hatte, jetzt nach indianischer Art seinen Mund recht vollnehmend, »mir meine Frau und Kinder nicht freiwillig gebt, so werde ich euch beweisen, daß man mich mit Recht den weißen Teufel nennt. Ich werde eure Prärien auffressen, und ich werde eure Büffel und alles andere Wild auffressen, und damit ihr nicht verhungern müßt, werde ich alle Dakotahs auffressen – euch und eure Weiber und eure Kinder. Atawakan hat gesprochen.«

Der Magdeburger zog sein Taschentuch und fing an, sich mit seiner Nase zu beschäftigen – nämlich um sein Feixen zu verbergen. Es waren auch gar zu dumme Gesichter, welche die Rothäute jetzt machten.

»Ihr glaubt nicht,« fuhr Nobody fort, »daß ich euch alle auffressen kann? Seht her!«

Nobody zeigte noch einmal die beiden Hälften des durchlöchert gewesenen Dollars, steckte sie in den Mund, kaute, es knirschte, er spuckte etwas in die hohle Hand und zeigte

es – eine feuchte, glitzernde Masse, der kleingekaute Silberdollar.

Freilich, ob Nobody ihn wirklich in so kleine Stückchen zerbissen und zerkaut hatte, das war sehr die Frage. Besonders der Leser der ersten Serie weiß, was für ein unvergleichlicher Taschenspieler dieser Championdetektiv war, und sehr leicht möglich, daß er sich zu diesem Kunststückchen schon lange vorher vorbereitet hatte, gleich mit dem Entschlusse, eben durch diese Taschenspielerei die Sioux zu düpieren und so eine friedliche Lösung des ganzen Konfliktes herbeizuführen.

Und das sollte ihm auch gelingen. Die sonst so furchtlosen Krieger waren einfach entsetzt, sie stierten den weißen Mann wie ein Gespenst an – er wollte ja auch der Teufel sein, nur mit weißer Farbe! Bemerkte muß aber noch werden, daß jetzt auch dem Magdeburger sein Feixen vergangen war, er blickte den Silberverspeiser nicht viel anders an.

Der Häuptling hatte seine Würde wiedergefunden, er klopfte seine Pfeife aus und erhob sich.

»Komm,« sagte er, »der Bärenwolf ist ein Sohn des furchtbaren Wakan, aber Atawakan ist sein Vater. Er wird die sieben Beratungsfeuer der Dakotahs zusammenrufen, um mit dir und deinem starken Begleiter die Friedenspfeife zu rauchen, und wer kann dem Atawakan seine Squaw und seine Kinder vorenthalten?«

Auch alle anderen erhoben sich und schritten ihren Pferden zu, wodurch Nobody und der Magdeburger noch einmal allein zusammenkamen.

»Mann, wie habt Ihr denn das nur gemacht?« staunte jetzt der Magdeburger. »Könnt Ihr denn nur wirklich einen Dollar wie ein Butterbrot zerkauen?«

»Nichts weiter als Taschenspielerei,« entgegnete Nobody, »das heißt, dies nur unter uns gesagt. Da aber habt Ihr einmal gesehen, wie leicht man Herr der Situation wird, wenn man nur die richtige Gelegenheit wahrnimmt und seine Leute richtig kennt. Weshalb denn immer gleich schießen und stechen? So ist's doch viel gemüthlicher, und ich werde den versammelten Sioux noch etwas ganz anderes vormachen.«

In der seligsten Stimmung schwang sich Nobody auf seinen Mustang.

Vor ihm lag offen der Weg, der ihn direkt zu seiner Gabriele und zu seinen Kindern führen würde; und wie leicht sollte es ihm werden, sich in aller Liebe wieder mit ihnen zu vereinen!

So ritt Nobody an der Spitze des Zuges und an der Seite des Häuptlings dem Osten zu, nach dem Mini Wakan.

Diesmal aber sollte er sich vollkommen getäuscht haben. Noch etwas ganz anderes erwartete ihn, wobei es nicht immer so gemüthlich abging, und er sollte erst noch zu seiner grenzlosen Bestürzung erkennen, weshalb das Schicksal ihn eigentlich hierhergeführt hatte.

---

Am Abend, kurz vor Sonnenuntergang, erreichte der Trupp ein großes Wigwamdorf der Wakpakotans.

Während des ganzen, sechs Stunden währenden Rittes war zwischen den Indianern kein einziges Wort gewechselt worden, und Nobody hütete sich, als Neuling zu gelten, indem er etwa an den Häuptling noch eine Frage gestellt hätte. Was er wissen wollte, mußte er später auf andere Weise

zu erfahren suchen, oder noch besser auf eigene Faust auskundschaften.

Als sich ihm einmal der Magdeburger näherte, wurde er von Nobody gleich kurz und energisch, mehr durch Gesten, zum Schweigen aufgefordert. Denn vor allen Dingen galt es jetzt, die ganze Würde des Mannes zu wahren; denn kaum verachtet der Indianer etwas mehr als Neugier, und auf diese läßt Redseligkeit doch schon schließen.

Vorausgeschickt sei gleich noch, daß dieses Zeltdorf dicht am Ufer des Sees lag, was aber Nobody erst später erkennen sollte, weil ihm gegenwärtig die dicht zusammenstehenden Wigwams die Aussicht versperrten, und bald darauf brach die finstere Nacht an.

Der Empfang der Heimkehrenden, welche, wie Nobody später erfuhr, nach den schon seit langer Zeit vermißten Büffeln ausgespäht hatten, war derselbe, wie Nobody ihn bereits unzählige Male bei den westlichen und südlichen Indianerstämmen erlebt hatte.

Zuerst wurden sie von kläffenden Hundekötern begrüßt, die so rüdig waren, wie in allen Indianerdörfern. Dann kamen nackte Kinder gerannt, um die beiden fremden Bläßgesichter anzustaunen. Zwischen den buntbemalten Zelten von Lederhäuten zeigten sich Weiber, noch immer neugierig, aber doch schon etwas mehr zurückhaltend – und der Rest war Schweigen. Das heißt, seitens der im Dorfe herumlungern den Krieger fanden sie nicht die geringste Beachtung.

Eine stumme Handbewegung des Häuptlings, und Nobody erblickte den Wigwam, welcher, wenn bisher bewohnt gewesen, für die fremden Gäste schnell geräumt worden war. Denn diese Teilnahmslosigkeit ist ja nur eine erkünstelte, in Wirklichkeit entgeht dem starren, immer geradeaus

gerichteten Blicke des Indianers auch nicht das geringste, und für den Gastfreund sorgt er stets auf das zuvorkommendste.

Dieser kleine Wigwam war den beiden also als Wohnung angewiesen worden, und zunächst hatten sie darin ihre Waffen abzulegen.

Der Magdeburger hatte den Wink natürlich nicht verstanden, Nobody mußte ihn erst auffordern, ihm zu folgen.

Wenn die Decke zurückgeschlagen wurde, so drang in das Innere noch immer genug Dämmerlicht ein, um alles unterscheiden zu können. Nobody erkannte den üblichen indianischen Hausrat. Drei Lagerstätten; die zahlreichen Felle, aus denen dieselben hergestellt waren, machten einen sauberen Eindruck. An den Wänden hingen außer anderen Gegenständen besonders viel Netze und Angelgerätschaften.

»Dies wird hoffentlich nichts weiter als unser einmaliges Nachtquartier sein,« sagte Nobody, seine Doppelbüchse auf das Bärenfell legend, das er sich als Bettunterlage ausersehen hatte. »Wir sind sicher schon dicht in der Nähe des Sees, dem ich morgen meine ganze Aufmerksamkeit zuwenden werde. Das heißt, ich spreche nur von mir. Sie werden sich doch wohl lieber den Indianern anschließen wollen, welche täglich auf die Jagd gehen müssen, wenn sie nicht Hunger leiden wollen.«

»Nun, ich will ja nicht gerade dabeisein, wenn Sie das Wiedersehen mit Ihrer Gattin und Ihren Kindern feiern, aber sonst möchte ich mir doch recht gern einmal diese Arche Noah ansehen.«

»Das dürfte aber nicht so schnell gehen. Der See umfaßt, wenn man der Karte trauen darf, gegen hundert Quadratmeilen, das ist schon ein kleines Meer zu nennen, und so

günstig wird der Zufall mir wohl nicht sein, daß die Arche gerade hier vor meiner Nase schwimmt.«

»Was, hundert Quadratmeilen?« rief der Magdeburger. »Der tausend! Ja, wie wollen Sie denn da überhaupt die Arche finden?«

»Ich bin fest überzeugt, daß die Sioux wie die Pawnees rings um den See Wachtposten verteilt haben; denn es handelt sich doch eben darum, die Trägerin des politischen Skalpes nicht entkommen zu lassen, dann wird noch jede Annäherung der Arche an das Ufer schnell nach den Hauptquartieren gemeldet, in deren einem wir uns doch offenbar hier befinden – und ich kenne die Schnelligkeit, mit welcher die Rothäute solche Meldungen weitergelangen lassen, es ist eben ein Staffelleiten – und so würde auch ich es hier sofort erfahren.«

»Meinen Sie, daß ich mit diesen roten Kerlen ungefährdet auf die Jagd gehen kann? Ich habe ja nicht gerade Angst, aber . . . «

»Ich weiß schon – Ihre Vorsicht ist auch ganz begründet. Doch Sie können es; denn, sobald wir mit dem Häuptling und den ersten Kriegern die Friedenspfeife geraucht haben, ist unser Leben unantastbar. Sie kennen doch die Bedeutung der Friedenspfeife?«

»Na und ob! Aber offen gestanden – zunächst wäre mir ein nicht zu kleines Friedensbeefsteak lieber.«

»Das wird auch gleich kommen,« lachte Nobody. »Bei diesen Rothäuten ist ja ebenfalls die Fresserei die Hauptsache, und verlassen Sie sich darauf, daß jetzt schon alle roten Frauen und Jungfrauen mit ihren Kochtöpfen laufen, als hätten sie Feuer unter den Sohlen; denn geht es nicht

schnell genug, so gibt es dann in der Einsamkeit des Wigwams von den Herren Ehegatten und Papas eklige Senge. Ein Büffelhorn wird uns zur gemeinsamen Mahlzeit rufen. Nun legen Sie zunächst einmal alle sichtbaren Waffen ab, nur das Messer können Sie im Gürtel behalten, sonst müssen Sie dann mit den Fingern zulangen, und auch Ihren Sackpuffer, den Sie natürlich nicht aus der Tasche verlieren dürfen.«

Nobody meinten den kurzen Bulldogg-Revolver, den sich der Magdeburger nebst der nötigen Munition auf Anraten des Detektivs auf dem Stromdampfer bei einem Waffenhändler noch gekauft hatte, wie auch Nobody solch einen Bulldogg-Revolver als unsichtbare Schußwaffe immer vorzog.

Der Magdeburger war der Aufforderung nachgekommen, hatte auch seine gewaltige Doppelbüchse und den im Futteal steckenden Revolver auf sein zukünftiges Bett gelegt.

»Was suchen Sie denn?« fragte Nobody ihn, als sich jener umblickte.

»Waschwasser.«

Nobody mußte lachen.

»Fanden Sie denn in den Prärien des südlichen Nebraskas des Abends immer Washwasser vor?«

»Stets.«

»Ja, Sie wuschen sich in einem Bach oder sonstwo.«

»Nein, in jedem indianischen Wigwam. Es wurde mir stets in einer Holzschale oder auch in einer solchen von Porzellan hereingebracht.«

»Hören Sie, Ihr Führer scheint Sie zu den richtigen gebracht zu haben. Was kostete das Ihnen?«

»Das kam darauf an. Es wurde stets ein Handeln und Feilschen daraus. Mit einer Handvoll Tabak fing ich zu bieten an, und bis zu einem Dollar hat man mir manchmal abverlangt.«

»Nein, zu solchen Hoteliers haben sich diese Dakotahs hier noch nicht entwickelt, die sind glücklicherweise von der Kultur noch so ziemlich unbeleckt. Was das Waschen anbetrifft, so merken Sie sich, daß man sich hier nur wäscht oder gleich badet, wenn man einem Wilde durchs Wasser nachsetzt oder sonst einmal aus Versehen ins Wasser fällt.«

Ein dröhnender Ton erscholl mehrmals hintereinander.

»Das erinnert mich an Neuseeland,« sagte Nobody. »Das ist kein Büffelhorn, sondern dieser Ton wird einer großen Muschel entlockt. Kommen Sie, die Fleischtöpfe Aegyptens warten unser.«

Die Dunkelheit war schon angebrochen. Aber überall in den Dorfgassen flackerten Feuerchen, an denen phantastische Gestalten kauerten, und an dem großen, welches mitten auf dem freien Hauptplatze brannte, nahmen der Häuptling und die ältesten Krieger – aber Greise sind keine Krieger mehr – sowie die beiden weißen Gäste Platz.

Frauen brachten die großen Eisentöpfe, in denen Fleisch aller Art im eigenen Fett mit Zusatz von Wasser geschmort worden war, doch nicht an diesen Feuern hier, die nur zur Beleuchtung dienten.

Jeder tauchte sein langes Messer, das er schon so manchem Feinde in die Brust gestoßen, mit dem er schon so manche Kopfhaut abgezogen haben mochte, in den präsentierten Topf und fischte heraus, was er bekam, sei es ein Stück Wildbret, sei es ein Fisch, sei es eine Ente, sei es ein

Igel – ganz egal, hier ging alles in und aus einem Pot. Das nennt man Ragout.

Herr Gustav Lerche hatte etwas angespießt, was er entweder für ein Meerschweinchen oder für eine Kalbshaxe hielt, und wie er so dasaß und mit seinen großen, gutmütigen Ochsenfroschaugen das Ding auf seiner Messerspitze nachdenklich von allen Seiten betrachtete, hätte Nobody am liebsten laut aufgelacht. Zu erwähnen ist noch, daß dann, als sich das Ragout etwas abgekühlt hatte, die edlen Krieger gleich mit dem ganzen Arm in den tiefen Topf langten, ihn bis zum Ellbogen in die Suppe tauchten, also mit den Händen zu krebsen anfangen.

Als die Tafelrunde gesättigt war – nein, als sich die Töpfe erschöpft hatten, brachte auf einen Wink des Häuptlings ein junger Krieger als kupferbrauner Ganymed ein federgeschmücktes Kalumet, die berühmte Friedenspfeife, die aber stets nach dem Abendessen gemeinsam geraucht wird, es fragt sich nur, ob auch Fremde daran teilnehmen dürfen; sie war schon gestopft, der Häuptling brannte sie an, pumpte sich den ganzen Leib voll Rauch und reichte sie dann gravitatisch seinem Nachbar zur Linken, dem Magdeburger.

So machte die Pfeife die Runde, und als sie zu dem Häuptling nach fünf Minuten zurückkam, blies der noch immer den ersten Rauch aus Mund, Nase und Ohren.

Als bei der dritten Runde der große Steinkopf ausgebrannt war, griff man zur eigenen Pfeife und zum eigenen Tabaksbeutel.

Hierbei passierte Nobody ein eigenartiges Mißgeschick, welches, so gering es auch an sich war, seinen Plan oder doch einen seiner Pläne zunichte machte.

Er hatte keinen losen, sondern nur harten Plattentabak bei sich, und beim Zerkleinern desselben schnitt er sich mit dem Messer in den linken Handballen – was auch einem Nobody einmal passieren konnte.

Die Wunde war ja gar nicht von Bedeutung, aber doch ein tiefer Schnitt und blutete stark. Ein Verbinden gab es wegen solch einer Kleinigkeit hier natürlich nicht, Nobody wußte, daß er hier nicht einmal sein Heftpflaster benutzen durfte, er ließ die Wunde eben ausbluten, niemand achtete darauf, und doch war Nobody dieses Geschehnis höchst fatal.

Zur Erläuterung des Grundes müssen wir einen kleinen Abstecher machen.

Trotz des gutmütigsten Herzens war Nobody frei von aller Gefühlsduselei.

Ungezogenen Kindern die Rute, faulen, lügenhaften, impertinenten Negern die Peitsche – denn ohne die ist bei diesen nicht auszukommen, jede andere Ansicht beweist völlige Unkenntnis oder eben Gefühlsduselei, die sich aber sofort legt, wenn man selbst einmal dort war – zivilisierte Menschen, die ein Verbrechen begangen haben, müssen zur Unschädlichmachung der Justiz überwiesen werden, und barbarische Wilde, ob ihre Haut nun rot oder schwarz oder weiß ist, welche sich außerhalb des Gesetzes stellen und das Leben ihrer Mitmenschen nicht achten, werden über den Haufen geschossen.

Das war Nobodys sicher ganz vernünftige Ansicht. Aber wenn er Blutvergießen vermeiden konnte, so tat er es.

Nobody fühlte sich befähigt und war es wirklich, sich durch das ganze Dakotah-Territorium zu schleichen, bis an den See, und von dort aus die drei verfolgten Personen, also

seine Frau und seine Kinder, auch wieder zurück in Sicherheit zu bringen – natürlich, wenn es einer höheren Macht nicht anders gefiel.

Aber Nobody glaubte, es fertig zu bringen. Mit List – und, wenn es sein mußte, mit Gewalt. Wenn es sein mußte, vertraute er seinem Gewehr, seinem Revolver und seinem Messer. Dann allerdings hätte er den Magdeburger nicht mitgenommen, dann hätte ihm dessen plumpe Kraft höchstens hinderlich sein können.

Aber wozu es vielleicht zum Blutvergießen kommen lassen, wenn es vermieden werden konnte? Schließlich waren diese Rothäute sogar in ihrem Rechte, und außerdem waren sie in Nobodys Augen große Kinder, wenn auch gefährliche Kinder.

Wir haben gesehen, wie Nobody handelte. Ein einfaches Kraftstückchen und ein so triviales Mittel, daß er scheinbar einen Silberdollar mit den Zähnen zu Mus zerkaute, hatte ihm sofort den Weg bis an sein Ziel geebnet. Anstatt sich vor jedem Menschen verstecken zu müssen, anstatt durch das Gras auf dem Bauche zu rutschen, in die Notwendigkeit versetzt, ab und zu einen Indianer kaltzumachen, war er bequem neben einem Häuptling bis an den See geritten, genoß jetzt sogar dessen Gastfreundschaft.

Aber die kleine Kraftprobe von Händen und Zähnen konnte noch nicht genügen. Ein einziger Sieg macht noch keinen unbesiegbaren Feldherrn. Wir wollen es kurz machen: Nobody wollte bei der ersten Gelegenheit dem verehrlichen roten Publikum eine Vorstellung in der höheren Hokuspokusmacherei geben, und wenn die nicht Maul und Nase aufsperrten und ihn wirklich für einen Zauberer hielten, dann ... wollte er ihnen noch etwas zeigen, wie man

das wildeste Roß durch einen einzigen Blick zu einem gehorsamen Pudel macht, wie man mit Gewehr und Messer noch ganz anders umgehen kann, als diese waffengeübten Krieger ahnten – und dann wollte er ihnen beweisen, wie er selbst unverwundbar war, er wollte sich sein Messer durch die Hand und in den Leib stechen, und die kritischen Zuschauer konnten ganz genau hinsehen und sogar fühlen, sie konnten so gar auf ihn mit selbstgeladenen Gewehren schießen, er würde die Kugeln mit der Hand, mit dem Munde auffangen . . . denn auf solche Kunststückchen war ja dieser Champion-Taschenspieler und Eskamoteur geeicht!

Kurz, Nobody wollte um sich einen Nimbus breiten, daß ihm auch kein einziger Stein mehr in den Weg gelegt würde, wenn er die Bewohner der Arche abholte und zurückführte – und dies alles eigentlich nicht wegen seiner eigenen Sicherheit, sondern nur um diese Kinder der Wildnis zu schonen, die nichts dafür konnten, was sie waren. Nobody war ja eigentlich ein viel zu abenteuerlicher und lebenskräftiger, wagemutiger Charakter, als daß er sich nicht gern herumgeprügelt hätte.

Nun hatte er sich in die Hand geschnitten. Es war Blut geflossen. Die Indianer hatten es gesehen.

Hierdurch war es mit seiner Unverwundbarkeit ein für allemal vorbei. Oder richtiger gesagt: mochte er jetzt diesen Indianern auch noch so verblüffende Tricks vorzaubern, mochten sie ihn auch für mit übernatürlichen Kräften begabt halten – hierdurch war und blieb er in ihren Augen ein Mensch, den wie jeden anderen eine Kugel oder ein Messer niederwerfen konnte! Und hiermit hatte Nobody von jetzt an zu rechnen! –

Wir gaben diese Ausführungen, um noch einmal Nobodys Charakter zu kennzeichnen, und es mag jeder selbst urteilen, und dann auch, wie er als Detektiv immer jede Chance und jeden Zufall, jede Kleinigkeit aufs sorgsamste erwog. —

Heute war gar nichts mehr mit einer Vorstellung. Der Häuptling war durchaus nicht zum Sprechen aufgelegt. Nach dem Essen ist man bekanntlich faul, und wenn man nun gar einen Topf mit solchem Ragout im Leibe hat, will man nicht mehr viel reden, hören und sehen. Außerdem mochte er schon einen tagelangen Gewaltritt hinter sich haben.

Nachdem er noch eine Pfeife geraucht hatte, zog er die Decke über die Schultern, erhob sich, legte die rechte Hand aufs Herz, bellte einmal ›Hau!‹, was entweder ›Gute Nacht, schlafen Sie wohl‹ oder ›Morgen mehr davon‹ heißen konnte, und wandelte von dannen.

Es war das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch, und da gab es keine Zigarre erst noch im Freien zu rauchen; alles bis auf die Wachen mußte in die Zelte.

Herr Gustav Lerche schlief schon im Gehen ein, Nobody mußte ihn schleifen, dabei fing der Magdeburger Zuckerrübenonkel sogar schon zu schnarchen an, und dann fiel er der Länge nach auf seine Donnerbüchse und blieb so liegen, ohne es zu fühlen, steckte die Nase in die Gewehrmündung und schnarchte hinein.

Auch Nobody war sofort eingeschlafen.

Ein leiser Luftzug weckte ihn, und vielleicht mehr noch das ungewisse und doch so bestimmte Gefühl, daß sich ihm eine fremde Person näherte. Wir haben über diesen Instinkt Nobodys, der den jedes Hundes übertraf, schon wiederholt gesprochen.

In dem Wigwam war es stockfinster. Wie lange er schon geschlafen hatte, wußte Nobody nicht. Der Magdeburger rasselte wie eine doppelte Zentrifugalsäge. Es war kein anderes Atmen, worauf sonst Nobodys feines Ohr stets zuerst lauschte, mehr zu hören.

Jetzt aber trat seine Nase in Tätigkeit. Jawohl, in dem Wigwam befand sich ein Weib! Nicht an Parfüm, sondern an der Hautausdünstung erriechbar – das heißt nur für Nobodys Nase.

Und jetzt – woher er es wußte, das konnte er eben selbst nicht erklären; aber er wußte ganz bestimmt, daß sich seinem Gesicht eine menschliche Hand näherte – er sah die Frauenhand förmlich vor sich, obgleich er seine eigene dicht vor den Augen nicht hätte erblicken können.

Richtig, jetzt berührte eine Fingerspitze seine Stirn, ganz leise!

Was die Hand auch wollte – schlimm konnte die Sache auf keinen Fall werden. Nobody lag mäuschenstill; aber er war bereit, die Situation in einer hundertstel Sekunde total umzuändern – und dann würde seine Hand nicht nur so leise mit der Fingerspitze gegen eine Stirn tippen.

Doch es war ja eine Frauenhand. Nobody sah der Weiterentwicklung der Sache mit Interesse entgegen.

Die Fingerspitze krabbelte höher hinaus – jetzt fuhr die Hand flach über sein Haar, ganz vorsichtig.

Wollte die ihn skalpieren? Nobody war entschlossen, sich das unter keinen Umständen gefallen zu lassen.

Aber nein – im Augenblick wußte Nobody ganz genau, was diese Hand wollte. Ihm wurde alles klar.

Er hatte halblanges, welliges Haar, der Magdeburger ganz kurzgeschorenes. Daraufhin prüfte die Hand. Sie wollte nur einen bestimmten Kopf haben.

Jetzt entfernte sich die Hand von dem Haar, um sich gleich darauf auf Nobodys Schulter zu legen. Vorsichtig zupfte sie mehrmals an dem ledernen Jagdhemd.

Nobody machte einige Bewegungen.

Das Zupfen wiederholte sich, und jetzt näherte sich ein warmer Atem seinem Ohr.

»Sssssst,« wurde in zartestem Tone gezischt.

Nobody hauchte ein ebenso zartes ›Hau‹.

»Sssssst – leise – ich Squaw – ich gut.«

Die Unterhaltung war im Gange. Es wurde hin und her gehaucht.

»Wer bist du?«

»Ich Schilfrohr – Squaw von Fischwolf – du Mann von Squawlamini?«

»Ja, sie ist meine Frau,« hauchte Nobody, und jetzt fand er vor Spannung wirklich keinen Atem mehr. Sie bediente sich der Sprache der Dakotahs; aber nur gebrochen.

»Ich Frau mit sonnigen Haaren lieben – hat meinem Baby Medizin gegeben – soll sonniges Haar behalten.«

»Was willst du von mir?« fragte Nobody jetzt direkt.

»Ich dich warnen.«

»Wovor?«

»Drei Häuptlinge hier gewesen – Häuptling von Mendewakantoans – Häuptling von Wakpatoans – Häuptling von Sisitoans – haben mit Häuptling Bärenwolf am Feuer gesessen.«

»Heute nacht?«

»Ja.«

»Sie hielten eine Beratung ab?«

»Ja. Ich Schmerzkräuter holen – kein Mondschein – ich Namen Squawlamini hören – da ich lauschen.«

»Was hörtest du?«

»Du deine Squaw und Kinder holen gehen – von schwimmendes Wigwam – Bärenwolf spricht: geh, hole sie, ich dein Freund, wir Kalumet geraucht – gut! – aber noch mehr Häuptlinge – nicht Kalumet geraucht – und die fangen und ... «

Die Hand wurde von der Schulter zurückgezogen, dafür legte sich wieder eine Fingerspitze an Nobodys Kopf und zog rings um sein Haar einen Kreis – eine Geste von fürchterlicher Deutlichkeit, der nachfolgende Zusatz wäre nicht nötig gewesen:

»Squawlamini Skalp – zwei Kinder Skalp – dein Skalp – Freund Skalp – hau!«

Aber auch sonst war für Nobody alles verständlich gewesen, und alle Fibern bäumten sich plötzlich in ihm wild auf.

Im Augenblick vergaß er sogar die ihm drohende Gefahr, er hatte nur einen einzigen Gedanken, der ihm das Blut kochen machte:

Verrat!!!

Ob Gastfreundschaft oder nicht, ob Friedenspfeife oder nicht – Verrat!!

Kein Hund, überhaupt kein Tier ist eines Verrates fähig – nur das höchstentwickelte Geschöpf, der Herr der Schöpfung, nur der Mensch!!

Mit einem zweiten Gedanken hatte Nobody seine Ruhe wieder: warte, das sollst du mir büßen!

Aber er mußte sich doch noch vergewissern. Wegen des anderen hatte er überhaupt kaum noch etwas zu fragen.

»Wann kamen die drei anderen Häuptlinge?«

»In der Nacht.«

Genauer konnte das Weib es nicht bezeichnen.

»Bärenwolf wurde aus seinem Wigwam geholt?«

»Nein.«

»Nicht? Wie sonst?«

»Bärenwolf schon draußen – hatte andere Häuptlinge holen lassen.«

Aha! Das wurde ja immer besser! Er hatte den verräterischen Plan sogar erst ausgeheckt!

»Wo fand die Zusammenkunft statt?«

»Draußen.«

»Nicht im Lager?«

»Nein.«

»Weit entfernt?«

»Nein.«

»Noch innerhalb Bogenschußweite?«

»Ja.«

»Das ist noch innerhalb des Lagers.«

»Ja. Schilfrohr muß fort – wenn mich merken – mich hetzen – mich Hunde fressen.«

Da erst dachte Nobody daran, in welcher furchtbarer Gefahr dieses Weib schwebte! Wenn sie ertappt wurde, dann gab's ein Jagdvergnügen besonderer Art, der Verräter wird an den Schweif eines wilden Mustangs gebunden und mit Hunden gehetzt!

Und auch sie war eine Verräterin! Freilich kommt es darauf an, was man verrät. Nobody ergriff ihre Hand, die von harter Arbeit zeugte, und drückte sie warm – und warm, siedendheiß stieg es ihm zum Herzen empor.

»Geh, meine Schwester, geh, du hast einen Bruder gewonnen – doch halt – noch eine Minute – und würdest du zuvor überrascht, so würde ich dich retten oder dein Schicksal teilen. Du bist keine Dakotah.«

»Assiniboin.«

»Eine Gefangene?«

»Ja.«

»Du hast hier einen Mann?«

»Ja.«

»Du liebst ihn?«

»Ich gehorche.«

Indianische Verhältnisse – die letzte Frage war überflüssig gewesen.

»Du gehst in deinen Wigwam zurück?«

»Ja.«

»Wird es dir unbemerkt gelingen?«

»Ich glaube. Fischwolf auf Wache – Kinder schlafen – Wigwam gleich hier – Schilfrohr wie Schlange.«

»So geh, meine Schwester, geh mit dem großen Geiste, an den auch ich glaube,« sagte Nobody nochmals mit überquellendem Herzen, und er nahm ihre arbeitsschwielige Hand und preßte sie gegen seine Lippen.

Sie fragte nicht, ob er die Gefährdeten nun doch noch retten könne – sie hatte getan, was sie tun konnte – das andere blieb dem Manne überlassen, dem sie es anvertraut.

Ja, und Nobody wußte, was er jetzt zu tun hatte. Jetzt war die Reihe an ihm!!

Zunächst lauschte er angestrengt. Dieses Indianerweib verstand sich aufs Schleichen! Den Ausgang benutzte sie sicher nicht, sie schlüpfte jedenfalls zwischen den angepflöckten Stellen hindurch. Das merkte Nobody auch an einem leisen Luftzug. Sonst spürte er absolut nichts.

Doch hiermit war die Gefahr des Entdecktwerdens noch nicht vorbei, sie begann vielmehr erst.

Nobodys Spannung war fürchterlich. Um zu wissen, daß die Minuten keine Stunden waren, fing er an, Sekunden zu zählen. Das ist sehr hübsch, so kann man die Zeit messen; aber ... es ist auch eine entsetzliche Qual.

Bei 3600 – ein anderer hätte wohl schwerlich so lange zählen können, wenigstens unter solchen Verhältnissen nicht – war eine Stunde vergangen, und da alles ruhig geblieben war, mußte ihr der Rückzug geglückt sein.

Es war noch finster. Nobody zündete ein Streichholz an und sah nach der Uhr. Erst um eins. Das hätte er nicht gedacht. Da konnte er noch drei bis vier Stunden schlafen.

O, welcher Hohn! Nobody hatte an anderes zu denken als an schlafen, und hätte er auch schlafen wollen – diesmal hätte ihm alle seine Energie nicht geholfen. Das Schlimmste dabei war, daß er den Wigwam nicht verlassen durfte. Solch ein Indianerlager befindet sich doch stets im Kriegszustande, wo nicht jeder tun und lassen kann, was ihm gerade einfällt.

Endlich graute der Morgen. Im Lager ward es auch sofort lebendig. Natürlich waren es zuerst die Frauen, die sich plagen mußten, auf daß es ihren Herren Ehegatten beim Erwachen ja an nichts gebräche, und bei diesen Rothäuten pfeift's noch aus einem ganz anderen Loche.

In Nobodys Innern hatte sich aller Sturm gelegt. Unter dem Eingange stehend, sah er mit Heiterkeit dem neuen Tage entgegen und glaubte, daß ihm noch nie eine Zigarre auf nüchternen Magen so gut geschmeckt habe wie diese seine letzte hier, mit deren Aroma er die würzige Morgenluft noch verbesserte.

Als es im Zelte heller wurde, betrachtete er mit vielem Interesse den Magdeburger.

Dieser lag noch genau so da, wie er gestern hingefallen war, direkt auf dem Bauche, noch direkter auf seinem Gewehr, und schnarchte ebenso direkt in die Mündung des Laufes hinein. Die Arme hatte er dabei weit ausgebreitet, ebenso die Beine – wie ein geprellter Frosch – nur daß der nicht so mörderlich schnarcht.

Dort unten an dem einen Feuer gab's schon etwas, da saßen bereits einige Krieger und tauchten ihre Arme schon wieder bis an die Ellbogen in rauchende Töpfe.

Das war sicher das Beste, umsonst standen die nicht so zeitig auf, das durfte man sich nicht entgehen lassen!

»He – Herr Lerche – he, Onkel – Herr Reserveunteroffizier vom achten Kürassierregiment – auf, auf! – Der Kaffee ist fertig, die Semmelfrau hat auch schon das Frühstück gebracht!«

Nobody unterstützte seine Ermunterungsversuche durch Rütteln, ohne sich dabei zu bücken, nur mit dem Fuße.

Endlich hatten sie Erfolg, wenigstens wälzte sich der Schläfer vom Gewehr und Bärenfell herunter, bis er auf dem Rücken danebenlag.

Zunächst schnitt er eine schmerzhaft Grimasse.

»Nee – Rieke – nee,« stöhnte er dann, immer noch mit geschlossenen Augen. »Halt an, Rieke – ich tu's nicht mehr – das soll ja der Deiwel bei dir aushalten . . . «

Plötzlich richtete er sich auf, war ganz munter.

»Nee, so'n kurioser Traum!«

»Guten Morgen – von was haben Sie denn geträumt?«

»Von – von . . . ach, es ist gar zu genierlich. Aber dabei so natürlich – ich bin noch ganz zerschlagen – alle Knochen tun mir im Leibe weh!«

»Sie haben wohl von Rieke geträumt?«

Der Magdeburger riß seine Glotzaugen so weit wie möglich auf.

»Woher wissen Sie denn das? Kennen Sie sie denn?«

»Eine Magd, nicht wahr?«

»Unsere Wirtschaftsmamsell.«

»Sehr dürr, nicht wahr?«

»Lang und dürr wie eine Hopfenstange.«

»Oder vielleicht wie Ihr Gewehr dort, auf dem Sie die ganze Nacht gelegen haben?«

Herr Gustav Lerche antwortete nicht, er sprang auf und rannte hinaus. Nobody bekam ihn noch einmal von hinten zu packen.

»Sie, Herr Lerche – wenn Sie das nächste Mal schießen – und Ihre Donnerbüchse will nicht knallen, sondern sie fängt zu schnarchen an – mich soll's gar nicht wundern.«

Der Magdeburger hörte nicht, er war noch ganz schlaftrunken. Er rannte gegen einen Indianer an.

»Sie, Kellner, bringen Sie mir mal schnell eine – Weiße mit Himbeer und eine . . . «

Er stockte, blickte sich um, rieb sich die Augen, blickte sich nochmals verwundert um.

»Ach so, ich bin ja in Amerika, mang die Indianersch – ich dachte, ich wäre in Dalldorf im blauen Schimmel, wo ich immer absteige.«

Dann saßen auch sie an einem Feuer und fischten im neugekochten Ragout herum. Aber in der Speisekammer und im Eisschrank schien hier Ebbe eingetreten zu sein. Aus dem Topfe kamen Dinge zum Vorschein, die sich auch Nobodys Weisheit und Phantasie nicht erklären konnte.

So saß wiederum der Magdeburger mit aufrechtem Messer da, auf der Spitze einen langen Gegenstand balancierend, der einen Kopf, vier kurze Beine und einen langen Schwanz hatte.

»Was ist denn das?«

»Das,« erklärte Nobody, »ist entweder ein degenerierter Ichtyosaurus oder ein unausgetragener Bäckerjunge.«

Der Magdeburger machte sich nichts daraus, war überhaupt kein Spaßverderber, er biß herzhaft hinein.

»Schmeckt delikat. So halb nach Froschkeulchen, halb nach Ochsenmaulsalat.«

»*Good morning, gentlemen.*«

Ein Indianer hatte das nicht gesagt. Nur die Leggins, die ledernen Hosen hatte er mit ihnen gemein, für sich allein beanspruchen konnte er ein rotes Hemd und rote Haare und in seiner Galgenphysiognomie nur ein einziges Auge, welches ihm Nobody am liebsten auch gleich eingedrückt hätte.

»*Good morning.*«

»Es freut mich unaussprechlich, endlich wieder einmal gebildete Gesellschaft zu treffen, und ganz besonders glücklich macht es mich, daß es mein Wigwam war, welcher Ihnen zur Verfügung gestellt wurde. Ich hoffe, Sie haben gut geschlafen.«

So wüst der Bursche auch aussah – es war die Sprache eines gebildeten Mannes.

»Setzen Sie sich,« sagte Herr Gustav Lerche, mit dem abgenutzten Eidechsenchwanz auf einen Platz am Feuer deutend.

»Doktor Ador Paracelsus, praktischer Arzt,« stellte sich der Judas Ischariot vor, als er sich am Feuer niederließ.

»Gustav Lerche.«

»Schulze.«

»Freut mich sehr, sehr angenehm.«

Und Dr. Paracelsus öffnete sofort eine breite, flache, schmierige Ledertasche, entnahm ihr eine Schere und begann an seinen schmutzigen Fingernägeln herumzuschneiden. Die Hauptsache war natürlich, den beiden Fremden zu zeigen, daß er wirklich ein ärztliches Besteck besaß; er hatte die verschiedenen, schon stark angerosteten Instrumente ihren Blicken genügend ausgesetzt.

Während er sich die Nägel freiwillig verschnitt, zog Nobody ihm, mit Respekt zu sagen, die Würmer unfreiwillig aus der Nase, wie eben nur Nobody es verstand.

Vielleicht wäre es gar nichts nötig gewesen, Nobody hatte ihn auf den ersten Blick ganz richtig taxiert.

Dr. Ador Paracelsus renommierte damit, auf verschiedenen Universitäten Amerikas studiert, in New-York den Dokortitel erworben zu haben; aber Nobody hatte durch geschickte Fragen, ohne daß jener es merkte, schnell herausgebracht, daß seine ärztlichen Kenntnisse nicht über die eines Heilgehilfen hinausgingen. Jawohl, ganz gewiß ein ehemaliger Heil- oder Apothekergehilfe.

Seinen ungebildeten Dünkel bewies er ja schon dadurch, daß er den Namen eines berühmten Arztes, der einst die

ganze Medizin umkrempele – Paracelsus – angenommen hatte.

Was tat er hier? Da kam der Rotkopf dem Frager in jeder Weise entgegen.

Er reiste von Indianerstamm zu Indianerstamm, besuchte seine Patienten, schiente, schmierte, pflasterte, operierte sogar, und da allerdings konnte er sich ja gute, praktische Kenntnisse erworben haben. Die Indianer hatten zwar noch immer ihre Medizinmänner, wußten aber doch auch die Fortschritte der Wissenschaft zu würdigen.

Wie kam es, daß solch ein hervorragender Arzt seine gediegenen Kenntnisse nur unter Sioux verwertete?

Dr. Ador Paracelsus sprach teils von seiner allgemeinen Liebe zur Menschheit, die auch die armen, nackten Rothäute mit einschloß, teils von Frauen, die er bei jedem Stamme hatte, dazwischen standen die Fleischtöpfe, aus denen er sich immer besten Stücke fischen durfte – und während er dies schilderte, schielte er mit seinem Auge begehrlieh nach des Magdeburgers schwerem Siegelring.

Das mit den verschiedenen Frauen und den Fleischtöpfen konnte ja stimmen, sonst aber dachte sich Nobody noch etwas anderes hinzu.

Einfach ein Mensch, der etwas auf dem Kerbholz hatte, vielleicht steckbrieflich verfolgt wurde und sich hierher geflüchtet hatte, wohin der Arm des Gesetzes nicht reicht, und wo er ein so ziemlich angenehmes Leben führte, ohne schwer arbeiten zu müssen. Seit bald drei Jahren praktizierte er hier.

Für Nobody war jetzt die Hauptsache, einen Menschen zu haben, der die Verhältnisse kannte und mittheilsam war. Neues erfuhr er allerdings nicht, ausgenommen, wie der Wacht-dienst wegen der Arche gehandhabt wurde.

Nicht weniger als dreihundert Sioux waren an dem Ufer des Sees verteilt, um jede Annäherung der Arche durch Staf-felreiter nach den großen Lagern zu melden und ein Ent-schlüpfen der drei Personen zu verhindern. Angriffe soll-ten jetzt nicht mehr gemacht werden, man wollte einfach den Winter abwarten, wenn die Arche einfrieren mußte, das Eis einen festen Boden zum unwiderstehlichen Sturmangriff gab. Bis dahin aber mußte die Arche doch noch immer be-obachtet werden, damit jene nicht etwa flohen.

Das waren nur die Wächter der Sioux. Drüben auf der anderen Seite war das Seeufer bewaldet, dort hausten Paw-nees, von denen der Quacksalber gar nichts erzählen konn-te, weil er als Freund der Sioux ebenfalls deren Todfeind war. Hier war die Wissenschaft nicht international. Jeden-falls aber hatten auch die ihre Sicherheitsmaßregeln getrof-fen, noch vor wenigen Tagen hatten sie einen Angriff in Ka-nus auf die Arche gemacht, der blutig abgeschlagen worden war.

»Und Sie sind der Mann dieser vielumworbenen Frau? Das sind Ihre Kinder? Und nun also wird sich alles noch zum besten wenden? Das freut mich, das freut mich!«

An dem Morgenfeuer hatten noch zwei Indianer gesessen, die sich in diesem Augenblick erhoben und davongingen.

»Ach, bitte,« fuhr Doktor Paracelsus in seiner höflichen, gewandten Redeweise fort, er hörte sich wahrscheinlich gern sprechen, »darf ich nicht die näheren Verhält – hält – häääält – nis – häääält . . . «

Verdutzt blickte der Magdeburger nach dem, Rothaari-gen. Eben hatte dieser noch so zungengeläufig gesprochen, und nun mit einem Male diese Stotterei, immer wieder mit schwerer Zunge dieses ›hääääält‹ – was war denn mit dem plötzlich los?

Anzumerken war ihm nichts, er saß noch so wie zuvor da, das Gesicht Nobody zugekehrt, mit seinem einen Auge nach des Magdeburgers goldenem Schlagring schielend.

Herr Gustav Lerche aber sollte gleich noch etwas ganz anderes erleben.

Nobody hatte sich etwas vorgeneigt.

»Sie werden mir gehorchen!« sagte er leise und dennoch sehr scharf.

»Ich – gehorche,« antwortete der Rotkopf mit schwerer Zunge.

»Du wirst mir der Wahrheit gemäß alles beantworten!«

»Der Wahrheit – gemäß.«

»Wann bist du hierher in dieses Lager gekommen?«

»Heute nacht.«

»Mit den drei anderen Häuptlingen?«

»Ja.«

»Weißt du, daß zwischen ihnen und Bärenwolf, dem Häuptling dieses Stammes hier, diese Nacht eine Beratung stattgefunden hat?«

»Ja.«

»Warst du dabei?«

»Ja.«

»Was wurde beraten?«

So direkt durfte Nobody aber nicht fragen, er mußte die Antworten aus dem Hypnotisierten nach und nach herausziehen, was wegen der Umständlichkeit hier nicht wiedergegeben werden soll.

Jedenfalls stimmte die Angabe des Indianerweibes, Nobody bekam nur noch einige Details zu hören. Einen ganz bestimmten Plan hatten die Häuptlinge überhaupt gar nicht entworfen.

Bärenwolf hatte seinem Gastfreunde eben die Versicherung gegeben, daß dieser mit seiner Frau und seinen Kindern ungehindert abziehen dürfe, davon aber brauchten die anderen Häuptlinge doch nichts zu wissen – sobald die Bewohner der Arche das Ufer betraten, wurden sie in Empfang genommen, verloren Leben und Skalp, ihre Begleiter natürlich ebenfalls.

»Himmel und Hölle,« fuhr der Magdeburger auf, als die Beichte noch nicht einmal beendet war, »diese Schufte sollen doch gleich . . . «

»Still!« gebot Nobody. »Und was für einen Lohn erhält Bärenwolf für diese seine Verräterei?«

Nun, der erhält dann einfach die Oberhoheit über den See.

Jetzt aber begann Nobody zu wittern, daß hinter der ganzen Angelegenheit noch etwas anderes stecken müsse.

»Und die anderen Häuptlinge? Gehen die denn ganz leer aus?«

»Die teilen sich in die Arche.«

»Was enthält diese?«

»Sehr Wertvolles.«

»Was?«

»Alles, was Totlamini besessen hat, vor allen Dingen Kleider und Waffen.«

»Sonst noch etwas?«

»Ich weiß nicht.«

»Weshalb haben sich die Sioux nicht schon früher in den Besitz der Arche zu setzen versucht, als Waterbob oder Totlamini noch seine Fallen am Ufer aufstellte?«

»Da lebte Pantherwolf noch.«

»Wer war das, Pantherwolf.«

»Der Häuptling der Waktetons.«

»Ein mächtiger Häuptling?«

»Der mächtigste von allen.«

»Er war ein Freund von Totlamini und beschützte ihn?«

»Ja.«

Hierüber wußte Nobody nun genug. Nur die Freundschaft dieses Häuptlings hatte den Besitzer der Arche vor der Habgier der Sioux geschützt.

»Wie heißt du?« fuhr Nobody in seinem Examen fort.

»Doktor – Ador – Paracelsus.«

»Das ist doch nur ein angenommener Name!«

»Ja.«

»Wie ist dein richtiger?«

»Tom O'Corner.«

»Was bist du von Profession?«

»Ich war – Heilgehilfe.«

Nobody hatte also ganz richtig taxiert.

»Wo?«

»In New-York – im St. Lazarus-Hospital.«

»Weshalb bist du unter die Dakotahs gegangen?«

»Weil ich – steckbrieflich verfolgt werde.«

Auch das hatte sich Nobody ja vorausgesagt.

»Weswegen?«

»Wegen Einbruchs.«

»Wo begangen?«

»In Springfield.«

»Im Staate Illinois?«

»Ja.«

»Wann?«

»Vor drei Jahren.«

Nobody forschte weiter und erfuhr, daß ›Doktor Ador Paracelsus‹ nächtlicherweile in ein Uhrengeschäft eingebrochen war, aber gar keine Beute gemacht hatte. Er war dabei gestört worden.

»Du wurdest dabei gefaßt?«

»Nein.«

»Aber gesehen, erkannt?«

»Ja.«

»Du entkamst?«

»Ja.«

»Warst du allein?«

»Fred stand Schmiere.«

»Und der wurde gefaßt?«

»Ja.«

»Und der verriet dich, so daß du steckbrieflich verfolgt werden konntest?«

»Ja.«

Da hatte der ehemalige Heilgehilfe eben vorgezogen, als Arzt unter den Sioux zu praktizieren.

»Hast du sonst noch etwas auf dem Gewissen?«

Der Gefragte schien sprechen zu wollen, brachte aber nichts heraus.

»Hast du schon einmal einen Mord begangen?« fragte Nobody gleich direkt.

»Ja.«

Daß Nobody diese Antwort bekam, hätte er allerdings nicht erwartet. Es war ja nur so eine Frage gewesen, weil er diesen Burschen seiner Physiognomie nach eben zu allem für fähig hielt.

Bei dem Magdeburger aber hatte jetzt die Verblüfftheit die äußerste Grenze erreicht, er konnte nicht mehr so ruhig mit zuhören.

»Ja, was ist denn nur eigentlich mit dem Kerl los?!« fragte er, aber doch auch gleich seine Stimme vorsichtig dämpfend. »Wie kommt der denn dazu, uns hier solch offene Geständnisse zu machen?!«

»Merken Sie denn nichts?« flüsterte Nobody.

»Nein, was denn?«

»Ich habe ihn hypnotisiert.«

»Hyp hyp hyp, wat?« staunte der Magdeburger.

Trotz seiner sonstigen Bildung hatte er von einer Hypnotik doch noch nichts gehört.

»Still. Ich erkläre Ihnen später alles. Jetzt heißt es die Minuten ausnützen. – Du hast einen Menschen ermordet?«

»Ja.«

Innerhalb zwei Minuten hatte Nobody aus dem Hypnotisierten alles Weitere herausgebracht.

Da aber diese Mordaffäre in unserer Erzählung selbst weiter keine Rolle spielt, soll sie hier nur mit wenigen Worten angedeutet werden.

Vor drei Jahren war in New-York Mr. Edgar Gerald, ein alter, reicher Junggeselle, als geiziger Sonderling bekannt,

eines plötzlichen Todes gestorben. Die Leichenöffnung ergab als Todesursache Arsenik, ihm im Morgenkaffee beigebracht.

Der Verdacht der Täterschaft konnte sich nur auf seine Pflegerin lenken, ein junges Mädchen namens Alice Grey, früher Schwester im St. Lazarus-Hospital, welche der immer etwas kränkliche Mann eben als seine Pflegerin und Wirtschafterin zu sich genommen. Sie hatte in dem großen Hause mit dem alten Manne ganz allein gelebt; in ihrer Kleiderkommode wurde, unter Wäsche versteckt, eine Glasröhre mit gepulvertem Arsenik gefunden, zum Ueberfluß war noch ein testamentarischer Kontrakt vorhanden, nach welchem Alice das ganze Vermögen des Mannes erben sollte, wenn sie ihn bis zu seinem Tode treu pflegen würde, ohne weitere Ansprüche an ihn zu machen, besonders auch ohne an eine Heirat zu denken, wovor sich solche alte Junggesellen bei Wahl einer Wirtschafterin am allermeisten fürchten.

Nun war ja alles ganz klar. Der alte Mann hatte der Erbschaftsbedachten zu lange gelebt, die ehemalige Krankenschwester hatte noch Arsenik besessen – sie hatte es ihm im Morgenkaffee beigebracht, hatte dies alles ungeschickt genug angefangen.

Alles Leugnen und Schwören half ihr nichts, ihre Schuld lag gar zu klar zu Tage – nur der damaligen Neuwahl eines Präsidenten hatte sie es zu danken, daß sie vom Tode durch Henkershand zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt wurde.

Und nun gestand dieser Mensch hier im fernen Dakotah-Territorium, daß er es gewesen, der diesen Mord begangen hatte!!

Grund einfach verschmähte Liebe. Da hatte er ihr einen Streich spielen wollen – einen ›Streich‹, seinem Charakter entsprechend. Noch jetzt in der Hypnose konnte er dabei höhnisch grinsen.

Auch der Heilgehilfe hatte früher in dem alten Hause zu tun gehabt, er kannte noch alle Schliche in demselben, auch die Gewohnheiten des Mr. Gerald.

Bei Nacht hatte er sich hineingeschlichen, in den schon gemahlten Kaffee, den er zu finden wußte, Arsenik gemischt, die Glasröhre dann unter Alices Wäsche versteckt.

Vielleicht hatte er dabei auch noch eine andere Absicht gehabt. Vielleicht kam die Pflegerin wegen des Todes des alten Mannes gar nicht in den Verdacht, ihn ermordet zu haben, dann erbte sie, und dann wollte der Heilgehilfe als ihr böser Geist auftreten, ihr den Daumen aufs Auge pressen, und sie schon so weit bringen, daß sie mit ihm teilen mußte.

Es war anders gekommen. Nun, so hatte er der, die ihn einst verschmäht, eben einen bösen Streich gespielt, er hatte sich gerächt.

Auf ihn selbst fiel nicht der geringste Verdacht. Die Angeklagte kam gar nicht auf den Gedanken, der verschmähte Rotkopf könne seine Hand im Spiele haben.

Dennoch fühlte sich O'Corner unsicher. Er gab seine Stellung auf. In Springfield beging der in bitterste Not Geratene einen Einbruchsdiebstahl, wurde dabei überrascht, verurteilt. Er floh vor dem Arme des Gesetzes bis in das wilde Dakotah-Territorium, errang sich hier als Arzt unter den Indianern eine Position. Hier war er so ziemlich sicher, hier konnte der Einbrecher seine Schuld verjähren lassen. Der

Mord, und daß ein Unschuldiger für ihn leiden mußte, das bedrückte sein Gewissen wenig.

Nobody blickte zum dämmernden Himmel empor.

»O Gott, gerechter Gott,« flüsterte er tief erschüttert, »jetzt erkenne ich deine Weisheit, die mich in diese Wildnis führte, damit dieser Mörder mir in der Hypnose seine Schuld gestehen muß, damit ich ein unschuldiges Weib erretten kann!«

Wirklich, in diesem Augenblicke dachte Nobody gar nicht daran, daß er an diesem See ja auch seine Frau und Kinder wiederfinden sollte.

Einige Indianer näherten sich dem Feuer.

»Lebt Alice Grey denn noch?« fragte Nobody hastig.

»Ich weiß es nicht.«

»Erwache erinnerungslos!!«

Als die Indianer das Feuer erreicht hatten, schnipselte der Rotkopf wieder an seinen Fingernägeln.

»... Verhältnisse erfahren, wie Ihre Frau Gemahlin und Ihre Kinder eigentlich hierhergekommen sind?« fuhr er da fort, wo er vor der Hypnose stehen geblieben war.

Nobody blieb ihm die Antwort schuldig, er erhob sich einfach und schritt die Dorfstraße entlang.

Daß er sich schon dicht am See befand, hatte er unterdessen erfahren, und als er zwischen den letzten Wigwams hervortrat, lag plötzlich vor ihm der unübersehbare Wasserspiegel, auf dem am östlichen Horizonte als rote Scheibe noch die aufgehende Sonne ruhte, mit ihrem unteren Teil noch etwas ins Wasser tauchend.

Das sanft abfallende Ufer war mit feinem, weißem Sand bedeckt, in dem schon nackte Kinder spielten, ein Bach ergoß sich hier in den See, daran waren bereits Indianerweiber mit Gerben von Häuten beschäftigt, an eingetriebenen Pflöcken waren Kanus befestigt, aus Baumrinde gefertigt . . .

Doch dies alles sah Nobody nicht. Sein Auge hing unverwandt an der Sonnenscheibe, in die jetzt der Mensch noch ungestraft blicken durfte.

»Die Sonne eines neuen Tages! Was wird er mir bringen?«

Doch was war das?

Bei diesem Zustande der Sonne, wenn sie sich erst über den Horizont erhebt, noch keine Strahlen aussendet und daher auch noch keinen Schatten wirft, kann man mit bloßen Augen die dunklen, sogenannten Sonnenflecken erkennen.

Auch Nobody hatte sie schon oft studiert. Es sind eben dunkle Flecken verschiedener Größe, welche sich langsam über die Sonnenscheibe hinbewegen, verschieden gestaltet, nur nicht eckig.

Aber was für ein Sonnenfleck war das heute am unteren Ende der Scheibe?

Nobody verglich ihn mit einem Hause, etwa mit einem Fabrikgebäude mit hohen Schornsteinen – jetzt entfaltete sich an diesem eine Art von Segel – dadurch glich das Ganze jetzt mehr einem – einem . . .

Nobody zog keine Vergleiche mehr – die Sonnenscheibe hatte sich über dem Wasserspiegel erhoben, und der vermeintliche ›Fleck‹ befand sich jetzt als schiffsähnliches Gebäude unter ihr . . .

»Die Arche!! Gabriele! Meine Kinder!« jauchzte es durch die frische Morgenluft.

Nobody rannte nach den angebundenen Kanus, aber er besann sich. Auch in seiner größten Erregung vergaß er nichts.

Sobald er das Land verließ, durfte er es nicht wieder als Gastfreund der Sioux betreten, als Bewohner der Arche wurde er ihr Feind, und dann hätte er den Magdeburger bei ihnen zurückgelassen – und Nobody dachte in seinem Jubel auch noch an eine unglückliche Person, die jetzt unschuldig hinter Kerkermauern schmachtete.

So gab er sein Vorhaben auf, sich sofort in ein Rindenboot zu werfen, eilte nochmals zurück an das Feuer, an dem sein Freund und Dr. Paracelsus noch immer saßen.

Da kam auch schon ein Sioux auf schäumendem Pferde angesprengt.

»Das schwimmende Blockhaus!«

Der Meldereiter brachte mit seinem Rufe das ganze Lager in Aufregung, alles eilte nach dem Strand, das Ziel der gesamten Sehnsucht zu schauen, andere Augen suchten den weißen Mann, der an den Bewohnern der schwimmenden Festung ein ebenso großes Interesse haben wollte.

»Ja, auch ich habe die Arche schon gesehen!« rief Nobody. »Vorwärts, Freund Lerche, ins Boot! Wollen Sie mich nicht ebenfalls begleiten, Herr Doktor?«

Mit freudiger Ueberraschung sprang der Rotkopf auf. Diese Einladung schien ihm höchst angenehm zu sein.

»Wie, ich darf Sie begleiten?«

»Ich bitte Sie darum. Ich habe einen gewissen Grund, bei der ersten Begegnung möglichst viele Zeugen zu haben.«

»Ich verstehe, ich verstehe. Aber gewiß, herzlich gern!«

Alle drei begaben sich nach dem Strande hinab.

Vorher holten Nobody und der Magdeburger noch ihre Waffen aus dem Wigwam.

Nobody hatte sich vorhin in der Hypnose nicht danach erkundigt, aber schon mit Bestimmtheit geahnt, daß der von den Indianern in den verräterischen Plan eingeweihte Heilkünstler dazu ausersehen war, seine weißen Landsleute nach ihrem Vorhaben auszuforschen, überhaupt in ihrer Nähe zu bleiben, auf ihre Gespräche zu horchen, und um so willkommener mußte ihm nun das Anerbieten sein, sie auch gleich nach der Arche begleiten zu können.

Der Strand war dicht mit roten Kriegern bedeckt, welche alle nach der sichtbar näherkommenden Arche blickten. Es mochte dies weniger Neugier als noch ein früher gegebener Befehl sein, hatte man doch die Arche bisher feindlich behandelt; jeder mußte eben auf seinem Posten sein.

Der Häuptling trat auf Nobody zu, begrüßte ihn mit der Hand auf dem Herzen.

»Mein Bruder sieht das schwimmende Haus?«

»Ich sehe es.«

»Er wird hinfahren?«

»Sofort.«

»Der Wind weht hierher, er kann seine Squaw und Kinder hier landen.«

»Und Bärenwolf wird ihr Leben schützen?«

»Bärenwolf hat es gesagt, Bärenwolf hat noch nie sein Wort gebrochen,« versicherte der Häuptling, nochmals seine Hand aufs Herz legend.

Nobody sah ihm an, wie doppelzünftig das gemeint war. Er verschob die Bestrafung auf ein andermal.

Er setzte seinen Weg nach den Kanus fort, bemerkte aber noch, wie der ihm folgende Rotkopf seinen Arm auf den

Rücken gelegt hatte und jedenfalls mit der Hand Zeichen machte. Er teilte dem Häuptling in der stummen Sprache der Indianer etwas mit, und sicher nicht nur, daß auch er sich an Bord der Arche begeben wolle.

Nobody hatte mit sicherem Blick unter den gleichgroßen Kanus, nur aus dünner Baumrinde hergestellt, das beste und tragfähigste auserwählt, wobei er besonders mit den zwei Zentnern des Magdeburgers rechnen mußte; dieser ward in das wankende Fahrzeug glücklich hineinbugsiert, dann saßen auch die beiden anderen am wasserundurchlässigen Boden, die Schaufelruder wurden hüben und drüben gehandhabt, in schneller Fahrt ging es fort.

Im Hinterteil saß Nobody, vorn der Magdeburger, in der Mitte der Heilkünstler, alle hatten das Gesicht dem Ufer abgekehrt.

Nach fünf Minuten blickte sich Nobody um. Die Entfernung war schon eine beträchtliche, so weit reichte keine Büchsenkugel mehr. Der Arche schien man sich dagegen nicht zu nähern.

»So schnell aber kann das plumpe Haus doch nicht segeln,« meinte der Magdeburger, »wir müssen doch wenigstens . . . «

Ein heftiges Schwanken des Bootes und ein unterdrückter Schrei ließ ihn abbrechen, auch er blickte zurück.

Da sah er den Heilkünstler lang ausgestreckt im Boote liegen, mit dem Kopfe auf Nobodys Schoß, und soeben war dieser dabei, ihm die Hände mit Lederriemen zu umwickeln.

»Ach so,« sagte Herr Lerche phlegmatisch, »daß Sie so etwas beabsichtigten, habe ich mir ja gedacht, nur noch nicht so bald. Hat er sich denn das so ruhig gefallen lassen?«

»Vorläufig ist er betäubt, ich habe ihm zur Beruhigung mein kleines Hausmittel eingegeben – einen sanften Schlag gegen die Schläfe,« erklärte Nobody.

»Sie wollen ihn mit nach der Arche nehmen?«

»Natürlich, und hoffentlich auch weiter, bis nach New-York, wo er sein Geständnis wiederholen wird, was er mir nachher auf der Arche noch bei vollem Bewußtsein, wenn auch nicht so ganz freiwillig ablegen und durch seine Unterschrift bekräftigen soll.«

»Ich verstehe. Sie haben da als Detektiv keinen schlechten Fang gemacht, und das arme Mädchen wird Ihnen Dank wissen. Wenn es nur noch lebt! Aber wenn man dort am Ufer nun beobachtet hat, wie Sie den Kerl zu Boden gelegt haben?«

»Ganz gleichgültig. Hinter uns sind sowieso alle Brücken abgebrochen, und ehe ich diese Gegend verlasse, werde ich ja doch noch den verräterischen Häuptling zur Rechenschaft ziehen.«

Sie griffen wieder zu den Rudern, und Nobody ward jetzt auch von ganz anderen, von den hoffnungsseligsten Gedanken erfüllt.

Sie näherten sich der Arche doch sehr schnell. Der Stand der Sonne hatte sie vorhin nur näher erscheinen lassen, als sie in Wirklichkeit war.

Außerdem hatte sie dem Ufer bisher das schmalere Vordertheil zugewendet, und als sie jetzt eine Drehung machte, lag sie plötzlich in voller Deutlichkeit da.

Zuerst stieß der Magdeburger einen Ruf der Ueberraschung aus.

»Gerade wie so ein Wagen von fahrenden Zirkuskünstlern! So hübsch hätte ich mir das Ding nach Georgs Beschreibung gar nicht vorgestellt!«

In der Tat, so war es auch. Geschickte, sogar von Schönheitssinn geleitete Hände hatten dem Ganzen das bestmögliche Aussehen zu geben gewußt.

Wohl mochte es nur ein aus rohen Baumstämmen zusammengezimmertes Blockhaus sein, auf einer breiteren Unterlage schwimmend; aber es war außerdem mit dünneren und gespaltenen Stämmen, also schon mehr Brettern, verschalt worden, und diese waren mit verschiedenen Farben angestrichen, vorzüglich rot und weiß, während die Fenster, mit richtigen Jalousien, eine grüne Farbe zeigten, und durch den rauchenden Schornstein auf dem platten Dache bekam das Ganze erst recht das Aussehen eines jener fahrenden Häuserchen, in denen die Leute, welche eben nach diesen fahrenden Wohnungen ihren Namen haben, leben.

Freilich kam nun noch der kurze Mast hinzu, an dem ein geschwelltes Segel befestigt war, ferner eine niedrige Plattform, nur wenig über das Wasser emporragend, wie man auch eine schmale, rings um das schwimmende Haus laufende Galerie unterscheiden konnte.

Und auf dieser Galerie – Himmel, das Weib mit den in der Sonne wie Gold leuchtenden Haaren – und jetzt trat neben sie auch ein Knabe mit dunkleren Haaren . . .

»Gabriele, Heinrich!!« jauchzte Nobody auf.

Es war sehr fraglich, ob sein Ruf schon gehört werden konnte, die Entfernung war noch eine sehr große. Die Frau hob beide Hände, hatte etwas Blitzendes darin, offenbar ein Fernrohr.

Auch Nobody zog sein Taschenfernrohr – in diesem Augenblick verschwanden die Frau und der Knabe in das Innere des Hauses. Dafür erschienen auf der Plattform jetzt die massige Gestalt eines Bären und zwei riesige Hunde, deren wütendes Bellen nur ganz schwach herüberklang. Sie wurden in das Haus zurückgerufen.

»Sie waren es!« jubelte Nobody. »Vorwärts, in wenigen Minuten können wir dort sein.«

Das Segel wurde von innen gedreht, der Wind faßte es noch voller, die Arche strebte wieder der offenen See zu.

»Das sieht aber gar nicht danach aus, als ob Ihre Frau Sie erkannt hätte,« brummte Lerche.

»Das wird auch nicht der Fall gewesen sein, und wie soll sie denn ahnen, daß ich es bin?«

»Ja, wenn sie aber nun gar nicht . . . «

Der Magdeburger beendete den Satz nicht. Er hatte wohl mit Recht daran gedacht, ob die ihrem Gatten entflohene Frau dieses Wiedersehen auch herbeisehne.

Aber Nobody zweifelte jedenfalls nicht an so etwas, mit Macht handhabte er das Ruder, schnell kam man der Arche näher, die sich gegen noch so viel solcher Boote wohl verteidigen konnte, ihnen aber an Schnelligkeit nicht im mindesten gewachsen war.

Der Rotkopf war aus seiner Betäubung erwacht.

Mit entsetzten Augen stierte er über sich.

»Was soll denn das? Was habe ich denn . . . «

»Wenn Ihr nicht still sein könnt, muß ich Euch auch noch einen Knebel in den Mund pfpfen.«

»Aber was habe ich Euch denn getan?«

»Das werdet Ihr dann erfahren. Jetzt seid Ihr mein Gefangener.«

»Ihr wollt mich wohl als Geisel behalten?«

Nobody bejahte, der Rotkopf stieß einen Fluch aus, dann aber ergab er sich still in sein Schicksal.

Jetzt befand man sich gewiß in Hörweite, und Nobodys scharfes Auge erkannte, daß sich in einem der grünen Holzfenster eine Klappe öffnete und etwas hindurchgesteckt wurde, was wohl schwerlich eine Gewehrmündung war, eher ein Geschützrohr sein konnte. Doch die Erklärung kam sofort.

»Stoppt euer Boot, oder ich schieße auf euch!!« donnerte eine gewaltige Stimme, die nur durch ein Sprachrohr erzeugt werden konnte.

»Gabriele, Gabriele, ich bin es doch!!« schrie Nobody mit allem Aufgebot seiner Lunge, und jetzt mußte er doch überhaupt von seiner Frau erkannt werden.

Die Antwort kam sofort zurück.

»Ich kenne weder dich noch deine Begleiter, und überhaupt betrachte ich jeden Menschen als Feind! Stopp, oder meine Kugel trifft dich als ersten!!«

Aber Nobodys Hand hielt nicht an!!

»Gabriele, so höre mich doch, ich komme ja nur, um dich ...«

Schnell wie ein Pfeil war das Boot herangeschossen, und aus der Schießscharte fiel kein Schuß, wohl aber ward das ganze Fenster aufgeklappt, in demselben zeigte sich der Oberkörper einer Frau, daneben die Köpfe zweier Knaben.

»Mein Gott,« rief jetzt die Frau im Tone des höchsten Staunens, »den kenne ich doch – das ist ja der englische Detektiv, der – der Nobody, mit dem ich so lange zusammengewesen bin, der mich erst nach Amerika gebracht hat ...«

Und da plötzlich erlahmte der Arm des starken Mannes. Wirklich, wie ein Schlag hatte es ihn gelähmt.

Wohl waren es zwei Knabengesichter – nur nicht die seiner eigenen Kinder, sondern ihm ganz fremde – und jetzt erkannte er auch die junge Frau – jawohl, er kannte sie sogar sehr gut – aber Gabriele war das nicht.

»Gretchen!!« erklang es in furchtbarster Verzweiflung.

Und dann wußte Nobody nicht, wie er an Bord der Arche gelangte. Das Schicksal, das in letzter Zeit so grausam gegen ihn war, hatte ihm wieder einmal einen gar zu furchtbaren Schlag versetzt!

#### VIII. DAS GEHEIMNIS DES TEUFELSSEES.

Nobody wußte wirklich nicht, wo er sich eigentlich befand, hatte nicht das geringste Interesse für seine Umgebung. In einer Art dumpfer Betäubung saß er da und starrte vor sich hin.

Dann aber kam blitzähnlich die Erkenntnis über ihn.

Hatte Edward Scott ihm denn etwa gesagt, daß er seine Frau und Kinder hier wiederfinden würde? Nein, er hatte nur von einer Frau und zwei Knaben gehört, die in der Arche auf dem See hausen sollten. Die Farbe des Haares und das Alter hatten so ziemlich übereingestimmt, und nun hatte er sich fest eingebildet, daß dies nur Gabriele und seine eigenen Kinder sein müßten – mit solcher Kraft hatte er sich selbst diese Ueberzeugung suggeriert, daß die Entdeckung, daß dies nicht so sei, ihn eben wie ein furchtbarer Keulenhieb getroffen hatte.

Wer war hieran schuld? Nur er selbst, er ganz allein! Also deshalb nur ja nicht mit dem Schicksal hadern! Das täte nur ein jämmerlicher Schwächling.

Wir wissen, wie edel und mannhaft Nobody in solchen Fällen stets dachte, und auch hier offenbarte sich wieder einmal dieser sein Charakter.

Und war er denn etwa umsonst an diesen See gekommen? Das Schicksal in seiner ewigen Gerechtigkeit hatte ihm einen Menschen in die Hand gegeben, der einen Mord auf dem Gewissen hatte, für den ein anderer Mensch unschuldig büßte – – und selbst gesetzt den Fall, dieses unschuldige Weib war nicht mehr am Leben, war es denn nicht etwas Herrliches, daß ihn, Nobody, das Schicksal dazu ausersehen hatte, der Unschuld noch nachträglich zu ihrem Siege zu verhelfen, den Schuldigen zur Strafe zu ziehen? War dies alles diese weite Reise ins wilde Indianer-Territorium nicht etwa wert? Hatte sich des Freundes Sehergabe nicht wieder einmal glänzend bewährt?

O, wie kleinlich dünkte Nobody in diesem Augenblick seine eigene, egoistische Hoffnung, hier Frau und Kinder wiederzufinden!

Wie gesagt, diese Gedanken entstanden in ihm nicht nach und nach, sondern diese ganze Erkenntnis kam, wie es so oft oder vielleicht auch immer geschieht, blitzähnlich über ihn. Ein Wort hatte in ihm diese Erkenntnis hervorgerufen, mit dem allen gar nicht zusammenhängend, und dennoch ein richtiges Zauberwort, mit sanfter, mitleidiger Stimme gesprochen.

»Armer Freund!«

Das in Hirschleder gehüllte Weib mit den blonden Haaren hatte es gesagt, ihm dabei die Hand auf die Schulter legend, und da also hatte er blitzähnlich die ganze Gedankenkette durchgemacht – und da zugleich überkam ihn noch eine andere, höhere Erleuchtung: Vor seinen geistigen Augen sah er

plötzlich ein bleiches, abgehärmtes Mädchen in der Kerkerzelle, aber doch in der Tracht einer barmherzigen Schwester, sie hatte hilfeflehend die Augen auf den Detektiv im fernen Dakotah-Territorium gerichtet – – und da plötzlich, wußte Nobody mit felsenfester Ueberzeugung: sie lebt noch!!!

Da hob Nobody sein Auge zum Himmel empor, der für sein geistiges Auge nicht durch das Dach der Arche verdeckt wurde, und aus überquellendem Herzen erklang es: »Nicht wie ich will, sondern dein weiser Wille geschehe, Herr, und ich danke dir, daß du mich hierhergeführt hast!!«

»Armer Freund!« sagte die sanfte Stimme des in Hirschleder gehüllten Weibes nochmals.

Da war Nobody erwacht, und er sah sie vor sich stehen.

»Gretchen – ist es denn nur möglich – hier sehen wir uns wieder?!«

Der Leser der ersten Serie kennt sie – das wilde, phantastische Mädchen aus der Lüneburger Heide, welches ›Indianerhäuptling‹ hatte werden wollen, nach Hamburg durchgebrannt war und auf einem Schnelldampfer als blinder Passagier die Reise nach New-York mitgemacht hatte, wie sich Nobody ihrer angenommen, sich mit ihr nach dem Titicaca-See begeben hatte, wo er sie zurückließ, um ihr dann nach vielen Jahren als Susquesan, der letzten Cherokeesin, wiederzubegegnen.

Auch diese Gegend hatte sie wieder verlassen, sie war einmal ins Wandern gekommen, und nun mußte sie wandern, wandern, rastlos wandern, so hatte sie damals schwermütig selbst gesagt – und nun begegnete Nobody ihr zum dritten Male, und wiederum in der abenteuerlichsten Gestalt und Situation.

Jetzt hatte sie nicht mehr wie damals bei den Cherokees ihr Haar schwarz gefärbt. Aber sonst war das jetzt dreiundzwanzigjährige Mädchen – nein, das Weib, sie war ja schon einmal mit einem Indianerhäuptling verheiratet gewesen – noch ganz dasselbe.

Es waren noch immer dieselben schönen, stolzen Züge, in die viele Einsamkeit einen Zug von Schwermut eingegraben hatte, auch jetzt war es noch dieselbe kraftvolle, jungfräuliche Gestalt, deren harmonischer Wuchs in dem enganliegenden Jagdkostüm deutlich hervortrat und von dem kurzen, nur bis zum Knie reichenden Rock nicht beeinträchtigt werden konnte – und dieser Rock war wiederum ein Zeichen, daß sie nicht etwa als ein Mannweib gelten wollte, ebenso wie sie auch ihr langes Frauenhaar offen zur Schau trug.

»Wie kommst du hierher, Gretchen?«

»Von Süden nach Norden und von Norden nach Osten und von Osten hierher.«

Ja, das war nicht so kurz abzumachen, das hatte sie mit dieser Antwort erklärt.

»Wer sind die beiden Knaben, die du bei dir hast?«

»Zwei Brüder. Vor sechs Jahren war es. Ich durchstreifte allein das Jagdgebiet der Minnesotahs. Da hörte ich indianisches Kriegsgeheul und sah Flammenschein. Minnesotahs hatten eine einsame Blockhütte überfallen. Ich warf mich dazwischen. Nur diese beiden Knaben konnte ich retten. Ich nahm sie mit. Bis hierher, wo ich mich mit dem auf dieser Arche lebenden Fallensteller verband. Ich bin den Verwaisten Mutter und Vater.«

Trotz der Kürze war es ausführlich genug erzählt.

Die Pause benutzte Nobody dazu, sich zum ersten Male umzusehen, wo er sich eigentlich befand, wo er schon lange auf einem Taubündel gesessen hatte, bis ein Lichtschein ihn aus seiner Betäubung gerissen.

Es war jedenfalls ein kleiner Vorraum zur eigentlichen Wohnung, angefüllt mit Waffen und Fischereigerätschaften aller Art.

»Und du hofftest, auf dieser Arche deine Frau und deine Kinder zu finden?« erklang es dann wieder leise an sein Ohr.

»Ja.«

»Dein Begleiter erzählte es mir, ohne daß ich ihn danach gefragt habe.«

»Bitte, Gretchen, ich kann jetzt nicht erzählen.«

»Ich will es auch nicht wissen, ich kann nur bedauern, daß ich dich so täuschen mußte.«

»Was kannst du dafür? Ich erzähle es dir später. Wo ist der Mann mit den roten Haaren?«

»Atahattan? Er liegt auf der Plattform.«

»Wie nennst du ihn?«

»Atahattan. So heißt er bei den Sioux, – der weiße Mediziner. Er selbst nennt sich ganz anders. Ich habe den Namen nicht behalten.«

»Doktor Ador Paracelsus.«

»Ja, ich glaube wohl. Diesen Namen bekommt man ja nur aus seinem Munde zu hören, und ich habe nur einmal mit ihm gesprochen.«

»Kennst du ihn sonst?«

»Das wohl.«

»Wer ist es?«

»Vor drei Jahren tauchte er hier auf, wußte sich durch seine ärztlichen Kenntnisse den Dakotahs unentbehrlich zu

machen. Ich konnte ihn nie leiden, ging ihm stets aus dem Wege. Die Schlechtigkeit steht ihm ja im Gesicht geschrieben.«

»Hat dir mein Freund auch erzählt, weswegen ich ihn gebunden habe?«

»Nein. Er wußte nicht, ob er es dürfe. Du würdest es mir wohl selbst erzählen.«

Nobody tat es mit wenigen Worten sofort.

Das unter Indianern und in der Einsamkeit groß gewordene Weib war keiner besonderen Erregung mehr fähig, die ihre inneren Gefühle verraten hätte.

»Es sieht ihm ähnlich,« sagte sie nur.

Sie traten auf die Plattform hinaus. Soeben war der Magdeburger beschäftigt, dem Heilkünstler, der am Boden sitzend, mit dem Rücken an der Wand lehnte, auch noch die Füße zu binden. Er machte es nicht sehr geschickt, der ältere der beiden Knaben zeigte es ihm besser, und der halbwüchsige Junge hatte offenbar schon manchen Menschen gebunden und geknebelt.

In dieser seiner Arbeit wurde er nur dadurch etwas gehindert, daß zwei kleine Neufundländer Hunde glaubten, er umwickele die Füße mit Lederriemen, um mit diesen spielen zu können, während das mächtige Elternpaar mit tiefstem Interesse zuschaute. Nicht weit davon lag die ›Herzogin‹ und saugte zum Zeitvertreib an einer ihrer gewaltigen Pfoten, und beim Erscheinen der beiden erhob sich der Herr Marquis, ein Panther, wie Nobody einen von solcher Größe noch nie gesehen hatte, zeigte gähnend sein fürchterliches Gebiß, dehnte den buntgestreiften Leib und ging dann auf seine Herrin zu, um mit einem katzenähnlichen Schnurren,

das aber hier mehr einem grollenden Donnern glich, seinen Kopf an ihren Knien zu reiben.

So fehlte nur noch der kleinere Knabe, sonst war die ganze Familie auf der Plattform zusammen.

»Ist dies Alfred?«

»Nein, Ernst. Alfred ist hinten am Steuer. Er hat dich schon begrüßt.«

»Mich? Ach so, ja – ich glaube doch, ich entsinne mich,« murmelte Nobody wie geistesabwesend.

»Ich merkte dir an, daß du gar nicht wußtest, wo du dich befandest.«

»Wie lange habe ich dort drin gegessen?«

»Nun, vielleicht zehn Minuten.«

Hätte Gretchen gesagt, es wären zehn Stunden gewesen, Nobody hätte es auch geglaubt.

Er raffte sich auf.

»Zuerst will ich noch einmal diesen Menschen vornehmen.«

»Tue es, das ist wohl auch die Hauptsache.«

»Entferne aber erst den Knaben, sein kindliches Ohr soll das Schreckliche nicht hören.«

Auf der Pflegemutter Geheiß begab sich Ernst ins Innere der Arche.

Nobody trat vor den Gefangenen hin, der ihn von unten herauf mit scheuen Blicken ansah.

»Herr, was fällt Ihnen eigentlich ein, mich so hinterlistig zu überfallen? Was habe ich Ihnen denn getan?«

»Mir nichts; aber wohl anderen. Wissen Sie, wer ich bin?«

»Sie haben mir ja Ihren Namen genannt; aber sonst . . . «

»Ich bin ein staatlicher Detektiv.«

Stark war die Wirkung, welche schon dieses eine Wort hervorbrachte. Das Gewissen ward immer schlechter.

»Wie heißen Sie?«

»Doktor Ador Paracelsus – das wissen Sie doch.«

»Aber Ihr eigentlicher Name ist Tom O'Corner.«

»Woher wissen Sie das?!« stieß jener mit furchtbarem Schreck hervor.

»Sie haben vor drei Jahren in Springfield einen Einbruch verübt.«

Wenn auch ein Verbrecher heroisch sein kann – dieser hier war es nicht. Er ergab sich sofort in sein Schicksal. Freilich ahnte er nicht, daß dies hier erst die Einleitung sei.

Er brach in ein freches Lachen aus.

»Also so steht es! Man ist mir auch hier auf die Spur gekommen. Hätte es nicht geglaubt. Caracho! Na, *never mind*. Mehr als zwei Jahre kann es doch dafür nicht geben. Ja, eingebrochen bin ich wohl, 's ist nur verdammt wenig dabei herausgekommen.«

»Gut, das war das eine. Nun das zweite: Kannten Sie einen Mister Edgar Gerald in New-York und seine Pflegerin, Miß Alice Grey?«

Da erstarb das freche Lachen, plötzlich traten seine Augen weit aus den Höhlen. So stierte er den Frager wie ein Gespenst an.

»Woher – woher – woher . . . «

»Gestehen Sie, diesem Edgar Gerald Arsenik in den Kaffee gemischt und dann die Glasröhre mit dem Gift unter der Wäsche jener Alice Grey versteckt zu haben?«

Es war zu viel für den Mann, er konnte gar nicht sprechen, dazu klapperten seine Zähne viel zu sehr.

»Gestehen Sie es?«

»Es ist nicht wahr, es ist nicht wahr!!« brachte jetzt der Rotkopf schreiend hervor.

»Sie leugnen es?«

»Ja, ja!! Gar keine Ahnung von so etwas – oder beweisen Sie es mir!«

Ja, beweisen, das war jetzt eine schlimme Sache. Da mischte sich Gretchen ein.

»Weißt du wirklich, daß dieser Mann einen Giftmord begangen hat?« wandte sie sich an Nobody.

»Ich weiß es bestimmt, jetzt handelt es sich nur darum, diesen Mann zum Geständnis zu bringen.«

»Also du kannst dich nicht irren?«

»Auf keinen Fall.«

»Dann nichts einfacher, als ihn zum Geständnis zu bringen.«

Mit diesen Worten nahm Gretchen eine an der Wand hängende Hundepeitsche und reichte sie Nobody, und dieser nahm sie sofort, er hätte jedenfalls von ganz allein zu einem ähnlichen Mittel gegriffen, packte den Rotkopf beim Nacken und drückte seinen Oberkörper herab.

»Willst du gestehen?«

»Ich weiß nichts von . . . «

Zweimal sauste die schwere Lederpeitsche auf den nur mit einem baumwollenen Hemd bedeckten Rücken herab, und es genügte. Hier war einmal die Tortur, wenn auch nur in Peitschenhieben bestehend, ganz angebracht.

»Ja, ja – ich will alles gestehen – aber mich nicht schlagen – ich stelle mich unter den Schutz des Gesetzes – ich will vor die Richter kommen!!« erklang es in kreischendem Tone.

Und der Mann gestand alles. Die Furcht vor den schmerzhaften Hieben war stärker als jede andere Furcht. Dann

mochte noch etwas anderes hinzukommen, was später erwähnt werden wird.

Sein Geständnis brauchen wir nicht wiedergeben. Es würde nichts Neues hinzukommen.

»Hast du hier Papier, Feder und Tinte, Gretchen?« fragte Nobody.

Es war alles vorhanden. Nobody trug den Gebundenen in den Wohnraum der Arche und setzte ein Protokoll auf, las es jenem in Gegenwart der Frau und des Magdeburgers vor.

»Stimmt dies alles?«

»Ja.«

»Hast du sonst noch etwas hinzuzusetzen?«

»Nein.«

»Dann wirst du die Richtigkeit dieses Protokolls durch deine Unterschrift bestätigen, wozu ich dir jetzt die Fesseln lösen werde.«

Unterdessen hatte der Gefangene Zeit gehabt, seine Lage zu bedenken.

»Und dann lassen Sie mich wieder laufen?« fragte er in kläglichstem Tone.

»O nein, du wirst mich nach dem Orte deiner verruchten Tat begleiten.«

»Nach New-York?«

»Ja.«

Nobody betrachtete den Rotkopf, und mit Bestimmtheit wußte er, was für Pläne jetzt hinter der niedrigen Stirn gesponnen wurden.

Es war ja auch einfach genug. Daß Nobody von dem verätherischen Plane des Häuptlings schon wußte, davon konnte diesem Manne nichts bekannt sein, und so wurde er ja doch bald genug, nämlich sobald die Bewohner der Arche

ahnungslos das Land betraten, um Leben und Skalp zu verlieren, wieder befreit.

Also er unterschrieb das Geständnis seiner Schuld, wobei Nobody ihm einmal seine Hand freigegeben hatte, dann unterschrieben Nobody selbst und ebenso der Magdeburger wie Gretchen das Protokoll als Zeugen der Wahrheit.

Als das in Hirschleder gehüllte Weib die Feder, eine richtige Vogelfeder, in die Hand nahm, wurde Nobody von einiger Spannung erfüllt. Ob sie noch schreiben konnte, oder ob sie es wie ihre deutsche Muttersprache schon verlernt hatte, nur drei Kreuze oder etwa ein angenommenes Totem daruntermalte?

Nein, sie schrieb ihren Namen mit lateinischen, ganz geäußigten Schriftzügen, und überhaupt sollte Nobody bald etwas ganz anderes von ihr zu hören bekommen.

Der Heilkünstler wurde mit möglicher Erleichterung wieder gebunden und einstweilen in der Waffenkammer untergebracht.

Dann hatte Nobody, noch ehe er die ganze Arche besichtigte, was der Magdeburger schon tat, mit Gretchen erst noch eine lange Unterredung.

Er erzählte, ohne auf Einzelheiten einzugehen, wie er vor fünf Jahren seine Frau und seine Kinder verloren habe, sie für tot halten mußte, bis er zufällig erfuhr, daß hier auf diesem See eine Frau mit zwei Knaben lebte, die er für die Verschwundenen hielt.

Bei dieser ganz unvollkommenen Schilderung der vorgegangenen Ereignisse hatte Nobody durchaus keine Schwierigkeiten, diese deutsche Frau hatte schon viel zu

sehr den Charakter eines männlichen Indianers angenommen, sie unterbrach den Erzähler mit keinem Wort, verzog dabei in ihrem unerschütterlichen Gesicht keine Miene.

Dann schilderte Nobody weiter, wie er hierhergeraten sei, wie er sich mit dem Häuptling geeinigt habe, wie ihm dessen verräterische Absicht zu Ohren gekommen war.

»Nun weißt du alles.«

Keine Antwort.

»Nun, Gretchen, was sagst du dazu?«

»Was soll ich dazu sagen?«

»Ueberrascht dich dieser verräterische Plan des Häuptlings nicht?«

»Nein.«

»Weshalb nicht?«

»Weil Bärenwolf von jeher eine doppelte Zunge gehabt hat.«

»Ja, aber was nun?«

»Du mußt sehen, wie du mit deinem Begleiter und dem Atahattan, wenn du ihn mitnehmen willst, glücklich wieder von hier fortkommst. Viel kann ich dich dabei nicht unterstützen, und du bist wohl auch selbst Krieger genug, um dies allein fertig zu bringen.«

»Und du?«

»Ich bleibe hier.«

»Du willst hierbleiben?« fragte Nobody mit einigem Stauen.

»Ja.«

»Weshalb aber nur?«

»Weil . . . es mir hier gefällt.«

»Unter solchen Verhältnissen? Du liegst doch ständig mit den Indianern im Kampfe.«

»Ja.«

»Mußt jede Stunde eines Angriffes gewärtig sein.«

»Jede Minute.«

»Gretchen, ich will nicht von dir selbst sprechen – obgleich ich auch dich nicht für solch eine ausgesprochene Kampfesnatur halte – aber wenn du diese beiden Knaben zu wirklichen Menschen erziehen willst, sind denn da das geeignete Verhältnisse?«

»Diese beiden Knaben haben schon im zartesten Kindesalter die Büchse auf Indianer abdrücken müssen, und ich bin entschlossen, das Erbe, welches mir Totlamini hinterlassen hat, diese Arche hier, mit aller Kraft zu verteidigen.«

»Und wie wird es im Winter werden, wenn der gefrorene See eine feste Eisdecke bietet?«

»Auch dann werde ich mein Eigentum zu . . . «

Die Sprecherin brach plötzlich ab, erhob sich und machte einige Gänge durch den engen Raum.

Nobody hatte sofort bemerkt, daß sie nicht ihrer Ueberzeugung nach sprach, sie verheimlichte ihm etwas, und das gestand sie jetzt selbst ein, als sie wieder vor ihm stehen blieb.

»Du warst einst mein väterlicher Beschützer, du wurdest mein Freund, ich lernte dich kennen – ich glaube, ich darf dir vertrauen.«

»Das darfst du, Gretchen,« sagte Nobody herzlich, ihre Hand ergreifend. »Und wenn dich ein Geheimnis bedrückt, und wenn du dich durch Mitteilung desselben erleichtern kannst – ich weiß ein Geheimnis zu wahren.«

»Es ist nicht eigentlich ein Geheimnis, sondern . . . doch ich will dir alles ausführlich erzählen.«

Und sie begann noch einmal damit, wie sie mit den beiden Kindern hierhergekommen und von dem alten Fallsteller aufgenommen worden war, dann eingehend dessen Person beschreibend.

Es war ein schon sehr bejahrter Mann gewesen. Wie alt, konnte Gretchen nicht angeben. Ueberhaupt hatte der Alte über seine ganze Vergangenheit stets Stillschweigen beobachtet. Nach Gretchens Ansicht, soweit sie dies beurteilen konnte, war es ein gebildeter Mann gewesen. Jedenfalls stand er auf einer hohen moralischen Stufe. Mit seinen roten Nachbarn hatte er stets in Frieden gelebt, grundsätzlich, hatte sich stets als echter Christ bewiesen, hatte jede Verfolgung und Feindseligkeit, der er im Anfang seines Hierseins ausgesetzt war, immer mit Liebe vergolten und auf diese Weise selbst die Herzen dieser rohen Eingeborenen sich untertänig gemacht. Hierbei kamen ihm auch seine ärztlichen Kenntnisse zu Hilfe.

So handelte er in allem und jedem, also auch in seinem Jagdberuf. Nutzlos tötete er nie ein Tier, fing nur so viel Biber, wie er durch Erlös ihrer Felle zur Bestreitung seiner bescheidenen Lebensbedürfnisse gebrauchte; allen Ueberschuß, den er ohne seinen Willen erhielt, verteilte er unter die Indianer, hatte hauptsächlich auch immer die Frauen und Kinder mit Geschenken bedacht.

Er war ein sehr frommer Mann, der viel in der Bibel las, viel Zeit im Gebet zubrachte. Aber Frieden hatte er nicht. Wieso nicht, das konnte Gretchen nicht genau angeben. Jedenfalls mußte er manche Stunde der Verzweiflung haben. Sein Gewissen wurde von irgend etwas bedrückt.

»Als in diesem Frühjahr das Eis auftaute, wurde er krank oder eigentlich nicht krank – es ging mit ihm schnell zu Ende. Altersschwäche. Er starb mir sozusagen unter den Händen. Zeitweilig verlor er das Bewußtsein, und ich erwartete jedesmal daß er nicht mehr erwachen würde. Am 21. März abends neun Uhr starb er. Mit fürchterlicher Anstrengung wollte er noch etwas sagen. Es gelang ihm nur teilweise. Nun höre, was er röchelnd hervorbrachte. Ich habe mir seine Worte genau gemerkt. Sie lauteten: Gretchen ... Gretchen ... am 3. Oktober ... früh um sieben ... wo der Schatten hinfällt ... vom Pik ... genau die Spitze ... im See ... eine Blechbüchse ... mit dem Magneten ... nicht öffnen ... Gift ... Gift ... bringe sie ihm ... bringe sie ihm ... nach ... nach ... nach ... Gott sei mir Sünder gnädig! – war sein letztes Wort, er streckte sich und war tot.«

Die Erzählerin schwieg. Und in dem Kopfe des Detektivs begann es zu arbeiten. Ihm war fast alles schon klar, erst aber wollte er die Meinung des Weibes hören.

»Das sind sehr dunkle Worte.«

»Nicht für mich.«

»Was sollen sie bedeuten?«

»Ich habe nicht lange darüber zu grübeln brauchen. Allerdings kam mir dabei ein Zufall zu Hilfe, weil ich in der Hand des Alten einmal etwas gesehen hatte.«

Gretchen erhob sich, ging in eine Ecke des Gemaches, wo eine große Truhe stand, schlug den Deckel zurück, griff hinein ... Nobody erwartete bestimmt, in ihrer Hand einen Magneten zu sehen – richtig, sie brachte einen großen Hufeisenmagneten zum Vorschein, an den eine lange Leine gebunden war.

»Ich sah dieses Instrument einmal in der Hand des Alten, wie er es betrachtete. Als er bemerkte, daß ich ihn beobachtete, legte er den Magnet wieder zurück, ohne Hast, aber auch ohne mir eine Erklärung zu geben, und wenn ich mich auch wunderte, so fragte ich doch nicht, wozu er den Magneten, den ich noch von meiner Jugend her kannte, gebrauchte. Der alte Mann hatte ja viel Eigentümlichkeiten, und du kannst dir wohl denken, wie schweigsam wir miteinander verkehrten. Das bringt dieses ganze Leben mit sich. Nun aber, nach jenen seinen letzten Worten, wußte ich auch gleich alles. Der Alte hatte einst im See eine Blechbüchse versenkt, genau dort, wo am 3. Oktober früh um sieben der Schatten der Pikspitze auf das Wasser fällt, es dürfte sehr schwer sein, auf irgendeine andere Weise die runde Blechbüchse heraufzuholen, da nützt keine Harpune und kein Netz, der Magnet aber, an einer Leine hinabgelassen, zieht das Eisenblech sofort an und hält es fest, man kann die Blechbüchse herausziehen.«

»Gewiß, so ist es,« bestätigte Nobody. »Nun aber habe ich erst verschiedene andere Fragen.«

»Frage!«

»Woher weißt du, daß der Alte am 21. März gestorben ist?«

Es war eigentlich eine recht merkwürdige Frage.

Die Jägerin aber verstand sofort, wie berechtigt sie war, und gab eine dementsprechende Antwort.

»Totlamini führte einen Kalender.«

Nun ist wohl die Berechtigung von Nobodys Frage gleich erklärt. Soll man einmal solch einen Trapper oder sonst einen Menschen, der einsam in der Wildnis lebt, nach dem

Datum fragen! Fragen kann man ihn wohl – aber er wird es nicht wissen. Er merkt nur, wie die Jahreszeiten wechseln.

»Er besaß gedruckte Kalender?«

»Nein. An jedem Morgen bei Sonnenaufgang schrieb er den neuen Tag in ein Buch ein.«

»Er führte ein Tagebuch?«

»Auch nicht. Er schrieb nur immer eine Zahl ein, das Datum.«

»Kann ich das Buch einmal sehen?«

Gretchen holte es aus der Truhe. Es war ein nicht sehr dickes Foliobuch, stark in Leder gebunden, plump, sicher eigene Arbeit, dann aber von dem Jäger wiederum sehr geschickt gemacht. Das Papier war ein sehr gutes. Jede der noch ganz weißen Seiten war in zwölf Kolumnen geteilt, von denen jede einem Monat entsprach. Die Tage waren einfach durch Zahlen von oben nach unten eingetragen.

Es waren dreiundzwanzig Seiten. Also vor dreiundzwanzig Jahren war dieser eigenartige Kalender, der aber seinen Zweck vollkommen erfüllte, angelegt worden, und zwar mit dem 17. Juli beginnend. Auf der dreiundzwanzigsten Seite hörte die schräge Handschrift mit dem 19. März auf, die folgenden Zahlen zum heutigen Datum waren von einer anderen Hand eingetragen.

Zunächst schlug Nobody die Schaltjahre auf. Richtig, der 29. Februar war nie vergessen worden, daher stimmte auch die letzte Eintragung, das heutige Datum.

Nobody fragte nach nichts, was ihm vorläufig noch dunkel war, er ging ganz sachgemäß vor.

»Hat der Alte dich dazu angehalten, diesen Kalender weiterzuführen? Denn von hier an beginnt doch deine Handschrift.«

»Ja. Als er seine Kräfte schwinden fühlte, forderte er mich auf, die Zahlen für ihn einzutragen.«

»Unter Angabe eines Grundes?«

»Nun, er konnte die Feder eben nicht mehr recht führen.«

»Sonst machte er weiter keine Andeutung, was für einen Zweck dies haben könnte?«

»Er sagte nur, der Mensch müsse immer wissen, was für ein Tag im Jahre des Herrn sei.«

»Ich finde es eigentlich merkwürdig, daß er so gar keine weitere Andeutung gemacht hat.«

»Da muß ich bemerken, daß der Alte bis zuletzt nur an ein vorübergehendes Unwohlsein geglaubt hat, nicht an ein Erlöschen des Lebens aus Altersschwäche. Das kam dann ganz plötzlich bei ihm.«

»Ach so, das gibt allerdings eine Erklärung für sein Verhalten. Woher aber kannst du wissen, wann es am 3. Oktober früh um sieben Uhr ist?«

»Nun, einfach durch die Uhr.«

»Du hast eine Uhr?«

»Totlamini besaß eine, ich ziehe sie jeden Abend auf, wie er es tat.«

Gretchen holte sie. Es war eine große, silberne, sehr gute Ankeruhr. Nobody verglich ihre Zeit mit seinem ausgezeichneten Chronometer – sie ging fast zwanzig Minuten vor.

Jetzt stellte Nobody mit einem Male ganz andere Fragen, und doch hingen sie aufs engste mit dieser falschgehenden Uhr zusammen.

»Du sprachst von dem Schatten, welchen die Pikspitze wirft. Was ist das, der Pik?«

»Kennst du die Beschaffenheit der Ufer dieses Sees nicht?«

»Nein.«

»Im Norden grenzt daran ein Gebirgszug, nur niedrig, gar nicht den Namen eines Gebirges verdienend, aber ganz dicht am Ufer erhebt sich jäh ein sehr hoher Felsen, wie eine Nadel. Totlamini nannte ihn mehrmals aus Spaß die Nadel der – der – Gott, jetzt komme ich nicht auf den Namen . . . «

»Die Nadel der Kleopatra?«

»Jawohl! Die Nadel der Kleopatra! Hast du denn auch von dem langen, spitzen Steine gehört, der in Aegypten gestanden haben soll?«

Nobody bejahte einfach. Für ihn war im Augenblick die Hauptsache, daß auch dieser alte Trapper im wilden Amerika von der Nadel der Kleopatra gewußt hatte, das gab schon viel zu denken – und Gretchen forderte keine nähere Erklärung.

»Die Sioux und Pawnees,« fuhr sie fort, »nennen den Stein ›das Kalumet‹, nämlich weil an seinem Fuße der weiche Pfeifenstein vorkommt, den sie stechen, um daraus ihre Pfeifenköpfe zu schnitzen, deshalb ist er ihnen auch heilig, wegen seines Besitzes ist es zwischen Dakotahs und Pawnees früher zu heftigen Kämpfen gekommen. Sonst sprach der Alte immer nur vom Pik, was ja eben solch einen hohen, isolierten Felsen bedeutet.«

»Hat nun der Alte schon früher manchmal die Stelle aufgesucht, wo am 3. Oktober früh zur bestimmten Stunde der Schatten dieser Pikspitze auf das Wasser fällt?«

»Niemals. Aufgefallen dagegen ist mir oftmals, daß er fast mit Aengstlichkeit jenes Ufer vermied.«

»Aus welchem Grunde?«

»Da konnte ich nur annehmen, daß er dort eben etwas erlebt hatte, was in ihm unangenehme Erinnerungen wachrief.«

»Hast du inzwischen diese Stelle schon aufgesucht und probiert, mit dem Magneten die Blechbüchse aufzufinden?«

»Schon wiederholt. Immer vergeblich, wie ich den Magneten auch am Boden dort hin und her schleifte. Die Sonne wandert beim Aufgang doch sehr schnell, ich muß eben bis zum 3. Oktober warten.«

Wir wollen uns hier in keine astronomischen Erörterungen einlassen. Auch Gretchen wußte nichts von astronomischen Berechnungen, aber in Beobachtung der Sonne und der anderen Gestirne hatte es das in der Wildnis auf sich selbst angewiesene Weib doch sehr weit gebracht, so weit wie jeder andere Indianer und Waldläufer, bei denen Sonnenhöhe, Schatten, Mondstellung und dergleichen manchmal zur Orientierung eine sehr wichtige Rolle spielen.

»Wenn der Schatten dieses oder jenes Baumes da und dahin fällt . . .«, das ist ja etwas, was man so oft in Indianergeschichten lesen kann.

Gretchen war sich also voll und ganz bewußt, wie sicher solch eine Bestimmung ist, aber eben nur an dem angegebenen Tage zu machen. Der Stand der Sonne ist doch an jedem Tage zur gewissen Zeit eine ganz verschiedene, und je länger der Schatten des Gegenstandes, desto mehr verschiebt sich natürlich alles, und zwar ganz bedeutend.

Und jetzt gestand Gretchen ganz offen, daß dies der einzige Grund war, weshalb sie noch hier blieb. Wohl war ihr die Arche fünf Jahre lang eine Heimat gewesen, die sie lieb gewonnen hatte; aber . . . die Wanderlust, die Wanderlust!! Und dann die beiden Knaben! Diese mußten endlich einmal

fort von hier, sollten sie schließlich nicht doch noch weiße Indianer, d. h. Wilde werden. Nur den Alten hatte sie bei Lebzeiten nicht verlassen wollen. Und dann hatte er seine letzten Worte gesprochen. Es galt, seinen Willen zu erfüllen, soweit sie das konnte. Jedenfalls wollte sie dort aus dem See erst die Blechbüchse herausholen. Und dazu mußte sie den bestimmten Tag abwarten, den 3. Oktober. Es war ein Akt der Pietät. Dann wollte sie mit den Knaben diese Gegend verlassen.

»Wenn aber nun am 3. Oktober gerade nicht die Sonne scheint?«

»Nun, dann muß ich es an den nächstfolgenden Tagen versuchen, auch schon eher. So groß ist dann der Unterschied früh um sieben ja nicht, ich kann den Magneten doch am Boden hin und her ziehen.«

»Wenn aber die Sonne wochenlang nicht scheint?«

»Ich muß es hoffen,« war die einfache Antwort. »Sonst aber gehe ich von hier fort, um erst die Kinder in Sicherheit zu bringen, und kehre dann im nächsten Jahre allein zurück, um des Alten letzten Willen doch noch zu erfüllen.«

»Weißt du aber auch, Gretchen, daß deine Uhr ganz falsch geht?«

»Falsch – ganz falsch?« rief sie erschrocken.

»Sie geht fast zwanzig Minuten nach, und weißt du, was das zu bedeuten hat, wenn du den Schatten der Morgensonne des Septembers um zwanzig Minuten zu spät bestimmst?«

Ja, dieses in der freien Natur großgewordene Weib wußte es, seine Bestürzung war außerordentlich.

Nobody selbst kannte ja die Höhe des Pik noch nicht, war aber diese nur etwas beträchtlich, so konnte die Differenz gleich viele hundert Meter betragen.

»Ach ja, jetzt entsinne ich mich,« sagte Gretchen kleinlaut. »Totlamini stellte ja seine Uhr von Zeit zu Zeit am Mittag, und davon verstehe ich nichts.«

»Er stellte seine Uhr? Wie machte er das denn?«

»Da hatte er so ein Fernrohr, durch welches er nach der Sonne blickte, und dann sah er in einem Buche nach und rechnete auf Schiefer.«

»Zeige mir doch einmal dieses Fernrohr und das Buch.«

Nobody war nicht im geringsten verwundert, als Gretchen einen guterhaltenen Sextanten und ein astronomisches Handbuch brachte.

»Ist der Alte ein Seemann gewesen?«

»Das weiß ich nicht.«

Gretchen wußte überhaupt von der Vergangenheit des Alten absolut nichts.

Nobody dagegen hatte etwas für ihn sehr Wichtiges erfahren. Nämlich daß der Alte ursprünglich sein Geheimnis, das ihn bedrückte, mit sich ins Grab hatte nehmen wollen. Nur die letzte Todesminute hatte ihn zu einem Geständnis oder doch zu einer Andeutung veranlaßt. Denn wäre dies nicht gewesen, hätte er immer schon die Absicht gehabt, es noch einmal einem Menschen zu beichten, so hätte er seine Freundin doch schon früher wenigstens darin eingeweiht, wie sie die Uhr kontrollieren konnte, hätte überhaupt ganz andere Maßregeln treffen müssen. Ob er sonst noch etwas hinterlassen, das freilich mußte Nobody erst noch durch Fragen und auf eigene Faust auskundschaften.

»Aber du hast doch wohl eine richtiggehende Uhr?« begann Gretchen wieder hoffnungsfreudig.

»Ja, die habe ich, und ich kann sie auch bis zur Sekunde justieren. Aber noch etwas kann ich dir mitteilen. Also du würdest unter Umständen diesen See schon eher verlassen?«

»Wenn ich meine Pflicht getan habe, die mir mein Gewissen vorschreibt, sofort!«

»Getraust du dir – gesetzt den Fall, wenn ich jetzt nicht hier wäre – dich allein mit den beiden Knaben zwischen den Indianern hindurchzuschlagen?«

Erst machte sie ein Gesicht, als hätte sie ihn gar nicht verstanden, und dann spielte sich auf ihren bronzenen, stolzen Zügen nichts weiter als ein verächtliches Lächeln wider. Es war ihre einzige Antwort auf seine Frage – und Nobody hatte dieses Weib ja schon als letzte Cherokeesin kennen gelernt, als stellvertretenden Häuptling eines Indianerstammes.

»Nun, dann kann ich dir eine Mitteilung machen, die dich erfreuen wird. Ich bin imstande, zu jeder Zeit, heute schon, sogar in der Nacht, genau zu bestimmen, bis auf den Punkt, wohin am 3. Oktober früh punkt sieben Uhr der Schatten jener Felsenspitze fallen wird.«

Allerdings war das eine freudige Mitteilung, so fuhr Gretchen empor.

»Wie, das kannst du vorher sagen?!«

»Das kann ich.«

»Wie machst du das?«

»Mit Hilfe dieses Fernrohres, wie du es nennst, wie ich ein solches auch immer bei mir habe, ebenso wie solch ein astronomisches Taschenbuch, und mit Hilfe meines Chronometers. Dann ist nur noch eine kleine Berechnung nötig.«

»Noch heute?«

»Sofort. Wir wollen gleich nach der Nordküste segeln, der Wind ist wohl günstig. Und dann allerdings muß auch die Sonne scheinen, und heute scheint ja der Himmel heiter bleiben zu wollen.«

»Dann sofort hin!!« rief Gretchen und eilte durch die Tür nach dem Hinterteil der Arche, um Segel und Steuerruder zu stellen.

Unterdessen ging Nobody an eine Besichtigung der Arche. Das Fahrzeug war, wie er sich nachträglich orientierte, vor dreiundzwanzig Jahren von Waterbob mit eigener Hand gebaut worden, ohne andere Hilfe, nur mit Axt und gewöhnlicher Baumsäge, und so war es eine Kunstleistung ersten Ranges. Als Material hatte er ausschließlich Bissowastämme benutzt, eine sehr seltene Kiefernart, aber gerade hier öfters vorkommend, deren Holz an Unverwüstlichkeit mit dem des indischen Teakbaumes wetteifert, welches im Wasser mit der Zeit nur immer härter wird. Auch jede andere Verbindung war vermieden, nur Keillöcher und Zapfen, aufs sorgfältigste zusammengepreßt, kaum war eine Dichtung mit Baumharz nötig.

Die Arche selbst, ohne Plattform und Galerie, war dreizehn Meter lang und vier Meter breit. Das Innere des Hauses war in vier Räume geteilt: ein Wohnraum, in dem sich auch der Küchenherd befand, ein Schlafraum, die Waffen- und Rumpelkammer und ganz hinten noch ein Raum, den man als Navigationszimmer bezeichnen konnte. Hier befand sich das Steuerruder, von hier aus konnte auch durch eine ebenso einfache wie sinnreiche Vorrichtung das Segel beliebig dirigiert werden, ohne daß man auch nur eine Hand ins

Freie zu stecken brauchte. Das Steuerruder hingegen konnte durch Leinen von allen Räumen aus bedient werden, was den Vorteil hatte, daß man dabei an irgendeiner Schießscharte stehen und die Umgebung beobachten konnte.

Die ganze Einrichtung war eine wirklich geschmackvolle zu nennen. Es gehörte die Erfahrung dazu, was so ein Hinterwäldler mit Axt und Säge alles zu leisten vermag, um glauben zu können, daß dieser Tisch, dieser Stuhl, dieser Schrank, diese Truhe wirklich nur mit Hilfe dieser allereinfachsten Werkzeuge hergestellt worden seien.

So z. B. zeigte die Truhe überall einen kunstvollen Kerbschnitt. Das mußte doch die Arbeit eines Holzbildhauers sein. Nein, das waren eben die Spuren der Axt, welche aus dem Baumstamm ein Brett gemacht hatte! Die Axt war aber so regelmäßig geführt worden, daß daraus ein kunstvoller Kerbschnitt entstanden war, wie mit dem Lineal vorgezogen und mit dem Messer nachgeschnitten, kreuz und quer, dabei ein stilvolles Muster hineinbringend.

Für die Gäste stand alles offen. Hier gab es kein Geheimnis. Nobody fand aber auch nichts, was auf den Verfertiger der Arche irgend hätte schließen lassen. Der Sextant und das astronomische Taschenbuch bezeichneten ihn als einstigen Seemann. Das war alles. Sonst kam noch die Uhr hinzu, der Magnet, ein Lötkolben, einiges andere Handwerkszeug – sonst nichts Auffälliges.

An Schriftlichem war nichts weiter vorhanden als jenes Kalenderbuch. Hierzu hatte er als Tinte eine Mischung von Holzkohlenruß, Wasser und Harz benutzt, als Feder eine richtige Vogelfeder. Seine Berechnungen, wenn er die Uhr justierte, hatte er auf einer Schiefertafel gemacht.

An Büchern waren vorhanden eine Bibel und ein spezielles Gebetbuch, beide in englischer Ausgabe. Die stark abgegriffenen Bücher zeigten nicht die geringste handschriftliche Notiz, und auch Gretchen kannte keinen anderen Namen als Waterbob oder Totlamini, der Alte vom See, keine Heimat und gar nichts.

»War er ein Engländer?«

»Ich weiß es nicht. Er sprach Englisch wie ein Engländer oder Amerikaner, aber auch Deutsch wie ein Deutscher.«

»Französisch?«

»Das weiß ich nicht. Ich kann nicht Französisch, und ich habe ihn nie in einer mir unverständlichen Sprache reden hören.«

Nobody wandte sich mit dem größten Interesse wieder der Arche selbst und der Lebensweise dieser Wasserratten zu. Der hauptsächliche Erklärer war jetzt Ernst, der ältere der beiden Knaben, und er bediente sich dabei des Deutschen. Denn die unglücklichen Eltern waren Deutsche gewesen, Auswanderer, die sich in ihrer Unerfahrenheit in einem sehr gefährlichen Gebiete angesiedelt hatten, um schon nach wenigen Wochen der Raubgier von Rothäuten zum Opfer zu fallen. Der Junge konnte sich noch ganz lebhaft an seine deutsche Heimat erinnern, und ebenso, daß seine neue Mutter, also Gretchen, vor fünf Jahren, als sie zu Hilfe gekommen war, gar kein Deutsch sprechen konnte, aber es sehr schnell von den Kindern und dann von dem alten Waterbob wieder gelernt hatte. Dafür unterrichtete sie jetzt die Kinder im Schreiben – zuerst hatte sie selbst nur ganz jämmerlich gemalt, sich doch sehr schnell darin verbessert – und Lesen aus der englischen Bibel.

Die Arche Noah segelte sehr langsam, aber sicher. Ein Kentern war wegen der breiten Unterlage ganz ausgeschlossen. Schon die Kinder wußten von den schwersten Stürmen zu erzählen, die ohne jede Gefahr überstanden worden. Um nicht ans Ufer getrieben zu werden, was natürlich gerade jetzt wegen der feindlichen Indianer sehr schlimm gewesen wäre, wurden rechtzeitig die beiden Anker ausgeworfen, die sich vorn und hinten befanden, aus eisenhartem Bissowaholz gefertigt, mit angebundenen Steinen beschwert. Das genügte vollkommen, gewährte den sichersten Halt, noch nie war etwas gebrochen. Bei widrigem Winde mußte man natürlich warten, bis er sich drehte, um wieder aus der Nähe des Ufers zu kommen. Für andere Zwecke war ein Boot vorhanden, nicht nur so ein leichtes Kanu aus Rinde, sondern solid aus einem Bissowastamme hergestellt.

»Habt ihr noch genügend Munition?«

Ernst zeigte dem ›Besuch‹ in der Waffenkammer vier ansehnliche Fässer, mit bestem Schießpulver gefüllt, und eine große Anzahl von Bleibarren, wie sie die Regierung oder hier die Pelzkompanie zum Selbstgießen der Kugeln liefert.

»Woher aber habt ihr diese Pulverfässer?« fragte Nobody, dem schon eine Ahnung aufsteigen mochte.

Und der zwölfjährige Junge erzählte von einem Ueberfall, den die drei vor einigen Wochen nächtlicherweile auf ein Pawneedorf ausgeführt hatten, eben um Pulver und Blei zu erbeuten, was denn auch geglückt war – hier der Erfolg. Aber blutig war es dabei zugegangen – und diese Kinder unter der Leitung der Mutter, die ihnen das Lesen aus der Bibel beibrachte!

Der achtjährige Alfred rühmte sich dann, daß er allein dabei fünf Pawneekrieger, deren Namen er sagen konnte, erschossen habe – »nur Kopfschüsse«.

Ja, das war so eine Kehrseite von dem Idyll! Dessen war sich das Weib in dem Hirschlederkostüm wohl bewußt, sie seufzte nicht so umsonst, wie das der Knabe stolz erzählte.

Der Magdeburger war nicht so empfindsam. Eine kleine Jagdszene brachte sein Blut in andere Wallung.

Zuerst zeigte sich auf dem Wasser eine Schar Taucheren, auf welche die beiden Jungen in dem Boote sofort Jagd machten, aber, um Pulver und Blei für Menschen zu sparen, mit Pfeil und Bogen, und als sie zurückkamen, brachten sie wohl zwei Dutzend fetter Enten mit. Gleich darauf flog über den See und über die Arche hinweg eine unübersehbare Wolke von Wasservögeln, wieder brauchte nur zum Bogen gegriffen zu werden, jeder Pfeil brachte mindestens einen großen Vogel herab, der ganze See war von erbeuteten Tieren bedeckt, und kein Pfeil ging dabei verloren.

Die zwei- und vierbeinigen Bewohner der Arche waren also, wie der Leutnant gemeint hatte, durchaus nicht nur auf Fische angewiesen, sie hätten den Ueberfluß von Fischen nicht einmal nötig gehabt, um dem unersättlichen Hunger des Panthers und dessen Gesellschafters zu stillen.

»O, hier möchte ich leben!« rief der sonst so phlegmatische Magdeburger ganz enthusiastisch. »Wenigstens so ein Jahr lang. Kann man sich denn mit den Rothäuten nicht wieder einigen?«

Nein, das sei ganz ausgeschlossen, erklärte Gretchen, oder Susquesan, wie wir sie wieder nennen wollen. Seit Totlaminis Tod und noch mehr nach dem jenes Häuptlings

war es eben mit der Freundschaft vorbei, die Indianer wollten die Arche selbst haben, wollten keinen Fremden mehr auf ihrem See dulden. Da würden auch keine Geschenke helfen, oder jeder der völlig unabhängigen Dakotahstämme und Pawnees müßte für sich genommen werden, und das sei in Anbetracht der ganzen Verhältnisse völlig ausgeschlossen.

Die Arche trieb ziemlich dicht an einer weit in den See springenden Landzunge vorbei. Deutlich waren zwei Rothäute zu erkennen, wie sie aufmerksam das Fahrzeug beobachteten, und als sie gewahrten, daß es vorbeisegeln wollte, fingen sie an zu winken.

»Ihr meint, wir sollen uns dort ans Land begeben, um von dort die Heimreise anzutreten?« lachte Nobody. »Ja, wenn ihr wüßtet, was wir wissen!! Aber das möchte ich wirklich hören, was die nun unter sich besprechen, wenn wir gar keine Anstalten treffen, uns dem Ufer zu nähern. Oder wollen wir gleich eine direkte Kriegserklärung abgeben?«

Susquesan, das Steuer drehend, schüttelte nur den Kopf.

»Hattest du schon einen Plan gefaßt, wie du die Arche mit den Jungen verlassen willst, wenn nicht schon jetzt, dann eben im Oktober?«

Nein, Susquesan hatte sich durchaus noch keinen Plan zu rechtgelegt. Es schien ihr überaus einfach, mit List oder Gewalt den ihnen auflauernden Indianern zu entkommen. Zuerst natürlich mußten sie sich Pferde verschaffen, was aber gar keine Schwierigkeit bieten sollte. Dieses Weib war sich eben völlig seiner Ueberlegenheit bewußt.

Lieber beschäftigte es sich mit dem Plane, wohin es dann die Knaben zur weiteren, besseren Erziehung bringen wolle, obschon es auch hierüber noch keinen bestimmten Entschluß gefaßt hatte.

Der von Südwesten kommende Wind war äußerst günstig für die Fahrt nach der Nordküste, aber er wurde immer heftiger und brachte dunkle Wolken mit sich.

»Das sieht für unser Vorhaben schlecht aus,« meinte Nobody. »Wann können wir die Nordküste an jener Stelle erreichen?«

»Gegen Mittag.«

»Und ich kalkuliere, daß sich schon in einer Stunde der ganze Himmel überzogen hat.«

»Das dürfte aber für unsere Zwecke nicht geschehen?«

»Nein. Die Sonne muß ich haben, oder bei Nacht Sterne, um jene geographische Berechnung zu machen.«

»Dann wird sie an einem anderen Tage erscheinen,« lautete die phlegmatische Antwort.

Der Wind ließ wieder nach, aber nur in der unteren Region. Der Himmel überzog sich schnell mit einer mehr grauen als schwarzen Wolkendecke, woraus sich schließen ließ, daß eine lange Periode von trüben Tagen in Aussicht war.

Wieder passierte die Arche eine weit vorspringende Landzunge.

»Kanus!« riefen beide Knaben gleichzeitig.

Zwei Boote, jedes mit sechs Kriegern besetzt, strebten auf die Arche zu.

»Was wollen die?«

»Unsere Skalpe,« antwortete Susquesan prompt und untersuchte, als sie an eine Schießscharte trat, ihr Gewehr, wie auch die beiden Jungen schon nach den ihren griffen.

»Was willst du tun?«

»Meinen Skalp retten.«

»Sie zeigen keine Waffen, sie machen Zeichen des Friedens.«

»Das haben die lügenhaften Sioux stets getan, wenn sie sich uns in feindlicher Absicht näherten, und ihre Waffen können wir nicht sehen, wenn sie sie am Boden des Kanus liegen haben.«

»Du wirst auf sie schießen?«

»Gewiß, sobald sie auf meinen Zuruf nicht achten, und das ist keine Verletzung irgendeines Rechtes – diese Sioux wissen ganz genau, was sie von mir zu erwarten haben, und daß ich mich auf gar nichts mehr mit ihnen einlasse.«

Susquesan sprach in einer Weise, welche keinen Widerspruch duldete, und sie mochte auch schon schlechte Erfahrungen genug gemacht haben.

Die Boote waren in Rufweite herangekommen.

»Nicht weiter, oder ich feure!!« rief Susquesan.

In einem der schwankenden Boote erhob sich ein alter Krieger. Die Ruderer stoppten.

»Warum kommen die Freunde der Dakotahs nicht an Land?«

»Wendet eure Boote dem Ufer zu, oder ich feure!« wiederholte Susquesan nochmals.

Nobody sah die Katastrophe kommen, und er konnte sie doch nicht abwenden.

»Bärenwolf sagte zu Büffelwolf: Squawlamini ist die Frau des Blaßgesichts, das ich liebe . . . «

Ein Blitz, ein Knall aus Susquesans Gewehr, und der alte Krieger, mit der Hand nach dem Herzen fahrend, stürzte in das Boot zurück, welches wie das andere noch immer in voller Fahrt war, wenn auch nicht mehr gerudert wurde, diesen Sturz konnte das leichte Rindenboot nicht vertragen, es schlug um.

Jetzt freilich wendete das andere Boot schleunigst, fünf Schwimmer suchten das Ufer zu gewinnen, ein sechster ging als Leiche vorläufig auf den Grund.

»So,« sagte das Weib kaltblütig, sich an Nobody wendend, »jetzt wissen sie, was sie von uns zu halten haben. Sie hätten es vorher wissen können, wenigstens was mich anbetrifft. Wer in Büchsenweite kommt, stirbt!! An den Schwimmern will ich die Munition sparen.«

Es war ein furchtbarer Ernst, so gelassen sie es auch gesprochen haben mochte.

Und Nobody war im ungeschriebenen Gesetzbuche der Wildnis zu sehr bewandert, als daß er noch über so etwas erschüttert sein konnte.

Du oder ich – das ist der erste Paragraph in diesem Gesetzbuch.

Der Magdeburger verriet seine Seelenerregung über den Vorfall nur dadurch, daß er sich hinter den Ohren kratzte.

»Ei, verflucht,« brummte er, »hier geht es gerade so gemütlich und doch so fix zu wie beim Zuckerrübenköpfen.«

Das Boot hatte das Land wieder erreicht – jetzt erscholl von dort das gellende Kriegsgeheul der Dakotahs, mehr rasend vor Wut, als kriegerisch klingend.

»Immer heult. Ihr seid eben die Wölfe, deren Namen ihr mit Stolz führt. Was meinst du, soll ich solch einen Wolf ehelichen, um hier noch einige Zeit jagen zu können?«

Zuerst hatte Nobody keine Antwort.

»Na, nur so weiter,« sagte er dann, »die Kriegserklärung ist nun einmal erfolgt, gutzumachen ist nun nichts mehr.«

Das Ufer kam für viele Stunden außer Sicht, bis dann in der nördlichen Ferne nebelhaft ein hoher Felsen aufstieg.

Beim Näherkommen erkannte man auch noch den darunterliegenden Höhenzug.

Nur weil Susquesan hier schon öfters einen Sonnenaufgang beobachtet hatte und die Stelle ungefähr angeben konnte, vermochte auch Nobody ungefähr den Ort zu bezeichnen, wo die Arche am besten die Anker auswarf. Es geschah, sie fanden Grund, das Fahrzeug lag fest.

Sonst war für heute nichts mehr zu machen und so lange nicht, als dieser graue Himmel, aus dem es bald zu sprühen begann, Sonne und Sterne verdeckte.

So lag die Arche hier noch zwei Tage und zwei Nächte still. Unterdessen hatte Nobody Zeit, alle Vorbereitungen zu treffen, welche zu einer sehr komplizierten Berechnung nötig waren, um dann auch nur einen einzigen Blick der Sonne, des Mondes oder eines bekannten Sternes schnell benützen zu können, und ferner auch hatte er genügend Zeit, um noch über etwas anderes Betrachtungen anzustellen.

Um seine Frau und Kinder wiederzufinden, dazu hatte ihn die geographische Angabe seines prophetischen Freundes, in dem roten Buche niedergelegt, also nicht an diesen See geführt. Da war er sogar durch eine Verwechslung, allerdings ganz seine eigene Schuld, sehr getäuscht, geäfft worden.

Dafür aber hatte er einen Verbrecher in die Hände bekommen, dessen Schuld ohne Nobodys Hiersein nie gesühnt worden wäre, und hoffentlich war auch noch die unschuldig Büßende aus dem Zuchthaus zu befreien.

Und jetzt kam noch der Fall mit der geheimnisvollen, im See versenkten Blechbüchse dazwischen.

Was war nun die Hauptsache, weshalb ihn das Schicksal, schon voraus prophezeit, nach diesem See geführt hatte?

Dieser Verbrecher und sein unschuldiges Opfer? Oder die versenkte Blechbüchse?

Unnütze Frage! Konnte es nicht beides sein? Und wer vermag denn die Irrwege und doch so todsicheren Pfade zu ergründen, welche das Schicksal zu gehen beliebt!

Am Morgen des dritten Tages durchbrach die Sonne siegreich die Nebelwolken. Jetzt schnell Spiegelapparat und Formelbuch zur Hand. Da schon alle Vorbereitungen getroffen waren, war die Berechnung in fünf Minuten gemacht.

Ein bloßer Zufall war es gewesen, daß die Arche auf Nobodys Anweisung der betreffenden Stelle ganz nahe geankert hatte.

»Dort – dort, wo jetzt das Schilfrohr schwimmt – dort liegt am 3. Oktober früh punkt sieben Uhr die Schattenspitze jenes Bergkegels!«

Susquesan, wie auch Herr Gustav Lerche wollten es anfangs kaum glauben.

Einmal war jetzt, obgleich auch morgens gegen sieben Uhr, die Schattenspitze des Berges, deutlich auf dem Wasser zu sehen, so ganz, ganz wo anders, und dann überhaupt, wie man solch eine Bestimmung mit solcher Sicherheit ausführen kann – es kam auch dem sonst ganz gebildeten Magdeburger etwas rätselhaft vor.

Schließlich aber sind das astronomische Berechnungen, welche jeder Steuermann, der nur ein Jahr die Seemannsschule besucht hat, ausführen kann, allerdings nur durch ihm beigebrachte Handgriffe und Formeln, das Wesen der ganzen Sache versteht er nicht, das kann nur der wirkliche Astronom – der aber nun auch noch etwas ganz anderes kann! Man denke nur an das Vorausbestimmen von Sonnenfinsternissen, das Wiedererscheinen von Kometen,

nach Hunderten von Jahren, bis zur Sekunde genau, und es gibt noch immer ganz andere astronomische Berechnungen und Vorausbestimmungen, deren Zweck der Laie überhaupt nicht begreift.

Der Wind war günstig, die Anker wurden nur etwas gehoben, daß sie vom Grund loskamen, die Arche trieb gerade nach jener Richtung, auf Nobodys Kommando senkten sich die Anker wieder.

Eine neue geographische Bestimmung wurde gemacht, welche ergab, daß die Arche jetzt genau auf jener angegebenen Stelle lag.

Es war ein feierlicher Moment, als Nobody den großen Hufeisenmagneten an der Leine hinabließ und ihn, auf der Galerie hingehend, auf dem Grunde entlangzog.

Was würde er zu Tage fördern? Oder ob die Anziehungskraft überhaupt irgend etwas zum Festhalten fand? Konnten jene Worte nicht nur die Phantasien eines Sterbenden gewesen sein? Denn was hatte er da von Gift gesprochen?

Der Magnet kam wieder zum Vorschein – leer. Auch zum zweiten Male nichts. Nobody ging nach der anderen Seite hinüber.

»Nur nicht verzweifeln,« ermunterte er. »Die Blechbüchse kann ja auch gerade unter der Arche liegen, dann muß sie weg, und ins Boot – nein, da ist wieder nichts dran – alle Wetter, ja doch!«

An den Polen des großen Hufeisens hing ein grauer, länglicher, runder Gegenstand. Vorsichtig heraufgeholt und abgelöst. Es war eine runde, etwa dreißig Zentimeter lange Blechbüchse, im Verhältnis dazu ziemlich dünn, offenbar stark verzinkt, an beiden Enden zugelötet.

Nobody schüttelte sie. Es klapperte stark.

»Vorsicht!« warnte der Magdeburger. »Es kann Dynamit oder Pulver drin sein. Sieht überhaupt bald wie so eine Sprengmine aus.«

»Wäre sie aber bei solch einem gefährlichen Inhalt so verlötet worden?« wandte Nobody mit Recht ein.

»Von Gift hat er gesprochen,« flüsterte Susquesan mit großen Augen.

Nobody zögerte nicht lange – ob Dynamit oder Gift – er zog sein Taschenmesser und hatte schnell den einen Deckel abgelöst.

Durch vorsichtiges Umkippen kam eine Art von Griff zum Vorschein, Nobody faßte zu und zog ihn heraus – ein kleiner Dolch mit etwas gebogener Klinge, der Stahl in dem sicheren Verschuß fleckenlos erhalten, der Griff wohl von Bronze, mit einigen Ziselierungen – im übrigen eine ganz unscheinbare, billige Waffe.

Sonst enthielt die Blechbüchse nichts weiter.

Herr Gustav Lerche zeigte plötzlich eine Phantasie, die man dem phlegmatischen Zuckerrübenonkel gar nicht zgetraut hätte.

»Mit dem Messer hat er einen erdolcht, und um das Ding aus den Augen zu bekommen, hat er es im See versenkt,« sagte er sofort.

»Jawohl, und zuvor hat er den Dolch in eine Blechkapsel eingelötet,« ergänzte Nobody ironisch.

»Vielleicht hat er dem Dolche ein ehrliches Begräbnis geben wollen, hat ihn gewissermaßen eingesargt,« mußte nun auch noch der Magdeburger hinzusetzen.

»Und um das Grab immer wiederfinden zu können, hat er sich die Stelle durch ein unverrückbares Zeichen gemerkt.«

Durch solche spöttische Bemerkungen aber wurde das Rätsel nicht gelöst. Denn ein Rätsel, ein Geheimnis lag hier doch offenbar vor. Nobody hob den Dolch und ließ den Stahl in der Sonne blitzen.

»Ha, das hat an der Spitze eine ganz verdächtige bläuliche Färbung, sollte der Dolch . . . «

Auf der Plattform stand ein Faß mit Wasser, in dem die zuletzt gefangenen Fische lebendig aufgehoben wurden. Nobody fing einen mit schnellem Griff, ein ziemlich großes Tier, ritzte es nur ein klein wenig mit der Spitze, noch ein heftiger Schlag mit dem Schwanz – der Fisch war tot.

»Vergiftet!« wurde einstimmig geflüstert.

Nobody aber betrachtete jetzt die Klinge mit anderen als mit scheuen Augen, zog aus der Tasche mich ein Vergrößerungsglas und richtete es besonders auf die Spitze.

»Von vergifteten Dolchen, Pfeilen und dergleichen wird viel gefabelt,« sagte er dabei. »Alle diese Gifte sind organischen Ursprungs, müssen es sein, wenn sie den Zweck erreichen sollen, dessentwegen sie gebraucht werden, nämlich, daß die in die Wunde eingeführte Substanz so schnell wie möglich tötet. Ein unorganisches Gift, welches so wirkt, kennen wir nicht. Aber jede organische Substanz verändert sich mit der Zeit, wenn sie auch noch so luftdicht aufgehoben wird. Also solch ein Dolch oder eine Pfeilspitze muß von Zeit zu Zeit immer frisch vergiftet werden. Dann nützt sich das Gift doch auch schnell ab. Selbst die Cobra Capello, die furchtbare Brillenschlange, kann schon beim dritten Biß nicht mehr schaden, sie hat eben ihr Gift verspritzt, dieses ersetzt sich aus den Giftdrüsen doch nicht so schnell wieder. Nur eine Ausnahme kenne ich, d. h., eine mechanische, eine von Menschenhand gefertigte, oder von Teufelshand.

Jawohl, jetzt sehe ich es – das ist keine eigentliche Spitze, sondern die Klinge endigt eher in einem Kapillarröhrchen – der ganze Stahl ist wie der Griff hohl – das ist ein Mahateo-Dolch.«

»Was ist das?« fragte der Magdeburger.

»Ein Ding, von dem ich schon gar viel erzählen gehört habe, an dessen Existenz ich aber lange zweifelte, bis mir ein einwandfreier Indier die Versicherung gab, solch einen Mahateo selbst schon einmal in der Hand gehabt und seine Furchtbarkeit geprüft zu haben. Unglaublich nämlich klang es nur, daß man einen hohlen Stahl zu einer solch wunderbar feinen Spitze ausschmieden könne. Und doch ist es so, durch das Vergrößerungsglas kann ich das Löchelchen erkennen.«

»Und das Gift?«

»Das steckt hier in dem Griff und in dem hohlen Stahl, der also ganz wie ein Schlangenzahn wirkt. Und das muß ein anorganisches Gift sein, sonst würde es sich nicht so lange halten – eben das berühmte oder berüchtigte Mahateo, welches wohl der Teufel selbst erfunden haben mag, der auch allein die Zubereitung kennt.«

Nobody schüttelte den Dolch und lauschte.

»Jawohl, da scheint noch genug drin zu stecken, um eine ganze Armee vom Leben zum Tode zu befördern.«

Nobody nahm aus seiner Brieftasche ein Stück weißes Papier und machte mit dem Dolche einige heftige Bewegungen, als wolle er etwas ausspritzen.

Wirklich zeigten sich auch auf dem Papier zwei kleine Tröpfchen, wasserklar.

Aber nicht lange währte es, so färbten sie sich grün, immer dunkler, gingen ins Blaue über, dann ins Rotbraune, und zugleich wurde das Papier wie von einer Säure zerfressen.

»Na, ich danke,« meinte der Magdeburger, »wenn man das ins Blut bekommt! Was für eine Bewandtnis hat es denn nun mit dem Dolche?«

»Ja, darüber wird, soweit die hindustanische Zunge klingt und Sanskrit geschrieben wird, alles mögliche und unmögliche gefabelt. Mahateo war der Kriegsruf der alten Indier, unserem Hurra entsprechend, oder vielmehr ram ram mahateo, hip hip hurra, und noch heute werden so die Kriegselefanten in Indien angefeuert, und dann werden die Biester wild. Die scheinen den alten Ruf noch immer in den Ohren zu haben.«

»Gibt es denn noch mehr solcher Dolche?«

»Viele wohl nicht. Ich habe früher in Indien ernstlich einmal nach einem geforscht, aber keinen bekommen können. Ich habe ja eben schließlich gar nicht daran geglaubt. Und nun muß ich einen hier in diesem amerikanischen See finden. Hm!«

»Wie ist nur der alte Trapper dazu gekommen?«

»Ja, wenn ich das wüßte!« brummte Nobody, ganz in Gedanken versunken.

»Ob das vielleicht so eine Art Symbol von einer geheimen Sekte ist?« fuhr der Magdeburger in seinen Fragen fort.

»Ja, vielleicht von einer Sekte, die den Teufel anbet . . . «

Ein gellendes Zetergeschrei unterbrach den Sprecher.

Die beiden Knaben waren in die Waffenkammer gegangen, um den Magneten wieder fortzulegen, und jetzt kamen sie mit allen Zeichen des Entsetzens wieder auf die Plattform

gestürzt, schmiegten sich gleich den erwachsenen Menschen an, verstecken sich hinter ihnen.

»Ein Gespenst – da drin ist ein Gespenst!!« erklang es keuchend.

Der Ausdruck des kindlichen Entsetzens war ein derartiger, daß es förmlich ansteckte.

Dann war der erste Gedanke an eine natürliche Erklärung der, daß unbemerkt ein Indianer in die Arche gedrungen war, jedenfalls in einer schreckhaften Vermummung – denn vor einem gewöhnlichen roten Krieger hätten sich diese beiden Jungen wohl schwerlich so entsetzt, dem wären die kleinen Hinterwäldler vielmehr gleich zu Leibe gegangen.

So sprang Nobody sofort mit gespanntem Revolver in das Innere der Arche, ihm nach Susquesan.

Nichts zu sehen.

»Ein Indianer?«

»Nein – eine Frau – eine fürchterliche Frau!«

Und dabei deuteten die beiden Jungen gleichzeitig gegen die hintere Wand in der ziemlich dunklen Waffenkammer, deren Tür also nach der Plattform hinausging. Am Boden auf einem Fell lag Tom O'Corner, das Gesicht der Wand zugekehrt.

»Eine Frau?!«

»Ja, eine Frau.«

»Eine schreckliche Frau.«

»Sie hatte in jeder Hand eine große Schlange.«

»Und ihre Haare waren auch lauter Schlangen.«

»Und um den Hals und um den Leib hatte sie Schlangen.«

»Sie saß auf einem Throne, wie der König Salomo einen hatte.«

»Und an dem Thron waren auch lauter Schlangen.«

So ergänzten sich gegenseitig die beiden Jungen, die noch immer an allen Gliedern zitterten.

»Ihr habt wohl geträumt, Jungens!« lachte jetzt der Magdeburger auf. »So was gibt's ja gar nicht. He, Herr Doktor, habt Ihr etwas gesehen?«

»Nee,« brummte der Heilkünstler.

»Ihr habt euch wohl verabredet, uns etwas weiszumachen?« zürnte jetzt auch die Pflegemutter.

Nobody aber hatte einen Augenblick wie erstarrt dagestanden, dann betrachtete er mit scheuen Blicken den Dolch, den er noch immer in der Hand hielt, und dann kehrten seine Augen zurück zu den beiden Knaben.

Nein, deren furchtbarer Schreck war ein ungekünstelter!

»Jungens, habt ihr schon von der Göttin Kali gehört?« fragte er leise.

»Wat, Kalisalpeter?« fragte der Zuckerrübenonkel sofort. Und die beiden kleinen Hinterwäldler hatten noch nicht einmal etwas von Kalisalpeter gehört, noch viel weniger von der indischen Göttin Kali, dem Symbol der Vernichtung.

Nobody trat in die Tür, hob den Dolch, und es waren jetzt erst recht scheue Augen, mit denen er die Waffe betrachtete.

Da hinter ihm abermals ein gellender Aufschrei.

»Allmächtiger Gott!!« schrie Susquesan auf.

»So ein Kreizluder!!« echote der Magdeburger.

Blitzschnell hatte sich Nobody umgedreht – in dem halb-düsteren Raume war nichts Besonderes zu sehen. Jetzt aber zitterte auch Susquesan an allen Gliedern, und der Magdeburger hatte seine Augen so weit aufgerissen, daß sie ... nicht gerade Suppentellern glichen, aber doch Zuckernäpfchen.

»Was gab es?«

»Dort – dort an der Wand war es.«

Jetzt aber deuteten alle nach einer anderen Stelle.

»Wieder eine Frau?«

»Ja – ja – geradeso wie die Kinder sie beschrieben – entsetzlich – mit lauter Schlangen – sie saß auch auf lauter Schlangen – und dieses furchtbare Gesicht . . . «

»Aber leben tat sie nicht,« ergänzte Herr Gustav Lerche die stammelnde Susquesan mit weit mehr Gemütsruhe, »es war gerade wie so ein Lichtbild von einer *Laterna magica*.«

Und jetzt hatte auch Nobody seine vollkommene Gemütsruhe wieder, jetzt waren es nur interessierte Blicke, mit denen er die gegen die Sonne erhobene Dolchklinge betrachtete.

»Das Rätsel ist gelöst,« sagte er. »Habt ihr schon von den chinesischen Zauberspiegeln gehört?«

Nein, niemand. Nobody konnte eine Erklärung geben, allerdings nur deshalb, weil er einst in China zu Hause gewesen und in alle religiösen Geheimnisse tief eingedrungen war. Sonst ist das Geheimnis, welches mit dem sogenannten Buddha-Spiegel zusammenhängt, und welches auch schon manchen Europäer mit Staunen, wenn nicht mit Schreck erfüllt hat, erst vor ganz kurzer Zeit von einem englischen Gelehrten gelöst worden, von dem berühmten Physiker William Crookes, der unter anderem die wunderbare Erfindung gemacht hat – ihm von den transatlantischen Kabelgesellschaften mit zwei Millionen Mark honoriert – wie man mittels eines Apparates an Land genau konstatieren kann, wo das unterseeische Kabel unterbrochen ist, so daß es zur Reparatur nur eben dort aufgefischt zu werden braucht.

Die chinesischen Priester, soweit sie Buddhisten sind, besitzen große Hohlspiegel, aus Metall geschliffen. Blickt man

hinein, so sieht man sein eigenes Bild. Plötzlich aber verändert es sich, man sieht darin Buddha auf dem Himmels-throne sitzen. Dann ist wieder etwas anderes Wunderbares darin. Dieselben Bilder können auch von dem Spiegel aus auf eine dunkle Wand geworfen werden, was aber die Priester nicht gern tun, sie halten ihn dem Gläubigen nur vor und lassen ihn hineinblicken.

In den polierten Metallspiegel sind diese Figuren hinein-geritzt, so fein, daß man sie mit den bloßen Augen gar nicht wahrnehmen kann, oder vielmehr derartig, daß sie nur unter einem ganz bestimmten Winkel zum Vorschein kommen. Im übrigen kann das Wesen der ganzen Sache nur der wissenschaftlich gebildete Physiker und Optiker verstehen, und wunderbar ist bloß, wie die Chinesen darauf gekommen sind – allerdings auch nur innerhalb einer engen Religions-sekte, es ist eben ein heiliges Geheimnis – und dann jedenfalls gehört auch chinesische Geduld dazu, um solch einen Zauberspiegel anzufertigen.

»Genau dasselbe ist hier mit diesem Dolche der Fall,« erklärte Nobody weiter. »Auf der blank geschliffenen Klinge ist gar nichts zu sehen – und doch, es sind wie feine Riefen darauf. Das ist das eingeritzte oder eingravierte Bild, und wenn ich nun die Sonne darauffallen lasse und ich lenke den reflektierten Strahl in einem dunklen Raum auf eine Wand, so wirkt die Dolchklinge genau wie eine Laterna magica. Paßt auf, ich brauche den Dolch nur etwas zu drehen, so muß dort an der Wand wieder ...«

Ja, ein Lichtbild war da – aber nicht die schreckliche Göttin Kali mit ihren Schlangen – sondern eine Teufelsfratze, von einem schwarzen Bart umwuchert, war es, welche dort

an der Wand die Beobachter angrinste – der Monsieur Sinclair als Brustbild in Lebensgröße, so natürlich grinsend, wie er nur je im Leben gegrinst hatte.

Was für Augen Nobody machte, als er hier plötzlich seinen alten Freund Mephistopheles vor sich sah, mit dem Giftdolche aus dem amerikanischen See gefischt, das kann man sich wohl eher denken, als es sich beschreiben läßt.

Doch Nobody blieb merkwürdig ruhig dabei. Dieser Mann hatte sich eben ganz außerordentlich in der Gewalt.

»Das war die Kehrseite des Dolches,« sagte er ganz ruhig. »Die Klinge ist eben auf beiden Seiten präpariert – ich drehe sie um – da ist die Kali wieder.«

Ja, da war wieder an der Wand die schreckliche Göttin, selbst von Schlangen umspinnen und auf Schlangen sitzend.

»Nun wieder die andere Seite – da ist der normale Menschenkopf, allerdings auch nicht gerade sehr schön – herumgedreht – da ist die Kali wieder.«

»Wer ist denn eigentlich dieses Frauenzimmer?« fragte der Magdeburger.

»Eine indische Göttin, welche alles Lebende haßt.«

»Aha, daher auch auf dem Giftdolche.«

»Jawohl, und haben Sie schon von den Thags gehört?«

»Nee.«

»Das ist in Indien eine Sekte, deren Mitglieder die Kali als ihre Schutzpatronin verehren und es daher als ihre heilige Lebensaufgabe betrachten, möglichst viele Menschen zu ermorden, wozu sie sich teils würgender Schlingen, teils des Giftes bedienen.«

»Nette Insekten! Und wer ist auf der anderen Seite der Kerl mit der Teufelsfratze?«

Also auch der Magdeburger fand gar keine andere Bezeichnung für diese Physiognomie.

»Der ist mir unbekannt,« entgegnete Nobody gleichmütig. »Vielleicht der Verfertiger dieses Dolches, vielleicht ein Anführer der Thags.«

»Und wie ist nun der alte Trapper zu dem indischen Dolche gekommen?«

Eine offene Frage, die auch Nobody nicht beantworten konnte.

Und dann saß er wieder allein und betrachtete noch immer den Dolch, den er aus dem Teufelssee gefischt hatte, auf der einen Seite mit dem Bildnis einer eingebildeten Teufelin, auf der anderen Seite mit dem Bildnis eines wirklichen, lebenden, menschlichen Teufels.

Aber er suchte nicht mehr die Rätsel des Schicksals zu lösen, er hatte seine Aufmerksamkeit einer praktischeren Beschäftigung zugewendet, und es war ebenfalls ein Rätsel, welches es zu lösen galt.

Nicht die Klinge, sondern der bronzene Griff war es, den er jetzt mit forschenden Augen betrachtete.

Nobody hatte nämlich erkannt, daß die erhabene Ziselierung an demselben kein phantastisches Muster war, sondern das waren offenbar Hieroglyphen, Buchstaben.

Aber was für welche?

»Chinesisch ist es nicht,« murmelte er, »noch weniger Arabisch oder Türkisch. Eher hat es Aehnlichkeit mit Russisch. Vielleicht persische Buchstaben? Ich kann so ziemlich Persisch sprechen, aber nicht . . . halt, da fällt mir etwas ein!«

Er steckte den giftigen Dolch vorsichtig in den Blechzylinder, dessen abgeschittenen Deckel er schon wieder gebrauchsfähig gemacht hatte, und zog Scotts rotes Notizbuch aus der Tasche.

»Die nächste Bestimmung führt mich nach Paris, und sie ist so genau, daß nur ein bestimmtes Haus gemeint sein kann, und zwar, wie ich mich schon orientiert habe, in der Rue Lahire. Und die übernächste Angabe? Da soll mich mein Schicksal in Kurdistan erwarten. – Jawohl, dann ist das auch Persisch – dort wird ja nur Persisch gesprochen und geschrieben! Trotzdem herrscht dort überall außer dem türkischen auch der indische Einfluß! Also sicher werde ich dort etwas über diesen Dolch erfahren. Oder auch schon zuvor in Paris? Nun, wir werden ja sehen. Zunächst nach Paris! Nein, zuerst heißt es, glücklich wieder nach Fort Mandan zurückkommen!«

---

Um das in finsterner, mondsloser Nacht flammende Feuer saßen vier rote Krieger, alle als Häuptlinge gekennzeichnet, aber mit verschiedenen Tätowierungen.

Einer von ihnen war Bärenwolf.

Nachdem sie lange genug schweigend ihre Pfeife geraucht hatten, ergriff Bärenwolf das Wort:

»Unter uns ist ein Verräter!«

»Und der bist du selbst,« entgegnete sofort eine fremde Stimme. Doch fremd war nicht der Mann, der plötzlich neben dem Feuer an Bärenwolfs Seite stand.

»Atawakan!!« fuhr dieser zurück.

»Und hier der Lohn für deine Verräterei!«

Dem Häuptling wurde die Pfeife aus der Hand gerissen und ihm am Kopfe zerschlagen, gleichzeitig fuhr ihm auch noch Nobodys Faust zwischen die Augen, daß der Sioux sofort zurückschlug und so liegen blieb – aber auch ebenso schnell, ehe die anderen drei Häuptlinge nur nach einer Waffe greifen konnten, sprang Nobody schon mit gleichen Füßen über das Feuer und war im finsternen Gebüsch verschwunden.

Im nächsten Augenblick brach der fürchterlichste Tumult los, von den drei Häuptlingen ausgehend, im ganzen Lager Widerhall findend. Wohl hundert Krieger waren es, welche, Feuerbrände ergreifend und sie durch Schwingen zum helleren Aufflammen bringend, nach der Waldblöße stürzten, wo ihre Pferde angeplöckt waren.

Die dort aufgestellten Wachen wußten nichts davon, daß ein Pferd gestohlen worden sei, sie hatten nicht das Geringste bemerkt, aber man sah die fortführende Hufspur, und schnell mußte einer der fremden Häuptlinge zu seinem Leidwesen erkennen, daß es gerade sein vorzügliches Roß war, das das Bleichgesicht als Reittier ausgesucht und entführt hatte.

Weit herabgeneigt, mit den Fackeln fast den Boden berührend, um die Pferdespur zu erkennen, jagten die wilden Reiter unter einem höllischen Geschrei in die Prärie hinein.

Es war eine ganz zwecklose Verfolgung, welche schon nach wenigen Minuten aufgegeben werden mußte. Denn die brennenden Zweige verloschen doch bald, und dann befanden sich die Rothäute in einer Finsternis, die auch ihre scharfen Augen nicht durchdringen konnten, während der Flüchtling mit verhängten Zügeln in der hindernislosen Prärie nur geradeaus zu jagen brauchte.

Weiter tat denn auch Nobody nichts. Aber ob es geglückt war?

Der ganze Plan war einfach genug gewesen. Er selbst hatte nur das ganze Lager in Aufruhr bringen und auf sich hetzen wollen, in der Hoffnung, daß sich an der Verfolgung auch die am Ufer postierten Wachen beteiligten.

Nobody war also schon vorher ans Ufer geschwommen und hatte sich seiner Aufgabe mit Leichtigkeit entledigt. Nun handelte es sich nur noch darum, ob es auch den anderen gelang, die Arche zu verlassen, Pferde zu bekommen und die freie Prärie zu erreichen, unbemerkt oder nach blutigem Streit.

Aber von einem vorherigen Plane hierzu hatte Susquesan nichts wissen wollen. Sie hatte ja auch ganz recht. Sie konnte ja noch nicht einmal wissen ob sie ans Land schwimmen oder die Arche nach einem waldigen Teile des Ufers dirigieren würden. Das mußte alles den zeitweiligen Umständen überlassen bleiben.

Jedenfalls aber hatte Nobody den Hauptteil der Arbeit übernommen; er hatte sich seiner Aufgabe mit Geschick entledigt, möglichst viel Aufmerksamkeit auf sich gelenkt.

Immer mehr war das Geheul hinter dem Flüchtling verklungen. Er zügelte sein Roß und blickte sich um. Die letzten Feuerbrände erloschen.

Würde es auch den Freunden glücken? Nobody traute der Tatkraft und der List des Weibes, das er schon mehrmals in der Wildnis beobachtet hatte. Was im Bereiche der Menschenmöglichkeit lag, würde ihr gelingen, und nicht wenig trug zu Nobodys Beruhigung bei, daß sie immer mit so grenzenloser Verachtung von den roten ›Wölfen‹ gesprochen hatte.

»Wenn es einen Zusammenstoß gibt, so werde ich mit ihnen spielen wie mit Kindern.«

Sie hatte es so oft und in einer solchen Weise gesagt, daß Nobody es wohl glauben mußte.

Wie sie sich wieder zusammenfanden, darüber brauchte Nobody keine Sorge zu haben. Für ihn und für dieses Weib war die endlose Prärie kein grünes Grasmeeer ohne jedes Merkmal, sie wußten sich geheime Zeichen zu geben und geheime Merkmale überall zu hinterlassen, und sollten sie sich dennoch verfehlen, so trafen sie eben in Fort Mandan zusammen.

Da – Schüsse!!

Nobodys Brust zog sich unter einer furchtbaren Spannung zusammen. Sein Manöver hatte nichts genutzt, sie waren entdeckt worden! Sollte er jetzt zurück oder . . .

Da ein Gebrüll, als ob alle Teufel der Hölle entfesselt wären, und sofort wich von Nobody die schreckliche Spannung, mit seinen Ohren sah er alles deutlich.

Es war der Kriegsruf der Pawnees, der den Sioux antwortete – die beiden Todfeinde waren zusammengeraten – und da kein weiterer Schuß fiel, gab es dort einen Kampf auf Messer und Tomahawk.

War das ein gütiges Eingreifen der Vorsehung, oder hatte da Susquesan ihre Hand im Spiele, hatte sie dieses Rencontre der feindlichen Brüder herbeigeführt?

Nobody wandte das Pferd, um seine Flucht nach Westen fortzusetzen – da sprang an seiner linken Seite etwas Großes empor – nach dem Revolver zu greifen war nur ein Gedanke von Nobody gewesen – auch an seiner rechten Seite sprang es empor und leckte schnell einmal seine Hand – die beiden Neufundländer!

Sie waren doch unbedingt die Vorläufer. Denn zu sehen war nichts in der stockfinsternen Nacht, nicht einmal die Hand vor den Augen, und ehe Nobody auf Pferdehufe lauschen konnte, mußte er schnell seine ganze Reitkunst anbieten, um sein eigenes Pferd im Zaume zu halten, welches durchgehen wollte und dann, als es seinen Meister fühlte, unter dessen Schenkeln an allen Gliedern zitterte.

Weshalb? Nobody wußte es sofort. Sie kamen! Und sie brachten die ganze vierbeinige Gesellschaft der Arche Noah mit. Das Pferd hatte die Raubtiere gewittert.

»Seid ihr es?«

»Wir sind es,« entgegnete Susquesans Stimme aus der undurchdringlichen Finsternis, und jetzt machte sich ein gemütliches Brummen bemerkbar.

»Tom O'Corner?«

»Habe ich vor mir im Sattel.«

»Und ich habe in jeder Rocktasche einen jungen Hund,« ergänzte der Magdeburger.

»Hast du die Pawnees und Sioux zusammengehetzt, Susquesan?«

»Nein,« war die einsilbige Antwort, und in schnellem Ritte ging es dem Westen zu.

Von Gustav Lerche konnte Nobody dann nur erfahren, daß es nichts weiter als eine kleine Schwimmtour gegeben habe, am Lande brauchte er nur einmal fünf Minuten auf dem Bauche zu liegen, dann seien Susquesan und Ernst plötzlich mit vier Pferden erschienen – woher sie die bekommen, das wisse der liebe Himmel – und wie der erste Höllenspektakel anfing – von Nobody inszeniert, seien sie ganz gemütlich davongeritten.

»Aber das habe ich auch noch gesehen,« setzte der Magdeburger hinzu, »wie Susquesan, als sie die Pferde brachte, ihr blutiges Messer abwischte, und wer die treibende Arche erklettert, und er macht die Tür zur Waffenkammer auf, der fliegt mit den vier Pulverfässern in die Luft.«

---

Dreißig Stunden später, als ein neuer Morgen zu grauen begann, warf der Außenposten von Fort Mandan sein Gewehr hin, rannte in den Hof und schrie Zeter und Mordio.

Der biedere amerikanische Soldat war ganz im Recht. Er hatte sein Gewehr bekommen, um das Fort gegen menschliche Feinde zu verteidigen; aber mit Bären und Panther brauchte er sich nicht einzulassen.

Das ganze Fort wurde in Aufregung versetzt, alles verrammelte sich, bis die Menagerie glücklich untergebracht worden war, nicht in einem Käfig, sondern in der Stube eines Sergeanten, wo sich der Herr Marquis alsbald ins Bett legte und die Frau Herzogin darunter, um während des Schlafens an der haarigen Pfote zu saugen.

Auch die Menschen bedurften der Ruhe. Die letzten vierzehn Stunden waren sie nicht aus dem Sattel gekommen. Die beiden Knaben schliefen schon, und der Magdeburger schnarchte mit dem Bären um die Wette.

Nobody aber wollte mit seinem Gefangenen das stromabgehende Dampfboot benutzen, welches in einer halben Stunde hier anlegte.

Die Signalpfeife ertönte.

Herr Gustav Lerche war durch kein Mittel zu wecken, und über das Haar der beiden kleinen Schläfer fuhr Nobodys Hand.

»Wohin gehst du, Susquesan?«

»Ich weiß es noch nicht.«

»Lebe wohl, Gretchen!«

»Lebe wohl!«

Sie hatten Abschied genommen, wie sich Menschen verabschieden, deren Heimat die einsame Wildnis ist – und die Heimat der Seeleute ist die unendliche Wasserwüste, daher genügt auch bei denen nur ein Händedruck.

---

Und wieder zehn Tage später kniete in New-York vor Nobody ein bleiches, abgezehrtcs Weib, und auch dieses Mädchen fand vor Schluchzen keine Worte, um seinem Retter zu danken.

Was kümmerte Nobody die Sensation, die er hervorgerufen hatte, was die Bewunderung, die ihm von allen Seiten gespendet wurde?

Er hatte in einer engen Zuchthauszelle eine selige Stunde verlebt, die manches Leid der letzten Zeit aufwog.

Als er den Dampfer betrat, der ihn wieder nach Europa bringen sollte, fiel unter Tom O'Corners Füßen das Fallbrett des Galgens.

## IX. DER MORD IN DER RUE LAHIRE.

Monsieur Felice Gueit band in seinem Gärtchen Rosen an, als er am Tor ein verdächtiges Individuum bemerkte.

Bei näherem Hinsehen gewahrte er, daß es so ein schmieriger Türke oder Araber war, mit Decken und kleinen Teppichen auf Arm und Schultern.

»Türkische Decken, Monsieur? Serr billick. Echt persick Teppicke, serr billick.«

»Sehen Sie sich vor, mein Hund ist sehr bissig,« warnte Monsieur Gueit, obgleich er gar keinen Hund hatte – zwanzig Francs Steuern, weiter fehlte nichts! – und Monsieur Felice Gueit hatte trotz seines schuldenfreien Häuschens, und obgleich er ein echter Rentier war, kaum selber satt zu essen.

»Decken, ßöne Decken, direkt von Damaskus,« sang das befezte Individuum an der Gartenpforte weiter, ohne sich durch den gar nicht vorhandenen Hund beirren zu lassen. »Teppicke, ßöne Teppicke, ßu legen fießunter. Nix gefällig, Monsieur?«

Und dann nach einer kleinen Pause in noch schmeichelderem Tone:

»Monsieur, ßenken mir einen Sou – – ßenken Sie armen Türko ein Sigarett.«

Es war nur ein Zufall, daß Monsieur Gueit auf dem Wege nach dem Hause an der Gartentür vorbei mußte. Sofort erwachte in dem Händler wieder der Geschäftsmann, er hielt dem Vorbeigehenden in den ausgestreckten Händen einen kleinen Teppich hin.

»Echt persick Teppick – serr billick – nur hundert Francs – serr billick.«

Monsieur Felice Gueit, wohlbestallter Rentier, hatte in seinem Häuschen, das er mit Recht auch Villa nennen konnte, einen einzigen größeren Teppich, im Salon, fast drei Meter

im Quadrat, und der hatte ihm achtundzwanzig Francs gekostet, und wenn er jetzt an der Gartentür stehen blieb, so tat er es nur deshalb, um sich einmal solch einen Teppich anzusehen, der hundert Francs kosten sollte, noch dazu so ein kleines Ding, und außerdem von solch einem schmierigen Turko feilgeboten!

O ja, recht hübsch bunt war das kleine Ding – aber das nannte Monsieur Gueit keinen Teppich, sondern einen Bettvorleger, und sein bester hatte nur sechs Francs gekostet, und der war noch größer als dieses kaum ein Quadratmeter große Ding, das nicht einmal Fransen hatte, auch keine eingewirkte Blumen, nur ein ganz einfaches Muster.

»Echt persick Teppick – serr billick – nur hundert Francs.«

»Sie sind verrückt.«

»Neunzick Francs – ick sein in serr grosser Not.«

»Einen Franc,« sagte Monsieur Gueit, der gern handelte.

»Ooooo, Monsieur machen Spaß – achtzick Francs – ick sein in serr grosser Not.«

»Drei Francs.«

»Drei Francs for echt persick Teppick? Oooooo! Siebzick Francs, lieber Herr, ick sein in serr grosser Not.«

»Drei Francs zwei Sous. Aber mehr gebe ich nicht, mehr ist das alte Ding nicht wert.«

»Echt persick Teppick? Ooooooo! Fünfundsechzick Francs.«

»Machen Sie, daß Sie wegkommen!«

»Sechzick Francs – ick sein in serr grosser Not.«

»Machen Sie, daß Sie wegkommen, oder ich pfeife meinem Hunde!«

»Fünfundfünfzick Francs.«

Jetzt machte aber Monsieur Felice Gueit mit seiner furchtbaren Drohung Ernst, er fing wirklich an zu pfeifen.

»Dreiundfünfzick Francs, ich sein in serr . . . «

Nun war es genug, aus dem Pfeifen wurden Worte.

»Hierher, Cäsar, faß an, Cäsar, faß an!!«

Da kein Cäsar vorhanden war, konnte auch kein Cäsar anfassen, nicht einmal kommen – der Turko aber wandte sich mit einem tiefen Seufzer, um zu gehen.

In diesem Augenblick, als er sich wandte und dabei den kleinen Teppich über die Schulter schlug, ging von diesem im Sonnenlicht ein brillantes Farbenspiel aus – ein förmlisches Farbengefunkel, wie es Monsieur Gueit noch bei keinem seiner Bettvorleger beobachtet hatte, nicht einmal bei seinem Achtundzwanzigfrancsteppich, wenn dieser ausgeklopft wurde, da kamen immer nur Staubwolken heraus, keine Funken – und in diesem Augenblicke hatte Monsieur Felice Gueit einen genialen Gedanken – wahrscheinlich den einzigen genialen Gedanken, den er jemals in seinem Leben gehabt hatte.

Mit Bewußtsein hatte er noch keinen persischen Teppich gesehen, wohl aber schon davon gehört, wenigstens so etwas munkeln. Solch ein Ding sollte manchmal Hunderte von Francs kosten, und da brauchte es gar nicht so groß zu sein. Und je älter, desto besser. Recht abgetreten mußte er sein, recht abgelatscht, nämlich mit solchen orientalischen Latschen, oder gar barfuß – dann sollte die Farbenpracht immer mehr zum Vorschein kommen.

Jawohl, Farbenpracht! Hatte er die nicht gesehen?

Und diesem schmierigen Turko sah der Hunger wirklich aus den Augen! Und dann der hohe Preis, den er gefordert hatte! Und er hatte sich durchaus nicht aus der Region der

schwindelnden Höhe herabgegeben wollen! Da mußte doch wirklich etwas Besonderes an dem kleinen Dinge sein! Und er, Monsieur Gueit, brauchte ja auch nicht gleich direkt zu kaufen, heute nachmittag traf er im Café mit einem alten Freund zusammen, der war in einem Teppichgeschäft angestellt ...

»He – Sie da – Herr Turko, Herr Zuave – he – kommen Sie noch mal her!«

Der Herr Turko und Zuave kam zurück.

»Zweiundfünfzick Franck – ick sein in serr grosser Not!«

Mit fünfzig Francs hatten sie sich geeinigt. Dann aber kam der hinkende Bote nach – wenigstens für den Turko.

»Ja, aber erst heute abend will ich Ihnen den Teppich für fünfzig Francs abkaufen – das heißt, dann treffe ich erst meine definitive Entscheidung.«

Seitens des Herrn Turko lautes Ach und Weh.

»Ick muß haben sofort die fünfzick Francs, ick will ßurück nach Algier.«

Monsieur Gueit blieb fest, und der Turko ließ nach, wollte zwanzig Francs Anzahlung haben und der andere nur drei geben, bis sie sich schließlich mit zehn Francs Anzahlung und auf heute abend um sechs Uhr geeinigt hatten. Dann konnte Monsieur Gueit noch immer vom Handel zurücktreten. Natürlich behielt er den Teppich inzwischen.

Abgemacht! Monsieur Gueit, ein Witwer, rief seine alte Wirtschafterin, ein vorübergehender Nachbar wurde angehalten, in Gegenwart dieser beiden Zeugen wurde der Handelskontrakt noch einmal abgeschlossen, der Turko erhielt zehn Francs und ging mit Hinterlassung seines Teppichs.

Hatte der arme Schlucker nicht recht pfiffig geschmunzelt, als er das Goldstück einsteckte?

»Der Kerl hat mich übers Ohr gehauen,« dachte Monsieur Gueit zaghaft, als er den Turko um die Ecke verschwinden sah. »Ach, hätte ich doch meinen halben Louisdor wieder!«

Seine Verzweiflung ward immer größer, als er den Teppich im Sonnenscheine hin und her wandte und dieser jetzt durchaus keine ›Funken‹ mehr von sich geben wollte, nur Staubwolken beim Draufklopfen, ganz wie seine anderen Bettvorleger.

Trotzdem ließ er noch nicht die Hoffnung fahren, einen guten Fang gemacht zu haben, an dem er etwas verdienen konnte; sonst mußte er jemanden anders anschmieren.

Am Nachmittag begab er sich in ›sein‹ Café, wo er täglich drei Stunden bei einer einzigen Tasse Mokka verbrachte, und wenn er im dreistündigen Dominospiele zwei Sous verlor, so weinte er stets. Darin teilte Monsieur Felice Gueit das Los von noch einigen zehntausend wohlbestallten Rentiers, welche mit jährlich tausend Francs in Paris ein hochfeines Leben zu führen wissen.

Den echt persick Teppick hatte er mitgenommen, in Zeitungspapier, er hatte ihn auf seinen Stuhl gelegt und saß darauf, bis sein Freund aus dem Teppichhause kam.

Nach einer Weile packte Monsieur Gueit aus.

»Hier, was meinst du dazu?«

Obgleich der Freund nur mit Adressenschreiben beschäftigt war, niemals einen Teppich in die Hand bekam, musterte er das Ding als Sachverständiger mit Kennerblicken!

»Hm. Wo hast du den alten Fetzen her?«

»Von so einem herumziehenden Turko.«

»Ach so, kennen wir. Nicht wahr, er hat ihn dir als echten persischen Teppich angeboten?«

Monsieur Gueit bejahte kleinlaut, dann aber gleich enthusiastisch versichernd, daß er wirklich einen ausgezeichneten Kauf gemacht habe.

»Was hast du dafür gegeben?«

»Rate mal.«

»Na – acht Francs.«

»Nein, nur sechs!« triumphierte Monsieur Gueit, während er einem Schlaganfall nahe war.

»Da hast du noch immer einen Franc zu viel gezahlt, ich wollte dir nur eine Falle stellen,« meinte der edle Freund. »Mehr als fünf Francs ist der alte Fetzen auch nicht wert. Das ist eine ganz plumpe Imitation.«

Und der Sachverständige hielt einen längeren Vortrag, wie man einen echt persick Teppick imitiert wie man ihn künstlich auf einer in England erfundenen Maschine ›ab-latscht‹, nur in fünf Minuten, und alle Gäste des Cafés, lauter solche Rentiers, alle vom selben Schlage, stimmten ihm bei, daß der arme Monsieur Gueit für das alte Ding einen Franc zuviel gezahlt habe.

Der arme Felice, was der Glückliche heißt, weinte blutige Tränen, zumal er heute im Dominospiel drei Sous verlor, vergaß sogar seinen Kaffee zu bezahlen, hoffte nur, daß der Kellner es niemals merken würde.

Dann machte er sich mit seinem unglücklichen Teppich auf den Heimweg. Sollte er auf die Polizei gehen? Er sah ein, daß es ein abgeschlossenes Geschäft gewesen war. Er war aber der Hereingefallene.

Oder ob der Turko doch wiederkommen würde? Nein, natürlich nicht! Aber wenn es nun doch ein echt persick . . .

Wir überspringen die nächsten Stunden, während welcher Monsieur Felice diesen Namen ganz mit Unrecht trug.

Es war neun Uhr abends geworden. Monsieur Gueit saß in seinem Schmolzimmer, im ersten Stock gelegen, und wickelte den kleinen Teppich immer ein und aus. Der Turko war natürlich nicht gekommen, wohl aber der Teufel über Herrn Gueit. Es war ihm eben noch gar nicht passiert, so gleich fünf Francs auf einmal zu verlieren, vor seinen Augen gaukelten immer vierzig Tassen Kaffee, die er sich für diese unerhörte Summe hätte kaufen können.

Da schellte die Hausglocke.

Monsieur Gueit wollte aufspringen, war aber wie gelähmt.

Der Turko kam doch noch! Sollte er ihm nun den alten Bettvorleger um die Ohren hauen? Ja, aber wenn der Turko kam, war das nicht ein Zeichen, daß der persick Teppick in Wirklichkeit viel mehr wert . . .

Der alte Pfennigfuchser hatte eben vollständig den Kopf verloren. Ach, wie bald sollte sich das noch in ganz anderer Weise bewahrheiten!

Der Hausherr brauchte sich gar nicht zu erheben, Annette, die alte Wirtschafterin, ging nicht so früh zu Bett, hatte bereits geöffnet, kam mit der Meldung.

»Der Turko?« rief ihr Gueit entgegen.

»Nein, ein fremder Herr, ein sehr feiner.«

»Wer ist es? Was will er?«

»Er will Monsieur Felice Gueit sprechen.«

Ein fremder Herr? Noch so spät des Nachts? Kam er vielleicht wegen des Teppichs?

Und Monsieur Gueit sollte sich nicht geirrt haben.

Der nächtliche Besuch trat ein. Es war ein noch junger, stark jüdisch aussehender Herr, in tadellosem Gehrockanzug mit Zylinder, eine höchst elegante Gestalt.

Einen Namen hatte er nicht genannt, es sollte auch nicht dazu kommen. Es ging alles Schlag auf Schlag.

Der Fremde sah den Hausherrn gar nicht an, sondern seine Blicke schienen gleich den kleinen Teppich verschlingen zu wollen, den Monsieur Gueit halbausgebreitet noch auf dem Schoße liegen hatte, darunter noch das alte Zeitungsblatt.

»Er ist es!« rief er sofort. »Sie haben heute diesen Teppich gekauft?«

»Ja.«

Es war Monsieur Gueit so herausgefahren – vielleicht war es auch eine höhere Erleuchtung.

»Wieviel haben Sie dem Händler dafür gegeben?«

»Raten Sie mal,« gebrauchte Gueit eine beliebte Redensart.

»Ich weiß es.«

»Nun?«

»Der Türke forderte von Ihnen zuerst hundertfünfzig Franc, er ließ nach, bis Sie ihm hundert Francs dafür gaben.«

Oho, was war denn das?! Aber jetzt wurde Monsieur Gueit ganz kaltblütig, er mochte eben unter dem Banne einer höheren Erleuchtung stehen.

»Dieser Teppich ist mir gestohlen worden,« fuhr der Fremde fort.

»Ist mir ganz gleichgültig, ich habe ihn gekauft.«

Der Fremde zog ohne weitere Umstände einen Stuhl herbei und setzte sich dem Hausherrn gegenüber.

»Machen wir es kurz. Dieser Teppich ist mein Eigentum ...«

»Mitnichten, jetzt gehört er mir.«

»Ich kaufe ihn mit dem Doppelten zurück.«

»Für wieviel?«

»Für zweihundert Francs.«

Es war wunderbar, daß dieser Sechserrentier noch seine Besinnung behielt, und daß er mit dem Zuschlag etwas zögerte, war wiederum sein Glück.

»Sagen mir dreihundert Francs,« fuhr der Fremde gleich fort, »das Dreifache. Aber denken Sie nicht etwa, daß Ihnen irgendein anderer so viel dafür geben würde. Mehr als hundertfünfzig Francs ist der Teppich nicht wert, fragen Sie nur einen Sachverständigen. Aber er ist mir ein teures Andenken, und – und – ich habe keine Minute mehr zu verlieren, mein Schiff wartet in Marseille nicht auf mich.«

Mit nervöser Hast hatte der Fremde eine goldene Uhr gezogen, an der die Brillanten nur so flimmerten.

Nun, wenn man solch eine Uhr hat und absolut keine Zeit, dann . . . muß man die Gelegenheit wahrnehmen. So schlau war Monsieur Felice Gueit von ganz allein, da brauchte ihm keine höhere Erleuchtung zu Hilfe zu kommen . . .

»Nein, mit dreihundert Francs bin ich noch nicht . . .«

»Fünfhundert Francs!« unterbrach ihn der Fremde mit nervöser Heftigkeit, dabei immer auf seine Uhr blickend.

»Hm.«

»Tausend Francs!«

»Sagen wir fünftausend Francs,« flüsterte Monsieur Gueit, und dabei blieb ihm der Herzschlag stehen.

War denn das wirklich nicht nur ein Traum? Wahrhaftig; das war etwas märchenhaft, besonders wegen der Schnelligkeit, mit welcher solch ungeheure Sprünge gemacht wurden.

Und was war denn nur an diesem winzigen Teppich daran? Monsieur Gueit hatte gehört, daß solch ein alter Lappen mit Hunderten von Francs bezahlt würde – er hatte es nie recht geglaubt – aber mit Tausenden . . .

Oder sollten da drin etwa Diamanten versteckt sein? Schon bereute Gueit seine Uebereilung . . .

Aber auch der Fremde hatte bereits eine elegante Brieftasche gezogen, und es war kein Traum, er brachte daraus eine ganze Menge Tausendfrancsscheine hervor.

Aber nicht alle waren solche.

»Ich habe nur drei Tausendfrancsscheine, das andere muß ich Ihnen in kleinerem Papier . . . ah,« der Fremde blickte auf und ließ seine Augen durch das Zimmer schweifen, »könnte ich nicht ein Glas Wasser bekommen? Mich quält ein fürchterlicher Durst. Unterdessen zähle ich auf.«

Der vor Erregung zitternde Hausherr ergriff die auf dem Tisch stehende Klingel und schellte.

Die Wirtschafterin war gar nicht so weit entfernt. Sie hatte die ganze Zeit lauschend und beobachtend hinter der Portiere gestanden, und hätte sie dies nicht getan, so wäre diese ganze Unterredung für die Oeffentlichkeit überhaupt verloren gegangen.

Sie wartete noch eine kleine Weile, sie mußte doch dem Anschein nach erst herbeikommen, dann trat sie ein.

»Monsieur wünschen?«

»Ein Glas Wasser für den Herrn.«

»Bitte ein recht großes,« fügte der Fremde noch hinzu, der schon die Hundertfrancsscheine auf den Tisch zählte.

Die Wirtschafterin begab sich in die Küche, in derselben Etage gelegen, nahm aus dem Schranke ein großes Glas, polierte es, wischte ein Tablett ab, ließ unterdessen die Wasserleitung etwas laufen, füllte das Glas, ging nach jenem Zimmer zurück.

Als sie die Portiere zurückschlug, bot sich ihr ein Anblick dar, dazu angebracht, einen Menschen augenblicklich in Wahnsinn verfallen zu lassen.

Da saß noch Monsieur Gueit in seinem Lehnstuhl, aber blutüberströmt, und ... ohne Kopf! Aus dem Halsstumpf quoll das Blut stromweise hervor.

Der Teppich, den er zuletzt noch auf seinen Knien gehabt hatte, war verschwunden; dafür hatte er jetzt im Schoße seinen eigenen Kopf.

Fürwahr, ein Anblick, bei dem jemand seinen Verstand verlieren kann.

Die alte Wirtschafterin war eine äußerst starknervige Person, sie fiel nicht um, sie stürzte an das Fenster, und sie konnte später sogar mit Bestimmtheit versichern, daß sie das Fenster nicht selbst geöffnet hatte, sondern daß es schon offen gewesen war, nicht aber zuvor, als sie zum ersten Male das Zimmer betreten und verlassen hatte.

Ueberdies ergab sich ja dann auch, daß der Mörder aus dem Fenster gesprungen war.

Ein Schutzmann hörte das Zetergeschrei, er nahm einen anderen mit – bald füllte sich das Mordzimmer mit Gerichtspersonen aller Art.

Mit Mühe brachte man zuerst aus Annette das Notwendigste heraus, bis sie klarer berichten konnte.

Der Halsschnitt mußte mit einem haarscharfen Instrument mit furchtbarer Gewalt gemacht worden sein.

Und der Kopf?

»Dem sind ja die Augen ausgedrückt worden!« rief der Polizeiarzt.

So war es. Aus den Augenhöhlen hingen die Sehnen und Nerven hervor, an denen die Augäpfel befestigt sind. Sie waren nach Herausdrücken der Augäpfel abgeschnitten, nicht abgerissen worden.

Diese Schändung war das Allergrausigste an dem ganzen Morde – und vielleicht auch das Rätselhafteste und Geheimnisvollste dabei.

Alles Uebrige fassen wir summarisch zusammen.

Der Fremde hatte die schon aufgezählten Banknoten wieder mitgenommen, hatte nichts weiter hinterlassen als am Rande des Zeitungspapiers, welches neben der Leiche lag, zwei blutige Fingerabdrücke, des Daumens und des Zeigefingers der rechten Hand.

Daß diese nicht von der Hand des Ermordeten herrührten, konnte konstatiert werden. Dessen Finger waren viel plumper. Besonders der Daumen hatte sich außerordentlich fein abgedrückt.

Der Mörder war durch das Fenster gesprungen, aus dem ersten Stock, hatte sich dabei an nichts halten können. Tief hatten sich unten seine Füße in einem Beet eingegraben; dann aber hörte jede Spur auf. Gesehen hatte ihn niemand – und dabei sollte es auch bleiben.

Die Kriminalpolizei setzte Himmel und Hölle in Bewegung – alles vergeblich.

Personen, wie die Wirtschafterin sie beschrieb – stark jüdisch aussehend, mit schwarzem Schnurrbart usw. – wurden genug verhaftet, mit der Wirtschafterin konfrontiert – – »nein, das ist er nicht!«

Außerdem aber war es auch mit dem Turko so eine geheimnisvolle Sache.

Es laufen in Paris noch viele solcher Teppichhändler herum, die Konkurrenten kennen sich doch alle untereinander – nein, einen solchen, wie die Wirtschafterin und einige Nachbarn ihn beschrieben, kannten sie nicht. Von der ganzen Zunft fehlte überhaupt kein einziger.

Wohl hatte der betreffende Turko, oder was er sonst war, auch noch in anderen Häusern seine Waren angeboten, aber nur in dieser Gegend, wohl nur in dieser Straße.

Er war plötzlich aufgetaucht – plötzlich war er wieder wie vom Erdboden verschwunden.

Was für eine Bewandnis hatte es nun eigentlich mit dem Morde?

Nun, jener Herr hatte vielleicht erst die reelle Absicht gehabt, den Teppich mit 5000 Francs zurückzukaufen, bei dem Anblick der schönen Banknoten war er plötzlich anderer Ansicht geworden, hatte einen Mord und einen Sprung durchs Fenster vorgezogen.

Aber nun gleich 5000 Francs für solch einen alten Teppich bieten, und mochte dieser auch noch so echt und farbenprächtig gewesen sein!

Und dann gleich den Kopf abschneiden! Gleich die Wirbelsäule durch und durch! Was für ein Messer und für eine Kraft mußte dazu nur gehört haben!

Und dann vor allen Dingen die Augen, die ausgedrückten und abgeschnittenen Augäpfel!!

Mit Gier bemächtigten sich die Zeitungen der Sache. Zur Erklärung wurden die phantastischsten Hypothesen aufgestellt. Ihnen zu folgen hat keinen Zweck. Sie waren ja doch völlig aus der Luft gegriffen.

Nur das sei bemerkt, daß eine Zeitung viel von einem heiligen Gebetsteppich und von einem mohammedanischen Ritualmord sprach, was dann von allen anderen Zeitungen aufgegriffen wurde, um in neuen Phantasien zu schwelgen.

Die Hauptsache war schließlich die, daß dieser Mord, ob nun geheimnisvoll oder nicht, scheinbar keine Sühne finden würde. —

Drei Tage nach der Tat traf Nobody in Paris ein.

Sein erstes war, daß er konstatierte, daß das Mordhaus genau auf der Stelle stand, die ihm Edward Scott in dem roten Notizbuche als vierte Bestimmung geographisch gegeben hatte, diesmal mit Angabe von Zehntel-Sekunden.

Es war die Rue Lahire Nummer 17.

Nobody gab sich nur dem die Untersuchung leitenden Kriminalkommissar, der ihm bekannt war, zu erkennen und erhielt freie Hand.

Doch hier konnte auch Nobodys Scharfsinn nichts aufklären. Oder aber — er behielt seine Entdeckungen für sich.

Ueber den Mörder vermochte ihm die Wirtschafterin so gut wie gar nichts anzugeben. Er hatte wie jeder gebildete Pariser Französisch gesprochen, keine besonderen Ausdrücke, kein fremder Akzent, keine Merkmale, gar nichts.

Das alles hatte ja auch schon der Untersuchungsrichter erforscht. Nobody stellte noch einige andere Fragen.

»Was für Augen hatte Monsieur Gueit?«

»Blaue.«

»Sehr große oder sehr kleine?«

»Nein, so wie jeder andere Mensch.«

»War nicht etwas Krankhaftes an einem Auge?«

»Krankhaftes? Was denn?«

Wenn Nobody eine Vermutung hatte, so schien er sich geirrt zu haben. Nicht einmal das Muster des Teppichs konnte er bestimmt erfahren, indem die Wirtschafterin Kreuze und Punkte gesehen haben wollte, jener Sachverständige nur Würfel, andere Gäste des Cafés sogar ein reiches Blumenmuster.

Es schien eine mosaikartige Zusammenstellung von kleinen Würfeln gewesen zu sein, die plastisch hervortraten.

Die Leiche war noch nicht beerdigt. Nobody widmete dem glattdurchschnittenen Halswirbel seine größte Aufmerksamkeit, nahm sogar die Lupe zu Hilfe, und als er diese wieder einsteckte, schüttelte er leicht den Kopf.

Das Papier mit den blutigen Fingerabdrücken konnte er nicht erhalten. So begnügte er sich mit einigen photographischen Kopien.

Dann verließ er Paris.

## X. IM SCHATTEN DES ARARAT.

Bajasid heißt die Hauptstadt des gleichnamigen asiatisch-türkischen Paschaliks oder Gouvernements, in dessen nördlichem Teile, da, wo die asiatische Türkei an Rußland und zugleich auch an Persien grenzt, sich der Ararat bis in den Himmel erhebt.

Im Anfange des 19. Jahrhunderts hatte Bajasid eine Bevölkerung von mehr als 40 000 Köpfen; Handel und Industrie aller Art, hauptsächlich in den Händen von Armeniern liegend, blühten zwischen seinen Mauern.

Aber als es im Jahre 1829 zu religiösen Streitigkeiten kam, wanderte schon die Hälfte der christlichen Armenier nach Rußland aus. Im Jahre 1840, am 20. Mai, legte ein

furchtbares Erdbeben drei Viertel der ganzen Stadt in Trümmer, und es ist nichts wieder aufgebaut worden – also wiederum eine große Auswanderung. Dann kam der Krieg mit Rußland; hier siegten die Russen am 7. August 1854 unter General Wrangel über Salim Pascha, und sie nahmen mit den letzten Armeniern und anderen Christen auch die letzte Kultur mit sich aus Bajasid davon.

So ist die einst glänzende, dichtbevölkerte Stadt heute nur noch ein wüster Trümmerhaufen, in dem bloß noch ungefähr 2500 Menschen hausen, Kurden – doch keine jener wilden, räuberischen Steppenbewohner, welche sich selbst Assireten nennen, sondern Guranen, Stadt- und Dorfbewohner, auf die der Sohn der freien Steppe mit unsäglicher Verachtung herabblickt. Es ist also dasselbe Verhältnis wie zwischen dem freien Beduinen und dem geknechteten Fellah, welche doch beide Araber sind.

Die zurückgebliebenen Kurden oder Guranen haben sich zu helfen gewußt. Sie hatten schon immer Seidenspinnerei betrieben, nur im kleinen, sie fingen dieses friedliche Gewerbe größer an, indem sie zwischen den Ruinen Maulbeerbäume anpflanzten, dann kam ein spekulanter Engländer, Mister Lewis Spoon, der mit modernen Maschinen eine große Seidenspinnerei anlegte, welche noch heute ausgezeichnet floriert.

Von diesem Mister Spoon ist jetzt ganz Bajasid abhängig. Es arbeitet eben alles für ihn. Infolgedessen, und weil in seinem Geschäft doch auch viel Europäer tätig sind, hat England ihn zum Konsul ernannt.

Dann kommen noch 800 türkische Soldaten und Beamte in Betracht, welche unter dem Befehl des Pascha-Kaimakam

stehen, d. h., des Gouverneurs, der von seiner in der Mitte der Stadt auf hohem Felsen gelegenen Zitadelle aus sein Paschalik regiert.

Nur an einigen Tagen des Frühjahrs wird es in Bajasid lebendiger. Nämlich wenn von weit her die Karawanen der Mohammedaner, soweit diese zur Sekte der Schiiten gehören, gezogen kommen, um am Grabe Noahs, das sich am Ararat befindet, zu beten, von welchem schiitischen Heiligtume wie von den ganzen Religionsverhältnissen wir noch ausführlich sprechen werden. —

Die einst so bevölkert gewesene Stadt, die nur noch wenige bewohnbare Häuser besitzt, ist in ihrer ganzen ursprünglichen Ausdehnung noch immer von derselben Ringmauer umgeben, und diese wiederum noch von demselben breiten und tiefen Graben.

Die verschiedenen Tore werden von Arnauten bewacht. Der Arnaut ist ein türkischer Soldat, aber eine Spezialität, mehr im Frieden mit der Knute als im Kriege mit der Waffe verwendet, als Steuereintreiber und zu anderen Henkersdiensten — kurz, ein Polizeisoldat, der in der Hand der Regierung ein willenloses Werkzeug ist. Ihren Namen haben diese Polizeisoldaten daher, weil die Türkei die besten Soldaten stets aus Albanien rekrutiert hat, welches im Türkischen Arnauta genannt wird. Doch es ist nicht mehr nötig, daß jeder Arnaut ein Albanese ist — wenn er nur eine brutale Sklavenseele besitzt, dann eignet sich jeder für diese ›Elite-Garde‹.

Die Sonne näherte sich dem Horizonte, als die Arnauten am westlichen Tore auf der Heerstraße, welche im Laufe der Jahrhunderte zahllose Karawanen durch die Steppe getreten hatten, einen Reiter auftauchen sahen.

Er war allein. Dann aber, als sich sein Pferd immer mehr aus dem kurzen Grase hervorhob, gewahrte man an seiner Seite noch einen sehr großen Hund. Und je näher die beiden der niedergelassenen Zugbrücke kamen, desto mehr stritten sich die Arnauten, wer dieser einsame Reiter sein könnte, und desto mehr wuchsen ihre staunenden Rufe, gewürzt mit ›Inschallahs‹ und ›Alschallahs‹.

»Inschallah, was für eine Stute! Das ist eine Manekeye, welche den Propheten auf der Hedschra getragen hat!«

»Und dieser Hund, alschallah! Das ist ein Gazellenfänger aus der syrischen Wüste, und wer ihn schlägt, verliert sein Leben, und wer ihn nur unfreundlich ansieht, seine Augen.«

Das Pferd, welches der Reiter zwischen seinen Schenkeln hatte, ist so schon zur Genüge beschrieben. Es war eine fahle Stute Arabiens, nur klein, aber jedem Pferdekennner ein Ideal von Knochenbau und Muskeln – eines jener Pferde, dessen sorgfältig geführter Stammbaum bis zu einer der fünf Lieblingsstuten des Propheten zurückgeht, und Manekeye war unter diesen die beste.

Der Hund war einer jener großen, langhaarigen Beduinenhunde, von denen Brehm sagt, daß man sie nicht mehr zu den Tieren rechnen darf. Sie ähneln sehr den bekannten russischen Windhunden; aber solch ein arabischer ist noch nie nach Europa gekommen, er ist dem Beduinen unverkäuflich; führt der Sohn der Wüste den Stammbaum seines Hundes, der durch die Jagd auf Antilopen als Ernährer der Familie gilt, doch noch viel, viel weiter zurück als den seines besten Pferdes.

Dann konnte der Reiter auch nur ein Beduine sein. Das sagte ja schon der weiße Burnus, dessen Kopftuch auch das

Gesicht verhüllte. Schließlich aber kann sich auch ein anderer in solch einen Burnus kleiden. Doch wer solch ein Wüstenroß zwischen seinen Schenkeln hat, und wem sich solch ein Hund gehorsam zur Seite hält, der kann nur ein echter Beduine sein!

Doch wer konnte das sein? Woher kam der?

Auch in Kurdistan hausen ja genug Beduinenstämme, als die geschworenen Sunniten in beständigem Kampfe mit den verfluchten Hunden von schiitischen Kurden, allerdings weniger in dieser nördlichen Gegend – aber wenn ein Beduine in ganz Kurdistan solch eine Manekeye und solch einen Hund besaß, so mußte sein Ruhm bekannt sein, so weit . . .

Den Erörterungen der Arnauten wurde dadurch ein Ende gemacht, daß das Pferd die niedergelassene Zugbrücke betrat. Jetzt konnten sie es in allernächster Nähe anstaunen, andere bewunderten mehr den Hund, der geduldig wie ein Lamm daneben stand, den spitzen Kopf tief zur Erde gesenkt, während Waffenfreunde am meisten Aufmerksamkeit der Doppelbüchse schenkten, welche der Reiter am Sattelknopf hängen hatte – ganz einfach, ohne allen Zierrat, aber jedenfalls eine Waffe, wie diese Kenner eine solche noch nicht gesehen hatten.

Der Aga oder Leutnant der Torwache trat heran, gleich mit allen Zeichen der Ehrfurcht – da kam unter dem Burnus des Reiters schon eine Hand zum Vorschein, dem Aga ein offenes Pergament hinhaltend, den Reisepaß, ausgestellt vom Wali oder Generalgouverneur von Erzerum, gleichzeitig schlug der Reiter den Kopfschleier zurück . . . und die Arnauten wurden von neuem Staunen, dem sich jetzt fast Schrecken beimischte, befallen.

Wie kam der Besitzer solch eines Pferdes und solch eines Hundes zu diesem Gesicht, das nur wenig gebräunt war, und in dem zwei blaue Augen leuchteten? Und nun auch noch blonde Haare!

Ein Franke! Ein Franke auf einer Manekeye und mit einem ihm gehorchenden Beduinenhund! Jetzt blieb die Weltgeschichte stehen – nein, jetzt mußten die Gestirne am Himmel stehen bleiben!!

»Ist dieser Paß, der mir jedes Stadttor im Wilajet Erzerum öffnet, in Ordnung?«

»Inschallah, Sihdi, du bist ein . . . «

»Wo wohnt der englische Konsul? Einen Führer!«

Schon setzte sich das edle Roß wieder in Bewegung, und schnell zog ein Arnaut die Knute aus dem Gürtel und lief ihm voraus.

Mit sprachloser Bestürzung schauten die anderen dem Reiter nach. Der Aga fand zuerst wieder Worte. Er war wohl ein Mohammedaner, aber kein Türke, sondern ein Grieche, der etwas mehr Lebenserfahrung hatte.

»Ich habe es gelesen,« flüsterte er, »der Paß war für Lord Ralph Samson ausgestellt – also ein Anglisi!«

Während der kundige Aga weiter erklärte, was ein englischer Lord zu bedeuten hat, und während sich die Arnauten in Vermutungen erschöpften, wie ein christlicher Anglisi zu solchen Tieren käme, die bei den Mohammedanern eine wahre Heiligkeit genießen, folgen wir dem Reiter.

Der Weg führte ziemlich steil bergan. Zunächst konnte der vorauslaufende Arnaut seine Peitsche nicht gebrauchen. Links und rechts eingestürzte Häuser, aber unter der grünen Ueberwucherung kaum noch zu erkennen, überall Maulbeerbäume, nur selten einmal ein Mensch – Männer

in weiten Beinkleidern und mit einem durch einen Strick zusammengehaltenen Rock, auf dem Kopfe die gelbe, kegelförmige Filzmütze, große, kräftige Gestalten, und das persische ›Kurd‹ bedeutet denn auch kraftvoll, aber an ihren überaus sanften Gesichtszügen als verachtete Guranen erkennbar; Frauen und Mädchen ganz ebenso gekleidet, nur statt der Kegelmütze eine kleine Kappe tragend, unter welcher sie, ob verheiratet oder ledig, das lange, schwarze Haar offen hervorquellen lassen.

Die noch mit Trümmern bedeckte Straße herab kam ein Reiter in einer ganz ähnlichen Tracht, aber bewaffnet mit langer Lanze, im Gürtel Pistolen und einen schwertähnlichen Dolch, den Handschar, keine Flinte, dafür hing am Sattel ein Köcher aus Pelzwerk, der ein Dutzend langer Wurfspeere enthielt.

Auch er zeigte dieselbe hohe, athletisch gebaute Gestalt, aber wie ganz anders das Gesicht! Es war durch die hervortretenden Backenknochen fast viereckig, dabei von einem auffallend wilden Ausdruck.

Das war ein echter Kurde, ein Assirete, der auf seinen sanften Bruder in der Stadt, den Guranen, mit maßloser Verachtung herabblickt.

Doch auch der waffentragende Assirete hat seinen Verächter – freilich nur hier in der Stadt, unter dem Schutze der türkischen Regierung.

»Aus dem Wege, du Hund!!« schrie der Arnaut, die Peitsche durch die Luft pfeifen lassend.

Der Türke will nicht wissen, daß das Wort Kurde aus dem Persischen kommt, er leitet den Namen der Ureinwohner des Landes aus seiner Sprache ab, er nennt sie Gorda, und Gord bedeutet Hund.

Gehorsam drängte der wehrhafte Reiter sein Pferd, ein starkes, edles Tier, dicht an eine Mauer, aber aus den kleinen, tiefliegenden Augen traf dabei ein furchtbar haßerfüllter Blick den Arnauten wie auch den ihm folgenden Beduinen.

Wehe, wenn er den beiden so allein draußen vor den Ringmauern der Stadt begegnet wäre! Dann würden die Waffen entscheiden, wer Platz zu machen hatte!

Dann aber, als sein Auge auf das Pferd des Beduinen fiel, verwandelte sich auch der haßerfüllte Blick dieses Kurden in einen staunenden.

Der am höchsten liegende, allerdings nur sehr kleine Stadtteil war von dem letzten Erdbeben so ziemlich verschont worden. Hier zeigte sich in den Straßen mehr Leben, aber alles nur Guranen, dazwischen einige Europäer, das türkische Bazarwesen fehlte ganz, und alle Passanten wendeten dem Beduinen die gleiche verwunderte Aufmerksamkeit zu.

Am Fuße des hohen Felsens, auf welchem die Zitadelle des Kaimakam die ganze Stadt überragt, erstreckte sich ein langes, niedriges Gebäude, in dem die Spindeln schnurrten – die Seidenspinnerei – und daneben auf einem Hügel lag inmitten eines schönen Gartens die im modernsten europäischen Stile erbaute Villa des Fabrikherrn und Konsuls.

»Hier wohnt Sihdi Spoon,« sagte der Arnaut vor dem Gartentor, und er wagte nicht, die Hand auszustrecken, um den üblichen Backschisch, das Trinkgeld für jede Dienstleistung, zu fordern.

Der Beduine ritt den durch den Garten führenden Fahrweg entlang, bis er in den von Ställen und Schuppen umgebenen Vorhof kam.

Wieder seitens der eingeborenen und europäischen Dienerschaft ein allgemeines Staunen ob der Erscheinung eines Beduinen.

Ein trotz der Hitze in einen schwarzen Anzug gekleideter Herr näherte sich schnell dem wie unschlüssig haltenden Reiter.

»Friede sei mit dir,« begann er auf arabisch, »Allah segne deinen Eingang!«

»Ist Mr. Lewis Spoon zu sprechen?« erklang es auf englisch zurück, und der vermummte Beduine zeigte wieder sein germanisches Gesicht.

Die Ueberraschung des Herrn, der sich dann als Hausverwalter zu erkennen gab, war groß.

»Ja, der Herr Konsul befindet sich schon in der Villa. Wen darf ich melden?«

»Bitte, geben Sie ihm meine Karte.«

Als der englische Beduine seinen Burnus auseinanderschlug, zeigte sich, daß er darunter ein ganz modernes Reisekostüm trug, allerdings auch für jede Strapaze berechnet.

Der Hausverwalter nahm die elegante Visitenkarte in Empfang, einen Blick darauf, und er machte eine tiefe Verbeugung.

»Ich eile, Seine Lordschaft anzumelden. Tom, Fred – seid Seiner Herrlichkeit behilflich!«

Während er ins Haus eilte, sprangen zwei europäische Diener herbei. Aber vorläufig bedurfte der Beduine ihrer Hilfe nicht. Er sprang aus dem Sattel, fragte nur, welchen Stall er benutzen könne, dorthin begab er sich, das gelbe Pferd folgte ihm wie ein Hund nach, es wurde vor die Krippe gestellt, ohne angebunden zu werden, noch eine Anweisung, daß man sich nicht weiter darum kümmern solle, daß es

vor allen Dingen weder geputzt noch abgetrieben zu werden brauche – diese Behandlung des Pferdes kennt der Beduine nämlich nicht, er putzt es prinzipiell niemals, behandelt es aber in anderer Weise mit jeglicher Aufmerksamkeit – und Lord Samson betrat mit seinem Hunde das Haus, um erst ein Fremdenzimmer angewiesen zu bekommen.

Als er nach fünf Minuten klingelte, hatte sich der Beduine in einen Engländer verwandelt, der sich in seinem eleganten Reisekostüm, der Not gehorchend, in jeder Gesellschaft sehen lassen konnte.

Immer von seinem Hunde begleitet, wurde er von einem Diener in den luxuriös ausgestatteten Salon geführt, in dem der Seidenfabrikant des Besuches wartete.

Mr. Spoon, ein schon ällicher, patenter Herr, wußte offenbar immer noch nicht, was er aus dem Gaste machen sollte. Mit der höflichsten Zuvorkommenheit, in die er aber doch eine gute Portion kühle Zurückhaltung zu legen wußte, empfing er den Beduinen, der sich als englischer Lord und Peer entpuppt hatte – vorausgesetzt, daß man jeder Visitenkarte trauen darf. Papier ist bekanntlich geduldig.

»Lord Samson? Was verschafft mir die hohe Ehre, Seine Herrlichkeit . . .«

Der alte Herr stutzte. Wie kam der ihm ganz fremde Lord, von dessen Namen er noch nicht einmal gehört hatte, dazu, gleich so gemütlich zu lächeln? Und jetzt kam er auch noch mit ausgestreckter Hand auf ihn zu.

»Na, alter Freund – gehen Sie einmal in Ihrer Erinnerung fünfzehn Jahre zurück – gedenken Sie eines tollen Jünglings, der im Kreise Ihrer Familie so manche vergnügte Stunde verlebt hat – mit dem Sie auch ein paarmal durchgegangen sind – hier auf dieser selben Stelle – nur daß damals hier

statt dieser Prachtvilla eine elende Baracke stand, in der Sie mit Gattin und Kindern hausten – und Sie wollten durchaus, ich sollte in Ihrer Spinnerei eine Stellung annehmen, was es bei mir nun freilich nicht gab – mein Tatendrang war größer – und vor allen Dingen brannte mir noch das viele Geld in der Tasche . . . «

Immer mehr hatte sich während dieser Worte der Gesichtsausdruck des alten Herrn verwandelt, wie ein Gespenst starrte er den Sprecher an, aber ohne dessen hingehaltene Hand zu ergreifen.

»Mein Gott,« stieß er endlich hervor, »Sie wollen doch nicht etwa sagen, daß Sie – daß Sie . . . «

»Nun, erinnern Sie sich noch meines Namens?«

»Richard Falkenburg!«

»Bin ich,« nickte der andere. »Das heißt, so nannte ich mich damals.«

»Und jetzt – und jetzt . . . ? Nein, nein!!« unterbrach sich der Konsul in größter Aufregung. »Das ist ja gar nicht möglich!!«

»Und warum denn nicht?«

»Weil – weil – ja, und doch, jetzt erkenne ich Sie wieder – ja, aber – hier liegt ein Rätsel vor – das sind doch nun schon fünfzehn Jahre her – die Zeit kann an Ihnen doch nicht spurlos vorbegegangen sein!«

Schließlich mußte Mr. Spoon doch glauben, daß es derselbe junge, jetzt nur um fünfzehn Jahre ältere Mann war, den er damals, als er hier erst seine Spinnerei errichtete, bei sich bewirtet hatte, der aus aller Welt so köstliche Geschichten und wundersame Abenteuer erzählen und scheinbar übernatürliche Kunststückchen ausführen konnte.

Dann wurde Mr. Spoon wieder etwas verlegen.

»Ja, aber Sie sagten doch vorhin selbst, Sie hätten sich damals nur Richard Falkenburg genannt – und jetzt – Mylord ...«

Mit einem Male sah sich der wiedererkannte Gast in dem Salon recht aufmerksam um.

»Ich kann doch hier ganz ungestört sprechen?« fragte er leise.

»Das können Sie.«

»Sie haben doch schon von Nobody gehört?«

»Nobody – der Champion-Detektiv Ihrer Majestät – Sir Alfred Willcox?« staunte der alte Herr. »Sie sind doch nicht etwa ...«

»Das bin ich, bin es im Laufe der fünfzehn Jahre geworden,« ergänzte unser Held. –

Wir überspringen die nächste halbe Stunde, während die beiden in einer Fensternische des Salons saßen, zwischen sich ein Tischchen mit Erfrischungen.

Innerhalb einer halben Stunde konnte Nobody freilich nicht viel von sich erzählen, da hätten wohl einige Wochen nicht dazu gelangt.

Der Leser der ersten Serie weiß, daß unser Held schon vorher, ehe er Detektiv wurde, nachdem er einem deutschen Fürstentitel Valet gesagt, die ganze Welt bereist hatte, aber nicht als Detektiv, sondern als zielloser Abenteurer, um ein Herzeleid zu ersticken.

So war er auch schon früher einmal durch Kurdistan, durch ganz Asien gekommen, ein abenteuerlicher Ritt, und hier bei diesem Seidenfabrikanten hatte er Gastfreundschaft genossen.

Nun erzählte er nur, wie er auf den Gedanken gekommen war, Detektiv zu werden, wie er an Bord der ›Persepolis‹ das

Letzte verschenkt hatte, was ihm von seinen durchgebrachten Millionen geblieben war, um als ein Niemand aus Nirgendwo das amerikanische Festland zu betreten und so die Detektiv-Karriere mit nichts zu beginnen.

Das Staunen des Konsuls war grenzenlos. Dann aber fand er, daß er eigentlich gar nicht so zu staunen brauchte.

»Wissen Sie, als wir zuerst von diesem Nobody hörten, wie er im Atlantic-Garden als Zauber- und Verwandlungskünstler aufgetreten war – da sagte gleich meine Frau zu mir: Lewis, ob das nicht am Ende unser Richard Falkenburg ist! Der brächte so etwas fertig! – Denn Sie hatten uns doch auch solche unerklärliche Kunststückchen vorgemacht! Und nun überhaupt, Ihr ganzes Auftreten . . . nein, was meine Frau sagen wird, ich muß sie doch gleich . . .«

»Halt!« hielt Nobody den Aufspringenden zurück. »Bitte, bedenken Sie, daß ich nicht mehr der planlose Abenteurer bin. Natürlich werde ich mich Ihrer Frau Gemahlin zu erkennen geben – nur jetzt noch nicht. Jetzt möchte ich erst in meinem Berufe Sie um einige Auskünfte bitten.«

»Aah, Sie sind als Detektiv hier?« flüsterte der Konsul mit großen Augen.

»Allerdings.«

»Ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung.«

»Wissen Sie einen Grund, weswegen ein Detektiv hier etwas zu tun haben kann?«

»Einen Grund?« wiederholte der Konsul sinnend. »Nein, daß ich wirklich nicht wüßte. Hier ist seit langen Jahren auch gar nichts passiert. Oder – Sie kommen doch nicht etwa aus England hierher, weil oben von der Zitadelle ein Schreiber mit hundert Francs durchgebrannt ist?«

Nobody lächelte. Es war nur eine seiner versteckten Fragen gewesen, wie er sie liebte. Ueber eines hatte er sich hierdurch aber dennoch orientiert: das Schicksal, das ihn hierherzitiert, war ihm diesmal noch nicht zuvorgekommen!

»Wie denken Sie über den Imam von Kahab-Nuh?« war seine nächste Frage. —

Wir müssen uns nun etwas mit Religionsverhältnissen beschäftigen.

Die Mohammedaner spalten sich in die beiden großen Sekten der Sunniten und der Schiiten. Andere, wie die der Chawaridschen, kommen gar nicht in Betracht.

Der Prophet Mohammed starb nämlich ohne männliche Nachkommen. In der Todesstunde bezeichnete er seinen ersten Feldherrn, der den Titel Kalif führte, namens Abubekr, als seinen Nachfolger. Hiermit aber waren viele Gläubige nicht zufrieden, sie wählten Mohammeds Schwiegersohn Ali ben Abu Taleb zu ihrem Religionsoberhaupt.

So entstand die noch heute bestehende Spaltung. Die ersteren nannten sich Sunniten, nach Sunna, die Ueberlieferung; die letzteren wurden Schiiten genannt, was einfach Sektierer bedeutet, welchen Namen sie akzeptiert haben.

Nun aber kommt etwas, was nicht so leicht zu verstehen ist.

Im Laufe der Zeit wurde der sich ständig erneuernde Nachfolger Mohammeds immer Kalif genannt, was einfach mit Papst zu übersetzen ist, zugleich Herrscher der weltlichen Macht, also Sultan oder Padischah.

Man könnte annehmen, und das wird gewöhnlich auch so behauptet, das Verhältnis zwischen Sunniten und Schiiten sei dasselbe wie zwischen Katholiken und Protestanten; aber das ist durchaus nicht der Fall.

Die Sunniten verehren den Sultan als weltlichen und geistlichen Herrscher, als Kaiser und Papst. Das tun die Schiiten eigentlich auch. Auch sie verehren den Sultan als Kaiser sowohl wie als den Nachfolger Mohammeds, oder vielmehr als den Stellvertreter Allahs auf Erden. Aber nur von seinem Kalifat wollen sie nichts wissen.

Wie sich das zusammenreimen läßt, kann schwer erklärt werden.

Kurz, die Schiiten haben sich, ohne ihren Kaiser und Papst danach zu fragen, noch eine besondere Geistlichkeit gewählt – die Imame. Das sind ganz einfach Bischöfe. Auch die Sunniten haben Imame, aber die Schiiten haben besondere, die sich vom Kalifen keine Vorschriften machen lassen.

Was sind denn eigentlich die Mohammedaner, oder sagen wir Araber, vorher gewesen, ehe Mohammed als Prophet auftrat und eine neue Religion lehrte?

Ganz einfach Juden! Das heißt Semiten. Und die von Moses gebildeten Israeliten haben doch bekanntlich von Kanaan aus unter Josua und anderen Feldherren alle die umwohnenden Völkerschaften besiegt und ihnen ihren Gott Jehova aufgedrängt – haben freilich auch manchmal den fremden Göttern Altäre gebaut.

Nun war Ali ben Abu Taleb nicht der Mann, die Lehre seines Schwiegervaters in ihrer Ursprünglichkeit aufrecht zu halten. Nach und nach nahm er viel aus der jüdischen Religion und auch aus der alten heidnischen mit herüber.

Mohammed war klug genug, auch Christus als Propheten anzuerkennen, freilich tief unter ihm stehend. Die Schiiten dagegen verehren Christus nur als einen Schutzpatron, und

ferner und mehr noch die Patriarchen Adam, Noah, Abraham und Jakob, wovon wieder die Sunniten nichts wissen wollen.

Nun hat jeder Imam ein Heiligtum unter sich, wohin die Schiiten von Zeit zu Zeit wallfahren. Da gibt es einen Imam von der Jakobsleiter, also dort, wo Jakob im Traum in den Himmel geklettert ist, die Schiiten wissen die Stelle, wo Abraham seinen Sohn Isaak opfern wollte, wo Adam seine Eva fand, und vor allen Dingen auch, wo Noah begraben liegt.

Alle Türken und Araber sind Sunniten. Schiiten sind asiatische Kurden, russische Tscherkessen, alle Perser und alle mohammedanischen Indier.

Sunniten und Schiiten sind Todfeinde. Aber ein allgemeiner Religionskrieg scheint heute ganz ausgeschlossen zu sein – so ausgeschlossen wie ein Krieg zwischen Katholiken und Protestanten innerhalb Deutschlands, oder so wenig, wie überhaupt wegen christlicher Religionsverschiedenheit heute noch ein Krieg erklärt werden kann.

Die Todfeindschaft zwischen Sunniten und Schiiten besteht so mehr für den ›Hausbedarf‹, sie drückt sich aus durch Schimpfen, durch Anspucken und durch ... das ist dort eben die Hundetürkei, in Asien geht's noch unzivilisierter zu – da kann einer schon einmal zur Ehre des wahren Glaubens massakriert werden. Aber einen Religionskrieg gibt es deswegen nicht!

Hier am Fuße des Ararat liegt der heilige Noah begraben. Oben ist auch noch seine Arche zu sehen, versteinert. (Es gehört freilich etwas Phantasie dazu.) Und hier wird die Sache international. Vom Westen und Süden her kommen

Kurden und einige schiitische Araber, vom Norden her russische Tscherkessen, und aus dem Osten in Strömen Perser und mohammedanische Indier, welche den weitesten Weg nicht scheuen, um an Noahs Grabe zu beten, welches auf persisch Kahab-Nuh heißt. — — —

»Wie denken Sie über den Imam von Kahab-Nuh?«

»Seinetwegen haben Sie die weite Reise gemacht?« fragte der Konsul entgegen. »Was soll denn mit dem los sein?«

»Bitte, geben Sie erst mir Ihre Ansichten, dann werde ich mich Ihnen erklären. Ich war ja schon einmal hier, bin dicht in der Nähe des Heiligtums vorbeigeritten, mußte mich durch Pilgerscharen drängen, mit denen ich manches Rencontre hatte, muß aber gestehen, daß mir eben diese Feindseligkeiten nur Spaß machten, sonst hatte ich damals sehr wenig Interesse für diese mohammedanischen Religionsverhältnisse.«

»Nun, ich kann diesem neuen Imam nichts Uebles nachsagen.«

»Das glaube ich schon, aber . . . Sie sprechen schon von einem ›neuen‹. Zu meiner Zeit war ein anderer da, nicht wahr?«

»Jawohl. Vor vier Jahren starb Imam Ahmed ben Josu, der wohl dreißig Jahre lang dem Grabe Noahs vorgestanden hat.«

»Das war ein Araber?«

»Nein, ein schiitischer Türke.«

»Und der jetzige?«

»Ist ein Indier, und zwar ein Radscha, sogar ein Mahara-dscha, ein Prinz.«

»Aus welchem indischen Fürstenhause stammt er?«

»Aus dem Herrscherhause von Lahore. Eine Erbfolge, soweit sie unter dem Protektorat Englands noch möglich ist, gab es bei Prinz Saka Malek überhaupt nicht, da er ein zweiter oder dritter Sohn des Maharadschas war, außerdem machte er sich noch dadurch unmöglich, daß er zum schiitischen Mohammedanismus übertrat, wobei er den Namen Jussuf annahm.«

»Weshalb trat er zum Mohammedanismus über?«

»Keine Ahnung, Sir. Wohl aus Ueberzeugung. Er ließ sich eben bekehren.«

»Imam Ahmed hatte keine Kinder?«

»Nein. Sonst wäre doch ein Sohn von ihm Hüter des Heiligtums geworden. Die Imamschaft ist erblich.«

»Prinz Jussuf wurde zum Imam gewählt?«

»Ahmed hatte ihn als seinen Nachfolger bezeichnet, und die Schiiten, die alljährlich hierherkommen, nahmen ihn gern an.«

»Prinz Jussuf war bereits vorher hier?«

»Er hatte bereits zwei Jahre Priesterdienste verrichtet.«

»Und die Gläubigen hingen an ihm?«

»Sehr.«

»Die Pilgerwanderungen haben sich seitdem vermehrt?«

»Ganz bedeutend. Besonders aus Indien. Konnte man jährlich auf zweitausend indische Pilger zählen, so jetzt auf neuntausend, und das nimmt noch immer zu. Das ist ja auch leicht begreiflich. Er ist eben selbst ein Indier, noch dazu ein Fürst.«

»Wie haben denn die Perser und vor allen Dingen die Kurden diese Wahl eines Imams aus einem fremden Lande aufgenommen?«

»Ohne jede Schwierigkeit. Sogar mit Enthusiasmus. Dieser indische Prinz ist schwerreich. Er brachte sein ganzes bewegliches Gut mit. Es sollen viele Karawanen gewesen sein, darunter Kamele, die ganz mit Gold und Silber bepackt waren, und er nimmt wohl Geschenke für das Heiligtum von den Pilgern an, aber nicht für sich selbst, wie es sonst die Imame nur zu gern tun. Außerdem ist er ein sehr ritterlicher Charakter und ein großer Jäger vor dem Herrn; denn das wissen Sie doch, daß dies mit dem geistlichen Ornat eines Imams zu vereinbaren ist.«

»Jawohl, das weiß ich.«

»Nun eben durch diese seine ritterlichen Eigenschaften, durch seine Körperkraft und Waffengewandtheit hat er sich die besondere Sympathie der kriegerischen Kurden erworben.«

»Soll er nicht ein großer Frauenverehrer sein?«

Der alte Herr lächelte.

»Mein Gott, dafür ist er eben ein Mohammedaner! Der mohammedanische Geistliche braucht nicht im Zölibat zu leben. Der Imam darf sich einen ganzen Harem halten, und als Prinz darf er es doppelt. Der Imam von Kahab-Nuh ist sogar geradezu dazu verpflichtet. Der hat doch einen großen Palast, der muß bevölkert werden. Die Pilger wollen sogar Pracht und Glanz sehen, sonst wäre es eben kein echter Imam. Nun kommt die Ehre jedes Vaters dazu, seine Tochter als Weib oder doch als Odaliske des heiligen Imams zu wissen – so wetteifern Kurden, Tscherkessen, Perser und schitische Indier miteinander, den Harem des Imams mit den schönsten Weibern zu füllen.«

»Wieviel wird er darin haben?«

»Das weiß ich wirklich nicht.«

»Tausend?«

»Nu nein!« lachte der Konsul. »So schlimm ist die Sache nicht.«

»Hundert?«

»Sir, da vermag ich Ihnen durchaus keine Auskunft zu geben. Das kann aber auch kein anderer Mensch.«

»Weshalb nicht?«

»Alles, was das Heiligtum und die Palastwohnung anbetrifft, ist Mysterie, ein Geheimnis. Die Pilger erfahren so etwas doch selbst nicht. Und wer einmal als Diener in den Palast oder in die Moschee aufgenommen ist, der kommt dort auch nicht wieder heraus, oder aber sein Mund ist durch furchtbare Schwüre verschlossen.«

»Wie ernähren sich die Palast- und Moscheebewohner?«

»Das ganze meilenweite und äußerst fruchtbare Gebiet im Süden des Ararat gehört der Moschee. Es hat vortreffliche Weidegründe und wird von Guranen bestellt. Das liefert alles, was die Moschee braucht. Aber ein Schluß, wieviel Menschen drin sind, ist durchaus nicht zu ziehen.«

»So gehören diese Ackerbau und Viehzucht treibenden Guranen mit zu der Moschee?«

»Nur indirekt. Eingeweiht sind die in nichts.«

»Wohnen in diesem Gebiet auch kriegerische Assireten?«

»Massenhaft. Sie bilden die Schutzgarde der Moschee.«

»Ueberfallen diese auch Reisende und Karawanen, wovon der Kurde ja nun einmal nicht lassen kann?«

Plötzlich nahm das Gesicht des Konsuls einen ganz anderen Ausdruck an.

»Ah, jetzt verstehe ich, was Sie hierherführt! Sie fragten mich vorhin, ob in letzter Zeit und speziell unter der Imamschaft des Prinzen Jussuf etwas Außergewöhnliches passiert

sei. Ich verneinte. Aber freilich an solche räuberische Ueberfälle dachte ich nicht. Die sind hier allerdings an der Tagesordnung. Aber davon spricht man hier gar nicht mehr. Wenn man in diesen Gegenden von Stadt zu Stadt reisen will, so muß man sich einer wohlbewaffneten Karawane anschließen, die jedem kurdischen Räubertrupp widerstehen kann, und wer das nicht tut, der ist selbst schuld daran, wenn er Eigentum und selbst das Leben verliert; denn der Kurde ist nun einmal ein geborener Räuber, er fühlt sich als Herr der Steppe, ist es tatsächlich, da ist die türkische Regierung ganz ohnmächtig, deshalb kann er für sicheres Geleit mit Recht einen Tribut fordern, und wird ihm der verweigert, so greift er an . . . «

»O nein, das meinte ich gar nicht mit meiner Frage,« fiel Nobody jenem ins Wort.

»Ich dachte, Sie glaubten, die Kurden müßten etwa dem Imam etwas von ihrer Beute abliefern.«

»O nein, o nein,« lächelte Nobody. »Kennen Sie den Imam persönlich?«

»Ich habe ihn noch nie gesehen.«

»Wie kommt das?«

»Du lieber Gott, wir sitzen hier doch wie in einem Gefängnis. Haben wir eine Reise zu machen, so müssen wir uns eben einer Karawane anschließen, sonst kommen wir nicht aus den Mauern von Bajasid heraus, und der Imam kommt nicht hierherein.«

»Weshalb nicht?«

»Nun, was soll er hier? Der hat in seinem Palast alles, was er braucht, und sonst geht er nur in die Steppe jagen.«

»Erweist er nicht manchmal dem Kaimakam seine Reverenz?«

»Dem Gouverneur von Bajasid? Die geistliche Macht ist ja von der weltlichen absolut getrennt, und dazu ist noch ganz undenkbar, daß ein Schiite einen Sunniten besucht oder umgekehrt.«

»Aber eine direkte Feindschaft herrscht sonst nicht zwischen den beiden?«

»Durchaus nicht. Die sind füreinander Luft.«

»Läßt der Imam für seinen Harem auch Frauen oder Mädchen mit Gewalt rauben?« sprang Nobody plötzlich auf ein schon einmal berührtes Thema zurück.

Aber der Konsul witterte jetzt nicht mehr die versteckte Frage eines Detektivs, der sich über etwas orientieren wollte.

»Ja und nein,« lautete seine Antwort. »Sir, da kommen die kurdischen Verhältnisse der freien Steppe in Betracht. Sie kennen doch den Wahlspruch fast aller asiatischen Steppenvölker: Geraubt muß das Liebchen sein! Der Kurde muß wie der Tscherkese und der Kirgise seine Braut aus dem heimatlichen Hause entführen, rauben, mit List oder mit Gewalt. Wird er dabei erwischt, so setzt es von dem Vater und den Brüdern Prügel, unter Umständen kann er dabei seinen Tod finden, was dann aber niemals zur Blutrache führt. Gelingt es ihm, so ist die Sache *allright*, der Flüchtling wird nur bis zu einer gewissen Grenze verfolgt, dann aber wird der Räuber des Mädchens als Schwiegersohn und Schwager freudig in die Arme geschlossen. Das sind Verhältnisse, die gar nicht so ohne männliche Ritterlichkeit sind. Es erinnert sogar sehr an die alten Spartaner, wo der Mann seine Frau, die im Hause der Eltern blieb, nur heimlich besuchen durfte, unter Gefahr seines Lebens, um . . . dem Staate kräftige Kinder zu verschaffen, sagte man, und es dürfte wohl

etwas Wahres daran sein. Nun werden kurdische Mädchen auch für den Harem des Imams geraubt. Hier genau dasselbe. Ein tapferer, frommer Kurde, ein echter Assirete kommt auf den Gedanken, dem heiligen Priester ein schönes Mädchen zu schenken. Er hält Umschau, sieht eine, raubt sie. Gelingt's ihm nicht, wird er dabei erwischt, wird er geprügelt, unter diesen Umständen allerdings gewöhnlich tot. Oder er wird als Mädchenräuber gleich erschossen. Glückt's seinem Wagemut, so gereicht es den Eltern und Geschwistern zur höchsten Ehre, ein Familienmitglied im Harem des heiligen Imams zu haben. Ländlich, sittlich. Bei den Sunniten, sogar in der europäischen Türkei herrschen ja ganz genau dieselben Verhältnisse.«

»Werden auch sunnitische Mädchen für den Harem des Imams geraubt?«

»Warum nicht?«

»Nun, wegen der verschiedenen Religionen.«

»Daß das Weib bei den Mohammedanern religionslos ist, wissen Sie doch. Das aber würde Blutrache nach sich ziehen, deshalb wird es vermieden.«

»Aber es kommt vor?«

»Gewiß.«

»Wenn das Mädchen, das kurdische oder schiitische Mädchen meine ich, nun schon verlobt gewesen ist?«

»Bah. Hier liegen doch ganz andere Verhältnisse vor. Was weiß denn so ein mohammedanisch erzogenes Mädchen und Weib von Liebe!«

Es hatte recht verächtlich geklungen.

»Werden für den Harem des Imams manchmal auch europäische Mädchen geraubt?« fuhr der beharrliche Frager fort.

»Von wem denn? Woher denn? Es könnte sein, gewiß, ebensogut wie doch auch im Serail des Sultans genug Europäerinnen sind, die sich nicht freiwillig verkauft haben. Aber, wie gesagt, wer hier in die Sklaverei der Mohammedaner fällt, der ist selbst schuld daran. Wir sind hier im wilden Kurdistan, wo die Gesetze der Steppe herrschen. Nur innerhalb der Ringmauern, die von Militär bewacht werden, ist man gesichert, die Kurden oder andere räuberische Stämme werden sich hüten, es mit der Regierung zu verderben, deshalb soll man die Stadtmauern nicht verlassen, und muß man es doch tun, so nur unter genügender militärischer Bedeckung oder sonst unter bewaffnetem Schutze, den jede größere Karawane gewährt.«

Nobody schien seine Fragen erschöpft zu haben.

Er hatte seine Hand auf den Kopf des Hundes gelegt, der geduldig neben ihm saß, und blickte sinnend auf diesen herab.

»Mich führt,« begann er dann wieder, seine Stimme möglichst dämpfend, »ein höherer Befehl . . . «

Er brach sofort wieder ab. Der Hund war daran schuld. Dieser legte plötzlich, ohne sonst einen Laut von sich zu geben, eine Vorderpfote auf Nobodys Knie und wendete dabei den klugen Kopf nach einer der drei Türen.

Nobody folgte dem Blick und beugte sich schnell vor.

»Wir werden belauscht!« flüsterte er.

»O nein, meine Diener sind so erzogen, daß sie . . . «

»Still, an der Mitteltür dort lauscht jemand!«

Und dann fuhr Nobody mit der vorigen, also gedämpften Stimme fort, zuerst ganz unverständlich für den Konsul:

»Jawohl, Mr. Spoon, da haben Sie ganz recht. Ich bekam den Auftrag, die Verhältnisse dieses Landes zu . . . «

Dabei aber hatte sich Nobody schnell erhoben, ging unhörbaren Schrittes nach der Mitteltür, immer sprechend – da aber hatte der Konsul die seltsame Vision, als ob Nobody noch immer dicht vor ihm säße, er glaubte förmlich, den warmen Atem des Sprechenden zu fühlen, es kam ihm also durchaus nicht so vor, als ob sich der Sprechende dabei von ihm entferne, und die Täuschung wäre eine vollkommene gewesen, hätte er die Augen geschlossen.

Nobody gebrauchte einfach seine Kunst, eine Art des Bauchredners, um einen Lauscher über sein Näherkommen zu täuschen. Und er oder vielmehr sein Hund sollte sich dann auch nicht getäuscht haben.

Als er schnell die nach innen aufgehende Tür öffnete, stand dicht davor ein in orientalische Tracht gekleideter Mann, offenbar ein Indier, in einer etwas gebückten Stellung, welche nur zu deutlich verriet, daß er Ohr oder Auge am Schlüsselloch gehabt hatte.

Ein paar Worte stammelnd, eilte der Ueberraschte davon.

»Haben Sie auch indische Diener in Ihrem Hause?« fragte der zurückkehrende Nobody ganz harmlos.

Der Konsul machte ein nicht minder bestürztes Gesicht, als der Indier es soeben gezeigt hatte.

»Ja, zwei – aber – aber – das ist ja unerhört – ich habe ihn stehen sehen – er muß wirklich gelauscht haben – aber das war kein Diener – das war Charid Abdallah, den ich als Gast beherberge – ein Seidenhändler aus Delhi, der auf der Wallfahrt bei mir gleich Einkäufe machen will – aber so ein Benehmen ... «

»Nun, verzeihen wir ihm diese menschliche Schwäche,« beruhigte Nobody, sich wieder setzend, den Aufgeregten.  
»Jedenfalls haben wir gezeigt, daß wir uns nicht belauschen

lassen. Sprechen Sie noch so gut Deutsch wie vor fünfzehn Jahren? Bedienen wir uns des Deutschen. Das wird hier wohl niemand verstehen.«

Und Nobody schilderte, was ihn hierhergeführt hatte, ganz der Wahrheit gemäß – allerdings manches verschweigend.

Täglich erhielt der berühmte Detektiv nach seiner englischen Residenz aus aller Herren Ländern Briefe, die ihn um Hilfe baten.

Da hatte in Rußland, dort, wo sich Fuchs und Wolf Gutenacht sagen, ein Gutsherr anonyme Schmähbriefe erhalten, und nun sollte der englische Champion-Detektiv kommen und den Bösewicht herausfinden; Reise und alles würde fürstlich honoriert. Oder im belgischen Kongostaat war man in einem Kasino der festen Ueberzeugung, daß ein Mitglied beim Kartengeben das Glück zu korrigieren wisse, der Kerl war aber nicht zu überführen, und nun möchte doch der berühmte Champion-Detektiv usw. Oder im westlichen Amerika konnte eine heiratslustige Witwe, Besitzerin einer Silbermine, die Totenscheine von ihren drei früheren Männern nicht finden, und die müßten erst zur Stelle, der Champion-Detektiv möchte doch die Güte haben usw.

Es waren unter der täglichen Post ja auch noch andere Briefe – es sollte nur einmal gezeigt werden, was für Anforderungen alles an den Champion-Detektiv gestellt wurden.

Ein Schreiben aus dem Geheimkabinett Seiner Majestät des türkischen Sultans fand natürlich mehr Beachtung. Nobody folgte der Einladung, ohne noch zu wissen, was man von ihm verlangen würde.

Der Champion-Detektiv wurde wie ein Fürst aufgenommen. Bitte um eine Zaubervorstellung. Aber das war nur

eine Einleitung, ein Vorwand. Aus der Privatwohnung des Sultans im Serail war ein wichtiges Dokument entwendet worden. Wer war es, wo ist es? Und Nobody, in der Verkleidung eines Eunuchen, war sicher der erste Europäer, der mit Einverständnis des Sultans im ganzen Serail herumspionieren durfte.

(Daß er schon einmal im Serail gewesen war, davon ahnte der Sultan freilich nichts, und auch Mr. Spoon bekam es nicht zu erfahren. Wir selbst überspringen diese Episode aus Nobodys Leben, weil sie zu viel Wiederholung gebracht hätte; bemerkt sei nur, daß Nobody das verschwundene Dokument sehr schnell wiedergefunden hatte – nirgends anders als bei der Walide-Sultanin selbst. Wie sich Mutter und Sohn dann ›in Güte‹ auseinandersetzten, das erfuhr Nobody nicht.)

Bemerkenswert ist die Zaubervorstellung, welche Nobody vor türkischen Großen und deren verschleierte Haremsweibern gab.

Unter den geladenen oder vielmehr eingeladenen Gästen – für gewöhnlich kann man nur Kanonen und andere Schießinstrumente laden, dann kann man allerdings manchmal auch schief geladen haben, aber sonst einen Menschen zu laden, das versteht nur der deutsche Bürokrat und sein gehorsamer Diener, als Ladestock benutzen sie wahrscheinlich ihren Zopf – also unter den eingeladenen oder zufällig anwesenden Gästen befand sich auch kein geringerer als der Sultan von Maskat, welches Reich an der Südostküste Arabiens liegt. Ist es auch nicht mit der riesigen Türkei zu vergleichen, so tauscht der Sultan von Maskat mit dem von der

Türkei doch noch lange nicht, und sein abhängiges Vasallentum zum Beherrscher aller Gläubigen steht nur auf dem Papier.

Man lese nur nach, was Maskat zu bedeuten hat! Da wird man vielleicht finden, daß der Herrscher nicht Sultan, sondern Imam von Maskat heißt. Aber es wurde schon gesagt, daß auch die Sunniten ihre Imame haben, und der Imam von Maskat ist ein echter Sunnit, so echt, daß er seinem Lieblingshund, der ihn nach Konstantinopel begleitet, den Namen Sunna gegeben hatte, d. h. also Ueberlieferung, und die Ueberlieferung dieses Hundes oder vielmehr Hündin – die Araber halten es überhaupt nur mit dem weiblichen Geschlecht, das männliche ist bei ihren Pferden und Hunden nur zu Zuchtzwecken da – reichte auf mehr denn tausend Jahre zurück, während der Stammbaum seiner Lieblingsstute, die er gleichfalls mitgenommen hatte – war er doch bis nach Skutari geritten – die er nach des Propheten Lieblingsfrau Aischa oder die Kostbare genannt hatte, nur bis zur Hedschra oder bis zum Jahre 622 nach Christi Geburt zurückging. Denn auf dem Rücken ihrer Ur-ur-ur-ur-urgroßmutter, die sich Manekeye nannte, war der Prophet ausgekniffen.

Diesem Sultan von Maskat also hatte es Nobody besonders angetan. Das kaffeebraune Männchen war ganz außer sich gewesen. Nobody kam eigentlich gar nicht weiter, als eine Münze aus seiner geschlossenen Hand herauszuhexen und wieder hineinzuhexen, so wie es besonders ausführlich im ersten Hefte der ersten Serie beschrieben wurde, worin Mr. Nobody nun allerdings etwas los hatte.

Unbegreiflich! Der abstinente Araber war wie berauscht.

»Wenn die Münze jetzt nicht mehr in deiner Hand ist, soll Aischa dir gehören!« rief er, des Zauberkünstlers Hand, in

der er soeben das Goldstück noch gesehen, mit seinen beiden umklammernd.

Er ließ sie los, Nobody öffnete mit ausgestrecktem, nacktem Arm seine nach unten gehaltene Faust, drehte sie herum – die Münze war verschwunden, die Manekeye war sein.

»Wenn der Beschlik jetzt wieder in deiner Hand ist, gehört dir meine Sunna!!« rief der Araber außer sich.

Eigentlich war das unmöglich. Er hatte Nobodys Hand nicht wieder aus der seinen gelassen, sie von allen Seiten untersucht.

Seine Hand in den beiden des Arabers lassend, schloß Nobody sie wieder zur Faust, öffnete sie – der Beschlik, eine türkische Goldmünze, war wieder darin.

Nobody hatte dem arabischen Sultan Pferd und Hund abgeknobelt, vielleicht das Kostbarste, was dieser besaß. Zuerst wollte Nobody ablehnen. Aber da gab es bei dem Araber nun nichts! Nobody durfte nicht ablehnen! Auch kein Gegengeschenk gab es! Hier war überhaupt nichts verschenkt worden!

Oder glaubte der Imam, der Gewinner könne dieses Pferd nicht besteigen? Er hatte nämlich vorher versichert und auch bewiesen, daß seine Manekeye keinen anderen Reiter auf seinem Rücken duldete.

Oder glaubte er, die edle Hündin mit Menschenverstand folge keinem anderen Herrn?

Nobody, zur Annahme förmlich gezwungen, schwang sich in den Sattel, rief den Hund beim Namen, und er ritt davon!

Vorher aber erfolgte noch eine Unterredung mit dem Padschah. Mit wenigen Worten ist es erledigt: Der Imam von Kahab-Nuh, Prinz Saka Jussuf, stand im Verdachte, gegen die türkische Monarchie mit persischen Großen eine Intrige

zu spinnen; zunächst sollten Religionsstreitigkeiten hervorgerufen werden. Und nun sollte sich Nobody nach Kahab-Nuh begeben, um dem Imam auf den Zahn zu fühlen. —

»Ich habe den Auftrag angenommen.«

Der Konsul schüttelte lange den etwas ergrauten Kopf.

»Das ist mir unverständlich.«

»Wieso?«

»Sie werden sich doch nicht etwa als Engländer ausgeben wollen?«

»Gewiß, als Lord Ralph Samson, der vom Padischah einen Ferman, eine Vollmacht erhalten hat, die jeder türkische Vasall zu respektieren hat. Bedenken Sie doch: wen sollte der Sultan zu solch einem Auftrag auserwählen? Jeder Sunnit begeht lieber Selbstmord, ehe er durch Betreten eines schiitischen Heiligtums seine Seligkeit verliert. Sollte es ein Schiit sein? Der ist dem Imam doch viel ergebener als dem Sultan. So hat dieser zu der Mission einen christlichen Detektiven ausersehen — mich! — und ich will doch sehen, ob mir dieser Imam nicht Rede und Antwort stehen wird.«

Nach diesen energischen Worten schüttelte der Konsul noch immer den Kopf.

»Sie wollen wirklich als Christ das schiitische Heiligtum betreten?«

»Zunächst nur den Palast des Imam.«

»Das genügt schon. Sie kommen gar nicht hinein.«

»Das wird sich finden. Der Ferman des Sultans muß mir im türkischen Reiche jede Tür öffnen, auch die geheimste.«

»Und wenn es Ihnen gelingt — Sie wissen gar nicht, in was für eine furchtbare Gefahr Sie sich begeben!«

»An Gefahren bin ich gewöhnt, sie gehören zu meinem Berufe, und Gefahren sind dazu da, daß man sie besteht.«

Es war dunkel geworden. Durch das Haus erschollen die schmetternden Klänge eines indischen Gongs.

»Es wird zur Abendtafel gerufen,« sagte der Hausherr, sich erhebend.

»Nehmen daran Gäste teil?«

»Außer meinem Sohne und meiner Tochter gehören noch fünf Herren vom Geschäft wie mit zur Familie, und dann noch der fremde Indier, Charid Abdallah . . . «

»Ich bin und bleibe Lord Samson, auf einer Forschungs- oder Sportreise durch Kleinasien bis nach Persien begriffen.«

»Abgemacht!«

»Aber Ihre Frau Gemahlin? Ihr gegenüber möchte ich mich nicht verleugnen, ich möchte wenigstens, daß sie weiß, wie ich schon einmal ihr Gastfreund gewesen bin.«

»Das kann sie ja erfahren.«

»Nein, das ist nicht so einfach. Sie sagten doch, Ihre Gattin hätte schon damals die Vermutung ausgesprochen, jener Richard Falkenburg, der so wunderbar zauberte, könnte mit Nobody identisch sein, und das darf unter keinen Umständen bekannt werden.«

»Ah so. Nun, wir haben noch Zeit, ich stelle Sie meiner Frau erst allein vor. Ich hole sie sowieso stets ab und führe sie zu Tisch.«

»Machen wir das. Und bitte, halten Sie mich nicht auf. Gleich nach dem Abendessen breche ich wieder auf.«

»Was?!« stutzte der Konsul. »Sie bleiben nicht über Nacht hier? Sie wollen bei Nacht reisen?!«

»Sie haben doch vorhin selbst gesagt,« lächelte Nobody, »es sei für einen einzelnen Reisenden fast ganz unmöglich, durch das wilde Kurdistan zu kommen.«

Der Hausherr schlug sich vor die Stirn.

»In der Tat – bei unserer interessanten Unterhaltung habe ich das ganz vergessen – nur bei dem einzelnen Beduinen wunderte ich mich etwas – – ja, sind Sie denn nicht unter Bedeckung von Arnauten gekommen?«

»Ganz allein.«

»Wie ist das möglich!!«

»Dank dieses arabischen Pferdes, welches den Namen Windsbraut verdiente. Ich umging jede Stadt, nur nach Erzerum mußte ich, um mir vom Wali einen Paß für sein Wilajet ausstellen zu lassen, und dann wollte ich Sie noch einmal wiedersehen und sprechen. Sonst ging mein Weg durch die weglose Steppe, dabei fast immer bei Nacht. Am Tage schlief ich, bewacht von meinem Hunde, und noch ehe eine Gestalt für ein menschliches Auge sichtbar war, weckte er mich schon, und ehe jemand an eine Verfolgung denken konnte, war ich auf meinem geflügelten Rosse schon wieder den Blicken entschwunden. Freilich ist so etwas nur in einem Lande möglich, in dem es weder Eisenbahn noch Telegraphen gibt, in dem die Eingeborenen auch noch keine Briefftaubenpost kennen.«

»Sie sind ein staunenswerter Mensch,« sagte der Konsul mit aufrichtiger Bewunderung. »So haben Sie auf dem langen Wege gar kein Rencontre mit Kurden gehabt?«

»Nur ein einziges. Doch gar nicht von Bedeutung. Ich erzähle bei Tisch davon.«

Zunächst erneuerte Nobody die Bekanntschaft mit der Frau des Hauses, der er sich also zu erkennen gab, mit der er sich aber schnell einigte.

Dann bei Tafel, die auf einer Veranda gedeckt war, sah er Luzy wieder, Mr. Spoons reizende Tochter, die er vor fünfzehn Jahren auf den Knien gewiegt hatte, ferner ihren

um ein Jahr älteren Bruder Andrew, der sich aber ebenfalls auf den einstigen Gastfreund nicht mehr entsinnen konnte, auch der Hauslehrer war ihm neu, die vier jüngeren und älteren Herren wurden ihm vorgestellt, nur Engländer, die in Fabrik und Kontor angestellt waren. Charid Abdallah ließ sich wegen Zahnschmerzen entschuldigen, welche Meldung dem Hausherrn ein heimliches Lächeln entlockte.

Lord Samson erzählte von seinem Ritt. Erst hinterher entpuppte er sich als Taschenspieler und schilderte, wie er am Hofe des Sultans zu Pferd und Hund gekommen war. Die Herren hatten die beiden Tiere schon angestaunt.

»Der Imam von Maskat?« sagte da ein alter Herr mit hochgezogenen Brauen. »Sultan Osman Soliman? Ich habe mehrere Jahre in Maskat gelebt, und ich kenne ihn.«

Er hatte es in ganz eigentümlichem Tone gesagt.

»Sie meinen wohl, Sir, daß er seine kostbaren Tiere mir wieder abzunehmen suchen wird?« sagte ihm denn Nobody auch gleich auf den Kopf zu.

»Ja, Mylord,« war die offene Antwort. »Wohl mag Sultan Osman Soliman mit keiner Wimper gezuckt haben, als er Ihnen Pferd und Hund gab, geben mußte, aber . . . das weiß kein Araber zu verschmerzen, und am allerwenigsten, wenn er Sultan Osman Soliman heißt. Sehen Sie sich vor, Mylord.«

Diese Worte waren schon beim allgemeinen Aufstehen gesprochen worden, und man hatte beschlossen, sich noch etwas in dem vom Mondschein erleuchteten Garten zu ergehen.

Aber Nobody schloß sich nicht der Gesellschaft an, und Mr. und Mrs. Spoon wußten schon, daß er sich ohne Abschied entfernen würde. Wegen der Eigenartigkeit seiner Mission durften ihm keine Schranken gesetzt werden.

Nobody begab sich auf sein Zimmer, zündete die Lampe an, betrachtete seine Doppelbüchse, welche so harmlos in einer Ecke lehnte, wie der Burnus an einem Garderobehalter hing und der Gürtel mit Revolver und Patronentaschen auf einem Nebentisch lagen.

»Mein Burnus ist von einer fremden Hand berührt worden. Das ist verzeihlich, kann auch ein Zufall gewesen sein. Auffällig ist aber, daß auch die Kammer meines Gewehres geöffnet worden ist, wenigstens die eine, und am allerauffälligsten, daß sogar der Revolver einmal aus dem Futteral gewesen ist.«

Woran Nobody dies alles sofort erkannte, das war seine Sache, dafür war er eben Detektiv. Doch sonst hatte die fremde Hand nichts an seinen Waffen gemacht, wie er sich gleich aufs sorgfältigste überzeuete. Es war eben nur ein Neugieriger gewesen.

Nobody klingelte nach einem Diener. Der Erscheinende war ein Indier, wovon also zwei im Hause waren.

»Zieh mir den Stiefel aus,« sagte Nobody, der sich in einen Stuhl gesetzt hatte, und streckte jenem den Fuß entgegen.

Der Indier bückte sich und ergriff den Stiefel mit beiden Händen, begann zu ziehen.

»Wie heißt du?«

Der Diener richtete bei seiner Beschäftigung den Blick einmal nach oben.

»Tog . . . «

Sicher führte er den berühmten Namen Togluk, aber er brachte nur die erste Silbe hervor, plötzlich verdrehten sich seine Augen noch weiter nach oben, er war zur Statue erstarrt. Ein einziger Blick des Hypnotiseurs hatte genügt.

Nobody blieb sitzen, ließ ihm ganz gemütlich Bein und Stiefel in den Händen.

»Wie heißt du?«

»Togluk,« kam es mühsam hervor.

»Du wirst mir gehorchen!«

»Ich gehorche, Sihdi.«

»Mir auf alle Fragen der Wahrheit gemäß antworten!«

»Der Wahrheit gemäß,« lispelte der Hypnotisierte.

»Bist du während meiner Abwesenheit hier in diesem Zimmer gewesen?«

»Ja, Sihdi.«

»Hast du das Schloß meines Gewehres geöffnet und den Revolver aus dem Futteral gezogen?«

»Ich tat es, Sihdi.«

»Warum tatest du das?«

Nobody überzeugte sich durch weitere Fragen, daß es nur die Neugier eines orientalischen Dieners gewesen war.

»Bist du Schiit?«

»Ja, Sihdi.«

»Wallfahrst du manchmal nach Kahab-Nuh?«

Sogar sehr oft, jeden Monat einmal, er hatte das Heiligtum ja sehr nahe. Auch Tamerlan, der andere indische Diener, ging so oft hin, aber nie beide zusammen. Diese Wallfahrer hatten von den schiitischen Kurden nichts zu fürchten, brauchten sich also keiner Karawane anzuschließen, es war ihnen ja auch absolut nichts zu nehmen.

Dies alles mußte Nobody aus dem Hypnotisierten durch umständliche Fragen herausholen.

Nobody beugte sich in seiner unbequemen Stellung vor, bis sein Gesicht fast das des Indiers berührte, und er dämpfte seine Stimme bis zum leisesten Flüstertone herab.

»Weißt du, Togluk, was ein Thag ist?«

Der Hypnotisierte blieb die Antwort schuldig.

»Oder was ein Phansigar ist?«

Ja, das wußte er, und auch noch in diesem willenslosen Zustande verzerrte sich sein Gesicht zu einer Grimasse des Entsetzens.

»O, Sihdi, sprich nicht von den Schlingenwerfern . . . «

»Bist du selbst ein Phansigar?«

»Sihdi, Sihdi . . . «

»Sprich! Antworte ja oder nein. Bist du ein Phansigar?«

»Nein.«

»Weißt du, ob in Kahab-Nuh sich Phansigars aufhalten?«

»Nein, Sihdi.«

»Kennst du die Göttin Kali?«

»Ja,« erklang es mit einem Schaudern.

»Hast du schon ihr Bildnis gesehen?«

Nein, er kannte es nur vom Hörensagen, hatte es also auch nicht in Kahab-Nuh gesehen.

Ueberhaupt war dies ein ganz harmloser Mensch, wie sich Nobody weiter überzeugte; er ging nur nach Noahs Grab, um einen großen Steinblock zu küssen, der Noahs Gebeine enthielt, ließ sich vom Imam den Segen erteilen – er war ein wahrhaft gläubiger Schiit, der freilich sonst nicht das geringste mitteilen konnte.

Aber Nobody hatte noch nicht genug.

»Kennst du den Indier, der sich hier als Gast aufhält?«

»Ja.«

»Wer ist es?«

»Charid Abdallah.«

»Was weißt du sonst noch von ihm?«

Nichts anderes, als daß er ein Seidenhändler aus Delhi war und an Noahs Grab beten und zugleich mit Mr. Spoon Geschäfte machen wollte.

Wieder nichts! Aber bei der Hypnose kommt alles aufs Fragen an.

»Weißt du, daß dieser Charid Abdallah vorhin an der Tür gelauscht hat, als ich mich mit deinem Herrn unterhielt?«

»Ja.«

»Woher weißt du das?«

»Er sagte es mir.«

»Was sagte er dir? Sprich zusammenhängend, ich befehle es dir!«

»Ich sollte nach Kahab-Nuh laufen.«

Aha! In Nobody ging schon eine Ahnung auf.

»Weswegen solltest du nach Kahab-Nuh laufen?«

»Um den Imam zu warnen.«

»Wovor, warnen?«

»Vor . . . dir,« kam es zögernd heraus.

Und jetzt kam auch alles andere heraus. Freilich langsam genug. Es mußte alles herausgequetscht werden.

Entweder hatte Sunna zu spät gewarnt, oder der fremde Indier hatte noch auf andere Weise gelauscht.

Dieser Diener hier war von seinem vornehmen Landsmann auf sein Glaubensbekenntnis hin geprüft und als treuer Schiit befunden worden, worauf ihm der Indier gesagt, er solle so schnell wie möglich nach dem nur sechs Meilen entfernten Kahab-Nuh laufen und dem Imam ein Schreiben bringen.

Um den treuen Schiiten, welcher zögerte, gefügiger zu machen, hatte Charid ihm noch erklärt, der als Beduine gekleidete Engländer sei vom Padischah gesandt, die Verhältnisse in Kahab-Nuh zu prüfen, dem Imam drohe eine große Gefahr.

Aber Togluk war nicht gegangen. So ohne weiteres konnte er sich nicht aus dem Hause entfernen. Doch Tamerlan konnte ja gehen! Der hatte die ganze Nacht Urlaub, um bei seiner Herzallerliebsten zu weilen, brauchte erst morgen mittag zurück zu sein, und wenn er sich beeilte, konnte er sogar vor Sonnenaufgang wieder in der Stadt sein.

So war Tamerlan fortgerannt, welcher nicht dem Spottnamen entsprach, den man Timur, diesem asiatischen Napoleon, deshalb gab, weil er hinkte. Tamerlan heißt Lahmbein.

Nobody mußte sich beherrschen, um sein schweres Atmen zu unterdrücken.

»Wann ist Tamerlan mit dem Briefe fort?«

»Das Gong wurde gerade geläutet.«

Das war nun schon zwei Stunden her, so lange hatte das Abendessen gedauert.

»Hat Tamerlan einen Paß, daß er jederzeit die Tore passieren kann?«

»Nein.«

»Wie kommt er sonst zur Stadt hinaus?«

»Ueber die Mauer.«

Nobody wußte genug, und die Zeit drängte.

»Du wirst ohne jede Erinnerung an das, was ich jetzt mit dir gesprochen habe, erwachen. Erwache!!«

Die Augen des Dieners kehrten in die natürliche Stellung zurück, er mühte sich weiter ab, den Stiefel vom Fuß zu bekommen.

»Laß nur, ich behalte ihn an. Rufe sofort deinen Herrn, Mister Spoon, er wird im Garten sein. Ich möchte ihn sprechen.«

Der Diener eilte davon.

Schnell, aber ohne Hast, schnallte Nobody den Gürtel um, nahm sein Gewehr und hing sich den Burnus über die Schultern.

Im Hausflur traf der Konsul mit seinem wieder zum Beduinen gewordenen Gast zusammen.

»Was gibt es?«

»Etwas, was ich Ihnen nicht mit wenigen Worten auseinandersetzen kann, und jetzt ist jede Sekunde kostbar. Können Sie mir etwas besorgen, was Ihr indischer Diener Tamerlan auf dem Leibe getragen hat?«

Die Bestürzung des Konsuls war begreiflich.

»Was ist . . . «

»Tamerlan ist ein Verräter.«

»Er ist . . . «

». . . nach Kahab-Nuh gelaufen, um unser – belauschtes Gespräch dem Imam zu melden. Genug! Besorgen Sie mir etwas von ihm, woran ich meinen Hund riechen lasse, um seiner Spur zu folgen. Am besten ist ein Schuh, aber Sie müssen bestimmt wissen, daß er auch wirklich von Tamerlan ist. Schnell, verlieren Sie keine Sekunde! Sie finden mich im Stall oder schon im Hof.«

Der Engländer war nicht so schwer von Begriff, um jetzt nicht zu verstehen, um was es sich handelte. Vor allen Dingen um höchste Schnelligkeit! Er eilte davon.

Nobody begab sich in den Stall, wo ihm Aischa freudig entgegenwieherte. Das Pferd war noch gesattelt und gezäumt.

Sollte Nobody jetzt erst noch den fremden Indier in der Hypnose ausforschen? Nein, es hätte wenig Zweck gehabt. Was ihm jener sagen konnte, würde Nobody noch aus erster Quelle erfahren. Jetzt galt es, den Diener einzuholen, und sei es nur, um den Verräter zu züchtigen.

Da kam der Konsul schon, einen blauen Schnabelschuh in der Hand.

»Ist es bestimmt ein Schuh von Tamerlan?«

»Ganz bestimmt, und er hat ihn noch heute nachmittag angehabt.«

»Woher wissen Sie das?«

»Togluk war gerade in der Kammer, und da es so schnell gehen sollte, konnte ich ihn nicht erst . . . «

»Schadet auch nichts.«

Nobody ließ den Hund in das Innere des Schuhs riechen, dabei leise auf arabisch ihm zuredend, und man sah, wie das Tier förmlich seine Nase vollsaugte.

»Die Diener benutzen aber zum Aus- und Eingang eine Hinter . . . «

Das brauchte er dem edlen Beduinenhunde nicht erst zu sagen, dieser lief, bereits die Nase am Boden, um das Haus herum, Nobody, schon im Sattel, ihm nach, an einer kleinen Seitentür machte Sunna kehrt, lief einen schmalen Gartenweg entlang, kam auf den Hauptweg, zum Tore hinaus, bog in eine Seitengasse ein.

Es war Vollmond, draußen mußte ein starker Westwind herrschen, der hier zwischen den Häusern nur abgefangen wurde.

Einige nächtliche Spaziergänger stoben vor dem großen Hunde und noch mehr vor dem galoppierenden Pferde zur Seite.

Dabei überlegte Nobody ganz kaltblütig. Tamerlan hatte seinen Weg also über die Mauer und durch den Graben genommen. Würde er, Nobody, auch das Pferd hinüberbringen? Er hätte das östliche Tor benutzen können, und wenn er den Graben entlangritt, links herum, so mußte der Hund die Spur doch wiederfinden. Aber dadurch ging viel Zeit verloren, vielleicht konnte das Pferd dennoch hinüberkommen, und jedenfalls hatte sich dann Nobody orientiert.

Nach wenigen Minuten hörten die geregelten Straßen mit bewohnten Häusern auf, Ruinen kamen, dann tauchte vor Nobody die drei Meter hohe Mauer auf.

Gerade vor ihm aber glich sie einem Trümmerhaufen. Hier war eine Sackgasse gewesen, mit einem an der Mauer stehenden Hause endend, dieses war eingestürzt.

Der Hund war schon hinauf, blickte sich, auf der Mauer stehend, nach seinem Herren um, und das Beduinenroß verwandelte sich in eine Gemse.

Tatsächlich sind alle arabischen Pferde ausgezeichnete Kletterer, geben wenigstens keinem Maultiere etwas nach, wobei zu bedenken ist, daß es in den afrikanischen und arabischen Wüsten felsige Gebirge genug gibt, in denen der Beduine ebenfalls zu Hause ist.

Das Pferd stand mit zusammengestellten Füßen oben auf der Mauer, unter sich eine Tiefe von drei Metern.

Durfte Nobody den Sprung wagen? Ja. Er wußte, was man solch einem arabischen Roß, nur aus eisernen Knochen und stählernen Muskeln bestehend, zumuten kann.

Dann aber kam in einer Entfernung von fünf Metern von der Mauer ein Graben, den kein Mensch und kein Tier überspringen konnte.

Inwieweit er mit Schutt ausgefüllt war, konnte Nobody von hier aus nicht sehen, und auf jedem Wege kann ein Pferd einem Menschen, dessen Urahne ein Affe gewesen sein soll, denn doch nicht folgen.

Der Hund war schon hinab und wartete am Rande des Grabens, was sein Herr befehlen würde.

»Hier bleib stehen, Aischa, mein treues Tier,« flüsterte Nobody, glitt aus dem Sattel und gleich weiter in die Tiefe hinab, nur durch Festhalten mit den Händen die Gewalt des tiefen Sprunges abschwächend.

Ja, der Graben war ziemlich hoch mit großen Steinen angefüllt. Eine nette Wirtschaft, die hier herrschte! Doch diese Mauern und Gräben haben ja überhaupt gar keinen Zweck mehr, das wissen sogar diese barbarischen Asiaten. Was einfällt, bleibt liegen.

Die Hauptsache aber war, daß der Weg, wobei es noch immer gefährliche Sprünge genug gab, auch für ein Pferd gangbar war, d. h. für solch ein Beduinenroß.

Ein leises Zischen, und das wie eine Gemse auf der Mauer stehende Pferd verwandelte sich wiederum in eine Katze. Wie eine solche wenigstens ließ es erst die Vorderhufe an der Mauer hinabgleiten, dann noch rechtzeitig, da sich ein Pferd leicht überschlägt, ein Abstoß, und es befand sich am Boden, beim Aufschlagen nur wenig in die ehernen Gelenke einknickend.

Auch der zweite Spring- und Kletterweg gelang, und nun jagte dieses edle Roß über die Steppe hinweg, mit dem Bauche fast den Boden berührend, dem Hunde nach.

Nobody grübelte nicht darüber nach, was für Folgen es haben könnte, wenn er den Indier nicht mehr einholte. Er dachte an etwas anderes, während er so dahinsauste, von

Windstille umgeben, weil er mit dem starken Westwinde gleichen Schritt hielt.

Vor ihm, noch weit, weit entfernt und doch im hellen Mondschein mit handgreiflicher Deutlichkeit, stieg in gewaltiger Majestät der Ararat empor, in der Sprache des Landes der Kuhi-Nuh, der Berg Noahs, der noch dem Schiffer auf dem siebzig deutsche Meilen entfernten Kaspischen See als Wegweiser dient, und wenn man es wußte, so konnte man oben zwischen den Sternen den Felsblock auf dem Gipfel wirklich für ein Schiff, für die versteinerte Arche Noahs halten.

Seltsam! Im fernen Amerika hatte Nobody eine Arche Noah verlassen, und sein nächstes Ziel war wieder eine solche! Aber es gab noch Seltsameres zu bedenken.

In Scotts rotem Buche gab die fünfte geographische Ortsbestimmung den Ararat an, und als sich Nobody genauer mit der Karte beschäftigt, hatte er erkannt, daß es sich nur um das schiitische Heiligtum, um Noahs Grab handeln könne.

Er war entschlossen gewesen, sich dorthin zu begeben. Nun aber hatte Nobody in Paris einen ihm von London nachgeschickten Brief erhalten, in dem ihn der Sultan der Türkei zu sich einlud.

Das wollte er sich nicht entgehen lassen, da würde er Wege finden, sich einen allmächtigen Ferman zu verschaffen, denn der Sultan würde von ihm doch gewiß eine Gefälligkeit fordern.

Und da hatte der Sultan ihn nach Erledigung jener anderen Sache gebeten, sich doch nach Kurdistan, nach dem Ararat, nach dem Grabe Noahs zu begeben!

Wunderbar! Immer mehr sah Nobody ein, daß es ein Schicksal gibt, dem man nicht entrinnen kann – ohne daß der Mensch der Spielball eines launenhaften Zufalls wird!

Mensch, du Sohn des Himmels und der Erde, schließe dich einmal ein in dein Kämmerlein und suche deinen ganzen bisherigen Lebensweg zu überblicken, suche alles zu ergründen, was bisher in dein Leben eingegriffen hat, wie, wo und weshalb, und du wirst erkennen, wie alles genau so gekommen ist, wie es kommen mußte – und trotzdem bist du doch nur das, wozu du dich selbst gemacht hast, du ganz allein!!

Hat dir das Schicksal, jenes unfaßbare Etwas, welches wir Gott nennen, den Stempel des Künstlers aufgedrückt? Dann kannst du nichts dafür. Du kannst nichts dafür, daß dich eine unwiderstehliche Sehnsucht nach Rom zieht. Gewiß, du wirst nach Rom kommen. Das Schicksal will es. Aber nach Rom führen viele Wege. Und an dir allein, ganz allein liegt es, ob du dereinst dieses Schicksal, welches dich ohne deinen Willen zum Künstler gemacht hat, segnen oder verfluchen wirst – je nachdem du dich regst oder die Hände in den Schoß legst, ob du die dir gegebenen ›Zufälle‹ zu benutzen verstehst oder nicht. Und das gilt von jeder Lebenslage, von jeder!

Denke an das Kartenspiel, an das Skatspiel. So trivial dieser Vergleich auch sein mag – er ist richtig. Außerdem ist er von Artur Schopenhauer.

Unwiderruflich verteilt das Schicksal die ›Zufälle‹, die Karten. Aber du magst noch so viel Trümpfe in der Hand haben – wenn du schläfst, die Trümpfe nicht zu benutzen verstehst, dir in die Karten blicken läßt, dann verlierst du.

In diesem Sinne hatte der prophetisch veranlagte Edward Scott niemals die Karten vorausgesehen, welche sein Freund in die Hand bekommen würde, sondern immer nur den Platz, auf welchem Nobody beim Spiele saß. —

Schon längst war die Stadt hinter dem flüchtigen Reiter verschwunden. Immer dürftiger wurde das an sich schon magere Steppengras, bis es ganz der gelben Sandwüste Platz machte.

Da plötzlich stand der mit mächtigen Sätzen vorauseilende Hund still, wie es eben nur solch ein Beduinenhund vermag, die Vorderfüße tief im Sande eingegraben, und gleichzeitig ließ er ein klägliches, schauerliches Winseln ertönen.

»Eine Leiche oder doch Menschenblut!!« war Nobodys sofortiger Gedanke.

Schon war er aus dem Sattel. Auch das Beduinenroß hatte auf Befehl im Augenblick gestanden, sich mit den stemmenden Vorderbeinen förmlich in den Sand bohrend, dann aber zeigte es eine auffallende Angst, das sonst so gehorsame Tier blieb nicht wie sonst unbeweglich stehen, es befreite sich von der Sandklammer und galoppierte zitternd seitwärts, um erst in einiger Entfernung wieder stehen zu bleiben und schnaubend nach Herrn und Hund zu blicken, und dieser letztere fing jetzt, nach dem Monde blickend, erst recht jämmerlich zu winseln an, aber nicht laut zu heulen.

Das konnten nicht nur Menschenknochen sein, welche hier im Sande verscharrt waren, sonst wären diese Wüstentiere oft genug auf die Stelle gebannt worden. Es mußte eine noch in der Verwesung begriffene Leiche sein, jedenfalls — Nobody hatte eine bestimmte Ahnung.

»Wie hat Tamerlan hier seinen Tod gefunden? Wer hat ihn hier verscharrt?«

Spuren waren nicht zu sehen. Jetzt wurde Nobody von einem heftigen Winde umbraust, der auch die Spuren seines Pferdes schon wieder mit Sand zugedeckt hatte.

Nobody konnte nur seine Hände als Schaufeln benutzen. Es ging schnell genug. Aber oberflächlich lag die Leiche nicht, und Nobody konnte sich nicht irren, auch der Hund scharrte mit, genau die Stelle bezeichnend, wo sein Herr zu graben hatte.

Das kreisrunde Loch war schon einen halben Meter tief – immer noch nichts!

Da bekam Nobody etwas in die Hand – Fleisch – den unteren Teil eines Beines!

Es gehörten dieses Detektivs eiserne Nerven dazu, um das Gefaßte nicht mit Entsetzen gleich wieder fahren zu lassen.

»Das fühlt sich doch fast noch warm an?« murmelte er. »Dann ist es auch bestimmt der indische Diener. Wer anders soll es auch sein?«

Er zog das Bein etwas aus dem Sande, bis er die braunschwarze Haut sah, zog aber nun an diesem Gliede nicht den ganzen Körper hervor, sondern fuhr fort, den Sand wegzuschaukeln, um so die ganze Leiche bloßzulegen. Auf diese Weise konnte ihm nicht so leicht etwas anderes verloren gehen, im losen Sande verschwinden.

Der Unterleib, der Oberkörper kam zum Vorschein. Der Leichnam war ganz nackt.

Jetzt hob Nobody den Kopf des Mannes empor und ... Nobody erstarrte mitten in der Bewegung.

Er fühlte sich plötzlich nach Paris versetzt, nach der Rue de Lahire.

Der Kopf war dran am Körper, aber . . . die Augen fehlten, aus den leeren Höhlen sahen nur noch abgerissene Sehnen hervor!

Nun war es erwiesen! Wenn nicht die direkte Spur von Monsieur Gueits Mörder hierherführte, so hing jene Mordaffäre wegen des Teppichs doch mit dem schiitischen Heiligtume zusammen!

Dem Konsul gegenüber hatte Nobody gar nichts von dem rätselhaften Morde in Paris angedeutet. Dieser schien noch nichts davon gehört zu haben, es konnte auch gar nicht der Fall sein; denn Nobody wußte bestimmt, daß er die langsame Karawanenpost, welche auch Zeitungen brachte, überholt hatte. Und wäre dem Konsul etwas bekannt gewesen, daß hier in letzter Zeit Morde stattfanden und den Toten die Augen ausgerissen wurden, so hätte er doch zu dem Detektiven sicher davon etwas gesagt.

Bei der Abendtafel wiederum hatte Nobody einmal ein Thema über persische und andere Teppiche angeschlagen, über heilige Teppiche; aber keiner der Anwesenden hatte eine Andeutung gemacht, daß hier jetzt oder früher einmal ein Teppich entwendet worden wäre.

So war Nobody ganz auf sich selbst angewiesen.

Wer hatte den indischen Botenläufer hier ermordet und ihm die Augen ausgerissen? Und war denn dieser Indier nicht selbst ein Schiit, welcher nach jenem Heiligtume . . .

»Halt! Ruhig Blut!« kommandierte Nobody sich selbst. »Wer sagt mir denn, daß dies der mit dem Briefe abgesandte Indier sein muß? Das muß erst bewiesen werden. Ich kenne Tamerlan ja gar nicht, habe keine Beschreibung seines Aussehens. Dieser Mann hier sieht überhaupt viel eher wie ein Araber aus, als wie ein Indier! Und wer sagt mir vor allen

Dingen, daß hier wirklich die Spur Tamerlans, den ich verfolge, zu Ende ist? Doch, das kann mir Sunna sagen. Komm her, Sunna!«

Nobody beschäftigte sich mit dem Hunde, sprach zu ihm wie zu einem Menschen, ließ ihn nochmals an dem blauen Schuh riechen – und wahrhaftig, Sunna rannte mit zu Boden gesenkter Nase ostwärts weiter.

Doch Nobody rief ihn zurück.

»Kein Zweifel, Tamerlan ist weitergelaufen. Sunna irrt sich nicht, folgt nicht etwa einer anderen Spur. Und daß er sie nicht weiter verfolgt hat, daß er hier stehen geblieben ist, das ist meine Schuld. Er zeigte mir nur an, daß hier eine frische Leiche begraben liegt, nichts weiter. Hätte ich ihn gefragt, ob hier der Verfolger verscharrt ist, hätte er meine Frage dadurch verneint, daß er die Spur weiter verfolgt hätte. Ich selbst war es, der gleich absprang und zu scharren begann. Sprechen kann das Tier natürlich nicht. Bei diesem Manne hier ist der Tod erst vor ganz kurzer Zeit eingetreten. Ist nun Tamerlan vorher oder nachher hier vorübergelaufen? Nur zufällig? Oder ist Tamerlan der Mörder? Das will alles wohlüberlegt sein. Jedenfalls lasse ich den Indier zunächst laufen und halte mich an das, was ich handgreiflich vor mir habe. Daß der Imam von meinem Vorhaben Kenntnis bekommt, kann mir gar nichts schaden.«

Nach dieser Kalkulation wandte sich Nobody der Untersuchung der Leiche zu. Das Mondlicht ließ alles erkennen.

Es war ein Mann mittleren Alters mit schwarzem Vollbart, äußerst mager. Ja, es war unverkennbar ein Araber.

Eine Wunde war nicht zu erkennen – ja, doch! – um den Hals dieser dunkle Streifen, und dann dieses blau aufgelaufene Gesicht . . .

»Stranguliert! Mit der Schlinge erwürgt, wie die Thags es mit Vorliebe tun! Auch das noch!«

Nobody fiel in tiefes Sinnen, dessen Resultat das war, daß er die Leiche wieder in dem Sande verscharrte. Der Wind half die letzten Spuren der nächtlichen Arbeit schnell verwischen.

Dann zog Nobody seinen Sextanten hervor, der ihn stets begleitete, tat einige Schritte, setzte auf den Boden eine kleine, mit Quecksilber gefüllte Schale mit Glasdeckel, kehrte genau auf dieselbe Stelle zurück und berechnete nach der Mondstellung unter weiterer Zuhilfenahme seines Chronometers und seines nautischen Taschenbuchs die geographische Lage des Ortes, auf welchem er stand, unter seinen Füßen die Leiche. Dadurch, daß er an dem Gipfel des Ararat einen unverrückbaren Punkt hatte, wurde es eine überaus genaue Bestimmung, bis zum Quadratmeter.

Er barg die Instrumente wieder. Dann aber blickte er noch lange sinnend auf die Stelle hernieder, wo der Sand der Wüste einen Menschen so spurlos verschlungen hatte wie das Meer, bis seine Gedanken endlich Worte fanden.

»Armer, brauner Mann!« erklang es leise und schwermütig. »Wer du auch seine mögest, was du in diesem Leben auch begangen haben magst – du bist das Opfer eines hinterlistigen Mörders geworden, der dir die würgende Schlinge um den Nacken warf – und ich, der ich mich vom ewigen Gott dazu berufen fühle, auf dieser Erde Gerechtigkeit auszuüben – ich werde deinen Mörder mit allen Mitteln, die mir dieser Gott zu meinem mir heiligen Berufe gegeben hat, verfolgen, um ihn zur Rechenschaft zu ziehen – ich werde der Sühne deines Mordes mit demselben Eifer obliegen, als

wenn mir deshalb alle Schätze der Erde versprochen worden wären – so wahr mir Gott helfe, Amen!«

Nach diesen zuletzt feierlich gesprochenen Worten ging Nobody zu seinem abseits harrenden Pferde und führte es, ohne aufzusteigen, tiefer in die Wüste hinein.

In einiger Entfernung von jenem Grabe begann er wiederum den Sand mit den Händen wegzuschaukeln, jetzt aber in ganz anderer Weise, er grub kein Loch, sondern eine große Mulde, und dann nur ein Wink von ihm, so legte sich das Pferd in dieselbe hinein und ließ sich wieder zuschaukeln, daß es nur noch mit dem Kopfe etwas aus dem Sande sah, so ganz still liegend. Dieses Manöver konnte dem Pferde auch nichts Neues sein, es war sogar seinem Herrn in jeder Weise dabei behilflich gewesen, hatte sich möglichst in die Mulde hineingeschmiegt.

So vergrub sich auch der Hund ganz allein in den Sand, ihm nach folgte Nobody.

Um acht Uhr, mit dem Schlage des Gongs, sollte Tamerlan das Haus des Konsuls verlassen haben.

Kahab-Nuh war von Bajasid sechs geographische Meilen entfernt. Die kann ein schneller Läufer, der Tamerlan ja sein sollte, in vier Stunden zurücklegen.

Dann kam in Betracht, daß noch gegen tausend Stufen zu erklimmen waren – Kahab-Nuh wird auch ›die Moschee der tausend Stufen‹ genannt – Aufenthalt im Palast – gegen vier Uhr, noch vor Sonnenaufgang, durfte Nobody den Boten hier zurückerwarten, wobei zu bedenken ist, daß sich Nobody schon eine Stunde unterwegs befand und mindestens drei Meilen zurückgelegt hatte.

So war es jetzt etwas nach elf Uhr. Wenn aber nun Tamerlan erst am Mittag wieder zurückkam?

Er hatte ja bis Mittag Urlaub, und wegen seiner heimlichen Entfernung aus der Stadt, falls diese entdeckt wurde, würde er schon eine Entschuldigung finden.

Nun, Nobody war entschlossen, hier bis zum Mittag auszuharren. Mochte die Sonne noch so heiß brennen, mochte der Sand glühend werden – Pferd und Hund waren reichlich getränkt und gefüttert worden, und es waren Wüstentiere – die hielten es noch länger aus als jeder Beduine und wohl so lange wie Nobody. Und es galt nicht nur, einen Mörder zu bestrafen, sondern auch eine Hyäne in Menschengestalt unschädlich zu machen, daß sie nicht noch mehr Schandtaten verübte.

Immer länger wurde der Mondschatten des Ararats, erschlich über das Grab des Gemordeten und hüllte die Köpfe der im Sande Verborgenen ein. Der Mond verschwand hinter der versteinerten Arche, nur die Sterne spendeten noch schwaches Licht.

Nobody hätte schlafen können. Sein Hund hätte ihn auf die Annäherung eines Menschen aufmerksam gemacht. Aber Nobody schlief nicht. Rastlos arbeitete sein Gehirn.

Die Stunden verrannen. Der Wind legte sich.

Das Pferd schnaubte leise. Es dürstete. Ein leises Zischen, und es verstummte.

Und dann begann es sich im Osten zu röten.

Die Sonne ging auf. Aber sie wurde von dem mächtigen Rücken des Bergriesen gedeckt und würde es noch bleiben.

Trotzdem war es ein Sonnenaufgang. Ein Sonnenaufgang in der Wüste! Und wer dieses Schauspiel noch nicht gesehen hat, der weiß nicht, was Farbenpracht und Farbenharmonie ist.

Der Schreiber dieses hat viele Gemälde gesehen, welche solch einen Sonnenaufgang in der Wüste wiederzugeben versuchen, das beste ist wohl das Bild ›die Pyramiden von Gizeh bei Sonnenaufgang‹ von Giovento, im Palazzo Rosso zu Genua. Aber ach, das ist eben auch nur ein schwacher Versuch, so etwas mit bleibenden Farben festhalten zu wollen. Und mag es auch der gottbegnadetste Künstler sein – die Farben auf seiner Palette sind doch nur von Menschenhand gemacht.

Genug! Wenn sich diese Farbentöne, wie sie in der Reihenfolge des Regenbogens nach und nach den ganzen Himmel überziehen, nicht einmal mit dem Pinsel schildern lassen, um wieviel weniger mit der Feder! –

Da tauchte im Osten ein Reiter auf, ein zweiter, ein Kamel folgte – eine ganze Karawane.

Es waren wenigstens fünfzig schwerbepackte Kamele, welche, eins hinter dem anderen, durch Steppen und Sandwüsten zogen. Jedes hatte seinen Führer, dazwischen Reiter zu Pferde und zu Kamel, das waren die türkischen, arabischen, persischen, armenischen und wohl auch griechischen Kaufleute, die sich mit ihren Waren zu einer Karawane zusammengeschlossen hatten, Diener und anderes Begleitpersonal meist zu Fuß, und als Spitze wie als Nachhut ein Trupp Kurden, deren Khan oder Häuptling es gegen einen Tribut übernommen hatte, die Karawane sicher durch sein viele Tagereisen großes Gebiet zu führen.

Unbedingt hatte die aus Persien kommende Karawane in Zednuh, welche Ansiedelung, ein kurdisches Dorf, am Fuße

des Ararat liegt, gelagert. Frisch getränkt und gefüttert waren Kamele und Pferde nachts um zwei Uhr von dort aufgebrochen. Denn allüberall beginnt für Karawanen und Expeditionen der Tag früh um zwei Uhr, in Afrika sowohl wie in Asien, und selbst die Voyageurs im eisigen Kanada, die Pelzjäger, welche die schweren Boote rudern müssen, werden um dieselbe Stunde mit dem Rufe »*levez, levez!!*« geweckt. Wen es interessiert, für den mag erwähnt sein, daß auch Ohm Krüger, der Präsident der einstigen Republik Transvaal, bis zu seinem Ende jede Nacht um zwei aufstand, weil er sich das als Treckbur angewöhnt hatte und nicht wieder davon lassen konnte.

Das Ziel dieser Karawane war entweder die Küste des Schwarzen oder des Mittelländischen Meeres. Auf jeden Fall mußte sie an Bajasid vorbei. Aber Einkehr in diese Stadt hielt keine Karawane mehr. Man ist dort gar nicht mehr darauf eingerichtet. Das kleinste Dorf mit einem großen Schuppen und einem ausgiebigen Brunnen eignet sich zur Aufnahme einer Karawane auch besser als eine große, ummauerte Stadt, das trifft bei Zednuh zu, und zwei Meilen hinter Bajasid liegt wieder solch eine brauchbare Oase, über welche der führende Khan beim Betreten gewissermaßen den Kriegszustand verhängt, wodurch er alle fremden Elemente fernhalten kann, die in einer großen Stadt auf das Begleitpersonal schädlich einwirken würden – Händler mit Opium, Haschisch, mit Schnaps, Glücksritter mit dem Würfelbecher und vor allen Dingen Frauenzimmer. Auch werbende Arnauten sind nicht zu vergessen, die eine ganze Karawane auflösen können.

Als erster an der Spitze ritt auf edlem Roß der Khan, über seiner Nationaltracht noch den burnusähnlichen Antari, auf

dem Kopfe eine übermäßig hohe Kegelmütze, an der in den Steigbügel gestemmt Lanze flatterte eine weiße Fahne mit rotem Halbmond.

Er und jeder seiner Krieger war sich der ernstesten Pflicht bewußt, die sie auf sich genommen hatten. Mochte diese Gegend hier auch noch so sicher sein – scharf spähten die tiefliegenden Augen in den sonst unbeweglichen, viereckigen, häßlichen Gesichtern nach allen Richtungen hin.

Jetzt erhob sich die Sonne über dem Rücken des breiten Ararat. Der Khan senkte seine Lanze mit der Fahne, und jedes Kamel, jedes Pferd kannte dieses Zeichen, sie blieben von selbst stehen, und die Kaufherren und die reitenden Diener stiegen ab, um wie die anderen einen Gebetsteppich auszubreiten oder auch nur einen Fetzen Tuch, um darauf niederzuknien, nur die Christen knieten im Sande, aber alle das Gesicht der aufgehenden Sonne zugekehrt, und das brauchte kein Ritus zu sein, sondern das war die Allmacht der aufgehenden Sonne in der Wüste.

Nur die Kurden stiegen nicht ab. Unbeweglich saßen sie im Sattel, nach wie vor ihre Augen über die Wüste schweifen lassend. Denn sie hatten die Sicherheit dieser Reisenden übernommen, die sich jetzt andächtig dem Gebet hingaben, und so wahr jeder Stern unbeirrt die ihm vorgeschriebene Bahn wandelt, so wahr steht über der Religion noch die Pflicht. Auch die Erfüllung der Pflicht ist ein Gebet.

Und schon hatten sie den Reiter erblickt, der sich von vorn in schnellem Trab der Karawane näherte, an seiner Seite einen großen Hund.

»Allah el Allah!« rief Nobody von weitem.

»Und Mohammed ist sein Prophet,« ergänzte der Khan den Gruß, der bei Sunniten wie bei Schiiten derselbe ist.

Nobody hatte den Führer erreicht, der ihm die Lanze entgegenhielt, ohne daß dies eine Drohung zu sein brauchte.

»Befindet sich bei dieser Karawane ein Indier namens Tamerlan aus Bajasid, der sich euch vielleicht in Zednuh angeschlossen hat?«

Das eckige Gesicht des Khans blieb unbeweglich, aber die starren Augen begannen zu blitzen.

»Wer bist du, daß du den Führer einer geweihten Karawane so zu fragen wagst?«

Schweigend griff Nobody unter seinen Burnus und ließ in seiner Hand vor den Augen des Khans ein Pergament sich entrollen, an dem ein großes Siegel hing – das Ferman.

Der Khan blickte starr darauf, dann legte er die linke Hand gegen die Stirn und neigte den Kopf – flüchtig, aber er hatte es doch getan. Als Führer einer unter dem Gesetz stehenden Karawane mußte er um so mehr dem Padischah seine Ehrfurcht erweisen; denn jetzt war er kein freier Räuber mehr, er hatte seine Ehre verpfändet. Aber eine Grenze hatte sein Respekt gegen den Sultan doch, wie wir gleich sehen werden.

»Du bist ein Sadr Azam des Padischah von Stambul?«

Sadr Azam ist der Titel des Großwesirs, d. h. der oder ein Stellvertreter des Sultans, also mit absoluter Vollmacht. Aber der Khan war schlau ausgewichen, indem er nur von einem Sultan von Stambul, d. h. von Konstantinopel gesprochen hatte.

»Ich bin es.«

»Ich glaube dir; denn solch ein Pferd kann nur der reiten, den der Padischah von Stambul, welcher der Nachfolger des Propheten ist, zu seinem Sadr Azam auserwählt. Was willst du?«

»Befindet sich bei dieser Karawane ein Indier namens Tamerlan aus Bajasid?« wiederholte Nobody seine Frage.

»Ja,« erklang es jetzt ohne Zögern, »er hat sich uns in Zednuh angeschlossen.«

Nobody hatte seinen Mann auch bereits erspäht, obgleich er ihn durchaus nicht kannte.

Den Betenden, das Gesicht nach Osten gekehrt, war die Annäherung des von Westen kommenden Reiters entgangen. Erst der Wortwechsel hatte sie darauf aufmerksam gemacht, soweit sie sich im Gebet stören ließen, und das war besonders bei einem Manne der Fall gewesen, der nur auf einem Stückchen Tuch gekniet hatte.

Er hatte den Kopf gewendet, war beim Anblick des Beduinen gleich aufgestanden, und nun dieser Ausdruck im Gesicht, dieser Schreck – Nobody irrte sich nicht!

Es war ein junger, riesenhaft gebauter Indier, herkulisch, mit schwellenden Muskeln, dabei aber dennoch schlank, athletisch, mit wahren Hirschenkeln.

Schnell hatte er hinter den nächsten Kamelen verschwinden wollen, vermochte es aber nicht, wie eine geheime Macht zog es ihn wieder hervor, um das Gespräch in nächster Nähe anhören zu können.

Es war das böse Gewissen – und nun irrte sich Nobody auch in zweiter Hinsicht nicht – solch ein böses Gewissen kann nur ein Mörder haben.

»Liefere mir diesen Mann aus.«

»Weshalb?«

»Damit ich ihn bestrafen kann.«

»Was hat er begangen?«

»Er hat heute nacht einen Menschen ermordet.«

»Es ist nicht wahr!« schrie in diesem Augenblick der Indier. »Er lügt, es ist . . . «

Zu spät sah der Indier ein, daß er sich nicht auf diese plumpe Weise hätte rechtfertigen sollen, zu spät wollte er sich jetzt noch zurückziehen, sich unsichtbar machen – die Karawanenmitglieder hatten unterdessen ihr Gebet beendet, solch eine Rast hebt jeden Zwang auf, sie waren herbeigekommen, auch mehrere berittene Kurden – um die beiden Sprecher hatte sich ein dichter Wall von Menschen- und Pferdeleibern gebildet, in dessen Mitte sich plötzlich auch der Indier sah.

»Du hast heute nacht einen Mord begangen?« wandte sich der Khan an ihn.

Der Indier brach in ein höhnisches Lachen aus.

»Er ist verrückt, es ist ja ein verfluchter Anglisi!« rief er.

Es war auch die einzige Frage, die der Khan an ihn gerichtet hatte. Der Mord schien ihn gar nicht mehr zu interessieren, er fühlte sich nur als Karawanenführer.

»Bist du ein Anglisi?« wandte er sich wieder an Nobody.

»Ja.«

»Bist du ein Kadi?«

Auch das bejahte Nobody ohne Zögern, daß er ein Richter sei, und der freie Sohn der Steppe machte sich sehr wenig Kopfschmerzen darüber, wie weit die Rechte eines solchen gingen.

»Ich kann dir diesen Mann nicht ausliefern,« lautete jetzt sein Bescheid.

»Weshalb nicht?«

»Er hat sich in Zednuh mit meiner Erlaubnis der Karawane angeschlossen und sich dadurch unter meinen Schutz gestellt.«

»Er ist ein Mörder.«

Der Indier wollte wieder zu schreien beginnen, aber eine gebieterische Handbewegung des Khans ließ ihn verstummen.

»Was geht das mich an?« erklang es dann ruhig zurück. »Ich habe den Mann, ehe ich ihn unter meinen Schutz nahm, nicht gefragt, was er ist.«

Nobody blickte dem Sprecher fest in das häßliche Gesicht, welches etwas Mongolenhaftes an sich hatte, und Nobody verstand zu lesen.

Gewiß, dieser Kurde war sonst ein Räuber, ein Wegelagerer, welcher jeden harmlosen Reisenden, der ihm keinen Tribut, kein Lösegeld zahlte, plünderte, ihn sogar niedermetzeln konnte – und dennoch, in anderer Hinsicht war er ein ritterlicher Ehrenmann. Die Gastfreundschaft und sein Schutz versprechendes Wort waren ihm heilig.

Das alles las Nobody in diesem ernsten, finsternen Gesicht, und ehe er zu Worte kommen konnte, fuhr der Khan fort:

»Dieser Indier will uns nur bis nach Bajasid begleiten – so hat er gesagt, so muß er uns dort auch verlassen – dann kannst du ja mit ihm verhandeln.«

Der Khan wollte einen Glaubensgenossen, der eines Mordes verdächtig war, dem Rächer oder Richter also durchaus nicht vorenthalten, und wenn dieser auch ein Christ war. Nur die Gesetze der freien Steppe durfte er nicht verletzen.

Hiermit aber war der Indier nicht einverstanden, und Nobody sah, wie seine dunkle Gesichtsfarbe eine graue Farbe annahm.

»Halt, halt!« schrie er. »Ich stelle mich unter die heiligen Gesetze der Karawane.«

»Gut,« entgegnete der Khan sofort, ohne jenen anzusehen, »die Gesetze der Karawane stehen auch dir zu. Was verlangst du?«

»Daß der Fremde gleiches Recht mit mir hat. Makassi!«

»Gut. Weiß der Anglisi, was Makassi ist?«

Nobody verneinte, obgleich er es wußte.

»Du gehörst mit zur Karawane. Ihr beide habt einen Streit, der außerhalb der Karawane ausgefochten werden muß. Makassi heißt Streitflucht. Dieser Indier flieht, ich zähle bis sieben – bei sieben kannst du ihn verfolgen. Natürlich zu Fuß, wie er. Holst du ihn ein, so gehört er dir. Bist du hiermit einverstanden?«

»Und wenn ich nicht damit einverstanden bin?« fragte Nobody zur Vorsicht.

»Er muß, er muß damit einverstanden sein!« schrie der Indier sofort. »Ich verlange die Erfüllung des Gesetzes, ich verlange Ma . . . «

Wieder wurde der Schreier durch eine Handbewegung des Khans unterbrochen, nur daß diesmal diese nicht nur eine einfach gebieterische war, sondern der Kurde schlug dem neben ihm stehenden Indier aufs Maul, und zwar recht tüchtig.

Nobody hatte die Gesichter der Umstehenden beobachtet, besonders die der Kurden, und er wußte sofort, was hier vorlag.

Der Indier war also ein hünenhafter, athletisch gebauter Mann, während der mittelgroße Nobody auf seinem kleinen Pferd durchaus keinen imponierenden Eindruck machte. Und er war christlicher Engländer, jener ein schiitischer Stammesverwandter. Die Kurden hätten zu gern ein Kassi zwischen den beiden gesehen, d. h. einen regelrechten

Zweikampf mit Waffen oder noch lieber nur mit der Faust, wobei natürlich der Engländer tüchtig ›ausgewischt‹ worden wäre.

Daß aber nun dieser kraftvolle Indier ein Makassi verlangte, daß er fliehen und von dem kleinen, schwächtigen Engländer erst eingeholt werden wollte, was natürlich nie geschehen konnte, das setzte den Indier in den Augen dieser Steppensöhne gründlich herab. Mit maßloser Verachtung blickten sie jetzt auf den Indier. Aber dem Steppengesetz mußte gehorcht werden.

»Und wenn ich nicht damit einverstanden bin?« wiederholte Nobody.

»So wird der Indier uns begleiten und dir in Bajasid ausgeliefert werden.«

Nobodys Entschluß war von vornherein gefaßt gewesen. Nach Bajasid zurück sollte dieser Mörder nicht erst wieder kommen.

»Ich bin mit dem Makassi einverstanden, er soll fliehen.«

Der Indier brach gleich in ein Triumphgeschrei aus, während die Kurden noch verächtlichere oder jetzt auch unmutige Gesichter machten.

»Du kannst auch ein Kassi verlangen, einen Zweikampf, sofort, mit Waffen, welche du zu bestimmen hast,« sagte der Khan noch.

»Nein, ich bin's, der zu bestimmen hat, und ich verlange ein Makassi!!« rief wiederum der Indier, sich aber diesmal vorsichtig duckend.

Nobody hatte unterdessen den Gliederbau des Indiers, nur durch wenige baumwollene Gewebe verhüllt, nochmals eingehend studiert, und sein Schluß war gezogen.

»Ich bin zum Makassi bereit.«

»Du willst ihn fliehen lassen und verfolgen?«

»Ja.«

»Es handelt sich um einen Fußlauf.«

»Ich weiß es.«

»Du willst diesen Indier zu Fuß einholen?« fragte der Khan nochmals, und leiser Spott klang hindurch.

»Ich werde ihn einholen.«

Na ja, es war eben ein Anglisi – auch diese Kurden mochten schon mit manchem hirnverbrannten Engländer ihre Erfahrungen gemacht haben.

Doch der Khan stand jetzt offenbar auf der Seite des Engländer, er meinte es aus Verachtung gegen den Indier gut mit ihm, wollte ihn warnen.

»Der Indier hat nicht nötig, zu fliehen, schon hundert Schritte außerhalb des Bereiches der Karawane kann er sich dir gegenüberstellen und mit dir kämpfen.«

»Er wird fliehen, denn er hat einen hinterlistigen Mord begangen, und jeder Mörder ist feig.«

»Du sprichst sehr weise, und wohl dir, wenn du so schnell und stark bist wie weise. Denn bedenke, daß es auch dann zum Kampfe kommen wird, wenn du ihn wirklich eingeholt hast.«

»Genug der Worte! Der Indier hat Makassi verlangt; und ich nehme es an. Oder laß dir zu deiner Beruhigung nur noch eines sagen: Weißt du, wer Samson gewesen ist?«

Gewiß wußte das der Mohammedaner. Nur nennen sie Simson wie die Franzosen Samson.

»Ein Richter der Juden, welcher Löwen nur mit seinen Händen bändigte und tausend Philister mit einem Eselskinntbacken erschlug.«

»Richtig, und wisse denn, daß ich Samson heiße, und umsonst hat man mir diesen Namen nicht gegeben.«

Jetzt konnten die sonst so ernsten Kurden ein spöttisches Lachen nicht unterdrücken, wie sie den so schwächtigen Engländer betrachteten, und am lautesten lachte der Indier.

»Wie, du willst so stark wie Samson sein?« lachte auch der Khan.

»Und auch so schnell wie Samson, welcher dreihundert Schakale im Laufen einfing, und so werde ich dort jenen Schakal einfangen und ihn nur mit dieser meiner Hand niederschlagen.«

Der Khan richtete sich ernst im Sattel empor.

»Die Waffen hast du zu bestimmen, wenn du ihn eingeholt hast und er sich dir stellt.«

»Keine Waffen, keine Waffen, nur Faustkampf!!« rief der Indier wieder.

»Und ich sagte schon, daß ich ihn nur mit dieser meiner Faust niederschlagen werde.«

»So entkleide dich.«

»Weshalb entkleiden?«

»Daß du keine verborgenen Waffen bei dir haben kannst . . . und es ist so üblich.«

Nobody hatte keine Widerrede mehr. Ueberdies war es ihm recht lieb, nackt wie ein griechischer Athlet bei den olympischen Spielen laufen und kämpfen zu können, er durfte den Gegner doch nicht unterschätzen. Seine Sachen wußte er bei diesen Kurden in unantastbarer Sicherheit. So begann er sich zu entkleiden, die einzelnen Stücke wie seine Waffen auf den Sattel des Pferdes legend, um sie zuletzt festzuzschnallen.

Der Indier dagegen weigerte sich, sich zu entkleiden, und stieß dabei auch auf gar keine Schwierigkeiten.

»Hast du Waffen bei dir?« wurde er nur gefragt.

»Nur diesen Dolch,« entgegnete Tamerlan, ein krummes Messer aus den Falten seines Gewandes ziehend.

Doch der Khan schien ihm zu mißtrauen.

»Untersucht ihn!« befahl er.

Zwei abgessene Kurden strichen mit den Händen am Leibe des Indiers herum.

»Was ist das?« fragte der eine, unter dem Baumwollzeug an den Hüften etwas gefaßt habend.

»Nur ein Strick, den ich immer . . . «

Aber schon hatte der Kurde unter das Gewand gegriffen und den Gegenstand seines Interesses hervorgezogen – eine meterlange Schnur, aus Seide, am einen Ende eine Oese.

Nobody hatte hingesehen. Und nun war es klar für ihn. Eine Schlinge, eine Phansi, von welcher Mordwaffe die Thags ihren eigentlichen Namen Phansigars ableiten!

Wenn irgend noch ein Zweifel bestand, so wurde dieser dadurch beseitigt, daß das dunkle Gesicht des Indiers wiederum aschgrau wurde.

Die Kurden freilich schöpften beim Anblick der seidenen Schnur kein Mißtrauen. Auch nicht die anwesenden Indier. Wer denkt denn bei jeder seidenen Schnur mit einer Oese gleich, daß sie zum Erwürgen von Menschen dient? Und wie sollte denn ein Thag hierher nach Kurdistan kommen? Und dann sind die Thags in Indien überhaupt nicht so dick gesät, sie machen nicht so viel Redens von sich, daß man etwa fortwährend an sie denkt.

Der Indier erkannte, daß die Schlinge gar keinen Eindruck auf die Umstehenden machte, schnell hatte er sich wieder gefaßt.

»Mit diesem Stricke binde ich immer meine Gegner wie die kleinen Kinder, wie ich es dann mit dem da machen werde,« grinste er, erhielt die Schnur zurück, und hiermit war die Sache erledigt.

Außerdem lenkte in diesem Augenblick etwas anderes die Aufmerksamkeit aller auf sich.

Nobody hatte sein Hemd fallen lassen.

»Inschallah!!« erklang es einstimmig in höchstem Staunen. Ja, solch eine gewaltige Muskulatur hätte bei dem so schwächling aussehenden Anglisi allerdings niemand vermutet, auch der riesenhafte Indier machte plötzlich recht unsichere Augen.

»Dann darf wohl auch ich einige Riemen bei mir haben?« fragte Nobody.

»Du darfst es,« entgegnete der Scheich.

Nobody schnallte all seine Sachen auf dem Sattel des Pferdes fest, sprach leise zu diesem und zu dem Hunde, wand sich einige Riemen um die Hüften und erklärte sich bereit.

»Wohin läufst du?« wurde der Indier gefragt.

»Dorthin.«

»Nach Zednuh zurück?«

»Ja.«

Das hatte Nobody im voraus gewußt, daß der Indier sich rückwärts wenden würde. Nur bei dem Imam konnte der Mörder Rettung finden – und schon jetzt spannte Nobody die Muskeln seiner Beine. Das wurde ein Wettlauf um Tod und Leben!

Außer denen, die nicht abkommen konnten oder über so etwas erhaben waren, begaben sich alle an das Ende der Karawane, wo sich die Nachhut befand, aber auch viele der vorderen Kurden schlossen sich ihrem Khan an. Das war ja nun so etwas für diese Steppenräuber.

Die Bedingungen waren ausgemacht, die beiden Wettläufer stellten sich links und rechts neben dem Khan auf.

»Eins!« begann dieser zu zählen, und der langbeinige Indier, der seinen Namen Tamerlan so mit Unrecht führte, schoß wie ein vom Bogen abgeschnellter Pfeil davon, gleichzeitig aus irgendeinem Grunde ein wildes Triumphgeheul ausstoßend – wohl um seine siegessichere Ueberlegenheit als Flüchtling auszudrücken.

Der Khan zählte weiter, ziemlich langsam. In den sieben Sekunden bekam der Indier, ein wahrer Achill, sicher einen Vorsprung von mindestens hundert Metern, und das will schon etwas heißen, die wollen eingeholt sein!

»... fünf ... sechs ... sieben! Inshallah!!!«

Einstimmig war dieser Ruf des Staunens erklingen. Gleich am Anfange. Es hatte ausgesehen, als wolle der Engländer mit einem Hechtsprunge seinen Kopf in den Sand bohren, so hatte er sich gleich beim ersten Sprunge vornübergelegt.

Aber in dieser Lage verharrte er. Von hinten sah es fast aus, als ob er auf Händen und Füßen laufe, so tief hatte er den Oberkörper geneigt. Aber nun wie er lief!!

Ob es üblich war oder ob die Kurden dabeisein wollten, wenn dieser sturmwindsschnelle Anglisi in der nächsten Minute den Indier erreicht hatte – kurz, sie spornten ihre Pferde an, zwangen sie, sich in Hasen zu verwandeln, die mit dem Bauche den Boden berühren.

Allerdings holten die Renner den Engländer ein – da aber hatte dieser auch schon den Indier eingeholt!

Der Flüchtling wendete einmal den Kopf – da sah er dicht hinter sich seinen nackten Verfolger – unbeschreiblich war dieser plötzliche Ausdruck des Entsetzens – als ob er hinter sich ein Gespenst erblicke – dann aber verstand der Indier mitten im schnellsten Laufen einen scharfen Seitensprung zu machen und sofort stillzustehen, die Angst der Verzweiflung mußte ihm die Geschicklichkeit hierzu gegeben haben – gleichzeitig sauste seine Faust nach dem Kopfe des vorbeischießenden Gegners – dieser schoß aber eben nicht vorbei, er war nur dem furchtbaren Schläge aus dem Wege gegangen – im nächsten Augenblick standen sich die beiden aufgerichtet gegenüber, es schien zum Ringkampf kommen zu wollen – doch blitzschnell griff der Indier in sein buschiges Haar, ein kleiner Dolch funkelte in seiner Hand – aber ebenso schnell hatte Nobody das Gelenk gefangen, plötzlich flog der riesenhafte Indier über Nobodys Kopf hinweg, lag mit dem Gesicht im Sande, auf seinem Rücken kniete Nobody, die Riemen, die er eben noch um die Hüften gehabt, plötzlich zwischen den Zähnen – und schon war der Indier an Händen und Füßen gebunden.

Es war schneller gegangen, als es sich hier erzählen läßt. Hier konnte man wirklich einmal von Gedankenschnelle sprechen.

Ringsherum hielten die Kurden, deren Pferde sich mit den Vorderfüßen in den Sand eingegraben hatten.

Sie machten Gesichter, als ob sie eine Vision hätten.

»Inschallah!! Inschallah!!«

»Ist das ein Mensch?« wurde scheu geflüstert.

»Der Hund hat doch einen Dolch bei sich gehabt,« sagte der Khan, der am ruhigsten geblieben war, und er hob seine Lanze, als ob er den Indier durchbohren wollte, aber er drehte sie herum und versetzte dem Daliegenden mit dem Lanzenschafte einen furchtbaren Schlag über den Rücken.

Wäre die Lanze nicht sehr leicht und so elastisch gewesen, er hätte dem Indier gleich das Rückgrat gebrochen.

Nobody war aufgesprungen, seine Augen blitzten in verzehrendem Feuer.

»Wehe dem, der diesen Mann anrührt!!« rief er gebieterisch. »Mein ist er, mein!!!«

Waren es diese Augen? War es die ganze Situation? Schweigend wendete der Khan sein Roß und ritt zurück, gefolgt von allen Kurden, und keiner blickte sich auch nur noch einmal um.

Dreimal atmete Nobody tief ein und aus, dann ging seine erst heftig wogende Brust wieder ganz ruhig. Er steckte einen Finger in den Mund, ein gellender Pfiff, und dort von der Karawane lösten sich ein gelbes Pferd und ein gelber Hund ab. In gestrecktem Galopp sausten die beiden Tiere an den zurückkehrenden Kurden vorbei, und wiederum blickten sich die nicht einmal nach ihnen um.

In aller Gemächlichkeit schnallte Nobody seine Sachen ab und begann sich wieder anzukleiden. Auf den ersten Blick hatte er erkannt, daß nichts angetastet worden war. Uebri-gens hätte dies auch der Hund nicht geduldet, nicht einmal das Pferd.

Dann wandte er sich dem Indier zu, drehte ihn auf den Rücken herum, kniete neben ihm nieder. Statt furchtsame waren es jetzt von Haß und Trotz erfüllte Augen, die ihn anblickten.

»Hast du heute nacht auf dem Wege von Bajasid nach Zednuh einen Menschen ermordet, ihn mit der Schlinge erwürgt?«

Keine Antwort. Der Indier preßte Zähne und Lippen zusammen.

Nobody wiederholte seine Frage – keine Antwort.

»Du willst mir nicht antworten?«

Nicht einmal ein Nein.

Nobody schob seine rechte Hand unter den Rücken des Liegenden, wo dessen Hände gebunden waren.

»Du willst mir nicht antworten? Nun? Nun? Willst du immer noch nicht sprechen? Nun?«

Das braune Gesicht des Indiers färbte sich noch dunkler, dann wurde es aschgrau, die Augen füllten sich mit Blut, weit traten sie aus den Höhlen heraus, aber nur um so fester preßte er seine Lippen zusammen.

»Nun, willst du noch immer nicht sprechen?«

Unter dem Rücken des Indiers knirschte es, knackte es, als wenn Knochen zerbrächen.

Da öffnete der Indier seinen Mund, aber nicht zur Antwort.

»Zerbrich mir auch noch die andere Hand, von mir erfährst du nichts, verfluchter Christenhund!« keuchte er.

Nobody zog seine Hand wieder hervor, neigte sich über den Indier, blickte ihm fest in die stieren Augen, dabei etwas murmelnd, was fast klang wie ›Ich will, ich will, ich will!!!‹.

Mit einem Male verdrehten sich die Augäpfel des Indiers, daß man nur noch das Weiße sah, oder vielmehr nur noch das Rote der schrecklich blutunterlaufenen Augen.

»Tamerlan, du wirst mir gehorchen!«

»Ich – gehorche,« flüsterte der Hypnotisierte.

»Hast du heute nacht einen Menschen mit der Schlinge erwürgt?«

»Ja.«

»Weshalb?«

»Um – seine – Augen – zu haben.«

Doch wir wollen die langwierigen Fragen und Antworten, welche Nobody in der Hypnose stellte und erhielt, jetzt nicht mit anhören.

Es sei nur folgendes bemerkt:

Tamerlan war in der Nacht einem Araber begegnet, der ihn gefragt hatte, ob er auf dem richtigen Wege nach Bajasid sei. Der Indier hatte ihn nicht nach dem Zweck der nächtlichen Wanderung oder nach dem Namen gefragt, nach gar nichts, der professionelle Thag, denn ein solcher war Tamerlan, sah nur ein willkommenes Opfer vor sich, und gleich als der Araber nach der Richtung der ausgestreckten Hand blickte, hatte ihm Tamerlan die würgende Schlinge um den Hals geworfen. Es war nicht sein erstes Opfer gewesen, das er der Göttin Kali brachte. Den Kaftan und weniges Geld des Arabers hatte er mit nach Kahab-Nuh genommen – und vor allen Dingen die herausgerissenen Augäpfel!!

Was mit den Augen angefangen wurde, das konnte Nobody nicht deutlich erfahren. Das wußte Tamerlan selbst nicht. Er mußte die Augäpfel eben an einer bestimmten Stelle abliefern. Dieser Thag, als Spion im Hause des englischen Konsuls angestellt, war durchaus nicht in alles eingeweiht. Aber genug Schreckliches bekam Nobody doch schon zu hören.

Die Hauptsache aber war für ihn vielleicht, daß Tamerlan den Inhalt des Briefes kannte, den er dem Imam gebracht hatte.

Ein englischer Lord Ralph Samson hatte vom türkischen Sultan den Auftrag erhalten, während seiner Reise durch Kurdistan auch einmal das Heiligtum von Kahab-Nuh zu inspizieren, weil Imam Saka Jussuf verdächtigt worden sei, religiöse und politische Intrigen anzuzetteln, wozu der Sultan dem Lord einen allmächtigen Ferman ausgestellt habe.

»Vorsicht!! Behandle den Anglisi aufs zuvorkommendste!«

Nichts weiter. Nobody konnte beruhigt sein.

Und die zweite große Hauptsache, die er von dem Hypnotisierten erfuhr, war, daß er, wenn er den Schleier von dem gräßlichen Geheimnis hinweggezogen hatte, welches dieses schiitische Heiligtum barg, alle Kurden wie auch alle anderen schiitischen Gläubigen bis auf wenige Ausnahmen auf seiner Seite haben würde!

Denn dort in diesem zur Mörderhöhle gewordenen Heiligtume wurde etwas getrieben, was nicht nur die Sonne und das Auge des Gesetzes scheut, sondern auch jeden wahrhaft gläubigen Schiiten mit Entsetzen und Abscheu erfüllen mußte! –

»Erwache mit vollkommener Erinnerung an alles das, was du mir soeben gesagt hast. Verstehst du mich, Tamerlan?«

»Ja.«

»Erwache!!!«

Die Augen kehrten in ihre natürliche Lage zurück und nahmen sofort einen Ausdruck des Entsetzens an, der sich gar nicht beschreiben läßt.

Nobody erhob sich, dicke Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn, wie ihm solche vorhin der schnelle Lauf nicht herausgepreßt hatte.

Dem Indier den Rücken kehrend, zog er den Revolver aus dem Futteral, untersuchte ihn.

Doch einige Minuten stand er in Gedanken versunken da, die gespannte Waffe in der herabhängenden Hand.

Dann blickte er zum Himmel empor.

»Es muß sein! Es ist ja auch kein Mensch, sondern es gilt, die Erde von einer Bestie zu befreien. In deinem Namen geschehe es!«

Er drehte sich um. Sofort, als sein Blick auf den Indier fiel, stutzte er. Dieses aufgelaufene Gesicht, diese starren Augen

...

Schnell kniete Nobody neben dem Mann nieder, legte die Hand auf die Brust, rüttelte ihn, öffnete ihm mit Mühe den Mund, blickte hinein, die Zunge war gar nicht zu sehen – doch, aber ganz hinten, wie zusammengerollt ...

Der vielfache Mörder hatte sich der irdischen Strafe entzogen, war freiwillig in den Tod gegangen, war bereits tot. Er hatte seine Zunge verschluckt.

## XI. UNTER DEN THAGS.

Wogende Felder und grüne Triften, auf denen Rinder, Schafe und Pferde weideten, dazwischen ab und zu ein Dorf von fleißigen Guranen und eine Niederlassung von zur Arbeit zu stolzen Assireten, welche hier die Schutzwache des schiitischen Heiligtums bilden, und im Hintergrunde der sich steil erhebende Ararat.

Durch diese Landschaft ritt Nobody seit einer Stunde. Der Beduine, welcher das Kopftuch herabgelassen hatte, wurde wegen seiner auffallenden Tiere überall angestaunt, manchmal wohl auch mit mißtrauischen Blicken betrachtet, aber in Frieden gelassen.

Hoch oben an der Felswand, in einer Höhe von mindestens zweihundert Metern, schien eine Kolonie von Adlernestern zu kleben. Das waren die zur Moschee und zum Palaste des Imams gehörenden Gebäude. Eine breite, in den Stein gehauene Treppe führte in gerader Linie direkt hinauf, durch die Perspektive oben scheinbar immer schmaler werdend, und das konnten recht gut tausend Stufen sein, welche die frommen Pilger auf den Knien rutschend überwinden müssen.

Links von dieser Treppe führte in Zickzacklinie noch eine Rampe hinauf, die oftmals durch Tunnel ging. Auch eine Rampe ist eine Treppe: aber im Verhältnis zur Höhe mit sehr langen Stufen, durch die Zickzacklinie wird die Steilheit noch mehr vermindert, so daß der Weg selbst von einem Pferde begangen, allerdings nicht mehr von einem Wagen befahren werden kann.

In Zednuh, welches sich an den Fuß des Ararat schmiegt, mußte vor kurzem eine Pilgerkarawane eingetroffen sein. Die Treppe der tausend Stufen war mit Hunderten auf den Knien kletternden Menschen bedeckt, und die Rampe erkletterten hochbepackte Maultiere, Pferde und selbst Kamele. Ihre Last brauchte nicht nur aus den Tributen und Geschenken der Pilger für das Heiligtum zu bestehen – ihr Reisegepäck und Proviant blieb unten in Zednuh – die ständig oben Wohnenden, vielleicht viele hundert Menschen, mußten doch auch mit Nahrung und allen Lebensbedürfnissen versehen werden, welche teils unten angebaut und erzeugt, teils aufgekauft wurden, besonders in dem benachbarten Rußland.

Zednuh ist ein armseliges Hüttendorf. Nur die Karawansereien, große Baracken, in denen die Pilger ihr Gepäck unterbringen und schlafen, die Stallungen und Warenmagazine sind bedeutend.

Ja, gestern abend war eine große Karawane angekommen, und zwar direkt aus Indien. Ueberall herrschte der indische Typus vor, überall wurde Hindustanisch gesprochen, aber nur von Männern; Weiber fehlten gänzlich.

Doch auch viele Araber waren dazwischen, in ihrer Nationaltracht, im Burnus, trotzdem Indier, das arabische Element ist ja in Indien stark verbreitet, und so fiel der einsame Beduine nicht besonders auf, zumal das Gedränge außerordentlich war.

Nobody ließ das bunte Treiben auf sich wirken. Es gab viel zu beobachten, zu studieren. Nirgends wurde er angehalten, von niemandem mit einer Frage belästigt, auch nicht, als er den unteren Eingang zum Heiligtum erreichte, den Anfang der Steintreppe.

Kein Tor und gar nichts, jede Aufsicht fehlte gänzlich. Nobody hätte absteigen und hinaufrutschen können. Oben freilich würde es schon eine Kontrolle geben. Und wehe dem, welcher, womöglich schon durch sein fremdes Aussehen Mißtrauen erweckend, nicht alle die schiitischen Gauenformeln herbeten, sich überhaupt nicht als strenggläubiger Schiit ausweisen konnte! Der Tempelschänder wäre von den Pilgern sofort massakriert worden, und zur Sühne hätte sich kein irdischer Richter einmischen dürfen.

Doch Nobody dachte jetzt nicht an so etwas. Er ritt an der Treppe vorbei und kam an den Anfang der Rampe. Auch hier gar keine Aufsicht. Und hier lenkte Nobody sein Pferd hinauf, wissend, daß er als Fremder und Andersgläubiger die

Rampe benutzen durfte, auch in Begleitung seines Hundes, ohne weitere Gefahr.

Hier auf der Rampe selbst war der Weg durchaus nicht zu überblicken, wie man es von der Ferne aus hatte tun können. Hier hatte man nur immer den Weg bis zur nächsten Ecke vor den Augen, und dazu kamen noch durch das Gestein gebrochene Tunnel, die immer länger wurden. Auf Ordnung wurde gehalten, was in den finsternen Tunnels auch unbedingt nötig war. Wie in England und Amerika, so hält man sich auch im Orient immer auf der linken Seite, weicht nach links aus – gerade umgekehrt wie bei uns.

Schnell überholte das klettergewohnte Beduinenroß Fußgänger, andere Reiter und Lasttiere. Schweigen brauchte hier auf diesem profanen Wege nicht beobachtet zu werden. Doch Besonderes konnte Nobody nicht erlauschen.

Wieder um eine scharfe Ecke biegend, erregten fünf hochbepackte Kamele seine Aufmerksamkeit.

»Es sind zwar keine Obares, in denen Menschen auf dem Rücken von Kamelen und Elefanten Platz nehmen,« dachte er; »aber in diesen großen Körben könnten recht gut Menschen transportiert werden. Und wenn der Führer des letzten Kamels jetzt nicht aufpaßt, so wird gleich der Korb herunterrutschen, da hat sich ein Strick gelöst . . . «

Da war es schon geschehen! Ohne mehr als sonst geschwankt zu haben, rutschte der große Korb von dem Rücken des letzten Kamels plötzlich herunter. Es war kein Stürzen, nur ein Rutschen, der Korb wurde auf der anderen Seite noch von Stricken gehalten, die nur langsam nachgaben. Immerhin schlug der Korb zuletzt doch ziemlich unsanft auf, ein mehrstimmiges weibliches Kreischen ertönte,

der Bambusdeckel fiel zur Seite, Nobody erblickte vier braune Mädchen, fast Kinder noch, vielleicht zwölfjährige, wenn auch als Indierinnen schon zu Jungfrauen entwickelt, reizende Geschöpfchen, für die Reise wohl einfach gekleidet, aber mit Schmuck überladen, den sie wohl gar nicht mehr ablegen konnten.

Ihr Schreck war natürlich nicht groß.

»O Schiwa und Parwati!« jammerte die eine. Wenn sie noch etwas anderes hinzusetzen wollte, so kam sie doch nicht dazu. Das Unglück war nicht nur von dem Führer dieses Kamels bemerkt worden, noch andere Indier sprangen von vorn herbei, alle mit Zeichen tödlichen Schreckens, furchtsame Blicke nach allen Seiten, ob jemand die Insassen des Korbes gesehen haben könnte.

»In Jamas Höllenreich mit ... in die Dschehenna mit dir!!!« zischte der eine, und wie man so ein Springteufelchen in den Kasten quetscht, so legte er die flache Hand auf den Kopf des Mädchens und drückte es in den schnell wieder aufgerichteten Korb zurück, auch gleich den Deckel wieder aufpressend.

Die scheuen Augen der Indier erblickten in der Nähe nur den Beduinen.

»Weißt du, Chawaike, wer diese Weiber sind?« redete jener Indier den Vorbeireitenden mit plumper Vertraulichkeit auf Hindustanisch an, nur das arabische Wort Chawaike brauchend, d. h. Ritter, der Ehrentitel jedes freien Beduinen. Aber der vermummte Reiter schüttelte den Kopf.

Nein, er verstand gar nicht Hindustinisch. Den Kopf nicht um eine Linie zur Seite bewegt habend, verfolgte er den steilen Weg weiter. Die Indier, wenn sie nur einigermaßen einen Beduinen kannten, durften beruhigt sein. Solch ein

Beduine kümmert sich um absolut nichts weiter, als um sein Ziel, das er gerade im Auge hat. Das ist buchstäblich zu nehmen. Wenn ein Beduine aus der Wüste in das bebaute Niltal kommt, so reitet er immer über die Felder, vorgeschriebene Wege gibt's für ihn nicht, sein Pferd stampft alles zusammen, ihm ganz egal, und kein Fellah, auch der europäische Farmer darf ihm etwas sagen, die Regierung darf es mit den Beduinen nicht verderben. Und kommt der Beduine an den Strom, es ist eine Brücke vorhanden, er braucht sein Pferd nur drei Schritt zur Seite zu lenken – nein, er tut es nicht, gibt's nicht für ihn, er weicht nicht einen Schritt von seiner geraden Richtung ab, er schwimmt direkt neben der Brücke durch den Strom, stolz und wie immer in tiefe Gedanken versunken.

Und so ritt auch unser englischer Beduine hier unentwegt weiter, in tiefe Gedanken versunken.

Ja, das gab zu denken!

Schiwa und Parwati!

Schiwa ist der indische Gott der Erzeugung, seine Gemahlin Parwati die Göttin der Vernichtung. Aber in gutem Sinne gemeint! Schiwa ist der alles knospenlassende Frühling, Parwati personifiziert den in Indien glühendheißen Herbst, der alles vertrocknen läßt, und das muß sein, sonst könnte nichts Neues wachsen.

Also wird auch die Göttin Parwati ganz mit Recht als gutes Prinzip verehrt. Aber sie führt auch noch den Namen Kali. Doch den darf man nicht nennen. Die Sekte der Thags hatten nämlich aus der an sich guten Göttin ein böses Prinzip gemacht, die mordende Vernichtung.

Doch es genügte schon, daß sich die Mädchen als Bekennerinnen des Brahmanismus verraten hatten. Dasselbe hatte

der Indier getan, der so erschrocken die Unvorsichtigen zu rechtweisen wollte. Auch er hatte einen indischen Gott genannt, Jama, den Fürsten der Hölle, erst nachträglich noch schnell das Mädchen in die Dschehenna, in die mohammedanische Hölle wünschend.

Das waren offenbar indische Bajaderen. Nobody hatte es gleich an dem nicht mehr abzunehmenden Schmuck erkannt. Was sollten die hier? Konnte sich der Imam nicht genug schöne Frauenzimmer aus den Religionskreisen verschaffen, die er beherrschte? Und warum der furchtbare Schreck der indischen Wächter, die ihre eigentliche Religion verleugneten?

»Wenn in jedem der fünf Reisekörbe vier Bajaderen sind, so macht das zusammen zwanzig, die in das Heiligtum der Schiiten geschmuggelt werden. Nun, ich werde schon erfahren, was für ein Geheimnis hier vorliegt. Tamerlan hat mir ja von den intimen Angelegenheiten der Moschee nicht viel sagen können und noch weniger von denen des Palastes, so Scheußliches und Furchtbares ich auch schon zu hören bekam.«

Nach einigen Minuten kam er in einen Tunnel, dessen Finsternis gar kein Ende nehmen wollte. Nobody ließ seine linke Hand an der Wand entlanggleiten, und deutlich konnte er die glatte Fuge fühlen, welche unzählige Hände, ebenso gleitend, um die Richtung nicht zu verlieren, in die sonst rauhe Wand schon eingeschliffen hatten, und das konnte nur die von Reitern erzeugte sein, die der Fußgänger mußte sich weiter unten befinden, wovon sich Nobody auch wirklich überzeugte.

Plötzlich begann Sunna leise zu knurren und das Pferd zu zittern, das sonst so gehorsame Tier bedurfte eines Zwanges, um weiterzugehen, und da hatte auch schon die feine Nase des Detektivs etwas gewittert.

Das war unverkennbar der Geruch eines großen Raubtieres; vielleicht eines ... eines ... Tigers?

Auch der Tunnel machte Krümmungen, es begann sich zu lichten, als Nobody nun um die nächste Rundung bog, schimmerte ihm hell das Licht durch den nahen Ausgang entgegen, und richtig, vor ihm wandelte ein mächtiger Königstiger, und dort noch einer!

Die furchtbaren Raubtiere, die Könige der Dschungeln, ließen sich an einfachen Halsriemen von je einem Indier wie die Lämmer führen, auch sonst war niemand in der Nähe, keine Vorschriftsmaßregel getroffen. Die Tiger mußten vollständig gezähmt sein.

Der Beduine hatte einen Grund, einmal eine Frage zu stellen.

»Kann ich mit meinem Hunde hindurch?« rief er.

Die Indier wendeten ihre Köpfe.

»O, gewiß, Chawaike,« entgegnete der eine in mangelhaftem Arabisch, »Daschmantas und Sakuntala niemand nix tun, selber Hunde.«

»Woher kommen die Tiger?«

»Von Indien, Radscha Purani Nisisastra von Malwa macht Geschenk dem Radscha Imam Saka Jussuf.«

»Ihr kommt aus der Provinz Malwa?«

»Ja, Chawaike, von Udschen.«

Nobody ließ sein Pferd schneller gehen. Am meisten wunderte er sich im Augenblick darüber, daß das arabische Wüstenroß, welches sicher noch keinen Tiger gesehen hatte,

überhaupt noch gar kein gefährliches Raubtier kannte, ihm noch gehorchte; denn die Charaktere dieser Tiger merkte es wohl, das verriet ihm sein furchtsames Zittern, und ebenso, daß ihm der Hund so treu zur Seite blieb. Das hätte nämlich kein anderer Hund getan, nicht einmal die Bulldogge, es sei denn, der Hund ist im Raubtierzwinger aufgewachsen. Sonst aber hat die Verlässlichkeit jedes Hundes ihre Grenzen. Auch der treueste und beste Hund will nichts von der Spur des Löwen wissen, noch weniger von der des Tigers.

»So so,« dachte Nobody dann, »Daschmantas und Sakuntala – das ist das Liebespärichen in der berühmten indischen Komödie. Wollen die hier, wenn es noch nicht der Fall ist, eine Tigerzucht anlegen? Wozu? Nur im südlichen Indien ist das Attribut der Kali die Schlange, in den Gegenden des Himalajas lassen die Thags ihre Göttin auf einem Tiger reiten, ihr zu Ehren werden die Tiger dort sogar heilig gehalten, die gefangenen müssen freilich mit Menschenfleisch gefüttert werden. Hm.«

Dann hatte er das Ende der Rampe erreicht, das hier aber in ein großes Tor mit verschiedenen Ein- und Ausgängen mündete, und Nobody sah, daß die zum linken Tor Eingehenden dem Wächter eine große Blechmarke gaben, von welcher Einrichtung Nobody noch gar nichts gewußt hatte. Diese Marke als Erlaubnis zum Passieren mußte man sich wohl schon unten in Zednuh verschaffen.

Doch Nobody hielt sein Roß nicht an. Der Wächter, offenbar ein Perser, hielt dem verummten Beduinen die Hand hin.

»Sadr Azam des Padischahs!« sagte Nobody in scharfem Tone und ließ gleichzeitig sein Gesichtstuch fallen, ohne sein Pferd anzuhalten.

Die europäischen Gesichtszüge und das Wort ›Sadr Azam‹ mußten auf den Wächter wie ein lähmender Donnerschlag wirken, so stand er ganz geistesabwesend da, und Nobody hatte schon die lange Torhalle passiert und befand sich in einem großen Vorhofe, in dem es sehr lebhaft zuging.

Dann freilich erhob sich hinter ihm ein lautes Geschrei, von allen Seiten stürzten Männer auf ihn zu, und hier konnte es manchmal wohl auch recht ungemütlich zugehen, alle hatten lange, krumme Schwerter in den Händen.

»Wer bist du?« schrie der eine, sein Schwert schon schwingend.

»Der Sadr Azam des Padischahs.«

»Ein Delherrah,« erklang es im Chor, »ein Wahnsinniger, wir müssen ihn wieder hinausleiten.«

»Wer bist du?« fragte der Anführer der Wache nochmals.

»Der Sadr Azam des Padischahs,« wiederholte Nobody.

»Du lügst! Wenn du . . . «

»Sage das noch einmal, und ich schlage dich zu Boden!«

Gleichzeitig hatte Nobody unter seinen Burnus gegriffen, und in seiner Hand entrollte sich der Ferman mit dem großen Siegel.

»Auf die Knie, ihr Hunde!« donnerte jetzt der Beduine, sich im Sattel emporrichtend. »Achtung vor dem Sadr Azam des Padischahs!!«

Es kam wie gewöhnlich. Das überlegene Auftreten siegte. Die sämtlichen Wächter warfen sich sofort auf die Knie nieder und berührten mit der Stirn den Boden, obgleich sie durchaus noch nicht glauben konnten, daß dieser Mann wirklich als Stellvertreter des Padischahs kam.

Im übrigen wußte Nobody genau, was er tat. Ein Sadr Azam hätte doch ganz anders kommen müssen, mit großem

Gefolge, hätte sich erst wochenlang zuvor anmelden lassen, um mit Festlichkeiten empfangen zu werden.

Durch dies alles wäre Nobody nur aufgehalten worden. So trat er eben als brüsker Engländer auf.

Die Hauptsache aber war ihm jetzt, deutlich aus dem ganzen Verhalten dieser Wächter zu erkennen, daß sie auf seinen Besuch noch nicht vorbereitet waren. So hatte Tamerlan also von dem englischen Beduinen, der einen Ferman des Sultans besaß, die Moschee inspizieren wollte, nur dem Imam berichtet, und dieser hatte noch keine Instruktionen erteilt, jedenfalls nicht diesen Torhütern.

»Erhebt euch!«

Sie erhoben sich wieder, stierten auf das noch vorgehaltene Pergament. Es war Tatsache, es war ein Ferman mit dem Großsiegel des Sultans, was dieser allein kommende Beduine mit den blonden Haaren da vorzeigte. Und er mußte seiner Sache doch ganz sicher sein, wie hätte er sonst so etwas wagen können? Nun löse Allah dieses Rätsel! Den Wächtern blieb der Verstand stehen.

»Meldet mich dem Imam an. Lord Samson. Wie heiße ich?«

»Lord Samson.«

»Meldet mich an als den Sadr Azam des Padischahs.«

Ein allgemeines Laufen entstand, während Nobody gemächlich abstieg und sich nach einem Stalle umsah. Es waren Ställe genug vorhanden, Nobody suchte sich den besten aus, führte sein Pferd hinein und schüttete ihm Hafer und Heu vor, was alles in großer Menge vorhanden war.

»Du wirst mein Pferd nicht anrühren,« wandte er sich an einen Diener, gleichfalls ein Perser, der dem Treiben des blondhaarigen Beduinen mit scheuen Blicken zusah.

»Meine Hand soll verdorren, wenn ich eine Manekeye anzutasten wage, die den Propheten getragen hat,« war die demütige Antwort.

»Woher weißt du, daß dies eine Manekeye ist?« durfte der Besitzer des Tieres, der ja nur durch seinen Burnus zum Beduinen gemacht wurde, jetzt fragen.

»O, wer sieht nicht sofort, daß dies eine Manekeye ist!« lautete die unbestimmte Antwort, und Nobody wußte, daß der Mann auch wirklich keine Erklärung geben konnte, und ihm selbst war ein Rätsel, woran jeder Orientale, der nur einigermaßen Pferdeverstand hat, sofort erkennen kann, was eine Manekeye, eine Tayes, eine Koheye, eine Saklawy oder eine Djulf ist. Eigentlich sehen sich diese Pferde mit den verschiedenen Stammbäumen ganz ähnlich. Aber der Orientale von der Westküste Afrikas an bis nach Persien hinein irrt sich niemals in der Unterscheidung.

Nobody trat wieder auf den Hof hinaus und blickte sich um. Im Hintergrunde erhob sich der Palast des Imams mit architektonisch schöner Fassade. Aber das konnte nur Relief sein, nur ein kleines Stückchen aus dem Felsen herausgehauen; denn gleich dahinter stieg die jähe Felswand empor. So war der Palast eigentlich mehr in den Felsen hineingehauen, d. h. die Wohnräume, sonst wäre das ganze überaus schmal gewesen.

Nach rechts wurde der Blick durch eine hohe Mauer gehindert, die jedenfalls die Moschee von dem Palast trennte, nach links dagegen setzte sich der Hof in einen schöngepflegten Garten fort, terrassenförmig angelegt, in dem alle Blumen, Sträucher und Bäume einer südlich-gemäßigten Zone gediehen, vor allen Dingen zahlreiche Orangen- und Mandelbäume.

Die Ankunft der beiden Tiger lenkte nur wenig die allgemeine, wenn auch versteckte Aufmerksamkeit von dem Anglisi im Beduinenkostüm ab, der ein Stellvertreter des Padschahs, ein Großwesir sein wollte.

Jetzt näherte sich diesem von der großartigen Pforte des Palastes her ein Mann im dunklen Kaftan, durch den am Turban befestigten goldenen Halbmond als Priester gekennzeichnet; an anderen Abzeichen erkannte der kundige Nobody, daß es ein Khatib war, ein Vorbeter, welcher im Range gleich nach dem Imam kommt, d. h. bei den Schiiten. Bei den Sunniten kommt der Khatib noch vor dem Imam, der dort ja erst den dritten Rang einnimmt.

Es war ein noch ziemlich junger Mann, sicher ein echter Araber, mit scharfer Adlernase und funkelnden Augen, überhaupt der Physiognomie nach das Ideal eines Wüstenarabers, dabei trotz seiner Jugend würdevoll bis in die Fingerspitzen, die er jetzt gegen Mund, Stirn und Brust führte.

In ganz seltsamen Gegensatze zu dieser orientalischen Würde standen die Worte, die er auf englisch an Nobody richtete – dieser fühlte sich plötzlich in einen europäischen Salon versetzt.

»Verzeihen Sie gütigst – Lord Samson?«

»Bin ich.«

»Radscha Gosuami, Khatib dieser Moschee.«

Also wiederum ein Indier, trotz seines arabischen Aussehens.

»Sehr angenehm.«

»Der Mudarri bringt uns eine seltsame Mär,« fuhr der indische Mohammedaner in bestem englischen Konversations-tone fort, »Sie besitzen einen Ferman Seiner Majestät des Sultans der Türkei?«

Oho, dachte Nobody, tu doch nicht, als ob du nicht alles schon wüßtest! Dich wenigstens hat der Imam doch schon sicher auf mein Kommen vorbereitet!

»Ich habe einen solchen.«

»Darf ich ihn sehen?«

»Bitte, hier.«

Tief verneigte sich der Khatib vor der eigenhändigen Unterschrift des Sultans.

»Wie konnten wir ahnen, Mylord . . . oder wie darf sich Sie anreden?«

»Wie Sie wünschen.«

»Wie konnten wir ahnen, heute einen Sadr Azam empfangen zu dürfen. Wir sind gar nicht darauf vorbereitet. Darf ich Mylord bitten, mir zu folgen?« — — —

Eine Viertelstunde später saß Nobody dem Imam gegenüber. Auch der Khatib war zugegen, und hätten die beiden nicht ihre orientalische Priestertracht angehabt, Nobody hätte sich in einem englischen Salon so gefühlt, mit zwei gebildeten Gentlemen zusammen, mit denen man sich über alles unterhalten kann, was eben einen englischen Gentleman interessiert, über Sport, Jagd, Politik, sogar Theater — eben über alles.

Dann ist auch selbstverständlich, daß sie nicht etwa mit untergeschlagenen Beinen auf Polstern kauerten, sondern auf richtigen Stühlen saßen, und der mit Zigaretten und Scherbet aufwartende indische Diener konnte an dieser Lebensweise seiner Herren nichts Auffälliges finden.

Dabei war keiner der beiden schiitischen Priester nach London gekommen, mit Ausnahme von Konstantinopel auch nach keiner anderen europäischen Stadt. Aber es waren

eben Indier, noch dazu Radschas, und in Indien ist England und die beste englische Gesellschaft ja überall vertreten, und die indischen Nobilitäten haben den europäischen Ton schnell gelernt. Nur ihre Tracht behalten sie gern bei, und dem Volke gegenüber müssen sie natürlich auch mit allem orientalischen Pomp und orientalischem Formelzwang auftreten.

Hier aber war ihr Besuch ein englischer Lord, dessen Verhältnissen und Lebensansichten sich die gebildeten Indier anpaßten.

Lord Samson erzählte. Der abenteuerlustige Sportsmann war auf einem Ritte nach Kleinasien bis nach Teheran begriffen. In Konstantinopel hatte er den Sultan besucht, dieser war so liebenswürdig gewesen, ihm einen Ferman auszustellen, der Imam von Maskat hatte ihm Pferd und Hund geschenkt.

So erzählte Nobody ganz harmlos, seine Zigarette zwischen den Fingern drehend. Ebenso unauffällig beobachtete er die beiden dabei. Imam Saka Jussuf war ein stattlicher Mann mittleren Alters mit langem, schwarzem Vollbart, eine würdevolle Erscheinung, ganz dazu ausersehen, die Rolle eines Hohenpriesters zu spielen, und schon aus dem muskulösen Halse konnte Nobody schließen, daß er auch die Ansprüche erfüllte, welche die kriegerischen, jagdliebenden Kurden an einen Mann stellen, wenn sie ihn hochachten wollen.

Ob er zu hypnotisieren war? Jawohl, ebenso wie der Kha-tib. Das erkannte Nobody sofort mit Bestimmtheit, ohne den Grund hierzu erklären zu können. Beide waren wohl Männer von größter Energie, dabei aber auch von leidenschaftlicher Natur, das sagten ihre schwarzen, blitzenden

Augen, und solche Naturen unterlagen stets dem magnetischen Blicke dieses Detektivs. Menschen mit ungezwungen langsamen Bewegungen und mit kalten Augen waren es, welche seiner hypnotischen Kraft immer trotzten. Bei denen wirkte dann nur noch sein geheimnisvolles Elixier, das er ihnen einflößen mußte.

Nun kam es nur darauf an, einen dieser beiden allein unter vier Augen zu bekommen.

»Ich bewundere Ihre Kühnheit, so ganz allein diese gefährliche Reise zu unternehmen,« sagte der Khatib, der überhaupt am meisten das Wort führte. »Haben Sie denn gar kein feindliches Zusammentreffen mit Kurden oder Beduinen gehabt?«

»Doch!«

Und Lord Samson erzählte, wie schon dem Konsul, auf welche Weise er immer gereist war, des Nachts, wie er dank seines schnellen Pferdes und seines wachsamen Hundes jeder Begegnung aus dem Wege gehen konnte. Nur einmal war es ihm nicht geglückt. Dabei hatten zwei Kugeln aus seinem Gewehr zwei Kurden vom Pferde geworfen.

»Tot?«

»Ich weiß es nicht,« lautete die phlegmatische Antwort. »Ich zielte nach der Brust, dann konnte ich mich nicht aufhalten, mußte darauf bedacht sein, meine Verfolger hinter mir zu lassen. Dann erlebte ich hinter Bajasid noch einen eigentümlichen Fall.«

»Hinter Bajasid? Dürfen wir nicht erfahren?«

»Ich hatte – gestern war es – den englischen Konsul aufgesucht, Mister Spoon, verließ aber sein Haus schon am Abend wieder, um wie gewöhnlich bei Nacht zu reiten. Es mag ungefähr auf der Hälfte des Weges von Bajasid nach Zednuh

gewesen sein, die Steppe hatte sich in eine Wüste verwandelt, als mein Hund plötzlich stehen blieb, jämmerlich zu heulen anfang und im Sande scharrte. Der wittert eine Leiche, dachte ich, stieg ab und grub an der Stelle. Richtig, es war die noch ganz frische, fast noch warme Leiche eines Arabers, offenbar erwürgt, sonst waren ihm nur noch die Augen ausgerissen. Sie erlauben!«

Nobody nahm eine neue Zigarette. Er wußte genau, was er tat, wenn er dies erzählte. Er mußte ja überhaupt damit rechnen, daß die beiden noch während seines Hierseins von dem Falle erfuhren; nur ein einziger von der Karawane brauchte ja nach Bajasid gekommen zu sein, wo der doch natürlich von dem Engländer, der den Namen Samson mit Recht führte, erzählen würde. Für Nobody galt es nur, der noch folgenden Affäre, wie er dann den Mörder entdeckt hatte, eine etwas andere Fassung zu geben, als es in Wirklichkeit geschehen war – und jetzt vor allen Dingen den Eindruck zu beobachten, den seine Erzählung auf die beiden machte.

Der Khatib konnte sich am meisten beherrschen. Aber daß er innerlich furchtbar erschrak, konnte ihm Nobody doch ansehen, wozu freilich eben die Augen und die Menschenkenntnis dieses Detektivs gehörten!

Also der Khatib war in alles eingeweiht, das war hiermit erwiesen.

Viel weniger konnte sich der Imam im Zaume halten. Er zuckte zusammen, wenn auch nur leicht, dann suchten seine Augen die seines Gefährten, und da er dort kein Entgegenkommen fand, ließ er sie durchbohrend auf dem Erzähler ruhen.

»Nicht möglich!«

»Was ist nicht möglich?« fragte der englische Gast phlegmatisch, ganz mit dem Anzünden seiner Zigarette beschäftigt.

»Ermordet?«

»Sicher.«

»Ihm die Augen ausgerissen?«

»Es ist ein Faktum.«

»Aber wozu das nur in aller Welt?«

»Das hat mir auch der Mörder nicht gesagt, als ich ihn dann hatte. Er segelte hinüber ins Jenseits, ohne ein Geständnis abgelegt zu haben.«

Jetzt hatte sich auch der Imam in der Gewalt. Anstatt von neuem Schreck ob dieser Mitteilung befallen zu werden, wurde er eisern.

»Sie faßten den Mörder?«

»Ja.«

»Wie kam das? Bitte, erzählen Sie.«

»*Well*, mein Hund hatte schnell eine Spur gefunden, die er verfolgte. Am frühen Morgen begegnete ich einer Karawane, die von Zednuh kam, und Sunna machte mich aufmerksam, daß unter den Karawanenmitgliedern der Mann sei, der dort dem Toten das Grab geschaufelt hatte, bezeichnete ihn mir gleich als Mörder.«

So, nun sollte ein Karawanenmitglied beweisen, daß dies nicht der Fall gewesen wäre!

»Und der Mann gestand?«

»O nein, eben nicht. Ich verlangte seine Auslieferung.«

»Er wurde Ihnen ausgeliefert?«

»Der Khan verweigerte ihn mir, es wurde ein Makassi arrangiert.«

»Ah! Und?«

»Ich fing den Flüchtling, stellte ihn, bändigte ihn.«

»Sie – fingen – den . . . «

Jetzt bekam der Imam unter dem Tisch von seinem Genossen einen Tritt, der zur Vorsicht mahnte, Nobody wußte es ganz bestimmt.

»Bitte, erzählen Sie.«

Nun, Nobody erzählte, ganz einfach, aber nur um so stauender, wenn nicht mit Mißtrauen, dem sich freilich auch heimlicher Schreck beimischte, blickten die beiden auf den so schwächtigen Engländer.

»Und er gestand?«

»Wie ich sagte, nein. Als ich ihn gebunden hatte, zog ich mich wieder an, und als ich mich umdrehte, war er schon tot.«

»Tot?!«

»Der Kerl hatte seine Zunge verschluckt, war daran erstickt.«

»Und Sie wissen auch nicht, wer es gewesen ist?«

»Ich weiß absolut nichts. Der Kerl hat auch nicht ein einziges Wort von sich gegeben. Es war ein Indier, noch jung, ein außerordentlich großer, starker Mensch. Auch hatte er nichts bei sich, woraus ich auf irgend etwas hätte schließen können. Ich verscharrte seine Leiche im Sand. Jedenfalls liegt ein Racheakt vor; er hat dem Araber aufgelauert, um ihm die Augen auszureißen. Zuvor oder hinterher hat er ihn erwürgt.«

Sichtlich war die Erleichterung, welche die beiden Indier nach dieser so gleichgültig vorgetragenen Schilderung des Vorganges befiel – allerdings nur immer für Nobodys Augen.

»Können Sie den Ort wiederfinden, wo die beiden Toten begraben liegen?«

»Vielleicht durch meinen Hund.«

»Nun, wir werden uns dieser Sache annehmen, das muß auf alle Fälle aufgeklärt werden.«

Hiermit war die Sache erledigt. Wußten die beiden denn diesen Mord nicht mit dem in Paris in Verbindung zu bringen, wo dem Geköpften auch beide Augäpfel ausgerissen worden waren? Ganz sicherlich, davon war Nobody felsenfest überzeugt, wenn Tamerlan ihm hiervon auch nichts hatte sagen können.

Aber die beiden Verbündeten warteten jedenfalls darauf, daß der Engländer, welcher erst aus Europa kam, dort die Affäre noch in den Zeitungen gelesen haben mußte, davon beginnen sollte. Doch Nobody rührte sich nicht. Und wären Andeutungen gemacht worden, so hätte er sich unwissend gestellt, etwa mit der Angabe, daß er in den Zeitungen nur immer Politik und Sport lese, aller andere ›Klatsch‹ interessiere ihn nicht. Doch ihm wurde eben nicht auf den Zahn gefühlt – desto besser.

»Wir hatten für morgen eine Besteigung des Ararats vor, welche einige Tage in Anspruch nehmen dürfte,« sprang der Khatib schnell auf ein anderes Thema über. »Werden sich Mylord anschließen? Sonst geben wir die Tour natürlich auf.«

Selbstverständlich war der englische Sportsman dabei – und heimlich dachte er: Warum wollen die mich da oben in das wilde Gebirge schleppen? Um den unangenehmen Spion, des Sultans durch seine eigene Schuld verunglücken, ihn in einen Abgrund stürzen zu lassen? Nein, auf solchen Leim gehe ich nicht.

Beide waren schon oben auf dem Ararat gewesen, bis zur versteinerten Arche, noch eine ganz andere Kletterpartie als

die Besteigung irgendeines Alpenriesen; der immer das Wort führende Khatib wußte viel von Gefahren und Schönheiten zu erzählen.

»Erst aber,« mischte sich auch der Imam einmal ein, »werden Mylord wohl das Heiligtum Noahs in Augenschein nehmen wollen?«

»Sie meinen die Moschee?«

»Ja. Für einen Fremden ist sie interessant genug.«

»Darf ich denn das als Christ? Ich hatte es allerdings gewünscht, aber nicht zu hoffen gewagt.«

Die beiden lachten. Sie spielten sich als Freigeister auf. Zu weit durften sie das Vertrauen aber doch nicht treiben.

»Die Palasträume dürfen Sie auch als Christ überhaupt betreten, das ist eine Privatwohnung, und selbstverständlich steht Ihnen alles offen. Zur Besichtigung der Moschee dagegen bedürfen Sie freilich eines Inkognitos, Sie müssen sich für einen Schiiten ausgeben, wir selbst werden Sie führen. Und dann dürfen wir wohl annehmen, daß Sie keine Beschreibung etwa veröffentlichen.«

»Selbstverständlich nicht.«

Keine weiteren Bedingungen, keine Abnahme des Ehrenwortes – und gerade diese Vertrauensseligkeit machte Nobody äußerst mißtrauisch.

»Mylord verzeihen,« fuhr der jetzt gesprächiger werdende Imam fort, »mich ruft die Pflicht zu einer rituellen Speisetafel, an welcher ich den Segen zu erteilen habe, und auch Radscha Gosuami muß als Khatib oder Vorbeter unbedingt daran teilnehmen. Von morgen an sind wir für eine Woche frei, die Moschee ist wegen einer Generalreinigung für die Pilger geschlossen, dann stehen wir Ihnen zur Verfügung,

und auch heute nachmittag schon, wenn wir Sie führen werden.«

Lord Samson verneigte sich dankend.

»Mylord werden wohl allein speisen wollen, eine Ihrer würdige Gesellschaft kann ich auch gar nicht bieten.«

Die Unterredung war aufgehoben. Nobody, immer von seinem Hunde begleitet, ward von dem indischen Diener, der aber europäische Schulung zeigte, nach dem nahen Zimmer zurückgeleitet, in dem er vorhin seine Waffen zurückgelassen hatte. Der erste Blick sagte ihm, daß sie von keiner fremden Hand berührt worden waren.

»Haben Mylord sonst noch Wünsche, ehe ich Seiner Herrlichkeit das Diner serviere?« fragte der Indier in tadellosem Englisch.

Es war derselbe Diener, der ihn schon vorhin abgeholt hatte, um ihn nach jenem Empfangsgemach zu bringen, da aber hatte er Arabisch gesprochen. Nobody hätte dem Manne in seinem orientalischen Kostüm gar nicht solch eine europäische Weltgewandtheit zugetraut.

Ferner konstatierte Nobody sofort, daß dieser Diener, der in seinem hageren Gesicht mit den strengen, leidenschaftslosen Augen etwas Asketisches an sich hatte, sich nicht hypnotisieren lasse. Nun hatte Nobody ja jenes Elixier bei sich, dieses mußte aber doch dem betreffenden, der in hypnotischen Schlaf versinken sollte, mit List oder mit Gewalt beigebracht werden – und Nobody dachte jetzt überhaupt nicht an dieses Zwangsmittel, er wollte sich an einen der beiden Geistlichen halten, die unter einer Decke steckten, von diesen konnte er alles, was er wissen wollte, aus erster und bester Quelle erfahren. Nur mußte er eben erst einen von ihnen allein vor sich haben.

»Ich wüßte nicht, was ich noch brauchte. Waschwasser?«

»Befindet sich hier im Nebenzimmer. Mylord haben drei Gemächer zur Verfügung – ich meine zur eigenen Verfügung, sonst steht Seiner Herrlichkeit der ganze Palast offen.«

Der Diener schlug einen als Portiere dienenden Teppich zurück, er verhüllte die Toilette. Es herrschte hier ein fabelhafter Luxus, der, besonders weil er orientalisch war, sich in allen Details unmöglich schildern läßt. So war schon dieser Teppich, der nur als Portiere diente, von wunderbarer Farbenpracht, die marmorne Badewanne, die sich in der Toilette zeigte, mit Halbedelsteinen mosaikartig ausgelegt, die Hähne, auch heißes Wasser spendend, wohl eher von massivem Gold denn nur vergoldet. Eine Vergoldung hätte zu allem anderen gar nicht gepaßt.

Dementsprechend war auch dieses Zimmer eingerichtet, dem Lager nach, aus den kostbarsten Teppichen und seidenen Polstern aufgeschichtet, als Schlafraum dienend.

»Woher kommt das Wasser?«

»Von einem Quell, der weiter unten aus dem Berge hervorbricht. Das Wasser wird hoch hinauf gepumpt, die ganze Anlage ist sehr sehenswert. Es wird Seiner Hochheiligkeit dem Imam großes Vergnügen machen, Seiner Herrlichkeit alles zeigen zu dürfen.«

Wetter, war dieser braune Bursche im Bedientenkaftan ein patenter Kerl! Einen solchen hatte Nobody in dem schitischen Kloster nimmermehr zu finden erwartet. Eben das Abbild seiner Herren.

»Wo haben Sie die englische Sprache gelernt?«

»Ich war lange Jahre Kammerdiener bei Sir Raleigh, Gerichtspräsident in Bombay. Als dieser nach London zurückging, trat ich in die Dienste des Radschas Gosuami, wurde sein Leibdiener, begleitete ihn dann auch nach hier.«

Also kein Diener des Imams, sondern des Khatibs! Immer mehr kam Nobody zu der Ueberzeugung, daß dieser hier eigentlich die Hauptrolle spielte.

»Sind Sie ursprünglich Buddhist gewesen, sind Sie mit Ihrem Herrn zum schiitischen Mohammedanismus übergetreten?«

»Ja, aber nicht allein aus Treue zu meinem Gebieter, sondern aus vollster Ueberzeugung,« lautete die würdevolle Antwort.

Doch weiter schien sich der Indier auf ein Religionsgespräch nicht einlassen zu wollen, schnell ging er durch das Schlafgemach und schlug eine zweite Portiere zurück.

»Dies ist das Speisezimmer.«

Nobody sah einen bereits gedeckten Speisetisch, dessen schweres Silberservice der ganzen übrigen Einrichtung entsprach, obgleich diese sonst eine orientalische war. Nur der Tisch und der einzige Stuhl machten eine Ausnahme.

»Mir scheint, man ist hier vollkommen auf einen europäischen Gast eingerichtet.«

»Das wohl; aber Mylord sind der erste, welcher diesen Palast betritt.«

»So ist noch gar kein europäischer Besuch hier gewesen?«

»Gewünscht haben schon viele christliche Reisende, den Palast oder gar die Moschee zu besichtigen; aber das ist für einen Christen unmöglich. Nur ein Ferman des Sultans muß jede Schranke aufheben. – Ich bin Eurer Herrlichkeit ganz

zur Verfügung gestellt worden. Wann darf ich das Diner servieren?«

»Wenn es fertig ist.«

»Es ist schon fertig.«

»Dann also sofort.«

»Wünschen Mylord während des Speisens von mir bedient zu sein?«

»Nein, danke.«

Der Diener verbeugte sich, diesmal nach orientalischer Art mit über der Brust gekreuzten Armen, und verließ das Zimmer.

Wahrhaftig, Nobody konnte mit allem zufrieden sein! Aber gerade durch diese äußerste Zuvorkommenheit wuchs sein Mißtrauen nur. Besonders gefiel ihm das Auge dieses Indiers nicht, der als Leibdiener wohl auch der Vertraute des Khatibs war.

Die Aussicht der im zweiten Stock liegenden Zimmer ging nach der freien Ebene hinaus, eine andere würde es hier in dem in den Felsen gemeißelten Palast wohl nicht geben, und sie war herrlich. Doch lange konnte Nobody sie nicht genießen. Schon kam der Diener wieder, eine dampfende Terrine bringend, die Suppe.

»Seine Heiligkeit lassen melden, daß Mylords Pferd wohl in einem besonderen Stall untergebracht werden möchte.«

»In welchem besonderen Stall?«

»Welcher der verstorbenen Lieblingsstute des Imams früher zum Aufenthalt gedient hat und jetzt leer steht. Es ist eher ein Damenboudoir zu nennen, denn ein Stall,« setzte der Diener hinzu, mit einer krampfhaften Bemühung, sein starres Gesicht zu einem Lächeln zu verziehen, wobei er es aber nur zu einer Grimasse brachte.

»Wo befindet sich dieser Stall?«

»Ebenfalls unten im Hofe, Mylord können ihn vom Fenster aus sehen.«

Nobody folgte mit dem Blicke der ausgestreckten Hand und erfuhr somit, daß das kleine, architektonisch schöne Gebäude kein Miniaturschlößchen, sondern ein Pferdestall sei.

»Mylord verzeihen,« fuhr der Diener fort, »ich habe gewagt, die hochwohlgeborene Manekeye am Zügel zu fassen, um sie nach jenem Stall zu führen. Seine Heiligkeit hatte es mir geheißen; aber sie läßt sich nicht anfassen, sie wollte nach mir beißen.«

Ja, dieses hochwohlgeborene Pferd ließ sich von keiner fremden Hand anfassen, noch weniger von dem Platze führen, wohin sein Herr es gestellt hatte.

»Wenn Mylord mir das Wort sagen wollen, auf welches das hochedle Roß hört und folgt, so kann es sofort den Stall verlassen, der einer Stute des Propheten durchaus nicht würdig ist.«

Oho! Das war eine sehr plumpe Falle, um ein Geheimnis zu erfahren! Oder auch nicht? Das konnte nämlich auch äußerst schlaue ausgesonnen sein!

Der fremde Gast hatte doch eigentlich gar keinen Grund, Mißtrauen zu zeigen. Offenbarte er aber das Stichwort nicht, auf welches hin sein Pferd auch einem Fremden gehorchte, so bewies er eben hierdurch, daß er wirklich gegen seinen Wirt Mißtrauen hegte.

Doch alles hat seine Grenzen. Einem echten Beduinen hätte man so etwas gar nicht bieten dürfen, und Nobody wollte brüsk wie ein echter Engländer auftreten, der auf Reisen ist.

»Nein! Solche Stichworte sind dazu da, daß man sie geheim hält, deshalb flüstert man sie dem Pferde heimlich ins Ohr!«

Der Ton, in dem er diese Worte gesprochen, ließ keinen Zweifel über seine Stimmung, und der Indier knickte gleich förmlich zusammen.

»Bitte tausendmal um Entschuldigung, Mylord – wollen Seine höchste Herrlichkeit armem Cheswa verzeihen, er richtete nur den Auftrag seines Herrn aus,« murmelte der Indier, diesmal etwas aus seiner europäischen Rolle fallend, dabei rückwärts wie ein Krebs unter fortgesetzten Verbeugungen nach der Tür strebend.

»Ich werde mein Pferd dann selbst in jenen Stall führen.«

»Sehr wohl, Mylord, wie Eure Herrlichkeit befehlen!«

Nobody ließ sich zur Mahlzeit nieder. Wenn alle folgenden Gänge so waren wie hier diese Suppe, so mußte in der Küche des schiitischen Palastes unbedingt ein Koch sein, der in Paris die hohe Akademie besucht hatte. Das heißt, das konstatierte Nobody zunächst nur aus dem köstlichen Dufte, welcher der Terrine entströmte. Denn zuerst nahm er einen der silbernen Reserveteller, füllte ihn mit Suppe und setzte ihn am Boden dem Hunde vor.

»Prüfe, Sunna, ob ich dies genießen darf.«

Der Hund schnupperte, nicht gar zu lange, dann leckte er den Teller aus, und er hätte die Suppe verschmägt, auch andere Zeichen seines Unwillens gegeben, wenn mit derselben irgend etwas nicht in Ordnung gewesen wäre, wenn sie gar Gift enthalten hätte, sei es, was für ein Gift es wolle, ein bekanntes oder unbekanntes Gift, welches kein Chemiker nachweisen kann.

Woher der Hund das wissen oder riechen oder ahnen konnte, das ist ein noch ungelöstes Rätsel. Wer sich näher über die Eigenschaften dieser Beduinenhunde orientieren will, mag in dem klassischen ›Brehms Tierleben‹ nachlesen, wo unter anderen ausführlich erzählt wird, wie diese Hunde, welche während der Jagd und Reise mit ihrem Herrn aus der schmutzigsten Pfütze trinken – saufen darf man bei ihnen nicht sagen, das wird als Beleidigung vom Kadi geahndet – die Milch nicht anrühren, in welche man nur einen Finger getaucht hat, sie brauchen es gar nicht gesehen zu haben, dann verschmachten sie lieber, so heikel und stolz sind diese Tiere, welche der Beduine seit mindestens 2000 Jahren gleich menschlichen Familienmitgliedern behandelt, oder sie vielmehr noch über Frau und Kinder stellt, während wir uns mit der Veredelung – mit der Veredelung, nicht nur mit der Dressur! – des Hundes doch erst seit neuester Zeit beschäftigen.

Daß dies der Hund wittert, wenn ein Mensch seine Hand in die Milch getaucht hat, das ist begreiflich. Aber unbegreiflich ist es, wie der Beduinenhund unterscheiden kann, ob die Hand unabsichtlich mit der Milch in Berührung gekommen ist, oder ob man die Hand mit Absicht hineingetaucht hat. Die Hand kommt doch schon beim Melken mit der Milch in Berührung, man trägt den Napf, die Fingerspitzen tauchen hinein – geniert den Hund nicht. Aber sobald man, ungesehen von dem Tiere, weit entfernt von ihm, den Finger mit Absicht hineintaucht – »ich will doch sehen, ob er es merkt« – alsbald rührt der Hund sie nicht mehr an.

Dieses Unterscheidungsvermögen ist für den Psychologen, der auch das Tier in den Kreis seiner Beobachtungen und wissenschaftlichen Spekulationen zieht, noch ein Rätsel

und wird es wohl auch bleiben. Doch wir sind ja überall von solchen Rätseln umgeben, die für den Menschen versiegelt sind. So ist auch der Wasserinstinkt der Vögel eine geheimnisvolle Sache, um deren Aufklärung sich gelehrte Forscher vergebens bemühen. Man mag einem Hahn Augen und Nasenlöcher mit Wachs verschmieren, ihm die entsprechenden Sinne operativ entfernen – es wird immer sofort den versteckten Wassernapf finden, bei Durst direkt daraufzueilen.

Hier muß man mit einem sechsten Sinne rechnen, für den wir noch keine Bezeichnung haben. Wir dürfen doch nicht glauben, weil wir nur fünf Sinne kennen – Gesicht, Gehör, Geruch, Geschmack und Tastsinn – daß es deshalb nicht noch andere Sinne gibt. Ein sechster ist überhaupt schon erwiesen, der der Balance, wie man ihn genannt hat. Durch eine Quetschung des Kopfes kann jemand diesen Sinn der Balance verlieren, er kann ihm auch künstlich durch eine Operation hinter den Ohren entfernt werden. Dann kann der Betreffende, sonst kräftig und gesund, nur noch torkelnd gehen, kann sich nicht mehr auf dem Fahrrad halten, greift oft, wenn er einen Gegenstand fassen will, daneben und – der überzeugendste Beweis, daß ihm ein Sinn abhanden gekommen ist! – wenn er im Wasser untertaucht, er mag der vortrefflichste Schwimmer sein, so weiß er nicht mehr, wo oben und wo unten ist. –

»Die Suppe kann ohne Magenbeschwerden genossen werden. Das wäre auch ein bißchen gar zu früh, um mich ins Jenseits zu befördern. Die wollen doch erst wissen, was mich eigentlich hierher führt, und wie der Padischah über sie denkt.«

Der Diener brachte die erste Schüssel und gleichzeitig eine neue Meldung.

»Seine Heiligkeit lassen fragen, wann Seine Hochherrlichkeit die Moschee zu besichtigen wünschen.«

»Der Imam selbst wollte mich doch führen.«

»Ja, das ist auch unbedingt nötig, und eben deshalb läßt Seine Hochheiligkeit um eine Zeitangabe bitten, wann er Sie abholen darf.«

»Wann es dem Imam paßt.«

»Nein, Sie haben zu bestimmen, ich bin beauftragt.«

»Wird am Grabe Noahs ständig gebetet? Ich möchte die Pilger beobachten.«

»Es ist von früh bis abends immer im Gange und immer dasselbe, Anbetung und Segenerteilung und alles. Nur morgen wird die Moschee für eine Woche geschlossen.«

»So kann ich ja gleich nach dem Essen die Besichtigung vornehmen.«

»Wünschen Mylord nicht etwas zu ruhen?«

»Nein.«

»Wie Mylord befehlen. Um zwei Uhr?«

»Ja, um zwei werde ich bereit sein.«

»So werde ich Seiner Herrlichkeit dann gleich ein anderes Gewand bringen.«

»Weshalb ein anderes Gewand?«

»Die Pilger dürfen doch nicht erfahren, daß sich unter ihnen ein Christ befindet. Es muß ein Burnus sein, mit dem man das Gesicht verhüllen kann, aber lieber nicht der Ihre, dessen weiße Farbe hier sehr ausgefallen ist, und es dürfte sich schon verbreitet haben, daß der Mann, der diesen weißen Burnus trägt, die Gesichtszüge eines Franken besitzt und daher womöglich ein Christ sein kann.«

»Gut, ich verstehe. Besorgen Sie mir solch ein Kostüm.«

Mit gutem Appetit machte sich Nobody an die Schüsseln, welche von dem Diener nacheinander hereingebracht und serviert wurden, ohne daß dieser noch eine neue Mitteilung zu machen gehabt hätte.

Von Minute zu Minute war Nobodys Mißtrauen gewachsen. Am allerwenigsten gefiel ihm, daß man hier von dem Allerheiligsten, was der Schiit besitzt, so geringschätzend sprach, ihm, dem fremden Gaste, einem christlichen Engländer gegenüber.

Von dem auf einer hohen geistigen Stufe stehenden Imam und seinem Khatib hätte man sich das noch gefallen lassen können, obgleich es auch nicht schön war – aber wie sie den indischen Diener, der so betonte, aus Ueberzeugung zum Schiitismus übergetreten zu sein, in alles eingeweiht hatten, wie der zu dem vornehmen Engländer von seinem Allerheiligsten sprach – nein, hier war etwas nicht geheuer!

»In die heiligsten Geheimnisse darf man nur einen Menschen sorglos einweihen, der kurz vor seinem Tode steht und vorher kein Wort mehr sprechen kann. Gewiß, die halten mich für einen Todeskandidaten. Nun, vorläufig lebe ich ja noch.«

Mit dem Nachtisch, aus den herrlichsten Früchten bestehend, brachte Cheswa, wie sich der Diener genannt hatte, einen dunkelbraunen Burnus mit, und schon harrete der Imam als Führer des Gastes.

Nobody ließ die Früchte stehen, in der Hoffnung, sie noch später verzehren zu können – ein Toter braucht nicht mehr zu essen – und hüllte sich in den Burnus ein.

»Der Hund darf aber die Moschee nicht betreten.«

»Selbstverständlich nicht, er bleibt hier.«

Auf dem Korridor standen zwei Männer, in ebensolche braune Burnusse gehüllt, das Gesichtstuch herabgelassen. Wenn nicht schon an der Gestalt, so erkannte Nobody sie am ersten Schritt, an der ersten Handbewegung wieder: der Imam, ohne jegliches Abzeichen seiner Würde, und der Khatib.

O weh, wollten die beiden wiederum immer zusammenbleiben? Solange dies der Fall war, durfte Nobody nicht hoffen, als Hypnotiseur durch Fragen mehr zu erforschen, als man ihm gutwillig mitteilte.

Wir lassen uns auf keine nähere Schilderung der Moschee ein.

Nobody bekam vielerlei zu sehen. Er beobachtete, wie die Pilger, nachdem sie die Treppe heraufgerutscht waren, durch eine seichte Rinne mit Wasser waten mußten, ihre körperliche Reinigung mehr symbolisierend denn verwirklichend, dann sprangen sie über ein Kohlenfeuer, das Fegefeuer darstellend, welches auch ihre Seelen läuterte, dann noch andere Zeremonien, bis sie an Noahs Sarg beten und ihn küssen durften, einen großen, schwarzen Quader, in dem Noahs Gebeine eingeschlossen sein sollten.

Auch andere Reliquien bekamen sie zu sehen: die Taube, welche Noah hatte fliegen lassen, im Laufe der Jahrtausende natürlich versteinert, während das Oelblatt, welches sie gebracht, noch ganz frisch war, einfach aus dem Grunde, weil es jeden Tag von neuem grünte; dann der Becher, aus dem Noah als erster Mensch sich den ersten Rausch geholt hatte, den Zipfel des Rockes, den sein ungeratener oder vielleicht auch wißbegieriger Sohn Kanaan in die Höhe gehoben – und noch vieles, vieles andere.

Es gehörten großer Glaube und manchmal auch bedeutende Phantasie dazu, um die Dinge für das zu nehmen, als was sie den Pilgern erklärt wurden. Doch wir brauchen deshalb nicht erst nach Asien zu den Schiiten zu gehen.

Bei der versteinerten Taube z. B. versagte sogar Nobodys lebhaftige Phantasie. Das, was da gezeigt wurde, konnte ebensogut ein versteinertes Eichhörnchen sein oder ein Rokoko-Tintenfaß oder ein vom Alter gebeugter Seestiefel.

Am allerwenigsten aber gefiel Nobody das Verhalten seiner beiden Begleiter, der höchsten Geistlichen, welche selbst über die Reliquien und über alles andere schlechte Witze machten.

Als den Pilgern z. B. der aus Kupfer oder sonst einem Metall getriebene Becher gezeigt wurde, allerdings recht modern aussehend, flüsterte der Khatib dem englischen Gaste das Schlagwort ins Ohr:

»*Made in Germany!*« Und ebensolche Bemerkungen machte auch immer der Imam.

Das war nicht profan, nicht trivial, nicht gemein, nicht gotteslästerlich, sondern ... das war für den fremden Besuch direkt gefährlich!

Nobody mit seinen feinen Empfindungen hörte aus solchen spöttischen Bemerkungen förmlich seinen Todesspruch heraus!

Die verummten Priester mußten sich den ihr Amt ausübenden Geistlichen unbedingt durch irgendein Zeichen zu erkennen geben, daß sie überall passieren durften, aber welches Zeichen sie anwendeten, das konnte Nobody nicht entdecken, wie er auch aufpaßte.

Uebrigens fielen sie gar nicht auf. Es waren auch mehrere Pilger darunter, welche ebenfalls ihr Gesicht verhüllt hatten, nur daß diese die allgemeine Reihenfolge einhalten mußten.

»Es sind solche,« erklärte der Imam auf Nobodys Befragen, »welche aus irgendeinem Grunde nicht wissen lassen wollen, daß sie sich nach Kahab-Nuh begeben haben. Meist ist der Grund ein rein geschäftlicher. Der Geschäftsmann will nicht, daß sein Personal und seine Kunden von seiner weiten und gefährlichen Reise erfahren, das kann ihm schaden. Er gibt nur eine kleine Reise vor, wo er am Ziele länger aufgehalten wird, oder eine Erholung auf dem Lande. Nur mir und meinem Stellvertreter muß er sich offenbaren, sonst kann er unkenntlich bleiben.«

»Sind darunter nicht auch solche, welche nicht als Schiiten erkannt werden wollen, im öffentlichen Leben eine andere Religion angeben?«

»Nein, ganz ausgeschlossen – so hoch entwickelt ist dieses Volk noch nicht.«

Wieder solch eine niederträchtige Bemerkung! Anstatt einen derartigen Nationalcharakter hochzuschätzen, wurde er verspottet und verachtet, und das vom Höchsten der Geistlichkeit!

Am meisten interessierte Nobody, auf welche kostenlose Weise hier noch ständig die Moschee erweitert wurde.

Der ganze Berg schien siebartig durchlöchert zu sein – vom ganzen Ararat nun freilich nicht zu sprechen! – Jedenfalls aber doch ein unentwirrbares Labyrinth von Tunneln und Gängen, teils durch Felsspalten, teils von Lichtern und Fackeln erleuchtet, und dieser Bau wurde von menschlichen Ameisen noch beständig erweitert, immer neue Gänge und Treppen und Kammern und Hallen kamen hinzu.

Jeder Pilger konnte sich von dem heiligen Berge ein Stück Stein mitnehmen, wozu sie schon Hammer und Meißel mitbrachten, nur daß sie den Stein bloß an einer bestimmten, ihnen angewiesenen Stelle abschlagen durften, gewöhnlich am Ende eines Ganges.

Aber diese Erlaubnis verstand sich ganz von selbst; jeder Pilger erhielt nämlich beim Einlaß einen ziemlich ansehnlichen Sack, den er nach Vollendung aller Zeremonien mit Steinen und Schutt, an angewiesener Stelle mit eigener Hand abzuschlagen, füllen und ihn an einem anderen Orte wieder entleeren mußte. Dann erst war er durch die Wallfahrt nach Noahs Grab dem Himmel ein gutes Stück nähergekommen.

Hierbei wurde Nobody lebhaft an Peter den Großen erinnert, welcher Petersburg gründete. Petersburgs Umgegend war einst sehr morastig, dabei Steine selten. Um nun diesem Mangel abzuhelpfen und dabei Kosten zu ersparen, erließ Peter der Große den Befehl, daß jeder, der das Stadttor passieren wollte, als Tribut eine gewisse Anzahl Steine abzugeben hatte, Fuhrleute eine große Menge, Pferd und Wagen entsprechend. Woher sie die Steine bekamen, das war ihre Sache.

Außerdem gab es noch eine Menge Pilger, welche den Himmel mit Gewalt erobern wollten, diese brachen längere Zeit Tag und Nacht Steine los. Asketen oder Derwische widmeten dieser heiligen Handlung ihr ganzes Leben, ohne dafür mehr als die dürftigste Nahrung zu erhalten, und es waren ja auch Wohlhabende darunter, welche dadurch etwas abbüßen wollten oder mußten.

»Wohin werden die Steine gebracht?«

Nobody bekam es gleich zu sehen. Ein Schacht mündete an einer schiefen Ebene, auf dieser wurden die Säcke im Vorbeigehen entleert, die Steine und der Schutt rutschten hinab und verschwanden in eine Schlucht.

Hinabblicken konnte man nicht.

»Wie tief ist diese Schlucht?«

»Sie reicht bis zum Mittelpunkt der Erde. Aber tatsächlich, ihre Tiefe ist noch nicht ergründet worden. Ein Abstieg ist nicht möglich. Von einem oberen Stockwerk gewinnt man einen Einblick, doch es ist kein Grund zu sehen. Jedenfalls ist sie tief und geräumig genug, um auf diese Weise noch Steine aufzunehmen, solange es Gläubige auf der Erde gibt.«

Solange die Dummen nicht alle werden, hatte er hiermit sagen wollen.

»Und das Symbol, weswegen die Steine hinuntergeworfen werden?«

»Dort unten sitzt der Teufel, der den Noah zum Weintrinken verführte, er wird von den abstinenten Mohammedanern immer fester mit Steinen zugedeckt, daß er nicht wieder heraus kann.«

»Aber heute abend lassen wir ihn einmal heraus,« flüster-te nach dieser Erklärung des Imams der Khatib dem Gaste zu, »wir haben einen griechischen Rotwein – ah – den wollen wir probieren!«

Oder auch nicht, dachte Nobody, ich werde mich hüten – und muß es sein, finde ich den Wein ungegipst und unarsenikiert, dann wird euch mohammedanische Indokaffern einmal ein christlicher Germane untern Tisch trinken.

Die Besichtigung der Moschee war beendet.

Nobody mußte sich gestehen, daß er sich in diesem Wirrsal von Gängen nicht wieder zurecht finden konnte.

Nur die Haupttunnel hatte er sich gemerkt.

Es gab noch einige andere Merkwürdigkeiten zu besichtigen, z. B. das Wasserwerk; sie blieben einige Zeit vor dem im Palast befindlichen Zwinger stehen, der die beiden neu-angekommenen Tiger beherbergte, welche jetzt aber die vor dem Gitter stehenden Menschen nicht schlecht anflentschten, sprachen von Tigern, Hunden und Pferden, sie besuchten zusammen die Manekeye, Nobody führte sie in den besonderen Stall, der wirklich eher einem Boudoir glich, er erhielt den Schlüssel zur Stalltür, einen arabischen Schlüssel, unförmlich groß und nicht aus Eisen, sondern aus Holz, durch viele Zuhaltungen aber einen nicht minder guten Schutz als unser bestes Geldschrankschloß gewährend, und es wurde schon dunkel, als sie sich verabschiedeten, um zum Abendessen wieder zusammenzutreffen.

Aber daraus sollte wiederum nichts werden, also auch nichts aus dem Zechgelage. Als Chesmwa für den Gast dicke Wachskerzen brachte, meldete er, Seine Hochheiligkeit und der Khatib ließen um Entschuldigung bitten, sie wären amtlich verhindert.

So mußte Nobody abermals allein speisen, oder nur in Gesellschaft seines Hundes. Es war ihm recht. Fast achtundvierzig Stunden war er ohne Schlaf, und er war ein Mensch.

Der Diener räumte ab, wünschte Seiner Herrlichkeit angenehme Ruhe und Allahs Segen, und Nobody würde in dieser Nacht nicht mehr gestört werden.

Gleich nach dem Essen legte er sich, ohne sich zu entkleiden, auf das Teppichbett. Die Lichter hatte er verlöscht,

nur der Mondschein drang durch die Fenster herein. Diese drei Zimmer bildeten ein Appartement für sich, die nach dem Korridor führenden Türen konnten wirklich verschlossen und verriegelt werden.

Er war zufrieden mit dem, was er heute erreicht. Er hatte sich orientiert, mehr war fürs erste nicht zu verlangen. Nun galt es, einen der beiden Geistlichen allein unter die Augen zu bekommen. Oder sonst wußte Nobody auch noch andere Mittel, um sein Ziel zu erreichen.

Er wußte sich als Spion und direkt als Feind betrachtet. Von allen Seiten drohten ihm Gefahren. Er konnte es nicht ändern. Am allerwenigsten durfte er sich auf die Türriegel verlassen. Der beste Wächter war der an seiner Seite liegende Hund.

Seine Seele dem empfehlend, in dessen Händen alles Schicksal liegt, schlief er ein. –

Schrecklich war sein Erwachen.

Zuerst glaubte er nur zu träumen, dann wurde er sich in einem Halbschlafe bewußt, daß er nicht richtig erwachen konnte. Wie Blei lag es auf seinen Augenlidern. So sehr er sich auch anstrengte, er vermochte sie nicht aufzubekommen.

Es war ein Alp, der auf ihm lastete, dabei aber konnte er schon ganz klar denken.

»Ich hatte doch die Lichter ausgelöscht, und hier müssen Lichter brennen,« dachte er. »Hier riecht es nach Raubtier – es müssen Raubtiere um mich sein – es sind Tiger – ich liege nicht mehr . . . Himmel, ich bin betäubt worden!!«

Jäh fuhr Nobody empor, mit vor Entsetzen weit geöffneten Augen um sich starrend.

Wenn Nobody jemals geglaubt hatte, im wachen Zustande zu träumen oder eine Vision zu haben, so war dies jetzt der Fall, und die Vision war danach beschaffen, um auch in diesem eisernen Manne Entsetzen zu erwecken, ihm das Blut erstarren zu machen.

Sein erster Blick fiel auf einen Tiger, dann auf einen zweiten, und diese beiden Raubtiere befanden sich in einem nackten Raume, der durch zwei an der Wand befestigte Kerzen erleuchtet wurde, und in der Mitte stand ein von Eisenstäben gebildeter Käfig, in dem Nobody halbaufgerichtet auf einer mit einem Teppich belegten Pritsche saß.

Der zweite Blick galt seiner eigenen Person, die Hände halfen mit, er trug seine Stiefel und Strümpfe nicht mehr, seinen Anzug nicht mehr, stak ganz nackt in einem blauen Kittel . . . und da mit einem Male als Nobody voll und ganz zur Erkenntnis seiner Lage kam, kehrte sofort auch seine ganze Kaltblütigkeit zurück.

»Ueberlistet! Man hat mich während des Schlafes auf irgend eine Weise betäubt. Drum auch solche Kopfschmerzen, wohl die ersten in meinem Leben. Vollständig ausgeplündert. Steckt mein Hund vielleicht unter der Pritsche? Nein. Also auch der ist weg. Na, nun wollen wir sehen, wie's weiter geht. Von hier aus soll ich mich ja, wie mir Scotts rotes Buch vorschreibt, an das Ufer des kaspischen Sees begeben, und dann soll ich immer noch einige vierzig interessante Fälle als Detektiv erleben, und zum Erleben darf man doch nicht tot sein.«

Diese gedachten Worte kennzeichnen Nobodys Stimmung, in die er sich sofort zu versetzen wußte, zur Genüge. Glückselig ist, wer vergißt, was einmal nicht zu ändern ist. Weinen hilft nichts. Und dann die Hoffnung, die Hoffnung!!

»Aber eine niederträchtige Gemeinheit bleibt's doch, daß mir so etwas passieren muß!«

Es hatte fast humoristisch geklungen, als Nobody mit diesen Worten sich erhob, um an das Gitter zu treten, welches von den Rändern der Pritsche nach allen Seiten etwa zwei Meter entfernt war.

Das heißt, er wollte nur an das Gitter treten, um einmal die Festigkeit der Eisenstäbe zu prüfen; er kam nicht dazu, seine Absicht auszuführen, denn sofort sprang einer der Tiger unter donnerndem Gebrüll mit einem furchtbaren Satze gegen das Gitter und hakelte mit der Pranke nach Nobody, der natürlich schnell auf die Pritsche zurückgesprungen war.

»Alle Wetter! Die sind auf den Mann dressiert! Und das sind ja auch nicht die beiden Tiger, Daschmantas und Sakuntala, welche ich gestern auf der Rampe überholte.«

Für Nobody hatte jeder Fuchs ein anderes Gesicht, und so erkannte er auch sofort, daß dies wirklich wieder zwei andere Königstiger waren. Außerdem waren beide männlichen Geschlechtes.

Aber auch angesichts dieser furchtbaren Wächter gab Nobody seinen Vorsatz nicht auf, es handelte sich gleich um eine Probe.

Den Blick fest in das Auge des hoch am Gitter aufrecht stehenden Raubtieres bohrend, näherte sich ihm Nobody langsam, und siehe da, immer, leiser wurde das Grollen, welches aus dem weitgeöffneten Rachen kam, der Tiger konnte den Blick nicht mehr ertragen, er ließ sich herabfallen und zog sich in die fernste Ecke zurück.

Jetzt setzte der zweite Tiger zum Sprunge an, aber den bannte der Blick des Hypnotiseurs schon von weitem auf

die Stelle, Nobody konnte die Hände an die Eisenstangen legen.

»Das ist nicht jenes rätselhafte Metall des Mephistopheles, das sind gewöhnliche Eisenstangen, und so stark sie auch sein mögen, sie sollen mir doch nicht widerstehen. Ich werde sie zur Seite biegen können. Jetzt natürlich noch nicht. Erst will ich einmal sehen, wie sich die Sache weiter entwickeln wird. Bin sehr gespannt darauf.«

Kaum war Nobody zurückgetreten, dabei die beiden Tiger aus den Augen lassend, als diese mit verdoppelter Wut gegen den Käfig mit der menschlichen Maus lossprangen.

Denn hypnotisiert waren die beiden Tiere natürlich nicht worden. Nur der Blick des Raubtierbändigers hatte sie gebannt. Dabei ist natürlich nicht nötig, daß der, welcher diese Gabe besitzt und sie zu benutzen versteht, etwa mit dem einen Auge nach dieser und mit dem anderen Auge nach jener Bestie schießt. Das im Auge behalten ist hier nicht wörtlich zu nehmen. Bei einem dritten Tiere hört das ja schon auf. Vielleicht auch liegt es allein am Willen. Jedenfalls kann man gerade am Raubtierkäfig studieren, daß der menschliche Wille tatsächlich eine reale Kraft ist, die durch die Macht der Energie sichtbare Wirkungen erzielt.

Es war auch gut, daß die Tiger nach Aufhebung des Bannes sofort wieder ihren alten Charakter annahmen. Nobody hatte schon bereut, nur eine Probe seiner inneren Macht gezeigt zu haben. Wenn er hierbei nun beobachtet worden war? Dann war man vor ihm gewarnt.

Es war, wie gesagt, ein völlig leeres Gewölbe mit nackten Wänden. Die beiden helleuchtenden Kerzen schienen auf

Nägeln zu stecken. Keine Fenster, keine Andeutung von einer Tür. Auch keine Fugen. Der Raum mußte aus dem Felsen herausgemeißelt sein, die Tür war sehr künstlich versteckt.

Trotzdem würden wohl auch diese fugenlosen Mauern Augen haben. Nobody konnte nur hoffen, während seines Experimentes mit den beiden Raubtieren nicht beobachtet worden zu sein.

Da ein Knarren, in der Mauer entstand eine Oeffnung, und durch diese herein trat ein Mann.

Der Khatib! Er war es!

Jetzt aber sah er ganz anders aus. Er trug ein phantastisches Kostüm, mit vielen Stickereien bedeckt. Doch dieses braucht jetzt nicht näher beschrieben zu werden, denn Nobody sah nur den seltsamen Schmuck, den jener um den Hals trug und auch in den Händen hatte.

Es schienen riesige, etwas ovale Perlen zu sein, zu Ketten zusammengereiht, fast so groß wie Pflaumen, weiß, aber als Augen bemalt – nein, nicht nur bemalt – bei Gott, das waren nichts anderes als menschliche Augen!!

Die eine Kette trug der Khatib also um den Hals, lang auf die Brust herabhängend, eine andere ließ er nach Art eines Rosenkranzes spielend durch die Finger laufen.

Die Felsentür hatte sich hinter dem Eintretenden, wieder geschlossen. Die beiden Tiger grollten ihm entgegen.

»Ruhig, Asur; ruhig Narak!! Erkennt ihr euren Herrn und Meister nicht?«

Beim Klange der Stimme krochen die beiden Bestien schweifwedelnd zu seinen Füßen nieder.

Asur und Narak, die beiden Würengel, welche die Befehle der schrecklichen Kali ausführen! Und diese beiden Tiger trugen ihre Namen!

Ja freilich – Nobody hatte noch keine Gelegenheit gehabt, einer Versammlung der Thags beizuwohnen – aber die goldenen Stickereien dieses phantastischen Kostüms stellten ja scheußliche Zerrbilder eines Weibes dar, von Tigern und Schlangen umgeben – das war jetzt nicht mehr ein schiitischer Vorbeter, sondern ein Priester und Oberhaupt der schrecklichen Thags, trug er doch auch um die Hüften das Attribut der Phansigars, die seidene Schlinge.

Ein böses Lächeln in dem sonst so edlen Gesicht, worin man sich gerade beim Araber so täuschen kann, trat er näher an den Käfig.

»Nun, hochedler Lord? Wie geht's?«

Nobody hatte sich zusammengerafft.

»Danke, gut,« lautete sein trockener Bescheid.

»Sie scheinen Ihre Lage ja recht gleichmütig aufzufassen.«

»Weshalb nicht?«

»Stellen Sie sich nicht so! Zittern Sie vielmehr! Wissen Sie, wer ich bin?«

»Ein Schuft.«

Der Khatib blieb ungerührt.

»Haben Sie schon von den Phansigars oder Thags gehört?«

»Sehr viel sogar.«

»Ich bin ihr Oberhaupt.«

»Na na, nur nicht gleich so hoch hinaus. Sie mögen wohl eine Rolle bei dieser Bande spielen, aber das Oberhaupt dieser Mördersekte sind Sie sicher nicht, da gibt es noch ganz andere.«

Der Khatib biß sich auf die Lippen.

»In einer Stunde werden Sie der Göttin Kali geopfert, mit Ihrem Fleische wird man unsere Tiger füttern.«

Dann hieß es, diese Stunde auszunützen. Befand sich Nobody erst einmal in der Mitte der Thags, dann konnte ihn wohl nur noch ein Wunder retten.

»Erst aber werden Sie mir sagen, wie Sie zu diesem Dolch gekommen sind.«

Und der Khatib brachte unter seinem Talar den Mahateo-Dolch zum Vorschein, den Nobody im amerikanischen Teufelssee gefunden und in einer Blechscheide bei sich gehabt hatte.

»Nein, das werde ich Ihnen nicht sagen.«

»Nicht?«

Ein furchtbarer Ausdruck war es, der jetzt auf dem Gesicht des Indiers hervortrat, als er dem Gefangenen fest in die Augen blickte, und dann mit einem Male war er auf ganz andere Gedanken gekommen.

»O, was für schöne Augen Sie haben!« erklang es plötzlich fast zärtlich. »Ich habe sie schon gestern bewundert, solche Augen von undefinierbarer Farbe habe ich mir schon immer für meine Sammlung ge. . . ge. . . wü. . . wün. . . «

Er brachte das letzte Wort nicht mehr heraus, seine Augen verdrehten sich nach oben. Der Hypnotiseur hatte die beste Gelegenheit wahrgenommen. Diesmal aber konnte es, wollte Nobody seinen Zweck erreichen, nicht bei einer einfachen Hypnose bleiben, diesmal mußte er einen posthypnotischen Befehl anwenden.

»Radscha Gosuami!!«

»Ich – bin – es,« lallte der Hypnotisierte mit schwerer Zunge.

Nobody blickte fest nach den beiden in der Nähe befindlichen Tigern, konzentrierte seinen Willen, diese Tiere im

Bann zu halten, griff langsam durch das Gitter und packte den Indier im Nacken. Er wendete jenen Nackengriff an, der schon einmal beschrieben wurde, dadurch eine Art von Starrkrampf erzeugend, den er aber durch hypnotischen Befehl wieder aufheben konnte, allerdings nur scheinbar. Er machte dadurch gewissermaßen aus einem lebendigen Menschen einen wandeln und handeln könnenden Leichnam.

»Radscha Gosuami! Sie werden mir gehorchen.«

»Ich – gehorche.«

»Sprechen Sie fließend, ganz wie sonst.«

»Fließend wie sonst,« wurde jetzt in ganz anderem Tone wiederholt.

»Blicken Sie mich an!«

Die Augen kehrten in ihre natürliche Stellung zurück. Trotzdem war der Indier hypnotisiert, nur wieder in einer ganz anderen Weise, worauf hier nicht näher eingegangen werden soll.

»Sobald ich das Wort Surinam ausspreche, werden Sie zu vollem Bewußtsein erwachen.«

»Dann werde ich erwachen.«

»Und sich auf gar nichts entsinnen, was ich jetzt mit Ihnen spreche und vornehme.«

»Auf gar nichts.«

Die Vorbereitungen waren getroffen.

»Wissen Sie etwas über den Mord in Paris, in der Rue Lahire?«

»Ja.«

»Wie hieß der Mann, welcher ermordet wurde?« fragte Nobody noch zur Sicherheit.

»Monsieur Felice Gueit.«

»Wer hat ihn ermordet?«

»Ich.«

»Sie selbst mit eigener Hand?«

»Ja.«

Nobody hatte es geahnt, den Mörder vor sich zu haben.

Aber zur näheren Aufklärung war jetzt keine Zeit. Erst mußte Nobody frei sein – und den Mörder mit sich genommen haben!

»Haben Sie eine Uhr bei sich?«

»Nein.«

»Welche Zeit war es, als Sie diesen Raum betraten?«

»Um zehn Uhr.«

»Nachts?«

»Ja.«

Dann war Nobody mindestens vierundzwanzig Stunden betäubt gewesen. Das merkte er auch an dem Hunger, der sich jetzt nach und nach einstellte.

»Findet hier eine Versammlung von Phansigars statt?«

»Ja.«

»Wann?«

»Um zwölf.«

»Heute nacht?«

»Ja.«

»Müssen Sie dabeisein?«

»Ja.«

»Aber Sie haben noch Zeit?«

»Ja.«

»Wie lange?«

»Noch eine Stunde.«

»Dann müssen Sie in der Versammlung der Thags sein?«

»Ja.«

Ueber die Zeit, die ihm noch zur Verfügung stand, hatte sich Nobody hiermit orientiert.

»Wo weilt jetzt der Imam?«

»Schon in Ramkali.«

»Wo die Versammlung der Thags stattfindet?«

»Ja.«

Jetzt nahm Nobody seine ganze Willenskraft zusammen.

»Radscha Gosuami, handeln Sie in diesem Zustande wie ein klar denkender Mensch!!«

»Ganz klar denkend!«

»Sie – werden – mich – von hier – befreien!!«

»Ich gehorche.«

»Und – mich – begleiten!«

»Ich gehorche.«

»Was sollen Sie tun?«

»Sie von hier befreien und Sie begleiten.«

»Es handelt sich um meine Flucht.«

»Ich fliehe mit Ihnen.«

Diese selbständige Antwort bewies, daß der Hypnotisierte ganz auf die Gedanken des anderen einging. Nobody konnte schon triumphieren.

»Ich kann aber nicht in diesem Gewande fliehen.«

»Ich besorge Ihnen ein anderes.«

Es wurde immer besser!

»Sie müssen aber auch ein anderes Kostüm anziehen.«

»Selbstverständlich.«

»Können Sie dies alles unbemerkt besorgen und ausführen?«

»Ich bin hier unumschränkter Herr.«

»Und wenn uns der Imam sieht?«

»Er braucht uns nicht zu sehen, wir können ihm ausweichen.«

»Wer hat mir in meiner Betäubung alle meine Sachen abgenommen?« sprang Nobody auf ein anderes Thema über.

»Ich selbst.«

»Wo befinden sich diese Sachen, meine Waffen und alles andere?«

»In einem meiner Wohnräume.«

»Können Sie mir dies alles unbemerkt hierherbringen?«

»Das könnte ich, aber es hat keinen Zweck.«

»Weshalb nicht?«

»Sie können Ihre Kleidung hier doch nicht anziehen.«

»Ich verstehe noch nicht. Erklären Sie mir Ihren Fluchtplan deutlicher.«

»Wir müssen erst die heilige Halle der Thags passieren, und da müssen Sie zuerst als Thag auftreten.«

Ah, jetzt begann Nobody zu verstehen! Die Flucht sollte noch viel umständlicher werden, als er erst geglaubt oder gar gefürchtet hatte.

»So wollen Sie mir erst das Kostüm eines Thags besorgen?«

»Ja.«

»Und was dann weiter?«

»Dann bringe ich Sie hinaus.«

»Und weiter?«

»Dann können Sie in meinem Zimmer wieder Ihre Sachen anlegen.«

»Und einstweilen muß ich hier in diesem Raume warten, bis Sie zurückkehren?«

»Unbedingt.«

»In diesem Käfig?«

»Ja, sonst würden die Tiger Sie zerreißen, welche ein-  
weilen hier eingesperrt bleiben müssen.«

Nobody hielt es nicht für angebracht, den Hypnotisierten  
eines Besseren zu belehren. Dagegen drängte sich ihm eine  
Zwischenfrage auf.

»Ich war wohl dazu bestimmt, in diesem Käfig in die Ver-  
sammlung der Thags getragen und dann von den Tigern zu  
Ehren der Göttin Kali zerrissen zu werden?«

»Sie sagen es.« Weiter hielt sich Nobody hier nicht auf, die  
Zeit drängte.

»Wo ist mein Hund.«

»Noch in dem Raume eingeschlossen, den Sie bewohnt  
haben.«

»Auch er wurde betäubt?«

»Ja.«

»Wie geschah das?«

»Ich ließ in Ihr Schlafzimmer durch eine Rohrleitung Gase  
einströmen.«

»Ist der Hund unterdessen wieder zu sich gekommen?«

»Ich hörte ihn vorhin winseln und an der Tür scharren.«

»Steht mein Pferd noch im Stall?«

»Ja.«

Noch einmal raffte Nobody all seine Willenskraft zusam-  
men.

»Radscha Gosuami – Sie wissen, um was es sich handelt  
– was sollen Sie tun?«

»Sie befreien.«

»Und weiter?«

»Mit Ihnen fliehen.«

»Ja – und zwar dorthin, wohin ich will. Also Sie selbst  
müssen sich ein schnelles Pferd besorgen, und ich will dann

meinen Araber und meinen Hund mitnehmen. So gehen Sie jetzt und tun Sie Ihr Bestes, um das, was ich Ihnen befohlen habe, zu meiner Zufriedenheit auszuführen. Alle Einzelheiten überlasse ich Ihnen. Haben Sie mich verstanden?»

»Ich gehorche,« entgegnete der Indier, sich mit der Hand auf dem Herzen verneigend, und ohne noch ein weiteres Wort zu verlieren, schritt er der Wand zu und verschwand wieder durch dieselbe.

Nobody aber brach plötzlich gänzlich entkräftet in seinem Käfig auf der Pritsche zusammen. Er war wirklich nicht mehr imstande gewesen, den Indier nochmals zurückzurufen.

An diesem halben Ohnmachtsanfall war weniger die vorangegangene Betäubung durch mehr oder weniger giftige Gase schuld, sondern Nobody hatte eben seine geistige wie auch körperliche Kraft durch eine furchtbare Willenskonzentration vollständig erschöpft.

Ja, er hatte ein hypnotisches Experiment gewagt, dessen Möglichkeit theoretisch wohl richtig ist, das Nobody aber in der Praxis auch noch nicht bei einem harmlosen Versuche ausprobiert hatte.

Und so schickte er jetzt seinen Todfeind hinweg, nur mit dem Befehle suggeriert, daß er ihn befreien und mit ihm fliehen solle – nur von einem fremden Gedanken beherrscht!

Würde dieser fremde Wille auch wirklich so lange vorhalten? Dem Khatib konnte ja kein Mensch ansehen, daß er sich in Hypnose befand – um sich zu überzeugen, was in so etwas ein geschickter Hypnotiseur leisten kann, dazu muß man eben einmal solch eine Vorstellung besuchen – aber auf was für Schwierigkeiten konnte der Khatib unterwegs stoßen! Und wehe, wenn er aus seinem künstlichen, unnatürlichen Zustande erwachte! Dann war Nobody noch

immer hier eingeschlossen, und er hatte sich jedenfalls der Möglichkeit beraubt, dann noch aus eigener Kraft . . .

Da erscholl schon wieder das eigentümliche Knarren, abermals entstand in der Wand eine Oeffnung, der Khatib kehrte schon wieder zurück, und Nobody brauchte nicht sonderlich überrascht zu sein, seine Erwägungen in dem erschöpften Zustande hatten doch ziemlich lange gewährt.

Mit der gespanntesten Erwartung blickte Nobody dem Eintretenden entgegen. Jetzt mußte sich entscheiden, ob der hypnotische Befehl noch seine Wirkung tat, das mußte Nobody schon in den Gesichtszügen lesen können . . .

Doch was war das? Der Eintretende war gar nicht der Khatib! Es war ein anderer Indier, aber ebenso durch Tracht und Symbole als Thag gekennzeichnet, und diesem folgte ein zweiter, ein dritter, ein vierter – und diese vier Männer schritten stracks, ohne von den beiden Tigern belästigt zu werden, von diesen vielmehr mit freudigem Schwanzwedeln begrüßt, auf den Käfig zu, hinter sich die geheime Tür offen lassend.

Da kam Nobody die fürchterliche Erkenntnis.

Ob diese vier Männer nun von dem Khatib geschickt worden waren oder nicht – jedenfalls waren das die Henkersknechte, welche kamen, um ihn zu holen.

Doch von einem großen Schreck befallen, weil er seinen ganzen Plan so gescheitert sah, war Nobody aufgesprungen.

»Was wollt ihr?«

Zunächst auf allen vier Gesichtern nur ein schadenfrohes, ein fürchterliches Grinsen.

»Komm, du weißer Sohn der Hölle,« sagte dann der eine, »die heilige Kali wartet schon deiner.«

»Schickt euch der Khatib oder der Imam?« fragte Nobody noch, einer plötzlichen Eingabe folgend.

»Um diese Stunde gibt es hier keinen Khatib und keinen Imam mehr,« lautete die Antwort, »sondern nur noch einen Radscha Saka Malek, welcher der Oberpriester der Phansigars ist, wie Radscha Gosuami ebenfalls ein Priester der heiligen Kali.«

Und aus dieser Antwort hatte es Nobody wirklich herausgehört! Seine Henkersknechte wurden vom Imam, nicht vom Khatib geschickt! Aber ob er deswegen noch auf den letzteren hoffen durfte, das war sehr die Frage. Der Khatib schien auch seine Machtstellung sehr übertrieben zu haben, hatte er doch sogar noch über dem Imam stehen wollen.

Jeder der vier Thags war an eine Ecke des Käfigs getreten, jeder bückte sich, machte sich unten etwas zu schaffen, das Gestell senkte sich ein wenig, und plötzlich merkte Nobody, daß es jetzt auf Rollen lief. So wurde der Käfig von den vier Männern hinausgeschoben, und die beiden Tiger folgten ihnen wie Hunde nach.

Die Wandöffnung führte in einen längeren Gang, gleichfalls durch einige Kerzen erleuchtet, und je weiter der Käfig rollte, desto lauter schlug an Nobodys Ohr ein Murmeln von menschlichen Stimmen.

Wieder öffnete sich eine Tür, und Nobody drang ein rotes, qualmiges Fackellicht entgegen, welches eine weite Halle erleuchtete, angefüllt mit einer für das Auge zahllosen Menschenmenge.

Doch das erste, was Nobodys Auge am meisten fesselte, war das riesige Standbild der Kali, welches in der Mitte der Halle thronte, und zwar die nordische Göttin, nämlich auf einem doppelköpfigen Tiger reitend, obwohl auch nicht das

Attribut der Schlange fehlte, da auch hier den Haarschmuck des an sich schon scheußlichen Weibes Schlangen bildeten.

Die Feierlichkeit war, entgegen der Behauptung des Kha-tibs, schon in vollem Gange, oder sie war doch eingeleitet worden.

Um das Standbild der Göttin bewegten sich in graziösem Tanze einige Dutzend halbnackter Weiber, Mädchen, mehr Schmuck denn Kleider tragend, und so klar konnte Nobody noch immer beobachten, daß er sofort erkannte, wie darunter auch jene vier waren, welche er in dem herabgerutschten Korbe gesehen hatte.

Die Bajaderen hatten einen melodiosen Gesang angestimmt, der von einem unten an dem riesigen Götzenbilde vor einem Altar stehenden, phantastisch gekleideten Priester mit Handbewegungen taktmäßig begleitet wurde. Die Worte waren Nobody unverständlich, nicht nur wegen des im Umkreise herrschenden Stimmengemurmels, sondern es war eben auch eine fremde Sprache, sicher die ihrer Göttin geweihte Geheimsprache der Thags.

Vor allen Dingen aber wurde das Auge von den vielen Tigern gebannt, welche ihre buntgestreiften Leiber ganz harmlos sowohl zwischen den Tänzerinnen als auch zwischen der übrigen Menge durchwandern, und niemand zeigte irgendwelche Furcht vor den Raubtieren.

Von den Zuschauern, aus Indiern, Persern und Arabern bestehend, hatten sehr viele das Gesicht verhüllt, so auch jener Priester. Aber das war weder der Imam noch der Kha-tib, das erkannte Nobody gleich an der viel kleineren Gestalt, und auch sonst konnte er keinen der beiden irgendwo entdecken.

Den ganzen Raum konnte er freilich nicht übersehen, obgleich dieser gar nicht so unendlich groß zu sein brauchte. An der Einschränkung waren die Rauchwolken schuld, welche von den Fackeln ausgingen. Die roten, zusammengeballten Wolken fluteten hin und her, ließen hier einmal ein Stück Felswand durchscheinen und hüllten dort wieder eine ganze Menschengruppe wie in ein rotes Tuch ein, alles unsichtbar machend.

»Dort ist ein Ausgang, diese Stelle muß ich mir merken, wenn ich mich dann auf die Beine mache,« dachte Nobody.

Zweimal hatte er zwischen den hin und her wogenden Wolken einen Gang in der Felswand bemerkt, der von aus- und eingehenden Personen benutzt ward. Es konnte sein, daß Nobody noch einen besseren Fluchtweg bemerkte, als diesen vielbenutzten Gang, aber solange dies nicht der Fall war, mußte er sich an diesen halten.

Sein Käfig war nahe der Wand, aus der er herausgetragen, niedergestellt worden, und hier sollte er vorläufig stehen bleiben. Die vier Träger verharrten dabei, während sich die beiden Tiger sofort ihren vierbeinigen Kollegen anschlossen.

Zuerst hatte der Käfig mit dem Gefangenen, der so blonde Haare hatte und auch sonst so unverkennbar die Gesichtszüge eines Franken trug, die Aufmerksamkeit aller auf sich gezogen, und von den Näherstehenden bekam Nobody genug Bemerkungen zu hören, auf indisch, persisch und arabisch, und da zeigte sich auch, wie gut man hier schon über ihn unterrichtet war.

»Das ist der Franke, ein Anglisi, welchen der Padischah mit einem Ferman hierhergeschickt hat, um hier zu spionieren.«

»Es ist ein englischer Radscha. Die Göttin wird uns gnädig sein, solch ein Opfer hat sie selten bekommen.«

»Aber wie soll sein Tod oder sein Verschwinden gerechtfertigt werden?«

»Dafür weiß der schlaue Radscha Gosuami schon Rat. Ich glaube, er wollte mit dem Anglisi den heiligen Berg besteigen – und wenn es nicht geschieht, so muß dann eben ein anderer in eine Schlucht stürzen, aus der er nur ganz zerschmettert und ganz unkenntlich wieder herausgeholt werden kann. Jedenfalls wird man bei einer Leiche den Ferman des Sultans, die Waffen und die anderen Sachen finden, und das kann dann doch nur der Anglisi gewesen sein. O, der Radscha ist schlau!«

Also ganz genau so, wie Nobody schon geahnt hatte.

Nach und nach wandte sich die Aufmerksamkeit der meisten wieder den tanzenden Bajadern zu, und bei allen unter einer großen Bewegung war dies der Fall, als die schrillen Töne einer Glocke erschollen.

Bei diesem Zeichen entfernten sich die Bajadern tanzend von dem Standbild der Göttin, statt ihrer tauchten auf der Nobody gegenüberliegenden Seite aus den roten Rauchwolken vier Männer auf, welche zwischen sich einen ebensolchen Käfig trugen, und zwar befand sich ebenfalls ein Mann als Gefangener darin, offenbar ein Perser, gleichfalls völlig nackt.

Der Käfig wurde auf den Altar gehoben, der so lang und breit war, daß er den Bau von Eisenstangen gerade aufnahm, die vier Männer zogen sich sofort zurück, nur der Priester blieb, und gleichzeitig drängten sich unter einem fürchterlichen Gebrüll sämtliche Tiger herbei, mindestens zwei Dutzend.

»Jetzt wird er den der Kali geheiligten Tigern geopfert, sie müssen ihn zerreißen,« dachte Nobody, »und das ist mein Vorgänger.«

Nobody besaß den glücklichen Charakter, wenn man hier von einem ›Glück‹ sprechen darf, auch noch in dieser furchtbaren Lage, wo er doch Zeuge seines eigenen Schicksals werden sollte, sich immer noch als ganz objektiver Zuschauer zu fühlen.

So konnte er sich sogar noch wundern, daß das Opfer nur so einfach den Raubtieren überliefert werden sollte. Gewiß, das war ja ein recht blutiges, nervenaufregendes Schauspiel, aber etwas mehr gemartert hätte der Gefangene ›zu Ehren‹ der Göttin der Vernichtung doch erst werden können. Oder das war vielleicht erst die Einleitung zu weiteren Grausamkeiten, die sich der Sensation wegen bei jedem Opfer steigern mußten.

So durfte Nobody für sich selbst vielleicht noch auf einen ehrenvolleren Tod hoffen.

Richtig, jetzt streckte der Priester die Hand aus, und sofort rasselte die ganze Vorderwand des Käfigs herab, wohl auch die hintere, und als ob die Tiger dies schon gewußt hätten, was jedenfalls auch der Fall war, so hatten sie sich vorher an der vorderen und hinteren Wand zusammengedrängt und begrüßten das Fallen der beiden Wände mit einem einstimmigen Gebrüll.

Daß sich der nackte Mann, dessen furchtbare Todesangst Nobodys scharfe Augen auch von hier aus in den Zügen lesen konnte – nämlich ein fanatischer Märtyrer braucht bei so etwas nicht immer Todesangst zu haben – daß sich dieser Mann also vorsichtig in der Mitte des Käfigs hielt, das war begreiflich; aber seltsam war es, daß die Tiger gar nicht

auf die niedrige Plattform sprangen, um ihr Opfer zu fassen. Das mußte Dressur sein. Doch wozu diese Dressur? Was hatte man sonst noch mit dem Gefangenen vor?

»Brennt denn das Feuer schon?« hörte da Nobody neben sich einen Perser seinen Nachbar fragen.

»Gewiß,« lautete die Antwort, »das heilige Feuer auf dem Altar der Kali darf doch nie verlöschen, es wird Tag und Nacht mit Holzkohlen genährt. O, das wird gar nicht lange dauern, so sollen dem da die Sohlen schon heiß werden.«

Da freilich ging Nobody die Erkenntnis auf, was für ein schreckliches Entweder – Oder man dem Unglücklichen dort gestellt hatte, und den Tigern mußte die Dressur, nicht in den Käfig hineinzuspringen, sondern den Menschen zu sich herauskommen zu lassen, sehr leicht beigebracht worden sein, sie mochten sich früher schon öfters auf der heißen Platte die Tatzen verbrannt haben.

Nobody hatte von seinem tiefen Standpunkt aus das auf dem Altar brennende Kohlenfeuer nur nicht sehen können.

Und richtig, ganz deutlich gewahrte er, wie jetzt in das Gesicht des Unglücklichen, der von Tigerrachen umgeben war, noch ein anderer Zug des Entsetzens trat, er wurde unruhig, hob einen Fuß nach dem anderen, immer schneller, und jetzt öffnete er den Mund, um ein Zetergeschrei auszustoßen.

Es wurde übertönt von dem donnernden Gebrüll, welches die Tiger wie eine freudige Antwort gaben, und dieses wieder wurde erstickt von dem Freudengeheul der versammelten Menschenmenge.

»O, ihr Teufel in Menschengestalt!!« knirschte Nobody, und er zwang sich nur deshalb zur Ruhe, um kaltblütig erwägen zu können, auf welche Weise der Unglückliche noch zu retten war.

Ja, Nobody wäre bereit gewesen, deswegen sein eigenes Leben einzusetzen. Aber dieselbe Kaltblütigkeit sagte ihm auch, daß es nicht möglich war. Er hätte sein Leben verloren und dem Manne doch nicht helfen können – und er mußte sein Leben behalten, um diese Missetaten ans Licht der Sonne zu ziehen, um diese Bande von Teufeln, die hier ihr heimliches Spiel trieben, noch später zu vernichten! So gibt es noch höhere Pflichten, als einem einzelnen Menschen das Leben zu retten.

Jetzt stürzte der Unglückliche zu Boden, seine schon verbrannten Füße konnten ihn nicht mehr tragen, aber mit einem erneuten Schmerzgeschrei sprang er wieder empor, und wenn die Menge jetzt schwieg, so war es nur deshalb, weil dieses Jammergeheul ihr ein Ohrenschmaus war.

Nur ab und zu wurden einzelne Worte gerufen:

»*Eklati, eklati!!* Freiwillig, freiwillig!!«

Ja, freiwillig sollte sich das der Göttin geweihte Opfer den ihr heiligen Tigern ausliefern! Wohl hat die schreckliche Kali Freude daran, wenn ihretwegen recht viel Menschen ermordet werden, aber noch erhabener ist es, wenn sich jemand auf ihrem Altar freiwillig in die Rachen ihrer Tiger stürzt.

Freiwillig – schrecklicher Hohn! Was ist wohl besser: langsam auf einem immer heißer werdenden Roste zu verkohlen oder schnell von Tigerzähnen und Tigerpranken zerfleischt zu werden?

Ein neues Schmerzgebrüll.

»*Eklati! Eklati!*« ertönte es jubelnd im Chor.

»Wer hat euch geheißten, diesen Faringi aus dem Tigerzwinger herauszutragen?« hörte da Nobody neben sich, eine leise, aber strenge Stimme fragen.

Er blickte zur Seite – neben seinem Käfig stand der Khatib, immer noch in seinem phantastischen Ornat.

Wie Nobody bei seinem Anblick von der hoffnungsfreudigsten Ahnung befallen wurde, so knickten die vier Wächter vor dem Allmächtigen zusammen.

»Der Guru befahl es uns,« lautete die demütige Antwort.

»Der Faringi sollte auf dem brennenden Altar den Tigern geopfert werden?«

»Wir glauben wohl; denn uns war schon die Ehre zugesprochen worden, ihn auf den Altar heben zu dürfen.«

»O nein, solch eines leichten Todes soll dieser weiße Sohn der Hölle nicht sterben, mit dem habe ich noch etwas ganz anderes vor. Hebt ihn auf, tragt ihn mir nach!«

Die vier Träger hoben den Käfig auf und folgten dem Khatib, der sich dicht an der Wand hielt. In diesem Augenblick erscholl wieder ein gellender Verzweiflungsschrei des Unglücklichen. Nobody sah noch, wie er jetzt aus seinem Käfig hervorstürzte, gerade zwischen die Rachen und Pranken der Raubtiere hinein; das war der Höhepunkt dieses blutigen Schauspiels, ein fanatischer Jubel brach los, und so achtete niemand darauf, wie der weiße Gefangene unter der Führung eines Oberpriesters davongetragen wurde.

Durfte nun Nobody wirklich hoffen, daß der Khatib noch immer unter dem Banne des posthypnotischen Befehls stand und so als sein Retter erschienen war? Oder machte er mit seinen drohenden Worten Ernst? Nobody hatte in dem roten Widerschein des flackernden Fackellichtes nicht genau die Züge des Mannes studieren können, aber wie dem auch

sei, jedenfalls hatte er dadurch, daß er hier aus der festgeschlossenen Menge getragen wurde, viel mehr Hoffnung, sich noch durch eigene Kraft befreien zu können.

Rote, undurchdringliche Rauchwolken hüllten die kleine Truppe ein, dann kam sie in einen Gang, in dem es schon keine Menschen mehr gab.

»Hierherein,« sagte der führende Khatib nach einer Weile.

»Wohinein?« erklang es mit einigem Staunen zurück.

»Hierher, siehst du die Tür nicht?«

»Aber in diesem Gange ist doch gar keine Tür!«

»Willst du mich eines Besseren belehren, Dummkopf?! Hier rechts herein!«

Die Träger schwenkten ab. Offenbar wußten sie hier so ziemlich Bescheid, aber das Vorhandensein einer Tür war ihnen unbekannt und der Gang wurde von der großen Halle aus nur noch ganz spärlich beleuchtet.

»Setzt den Käfig ab!«

Es geschah. Gleichzeitig hörte Nobody hinter sich ein Schnappen, sicherlich war die geheime Tür wieder zugegangen. Außerdem waren die Augen dieses Detektivs doch etwas schärfer als die anderer Menschen. Noch ganz zuletzt hatte er eine kleine Kammer mit massiven Wänden erkannt, gleich darauf aber herrschte undurchdringliche Finsternis.

Doch nicht lange, so ertönte wieder ein leises Knirschen, plötzlich leuchtete eine Wachskerze, und da war in der Wand wieder eine Oeffnung, die vorhin noch nicht gewesen war.

»Nun rollt den Käfig hierherein.«

Auch dies wurde ausgeführt.

»So, ihr bleibt einstweilen draußen, bis ich euch wieder abhole.«

Schon drehte sich wieder die herausgetretene Wandfüllung in ihre Fugen zurück, die vier Männer von dem Käfig abtrennend, Nobody sah sich mit dem Khatib allein. Sofort öffnete dieser mit einigen komplizierten Handgriffen die Gittertür – Nobody war frei, konnte den Käfig verlassen.

»Verzeihen Sie, Mylord,« sagte der Khatib, sich wieder des Englischen bedienend und ohne seine Stimme zu dämpfen, »es war nicht meine Schuld, daß Sie in die große Gefahr gerieten – der Imam hatte Ihretwegen einen Befehl gegeben, von dem ich nichts wußte – aber ich bin ja noch zur rechten Zeit gekommen, und nun sind wir in Sicherheit, nun steht uns der Weg offen.«

Nicht als ob er einen luftigen Käfig, sondern als ob er ein dumpfes Kerkerloch verlassen hätte, so atmete Nobody tief auf.

»Als zweiter wäre ich auf den glühenden Altar gesetzt worden?«

»Ja, so war es durch das Los bestimmt worden. Doch bis dahin wäre noch einige Zeit vergangen, erst hätten die Bajaderen wieder getanzt, und dann hätte man erst die Schlangen herbeigeholt, die mit Ihnen spielen sollten. Auch dann hätte ich Sie noch Ihrem Schicksale entreißen können, nur mit weit größeren Schwierigkeiten, welche jetzt nicht mehr vorliegen, wenn wir uns beeilen.«

Nochmals mußte Nobody tief aufatmen. Aber hatte er seine Rettung schließlich nicht dennoch nur seiner eigenen Kraft zu verdanken? Der Geisteskraft, welche eine furchtbarere Waffe ist als die Pranke des Löwen. Wirklich, Nobody hatte als Hypnotiseur sein Meisterstück gemacht.

»Wir müssen uns beeilen,« sagte der Khatib nochmals, »ich habe schon alle Ihre Sachen hierhergebracht, Sie können auch gleich Ihr Jagdkostüm anlegen, nur den Burnus müssen Sie, wie das Gewehr, darunter verstecken und das Gewand eines Thags darüberwerfen.«

Mit eilenden Händen öffnete Nobody das am Boden liegende umfangreiche Bündel, fand darin Gewehr und Anzug und in den Taschen, desselben alles, was er zuvor bei sich gehabt, auch den Mahateo-Dolch.

»Diesen mußte ich erst aus den Privatgemächern des Imams holen, das hielt mich etwas auf,« erklärte der Khatib, der unterdessen das phantastische Kostüm eines Thags bereitmachte. »Doch Sie hatten mir ja befohlen, all Ihre Sachen wieder herbeizuschaffen, und ich habe auch nicht das geringste vergessen.«

In diesem Augenblick hätte Nobody gar zu gern gewußt, wie es im Gehirn solch eines Hypnotisierten eigentlich aussieht, was für Vorgänge sich da abspielen. Es wird der Menschheit wohl ein eben solch unergründliches Rätsel bleiben wie die sonst so bekannten Erscheinungen des Traumes, des Schlafes, des Todes, der Geburt. Denn hat etwa schon je ein Mensch sagen können, wo der Geist, das Bewußtsein ist, wenn man schläft? Nun ja, man schläft eben, die Funktionen des Gehirns ruhen, jawohl!

»Unserer Flucht steht nichts mehr im Wege?«

»Gar nichts mehr.«

»Haben Sie für Ihr eigenes Pferd gesorgt?«

»Es steht im Stall neben dem Ihren.«

»Mein Hund.«

»Befindet sich noch in Ihrem Schlafzimmer. Den müssen Sie im Vorbeigehen selbst mitnehmen, ich durfte nicht wagen, die Tür zu öffnen.«

Nobody hatte sich in einen Thag verwandelt, der sich einmal als solcher zeigen darf. Mit dem Kopftuch konnte er sein Gesicht verhüllen.

»Sind Sie bereit?«

»Ja. Wo sind die vier Träger?«

»In der anstoßenden Kammer eingeschlossen.«

»Können Sie denn dort wieder heraus?«

»Nur, wenn sie den geheimen Mechanismus finden können, und auch nur nach dieser Seite hier. Oder man muß ihr übermäßig lautes Klopfen gegen die Wand verstehen. Sonst sind sie dem Hungertode verfallen.«

Daraus machte sich Nobody sehr wenig. Alle Mitglieder dieser Mörderbande verdienten einen noch ganz anderen Tod.

»Dann vorwärts!«

Sie traten die lange Wanderung durch enge Gänge an, der Khatib mit der Kerze leuchtend. Dann wieder eine geheime Tür, die sich unter der Hand des Khatibs öffnete, und jetzt kamen sie in Gänge, welche hin und wieder von Fackeln und Kerzen erleuchtet wurden, auch trafen sie manchmal, besonders an Ecken und Toren, auf vermummte Männer, welche stets ein Lösungswort forderten, und jedesmal gab der Khatib ein anderes.

Immer mehr erkannte Nobody, daß er nicht die geringste Aussicht auf eine befreiende Flucht als eben auf diese Weise gehabt hätte, durch geistiges Bezwingen eines der Führer der Thags – und nun klappte er zwei Fliegen mit einem

Schlage, er konnte den Khatib, den Mörder des Pariser Rentiers, gleich mitnehmen!

Dann kam eine lange, lange, aufwärtsführende Treppe, auf welcher die beiden ihre mit Symbolen der Thags bedeckten Gewänder nur einfach umzudrehen brauchten, um in arabischen Burnussen zu erscheinen.

Oben an der Treppe noch einmal eine Wache, welche ein Losungswort forderte, und sie befanden sich schon im Innern des Palastes.

»In diesem Korridore sind Ihre Zimmer, hier ist der Schlüssel dazu,« flüsterte der Khatib.

Erkannte der eingeschlossene Hund schon den Schritt seines Herrn, trotz dessen Lautlosigkeit? Ein freudiges, allerdings auch sehr heiseres Gebell erscholl.

Doch nur ein leises Zischen, als Nobody die Tür öffnete, und Sunna verstummte, unterdrückte auch sonst jede Liebkosung.

Nobody glaubte zuerst, in dieser Begleitung seines bekannten Hundes könnten jetzt im Palaste Schwierigkeiten entstehen, aber der Khatib war hier noch allmächtiger als dort unten in der Mörderhöhle, nur ein leises Zeichen, und jeder der wenigen Diener, die in den spärlich erleuchteten Korridoren den beiden begegneten, wich ihnen scheu aus.

Und dann wurde Nobody von der kühlen Nachtluft umflutet. Heller Mondschein erleuchtete den Hof, als der Khatib mit dem Holzschlüssel die Tür des kleinen Pferdepalastes öffnete, in dem gleichzeitig zwei Rosse ihren Herren freudig entgegenwieherten.

Sie schwangen sich in den Sattel, ritten über den Hof auf die Torwache zu.

Nochmals kam es Nobody voll und ganz zum Bewußtsein, was für eine furchtbare Macht doch in der Hypnotik liegt, welcher Mißbrauch damit getrieben werden kann, wenn diese Macht in eine frevelhafte Hand gegeben ist, und nun überhaupt das ganze damit verbundene Geheimnis – in diesem Augenblicke graute es Nobody vor seiner eigenen Macht.

Die Torwächter sahen die beiden als Beduinen gekleideten Reiter kommen.

»Achtung, Seine Heiligkeit der Khatib,« flüsterte der eine, diesen schon an seinem Pferde erkennend, und dann hatten sich die Wächter nicht mehr um seinen Begleiter zu kümmern.

Das Tor war geöffnet, aber der Dienstuende hatte doch erst seine Pflicht zu erfüllen, gerade dem Khatib gegenüber.

»Losungswort!«

»Surinam,« entgegnete der Khatib, gleichzeitig auch noch das Gesichtstuch zurückschlagend.

Nobody war im Sattel zusammengezuckt. Surinam! Das Losungswort der Wache war ganz zufällig auch das Stichwort gewesen, auf welches hin der Hypnotisierte aus seinem unnatürlichen Zustande erwachen sollte – zwar hatte er selbst es ausgesprochen, aber Nobody wußte aus Erfahrung, daß auch dann das Stichwort wirkt.

Und da zeigte sich auch schon die Folge! Das Gesicht, welches mit einem Ruck Nobody zugekehrt wurde, nahm plötzlich einen ganz anderen Ausdruck an, es verwandelte sich wie ein Schattenbild, die Augen wurden vor Staunen aufgerissen, sie musterten außer der Gestalt des Beduinen besonders das arabische Roß und den Hund, da war auch schon nach dem Erwachen die Erkenntnis gekommen.

»Lord Samson – mit seinem Pferd und Hund,« wurde erst leise geflüstert, und dann erklang, es donnernd im Kommandotone: »Der Anglisi!!! Er will fliehen!! Haltet . . . «

Weiter kam der Rufer nicht. Nobody hatte sofort gewußt, daß es jetzt für ihn nur eine Handlungsweise gab. Nur die ersten Worte hatte er nicht verhindern können.

Im nächsten Augenblick lag der Indier, von einem Fausthiebe am Kopfe getroffen, mit dem Oberkörper quer über Nobodys Sattel, sonst aber saß er noch auf seinem eigenen Pferd, dessen Zügel Nobody mit einer Hand ergriff, und die schräge Rampe hinab ging es in sausendem Fluge.

Wenn die Torwächter sich den ganzen Vorgang auch nicht erklären konnten – daß sie hier nicht ruhig nachsehen durften, mußten sie doch wissen. Es war der Anglisi gewesen, den sie vielleicht schon auf dem feurigen Altar der Kali wähten – denn unter einer Decke staken die doch alle – und er hatte den Khatib über den Kopf geschlagen, nachdem dieser schon zum Festhalten des Anglisis aufgefordert hatte – – – genug, hinter Nobody entstand plötzlich ein Höllenschrei.

Was kümmerte ihn, was hinter ihm lag! Beschossen konnte er nicht werden, er war durch die Zickzacklinien des Weges bereits außer Sicht. Nur in den Tunnels mußte er die Rosse etwas zügeln, sonst ließ er sie jagen, und er erreichte das Ende der Rampe, ohne einem Menschen begegnet zu sein und unten einen solchen vor sich zu sehen.

Aber dort oben wurde es jetzt lebendig. Plötzlich waren alle die zahllosen Fenster des Palastes erleuchtet, das scharfe Auge des Detektivs sah sogar die menschlichen Schatten hin und her jagen.

Da donnerte ein Kanonenschuß durch die Nacht, noch einer, ein dritter! Der Khatib stöhnte.

Nobody war nach Osten geritten, hatte das Dorf Zednuh gar nicht passiert. Vor ihm lag im hellen Mondscheine die unübersehbare Steppe, und hinter ihm war noch kein auftauchender Reiter zu sehen.

Nobody hielt die Pferde an, stieg ab und begann in aller Gemütsruhe, mit den Lederriemen, die er immer bei sich hatte, dem Indier die Hände zu binden, die Füße unter dem Pferdeleib zusammen.

Dabei brauchte er ihn nicht mehr aufrecht zu halten, der Khatib war schon wieder zu sich gekommen, konnte allein im Sattel sitzen. Wie ein Gespenst starrte er mit weitaufgerissenen Augen den blonden Beduinen an. Aber die Erinnerung kehrte ihm sehr bald zurück, freilich nur, um vor neuen Rätseln zu stehen.

»Du weißer Teufel hast mich verhext!« kam es stöhnend von bebenden Lippen.

»Ja, das habe ich, und ich werde dich noch mehrmals verhexen. Zunächst aber ziehe ich reelle Lederriemen allen übersinnlichen Fesseln vor. So, das wäre gemacht. Nun will ich einmal sehen, ob ich den östlichen Weg nach Rußland hinein noch zu finden weiß, den ich vor fünfzehn Jahren geritten bin.«

Da ein wildes Geschrei, hinter ihnen, von Zednuh her, tauchten Reiter auf. Aber sie waren noch weit, weit entfernt.

Mit einem wilden Rucke richtete sich der Gefesselte im Sattel empor.

»Bei Schiwa und Parwati . . . «

»Ruhe!!« unterbrach Nobody ihn sofort, aber es klang fast gemütlich. »Sonst gibt's auch noch einen Knebel zwischen

die Zähne! Und hier haben weder Schiwa noch Parwati etwas zu sagen, auch nicht die Göttin Kali mit oder ohne Klapperschlangen, sondern hier führt Mister Nobody das Wort, und der bin ich! So, nun wollen wir es uns wieder im Sattel bequem machen und einmal sehen, wessen Gäule die längsten Beine haben. Und wenn die Schreier dort hinten mir doch zu nahe kommen sollten, dann hypnotisiere ich sie mit Bleikugeln. Vorwärts!«

---

Hiermit ist diese Erzählung zu Ende. Wenigstens so weit sie Nobodys persönliche Abenteuer betrifft.

Vier Wochen später sehen wir unseren Helden an einem sonnigen Morgen auf einer Veranda behaglich im Schaukelstuhle sitzen, und dieser Schaukelstuhl, wie die Veranda, wie das ganze Herrenhaus gehört keinem anderen als seinem Freunde Flederwisch, dessen Schwiegerpapa, bekanntlich ein russischer Fürst, vor kurzem gestorben war, und seinen Erben, nur aus Turandot und Gatten bestehend, war unter anderen Liegenschaften auch hier dieses prächtige Landgut bei Moskau zugefallen.

Erst gestern nachmittag war Nobody angekommen – nicht etwa als Beduine mit Pferd und Hund, sondern als Gentleman im schwarzen Gehrock mit Zylinder und kleinem Reisekoffer.

Mit Jubel war er von Flederwisch und Turandot, die übrigens auch erst vor einigen Tagen hier eingetroffen waren, um nur vorübergehend ihr Besitztum zu besichtigen, aufgenommen worden.

»Woher weißt du ... ?«

In Astrachan hatte Nobody zufällig erfahren, daß sich die beiden jetzt hier aufhielten, hatte im Vorbeireisen einmal vorsprechen wollen.

Ja, Nobody kam aus Astrachan, hatte dort am Kaspischen Meere unterdessen schon wieder ein in seinen Detektivberuf einschlagendes Geschäft in Schnelligkeit zu seiner und zur allgemeinen Zufriedenheit abgewickelt.

Davon hatte er gestern den ganzen Abend erzählt. Uns interessiert dieser Fall nicht. Mag er auch auf irgendeine Weise in den ganzen Lebenslauf unseres Helden eingegriffen haben, durfte er auch in der Kette seiner Schicksale nicht fehlen, da Astrachan ja schon in dem roten Buche als nächstes Ziel angegeben gewesen war – er interessiert uns nicht.

Und nun, kurz nach dem gemeinsamen Morgenkaffee, saß Nobody allein auf der Veranda im Schaukelstuhl und erfreute sich an der herrlichen Aussicht.

Der elastische Schritt gehörte Flederwisch an. Er mußte soeben die Morgenpost bekommen haben, hatte aber nur eine Zeitung in der Hand.

»Nichts für mich?«

»Kannst du denn hier etwas erwarten?«

»Bis morgen abend ist meine Postadresse hier.«

»Nein, gar nichts. Auch für mich Gott sei Dank nichts. Das heißt eine ganze Menge Kondolenzbriefe, die Turandot jetzt studiert und mit Tränen begießt. Aber nun hier – ich halte mir die Londoner Morning Post, lasse sie mir überall nachschicken – wie ich sie auseinanderfalte, fällt mein Blick gerade auf einen Artikel – Alfred, das wäre etwas für dich gewesen – das heißt, wenn's wahr wäre, – 's ist ja doch nur alles erfundener Klatsch.«

»Was ist's?«

»Lies nur.«

Nobody nahm die Zeitung zwischen seine feinen Finger und las die angedeutete Stelle – las, ohne daß eine Muskel in seinem etwas müden Antlitz gezuckt hätte.

Die türkische Regierung hatte erfahren, daß in einem schiitischen Heiligtume, am Fuße des Ararat gelegen, nicht nur Mohammedaner am Grabe Noahs beteten, sondern daß dort in dem versteckten Felsenneste auch indische und persische Thags scheußliche Orgien feierten und ihrer Schutzgöttin, der Kali, blutige Menschenopfer brachten. Es wurden Arnauten hingeschickt. Diese hätten nichts machen können, wenn nicht auch die umwohnenden Kurden, strenggläubige Schiiten, in letzter Zeit Wind bekommen hätten, daß ihr Heiligtum durch irgend etwas entweiht wurde. Die Kurden waren es, welche von ihrem Imam Rechenschaft forderten. Doch der ließ sich darauf nicht ein, erdrosselte sich vorher mit einer seidenen Schnur. Und dann, weil sich die anderen, nach vielen hunderten zählenden Palastbewohner und Moscheediener verbarrikadierten, gingen die Kurden mit bewaffneter Hand zum Sturme vor. Als sich endlich alle Türen des Felsenlabyrinthes öffneten, auch die geheimsten, fand man es bestätigt. Indische Bajaderen in Hülle und Fülle, mehrere Götzenbilder der Kali, gegen drei Dutzend von Menschenfleisch fettgewordene Tiger, alles, was sonst noch zum scheußlichen Kultus der Thags gehört . . . Die fanatischen Kurden hatten mit zweischneidigem Besen ausgekehrt, es sollte ein grausiges Morden gewesen sein, sie schwefelten noch jetzt ihr Heiligtum aus.

Gelassen gab Nobody das Zeitungsblatt zurück. Es hatte kaum mehr daringestanden, als hier angeführt wurde. Dahinter hatte die Redaktion ein Fragezeichen gesetzt.

»Ja ja,« seufzte Nobody, »was nicht alles in der Welt passiert.«

»Na, an solchen Klatsch glaubst du doch nicht etwa?«

»Ich selber habe erst diesen Klatsch in Szene gesetzt.«

»Was, du meinst, du hast der Morning Post erst diesen Bären aufgebunden?«

»Nein, sondern ich meine, daß ich bei alledem selber dabei gewesen bin!«

»Was?« fragte Flederwisch mit großen Augen.

»Mich wundert nur, oder vielmehr es freut mich, daß die englische Zeitung gar nicht einen Lord Ralph Samson genannt hat, der bei der ganzen Affäre so ziemlich die Hauptrolle spielte. Dieser Lord Ralph Samson bin ich nämlich selbst gewesen. Ich wurde von der türkischen Regierung als Spion nach dem schiitischen Heiligtume geschickt, ich habe die ganze Sache erst ins Rollen gebracht, von mir erhielt die Regierung den ausführlichen Bericht, durch meine Flucht aus der Mördergrube wurden die umwohnenden Kurden erst stutzig und verlangten Rechenschaft.«

»Was?!« konnte Flederwisch nur immer wiederholen.

»Wir wollen erst warten, bis Turandot Zeit hat, damit ich die Geschichte nicht zweimal erzählen muß.«

Turandot kam.

»Habt ihr denn von dem Mord in Paris gehört, in der Rue Lahire, wo dem Toten die Augen herausgerissen wurden?«

Nein, auch hiervon wußten die beiden nichts, welche während der letzten Wochen in Rußland immer mit ihrer Erbschaftsangelegenheit beschäftigt gewesen waren.

So begann Nobody erst mit der Schilderung der Pariser Mordaffäre, dann führte ihn seine Erzählung über Konstantinopel bis in das schiitische Heiligtum und in die Tempelhalle der Thags hinein.

»Es sollte mir nicht gelingen, diese Bestie in Menschengestalt der rächenden Justiz auszuliefern. Vielleicht auch besser so. Mag man in Paris glauben, jener Mord bliebe ungeühnt, mag man sich dort weiter den Kopf zerbrechen. Was kümmert's mich? Nur euren Ohren vertraue ich es an, dann werde ich nie wieder darüber sprechen. Also meine Verfolger vermochten mich nicht einzuholen. Am anderen Morgen auf offener Steppe nahm ich den Khatib noch einmal in der Hypnose vor. Ja, Radscha Sedak und Radscha Gosuami waren schon früher in Indien Oberhäupter der Thags gewesen, waren nur schiitische Geistliche geworden, um der Mörderbande ein Versteck zu verschaffen, wo niemand sie vermuten konnte. Jetzt warben sie auch in Kleinasien Anhänger für ihren scheußlichen Kultus, hofften sogar, politische Bedeutung zu gewinnen – doch das sind Dinge, die euch nicht interessieren. Bleiben wir bei der Hauptsache. Aus Kahab-Nuh war ein heiliger Gebetsteppich entwendet worden. Der Khatib hatte einen untergeordneten Geistlichen in Verdacht, einen Algerier, der früher in Paris orientalische Teppiche verkauft hatte. Seine Spur führte auch nach Paris, und der Khatib, ein hochgebildeter Mann, der selbst schon in Paris gewesen war, verfolgte sie dorthin. Wie er alles herausbrachte, damit will ich mich gar nicht aufhalten. Der Khatib wußte, wo sich der Teppich befand. Im Besitze des Rentiers Felice Gueit. Er hätte ihn zurückkaufen können. Er wollte es auch tun. Aufs Geld kam es diesem Indier gar an. Aber . . . ebensowenig dem Thag auf ein Menschenleben, und die Augen

dieses Franzosen gefielen ihm. Da schnitt er dem Ahnungslosen den Kopf ab, mit einem Instrument und einer fürchterlichen Geschicklichkeit, wie nur ein Priester der Thags sie besitzt. Ich erkannte überhaupt gleich an dem durchgesägten Halswirbel, daß es sich nur um die Tat eines Thags handeln könne.«

Nobody machte eine Pause, trommelte mit den Fingern auf der Armlehne seines Stuhles, und wie er so geistesabwesend vor sich hinsah, schien er mehr zu sich selbst zu sprechen:

»Aber was für eine Bewandnis es mit dem vergifteten Mahateo-Dolche hatte, das konnte auch er mir nicht sagen, und so bleibt das Rätsel noch ungelöst, auf welche Weise dieser Dolch in die Hände des alten Fallenstellers auf dem Teufelssee kam, und wenn mir der lebendige Teufel nicht selbst dieses Rätsel . . .«

Nobody brach ab, er war aus seinen Gedanken erwacht. Von dem Mahateo-Dolche hatte er den beiden gegenüber überhaupt noch nichts erwähnt.

Und diese schienen die Bemerkung auch gar nicht gehört zu haben, sie saßen wie im Traume da.

»Ja, aber . . . die Augen – weshalb riß er denn dem Toten die Augäpfel aus?«

»Dieser Indier litt an einer Manie. Oder ein Rezept hatte ihn auf eine Sportliebhaberei besonderer Art gebracht. Von einem Fakir wollte er ein Elixier erhalten haben, welches, in eine organische Substanz gebracht, diese schnell oder fast augenblicklich versteinert. Also auch Fleisch. Dieser edle Radscha nun hatte es hauptsächlich auf Augäpfel abgesehen, auf menschliche – einem Thag ja auch ganz entsprechend.

Daraus hatte er also einen Sport gemacht. Er hat Dutzende von seinen Haremsweibern gemordet oder andere Menschen, harmlose Wanderer, besoldete deshalb eigene Mörder, welche ihm die Augen ihrer Opfer bringen mußten. Die Augäpfel, die immer noch ganz frisch sein mußten, ließ er versteinern, schliff auch den hinteren Teil schön rund, dann reihte er sie wie Perlen als Ketten zusammen . . . «

Wieder brach Nobody ab und blickte sinnend vor sich hin. Dachte er vielleicht an jenen Mephistopheles, der ebenfalls solche seltsame Liebhaberei für menschliche Leichen hegte? Dachte er vielleicht an einen Zusammenhang zwischen diesem Thag und Monsieur Sinclair? Denn hatte der Mahateo-Dolch nicht auf der einen Seite des Stuhls die Göttin Kali gezeigt, auf der anderen die grinsende Teufelsfratze?

Nobody machte eine Kopfbewegung, als wolle er alle Gedanken abschütteln.

»Well, mein Ausfragen wurde unterbrochen. In der Steppe tauchten Reiter auf, Beduinen. Verfolger konnten es wohl nicht sein, sie hatten es offenbar nur auf mein edles Pferd abgesehen. Ich mußte fliehen. Den Indier konnte ich nicht einmal in den Sattel heben. Ein Schuß fiel. Die Kugel war ihm durch die Brust gegangen. Tot! Seine Seele stand schon vor einem anderen Richter. Seinen Leichnam ließ ich liegen. Die Geschichte ist aus.«

Eine lange Pause trat ein.

»Und deine Manekeye, dein Hund?« fragte dann Flederwisch, wohl nur, um etwas zu sagen, weil dieses Stillschweigen unerträglich wurde.

»Ich brachte sie bis nach Astrachan. Dort habe ich Sorge getragen, daß sie wohlbehalten in die Hände des Sultans von Maskat zurückgelangen. Ich war auch bereits gewarnt

... kurz, was sollte ich mit den Tieren, deren Heimat die Wüste ist? Es ist genug des Leides, das auf der Erde herrscht. Und der Sultan wird sich nicht schlecht freuen.«

Wieder eine lange Pause.

Turandots Lippen hatten schon längst in seltsamer Weise gezittert.

»Und – du hast – hast ... «

Mehr brachte sie nicht hervor, und mehr brauchte dieser Gedankenleser auch nicht zu hören.

»Ja, ich habe sie gesehen, zwei lange Ketten. Bei seiner unfreiwilligen Flucht trug er nur diesen kurzen Schmuck in seiner Tasche mit sich.«

Nobody brachte eine kurze Kette zum Vorschein, aus vier menschlichen Augen bestehend, auf einer Goldschnur zusammengereiht.

Von Neugier getrieben, hatte Flederwisch schnell die Hand nach dem fürchterlichen Schmuck ausgestreckt, stutzte, zog sie wieder zurück, schämte sich seiner Schwäche, bezwang sich, nahm die Augen dem Freunde aus der Hand.

Seine sie haltenden Finger zitterten. Er mußte irgend etwas sagen.

»Hm! Merkwürdig. Wirklich wie Stein. Lauter blaue. Das müssen Kinderaugen gewesen sein. Meinst du nicht, Alfred? So ein Unhold! Na, dem und der ganzen Mörderbande hast du ja wieder einmal das Handwerk gelegt.«

Nobody antwortete nicht, er neigte sich vor, legte die Hände vors Gesicht, und unter leisem Schluchzen drangen zwischen seinen Fingern große Tropfen hervor.